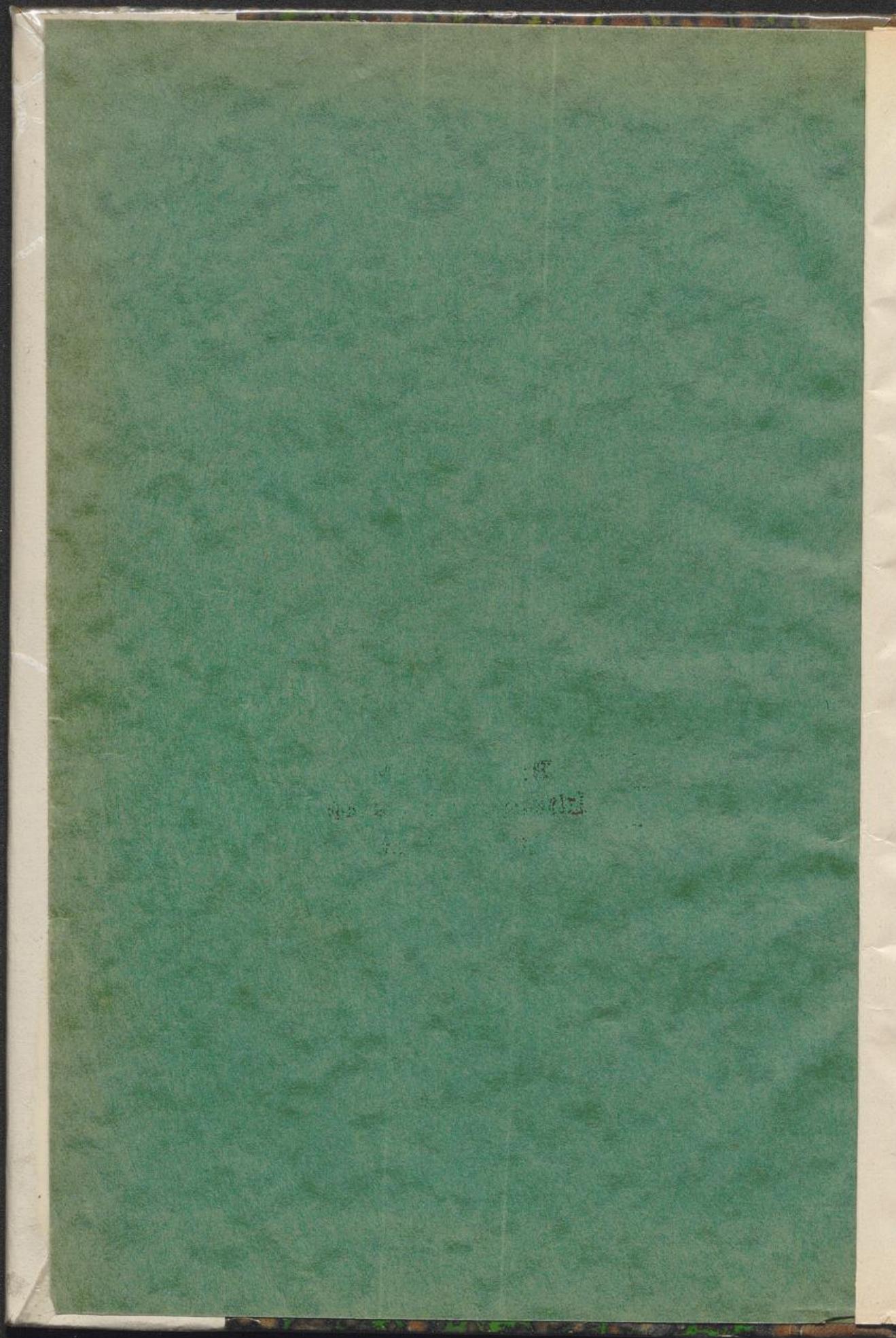


Vergißmeinnicht

1937

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81232](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-81232)

Ö
Morionamhüller. Vermischte Minnreiche
1022



Vergißmeinnicht

Mutterhaus-Archiv
der Missionsschwestern
vom kostbaren Blut

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
in Südafrika

fünfundfünfzigster Jahrgang

1937

Bibliothek
Missionskloster
Heilig Blut

Verlag der Mariannhiller Mission

1
2
3
4
5
6
7
8
9

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Allerseelen	213	Kreuz Erhöhung	249
Altes Osterlied	85	Karfreitag	65
Aschermittwoch	33		
Christus-König	281	Maria Lichtmeß	41
Das Paradies	218	Maria Heimsuchung	194
Die Blume fällt	347		
Dreikönigsfest	21	Pfingsten	130
Gelobt sei Jesus Christus	1	Weißer Sonntag	97
Heilige Fahrt	223	Weihnachtslied	354
Herz-Jesu-Fest	153	Wir harren des Herrn	348
		Zum Feste des kostbaren Blutes	185

Aussätze erbaulichen, belehrenden und erzählenden Inhaltes

„Auserwählt“ Roman	26, 58 93, 123	Erster C. A. U. Kongreß in Kimerberley	130
Aus einem Missionarsleben: † P. Apollinaris	104, 149, 171, 205, 230, 266, 301, 329	Erinnerung an einen alten Bruder	238
Auf Besuch bei unseren Missionaren	159, 233	Es gab Riesen auf Erden in jenen Lagen	270, 295
Brief aus der Mission	11	Fest des Namens Jesu	2
Bittbrief	110	Fest der Erscheinung des Herrn	
Besuch in Lourenzo Marques	120	Fest der Weltmission	2
Buben sind überall gleich	209	Fastenzeit	34
Bischofsweihe eines Mariannhüllers in der Tschechoslowakei	252	Früher und Jetzt	42
Bischofsweihe in Mariannhill	284	Fünfundvierzig Jahre Missionat in Afrika	146
Das Bettelkreuz	179, 211, 241, 274, 306	Früh vollendet † Br. Theophil	191
Der katholische Missionspriester	36		
Der katholische Hilfsmisionar	38	Geh' ein in die Freude deines Herrn	362
Der Wellblechwassertank	43	Grasring als Symbol der Volksverbundenheit	332
Der Tisch des Herrn	117	Heidnische Versöhnungsfeier	326
Der Weg ins Licht	156	Ins Heilige Land	23, 56, 82
Der geistige Horizont des Eingeborenen	199	Liturgie und Mission	90
Die Himmel rühmen	153	Luft und Leid eines Afrikamissionars	
Die Barmherzige des Dorfes	158	112, 140, 161, 194, 220, 261, 288, 319,	356
Das Hochfest der Mutter Gottes	211	Mariannhiller Rundfunk	9, 71, 188
Eine reife Frucht im Garten Gottes	9	Mariannhiller Missions-Rundfunk	350
Einweihung von St. Josef, Altdorf	16	Mariannhiller Volksbank	225
Eine Nacht in der Hängematte	51	Maria Sieben Schmerzen	250
Ein Tag im Klerikernoviziat in Reimlingen	77	Messe des Christkönigfestes	282

Mota Saheb	336	370	Wie lange noch müssen unsere Missionare die Heimat verlassen	236
„Mich erbarmt des Volkes.“	101		Wie die Allerseelenmission zu ihrem Namen kam	324
Osterpflicht im Heidenlande	75		Wert der hl. Messe	165
Rorate-Messe	349		Wütende Heidin	335
St. Matthäus am großen Fluß	364		Zum Heimgang eines Priesters und Missionars	4
Was unsere Missionare erzählen	258		Zahlenbilder des Apost. Vicariats	
Weltmissionssonntag	282		Umtata und Bulawayo	144
Was dem eucharistischen Heiland im Urwald passieren kann	137		Zum Feste der Apostelfürsten	154
Weißer Sonntag	98		Zum Feste des kostbaren Blutes	187
Wie ich mit 75 Jahren steile Hügel erklettere	55		Zwei neue Missionsbischöfe	188
			Züberlässigkeit des Schwarzen	364
			Zweikampf unterirdischer Geister	270
			Zur Vigil von Allerheiligen	314

Unsere Bilder

Auferstehung	69	Gingeborener erhält Diaconatsweihe	10
Abendmahlssaal: Äußeres	83	Gingeborenen-Kraal	61
Abendmahlssaal: Inneres	83	Gingeborene von Bulawayo	301
Altendorfer Missionsstudenten	86	Erstes hl. Meßopfer	321
Almabaca-Frauen	103	Ein Ausflug ins Gebirge Niedertal	369
Apollinaris P., mit Personal	104		
Auf dem Längsee	117	Firmung auf Missionsstation	36
Am Indischen Ozean	173	Fr. Dr. Krause	45, 46
Allerseelen	315	Frauen, eingeborene	76
Arbeit im Seminar St. Bonifatius	334	Feldereinfriedigung	101
Anna-Kloster in Umtata	184	Fronleichnamsaltar	137
Altendorf, Seminar	17, 18, 271	Fronleichnamsprozession in Würzburg	141
Afrikanische Landschaft	89	Felsparti in Süd-Rhodesia	239
Adventsleuchter	348	Fr. Dr. Hartegger in Südafrika	167
Afrikamissionar bei seinen Mitbrüdern in Reimlingen	357		
		Gwaii-Schulen, Bulawayo	29
Basuto-Gräber	112		
Beim Maisstampfen	100	Heiligstes Herz Jesu	175
Brüder-Postulanten in Reimlingen	108	Hochaltarbild im Seminar St. Bonifatius	8
Bischof Fleischer mit P. Raphael und eingeborenem Priester	13	Hauskapelle auf Riedegg	52
Blick auf den Indischen Ozean	148	Hochwst. P. Generalsuperior auf Visitation in Südafrika	352
Buntfenster im Pius-Seminar	22, 223,	Heilige Nacht!	355
Bischofsweihe in Leitmeritz	252, 253, 254, 255,		
Bischofsweihe in Mariannhill	297, 285,	Im Schmucke des Missionskreuzes	327
Bischof von Umtata mit Klerus	286,		
Bischof Dr. Ignatius bei den Kleriker-Novizen	287	Krippelein im Pius-Seminar	20
Br. Franziskus nimmt Abschied	288	Krippezene	21
Br. Wolfgang mit seinem 100jährigen Großvater	319	Kirche auf dem Berge Tabor	24
Christen aus Ewele, Süd-Afrika	366	Kleriker-Noviziat Reimlingen	49
Christkönigskirche in Süd-Afrika	166	Klosterkirche St. Georgen a. Längsee	53
Christ-König	189	Klosterpforte St. Georgen a. Längsee	80
Christliche Bulukinder in Südafrika	283	Klosterkreuzgang St. Georgen a. L.	119
Die hl. Dreifürsten	365	Kommt und lobet ohne End	138
Die ersten Absolventen aus St. Bonifatius	3	Kleriker bei Prozession	141
Der „Tafelberg“ bei Kapstadt	176	Kirche in Bulawayo	298
	358	Kleriker-holländische Kartoffel-Ladung von Schweizer Wohltätern	39
		Kapstadt	235, 237, 363
		Majehle, Station	151

n

l

r

p

n

o

n

s

-

Maria Lichtmeß	41	P. Kammerlechner in Bulawayo	259
Maria-Alma-Höhe	50	Patres, Lehrer und Schüler von Centocow	179
Mariannhiller Superiorinnenkonferenz	51	Priesterweihe in Würzburg	291
Maria-Stella, Missionstation	91	Priesterweihe eines Eingeborenen	133
Marienkinder, schwarze,	121	Pfingstbild	131
Mariannhill, Klosterkirche	143	Pfingsten	130
Maria Himmelfahrt	219	Popafälle des Okawango	54
Mariannhiller Priesterkandidaten	225	Rosenkranzandacht	293
Mariannhiller Neupriester segnet Gräber	312	Selig deren Hände und Füße müde werden	19
Mariannhiller Neupriester	320	Schweizer Missionsstudenten	324
Missionare von Bulawayo	303	Schmerzensmutter	251
Missionsstudeten v. St. Bonifatius	339	St. Patrik, Missionsstation	121
Missionskirche in Bulawayo	200	St. Petrus	163
Missionsglöcklein in Bulawayo	263	St. Paulus	165
Missionsstation in Bulawayo	267	St. Georgen am Längsee	232
Missionarswohnung in Bulawayo	268	St. Josef, Altendorf	86, 134
Missionsbrüder-Novizen St. Jo- seph, Reimlingen	275	Seminar St. Joseph, Reimlingen 17, 18, 27,	271
Mit dem Einbaum auf dem Sam- besi	245	Schwestern vom kostbaren Blut	135
Missionbrüder St. Joseph, Reim- lingen	75	Surrexit spes mea!	67
Missionar von St. Patrik	19	St. Jakob im Urwald	44, 86
Missionsarzt Dr. Krause	42	Ulmzinto, Missionsstation	147
Nazareth	57	U. L. Frau von Mainz	155
Neue Missionskirche	181	Und es wird ein Schwert deine Seele durchdringen	35
Ordensgemeide von St. Paul	307	Unsere Toten	316
O, Haupt voll Blut und Wunden	29	... wohl zu der heil'gen Nacht	361
P. Chprian Ballweg	5	Bauberer-Missionar	111
P. Ephrem Roth	7	Bulufinder	115
P. Fridolin Sudh	37	Bulufrau	118
P. Xaver Brunner	72	Zum Weihealtar in der Mission	221
P. Hilmar Salzberger	72	Zur Rorate-Messe	351
P. Benedikt und Br. Winstried	170		
P. General und Bischof Ignatius	259		

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der
MARIANNHILLER MISSION



Nummer 1

Januar 1937

55. Jahrgang

Gelobt sei Jesus Christus!

„Gelobt sei Jesus Christus!“
Das ist der schönste Gruß;
Wo den zwei Seelen sprechen,
Der Herr sie segnen muß.

Dein erster Gruß am Morgen,
Dein Abschied sei's zur Nacht;
Dann ist dein Tag gesegnet,
Dein Schlummer wohl bewacht.

Und sind auch trüb die Zeiten,
Der Gruß ist ein Gebet,
Der uns wie Engelschwingen
Mit Kraft und Trost umweht.

„Gelobt sei Jesus Christus!“
Sprich's oft in dieser Zeit,
Dann grüßt dich Christus wieder:
„In alle Ewigkeit.“

Wilhelm Kreiten, S. J.

n
l
r
i
n
-
o
n
s
-
3

Namen Jesu-Fest

„Ich will dich bekennen, o Herr, mein Gott, aus meinem ganzen Herzen und will in Ewigkeit Deinen Namen verherrlichen, denn Du, o Herr, bist gütig und milde und von großer Erbarmung gegen alle, die dich anrufen.“ Ps. 85 (Offertorium der Festmesse).

Jesus, mein Heiland und Erlöser, wie lieb und süß ist mir dein Name, der heute nochmals in meine Seele strahlt. Mahnt er mich ja an Dich, den besten Freund, und an all die Werke Deiner erbarmenden Güte . . . von der Krippe bis zum Kreuze! Vor Dir müssen schließlich alle sich beugen — im Himmel, auf Erden und unter der Erde!

Freiwillig und freudig bringe ich Dir heute mein Lob- und Dankopfer. Für Deinen Namen will ich eifern vor allen Menschen, den guten und den bösen. Auch Schmach will ich für Dich tragen, wenn nur Dein Name verherrlicht wird . . . Doch erzeige Dich mir hilfreich, wenn ich zu Dir rufe. Alle Völker, die immer Du gemacht hast, sollen kommen und vor Dir anbeten, o Herr, und Deinen Namen verherrlichen, denn groß bist Du und wirkst Wunderbares; Du bist Gott allein!“ Ps. 85 (Communio der Festmesse).

Das erfahre ich besonders in der hl. Kommunion, da ich ganz mit Dir vereinigt bin . . . O großer, wunderbarer, einziger Gott! Wer ist Dir gleich? . . . Stärke mich wie die Kranken, die Du in Deinem Namen geheilt hast, erleuchte mich wie die Blinden, denen in Deinem Namen das Licht aufgegangen ist . . . Recht viele Menschen, ja alle Völker, die doch Dir gehören, sollen kommen und dieselbe Kraft Deines mächtigen Erlöserarmes erfahren! Sie sollen mir helfen, Dich anzubeten, zu loben und zu preisen, in einem großen, millionenstimmigen Jubelchor!

In keinem andern Namen ist Heil: „Kein anderer Name ist den Menschen unter dem Himmel, das heißt hier, in diesem Träental, gegeben, durch den sie selig werden können. (Apostelgeschichte 4. 12).

In Jesus Namen allein ist das Heil!

— d —

Fest der Erscheinung des Herrn — Fest der Weltmission!

„Könige von Tharsis (von der Grenze der damals bekannten Welt) und Bewohner der fernen Inseln opfern Geschenke; Könige von Arabien und Saba (im Norden Arabiens) bringen Gaben herbei; anbeten werden ihn alle Könige der Erde, und alle Heidenvölker werden ihm dienen.“ Ps. 71 (Offertorium der Festmesse).

Christus, unser König! Könige huldigen ihm und Völker mit ihnen. Das Gold ihres Herzens, die Liebe, den Weihrauch echter Andacht, die bittere Myrrhe der Entzagung nehmen sie mit aus fernen Landen. Sie suchen ja den König der Herzen, der nicht mit Waffengewalt und Beamte sein Reich aufbaut, sondern auf die freie Hingabe seiner Geschöpfe. Und dieser erhabene König der Liebe kann kein anderer sein als der große Gott selbst, der sich zu uns herabgelassen hat, um als Menschenkind die



Gg. Throller

Die hl. drei Könige mit ihrem Stern

Sünden der Menschen zu tragen. Schwere Last, bitteres Leid von Bethlehem nach Golgotha!

Nehmen auch wir, wie die Weisen aus dem Orient, sinnreiche Gaben, und bringen wir sie unserem König, ist auch der Weg noch so weit! Vergessen wir dabei nicht das gläubige Vertrauen und den Opfergeist der hl. drei Könige, dann können wir ruhig neben und mit den hl. drei Königen das Christkind verehren. Sie waren die Erstlinge aus den Heidenvölkern, schließen wir uns ihnen an.

„Wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen mit Gaben, um den Herrn anzubeten“ (Matth. 2, 2 — Communio der Festmesse).

Ja, den Stern des Erlösers haben auch wir gesehen, das Zeichen des göttlichen Kindes! In früher Jugend, dem zaubervollen Orient des Lebens, hat er uns geleuchtet, wenn die fromme Mutter uns vom Christ-

kind erzählt hat; noch heller schien er im Flackern des ewigen Lichtes vor dem stillen Altar. Tief in die Seele hinein hat er uns gestrahlt, lockend und einladend, wenn Gottes Gnade uns gerufen hat . . . Wir sind seinen milden Reizen gefolgt und haben uns den drei Weisen gläubig angeschlossen . . . Von Westen und Osten, von Norden und Süden kommen sie von überall her und eilen zum hl. Gastmahl göttlicher Liebe . . . Und mit den Jahrhunderten kommen neue Millionen und Millionen, anzubeten und anbetend ihre Gaben zu widmen. Alle, alle müssen sie Jesu Wahrheit erkennen und vor dem armen Kind von Bethlehem ihre Knie beugen!

Christliche Seele, die du jetzt dem Erlöser sehnend dich nähst, wie wirst du dich freuen und von Wonne überschützen, weit auftun wird sich staunend dein Herz, wenn du einst in der Ewigkeit die Menschen groß und klein sich scharen siehst um deinen Heiland und Gott, der jetzt im Tabernakel nicht selten verlassen ist. Zahllos wie die Wasser des Meeres umgeben ihn dann die Geschlechter der Erde. Alles Edle, alle Heldenkraft und Edelgesinnung der ganzen Weltzeit ist bei ihnen . . . und welche Seligkeit, wenn sie vereint Gottes Lob singen und du jubelnd, anbetend mitsingen darfst! Dann ist der ewige Tag der himmlischen Kommunion angebrochen, für den alle Opfer der Erde uns vorbereiten müssen.

Eile freudig, mit voller Hingabe zum Christkind in der kleinen Brots- gestalt! Dann hast du hoffentlich auch Anteil an dem großen König im Jenseits, auf den die Völker seufzend harren. Suche ihn hier eifrig im Glauben, dort findest du ihn mit verklärten Augen schauend. — d —

Zum seligen Heimgang eines Priesters und Missionars

Am 26. Oktober früh morgens ging nach längerem Krankenlager, doch für alle, die ihn kannten und ihm nahegestanden, unerwartet der Rektor des Mariannhiller Missionspriesterseminars, Hochw. P. Cyprian Ballweg in die ewige Ruhe ein. In die Heimat, in alle Häuser der europäischen Provinz und nach Übersee brachte der Draht die überraschend schmerzliche Kunde. Mit P. Cyprian war ein edler Priester und überaus eifriger Missionar aus der irdischen Weinbergarbeit abgerufen worden, um den vom Herrn des Weinbergs selbst gebotenen Lohn — das ewige Leben — zu empfangen. Hochwürden P. Cyprian war kein Arbeiter, in elfter Stunde geworben; er war seit frühestem Morgenstunde freiwillig herbeigeeilt, um seine ganze Kraft der Jugend, von nun an bis an sein leider allzufrühes Ende, der heiligen Mission zu weihen. Nach dem Abschluß seiner Gymnasialstudien durch ein vorzügliches Abiturium, verließ er sein geliebtes Badener Heimatland und eilte nach Mariannhill, der kräftig aufblühenden Gründung des Abtes Franz Pfanner, den er noch kennen lernte. Von dessen einzigartiger Persönlichkeit ging dessen unermüdlicher Schaffenseifer auf ihn über. Im rastlosen Bemühen um die religiös-sittliche Entwicklung der in alle Laster versunkenen Heidenwelt, schonte er sich nie, obwohl er keinen so robusten gesunden Körper hatte,

wie sein großes Vorbild. Schweigend und ohne Aufmerksamkeit zu erregen, tat H. P. Cyprian seine Pflicht, äußerlich herb erscheinend, mit einem ganz großen, warmühlenden guten Herzen. Er war im vollen Sinne ein wahrhaft guter Mensch. Ein guter Mensch, der Güte ausstrahlt und

andere gut zu machen versteht. Während zweihundzwanzig langer Jahre wirkte er überaus segensreich in der Mariannhilller südafrikanischen Mission. Priester seit 1905, fand er sofort die heißersehnte Verwendung in der Seelsorge unter den Eingeborenen. Auf mehreren Missionsposten war er Oberer, war aber dann 16 Jahre lang Rektor der Hauptmission Mariannhill, die noch 20 Außenstationen umfaßte. Seine Güte, Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe gegen Eingeborene und Weiße war bekannt wie sein unermüdlicher Eifer in Erfüllung seiner außerordentlichen, weitverzweigten Aufgaben und Pflichten.

Er war mit dem Missionswerk völlig verwurzelt, so daß er sich mit schwerem Herzen davon losriß, als ihn seine höheren Obern zu dem wichtigen und schweren Posten eines Regens des in Würzburg neuerrichteten Missionspriesterseminars beriefen im Oktober 1928. Diesem, für den gesamten Nachwuchs der Missionskräfte, überaus wichtigen Institute, hat er leider nur acht Jahre vorstehen dürfen, aber seine stille, unermüdliche, unverdrossene, wahrhaft asketische Arbeit war überaus segensreich. Unter seiner sorgenden, väterlich-führenden Leitung sind eine stattliche Zahl missionsbegeisterter Priester der Genossenschaft und der Mission zum Segen gegeben worden. Mit dem Erblühen des Seminars hat auch die Kongregation eine Hochblüte erfahren, die mit Gottes Hilfe und dem fürbittenden Gebet des verehrten Rektors, die Nöten und Stürme der Zeit überdauern wird. Im selben Monat, da P. Cyprian sein Amt angetreten, hat ihn der Herr über Leben und Tod abberufen von seinem nicht leichten, ja sehr oft dornenvollen und steinigen Ackerfelde, heimgerufen von der den schwachen Körper immer mehr ermüdenden Arbeit. Groß und stark aber war die Seele, die sich in alles fügte, wie Gott es schicken mochte.

In der Nacht nach dem Christkönigsfeste, dessen Feierklänge er noch von seinem Krankenlager aus gelauscht, wohlversehen mit den Tröstungen der heiligen Religion, liebend betreut von den Patres und Brüdern, die ihn gepflegt, schlief er sanft und ohne Kampf hinüber. Er, der so



† Hochw. P. Cyprian Ballweg CMM. aufgebahrt vor seiner letzten Fahrt

Photo: Piusseminar Würzburg

oft mit vorbildlicher Andacht gebetet hat: „Introibo ad altare Dei . . . Ich will hintreten zum Altar Gottes“, konnte ruhig, vertrauenvoll hintreten vor den Richtersuhl Gottes und sagen: „Herr, mein Gott, in der Einfalt meines Herzens bringe ich dir freudig alles zum Opfer dar. Ich sehe auch dein Volk, das sich eingefunden hat mit übergroßer Freude.“ (Par. 29. 17—18). Wie könnte es auch anders sein, wenn ein Priester und Missionar heimgeht. Alles hat er einst und bis zuletzt freudig seinem Herrn und Meister dargebracht, und all die Seelen geretteter Heiden scharen sich um ihn, alle Kindlein, die er getauft und die in der Taufunschuld ihren Flug in die seligen Gefilde nahmen, all die aus traurigstem Irrwahn zum wahren Gott bekehrten Seelen, denen der Missionar Führer zu Gott und Retter vor ihrem Hinscheiden gewesen. Welch ein Trost aber auch für einen Priester, Ordensmann und Missionar beim Scheiden. Wieviel Opfer der hl. Messen, hl. Kommunionen, Gebete seiner Mitbrüder, Freunde, Schüler und Eingeborener begleiten ihn in die Ewigkeit.

Des hochangesehenen und allbeliebten Pater Cyprians Tod hat dem Institute zahlreiche Beweise aufrichtigen Beileides gebracht. Zur feierlichen Beisezung hatten sich viele Priester und Ordensleute eingefunden: der Generalvikar der Diözese in Abwesenheit Sr. Erzellenz des Bischofs, geistliche Würdenträger des Domkapitels und von der theologischen Fakultät und Ordenskonventen, Alumnen des Mariannhiller Priesterseminars, seine Mitbrüder, Alumnen des Klerikalseminars der Diözese. Eine große Schar Landsleute war erschienen, um ihrem verdienten und geschätzten Landsmann das letzte Geleit zu geben, sowie die Vertretung der katholischen Kirchengemeinde und viele andere. Die zahlreiche Beteiligung von Seiten der hochw. Geistlichkeit und des Laienstandes, die vielen Kranz- und Blumenspenden, die vielen Beileidskundgebungen waren ein Trost für die trauernde Ordensgemeinde und Kongregation und milderte die Trauer der Seinen, seiner Pflegebefohlenen und Mitbrüder. Der größte Trost aber ist die Gewissheit, er hat nicht umsonst gearbeitet: Selig die im Herrn sterben, sie ruhen aus von ihren Mühen, Leiden, Sorgen, ihre Werke aber folgen ihnen nach.

Dem jungen Nachwuchs aber und auch für die priesterlichen Mitbrüder, für alle Ordensmitglieder und jeden Christen überhaupt, mag zu diesem herben Verluste der Mission gelten, was der Hochwürdigste Herr P. General den Alumnen des Mariannhiller Priesterseminars in seinem Beileidsschreiben ausdrückte: Mögen alle aus Ihnen ihm nachahmen in seiner Frömmigkeit und priesterlichen Tugenden! Seine Arbeitsamkeit sei Ihnen ein Ansporn zu ähnlicher unverdrossener und beharrlicher Arbeit im Dienste unseres Herrn!

— d —

„Wenn die Nächstenliebe das Erkennungszeichen des wahren Christen ist, können wir überhaupt eine größere, tiefere Nächstenliebe an den Tag legen, . . . als gerade dadurch, daß wir die Mitmenschen aus der Finsternis des Heidentums zu Christus führen?“

(Papst Pius XI.)

Eine reife Frucht in Gottes Garten

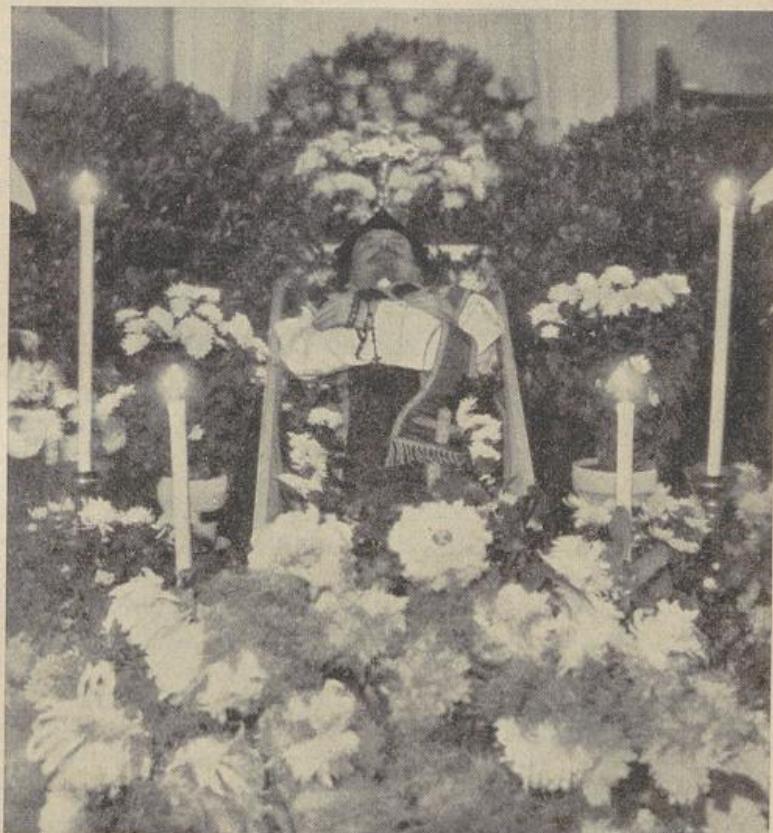
Hochw. P. Ephrem Roth CMM. †

Von P. Otto Heberling CMM.

Am 28. Oktober 1936 morgens 2 Uhr fand im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Schwaben) ein edles, heiligmäßiges Priesterleben seinen Abschluß. Christus, der himmlische Gärtner, holte seinen getreuen Diener, den hochw. P. Ephrem Roth CMM., der zur schönsten Edelfrucht herangereift war, zu sich in die Seligkeit des Paradieses. Zum erstenmal seit der Gründung des Missionshauses St. Joseph standen seine Bewohner an der Bahre eines lieben Mitbruders. Friedlich lag der Tote da. Nicht wie ein Mensch ohne Lebensodem, sondern wie ein glückselig schlummernsdes Kind. Himmelsverklärung spiegelte sich auf seinem Amtsz wider. Heiligmäßig hat der gute P. Ephrem gelebt. Mit Christus vereint ist er selig gestorben. Alle, die ihn kannten, werden mehr zu ihm, als für ihn beten.

Der Dahingeschiedene war ein Sohn des schönen Badnerlandes. Am 10. Tage des lieblichen Mai-Monats des Jahres 1861 hatte er zu Pföhren bei Donaueschingen das Licht der Welt erblickt. Still und bescheiden verlebte er seine Jugendjahre. Einfachheit, Arbeitsamkeit, Frömmigkeit und Opferfreudigkeit waren seine steilen Begleiter durchs Leben. Kein Wunder, daß es den stillen Menschen in die Einsamkeit des Trappistenklosters Olenberg zog. Dortselbst wollte er ein Leben des Gebetes und der Arbeit, ein Leben der Buße u. innigsten Gottvereinigung führen.

Und er hat dieses Leben für Gott und



Der im Herrn selig entschlafene hochw. P. Ephrem Roth im Sterbezimmer aufgebahrt

Photo: Br. Lothar Limbacher, Missionshaus St. Joseph Reimlingen



Hochaltargemälde in der Hauskapelle des Missionshauses St. Bonifatius, Schurgast
Photo: P. Gotthard, Schurgast

in Gott auch geführt vom ersten Tage seines Eintritts ins Kloster, am 6. August 1890 bis zum letzten Augenblick seines Lebens. Das hl. Ordenskleid erhielt er am 18. Oktober 1890. Seine ersten Gelübde hat der Verstorbene dann am 4. Dezember 1892 abgelegt. Am 10. Aug. 1898 war der stille und große Gottsucher zum Priester geweiht worden.

Im Jahre 1905 siedelte er nach Mariannhill über und wurde dort bald zum Novizenmeister der Kleriker und Brüder ernannt. Lange Jahre versah er auch gleichzeitig das Amt des Beichtvaters der Missionsschwestern vom kostbaren Blut, sowie der meisten Patres und Brüder vom Kloster Mariannhill. Kräftiger und durchdringender als das Wort

seines Mundes, war allezeit die Predigt seines immerwährenden guten Beispiels. Sein Arbeitseifer erlahmte nie, auch nicht unter der Gluthitze der afrikanischen Sonne. Seine Regeltreue war bewundernswert, seine Frömmigkeit vorbildlich für alle, seine Gefälligkeitsbereitschaft unerschöpflich. Als die Mariannhiller Missionskongregation anfing in Europa Missionshäuser zu gründen, wurde P. Ephrem im Jahre 1912 von den Obern wieder nach Europa gesandt. Mehrere Jahre wirkte er sehr segensreich in dem damals neugegründeten Missionshaus St. Paul als Superior und Novizenmeister. Seit dem Jahre 1926 war das Missionshaus St. Joseph in Reimlingen der Ort seiner Tätigkeit. Hier hatte er vor allem das Amt eines Spirituals zu versehen. Bis 14 Tage vor seinem Tode, da er bettlägerig wurde, walzte er immer noch seines hohen Amtes als Beichtvater, besonders auch für Priester. Nun ist sein Platz in der Hauskapelle des Missionshauses St. Joseph, auf dem er in den letzten

Jahren fast zu jeder Stunde des Tages anzutreffen war, leer. Dafür kniet der große Beter aber sicher im Himmel vor dem Throne des Allerhöchsten in tiefster Anbetung versunken und bittet für seine Mitbrüder, wie er es vor seinem Hinscheiden freudig versprochen hat. Dieser Gedanke tröstet uns recht wirksam und läßt uns hoffen, daß wir von dem Gebete des teuren Verstorbenen unterstützt so gut leben wie er, damit wir auch so friedlich wie er in das bessere, selige Jenseits hinüberschlummern und Gott schauen dürfen ewiglich.

Mariannhiller Missions - Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, CMM.

Die Missionsstation Centocow erhält ein großes Krankenhaus: Am Sonntag, den 30. August letzten Jahres wurde von Sr. Exzellenz, dem hochwst. H. Bischof A. Fleischer CMM. auf der Missionsstation Centocow der Grundstein zu einem großen Krankenhaus für die Eingeborenen gelegt. Zu der eindrucksvollen Feier waren nicht bloß große Scharen von Schwarzen aus nah und fern herbeigeeilt, sondern auch zahlreiche Weiße hatten sich eingefunden. Von letzteren sind vor allem zu nennen der Magistrat des Distriktes Buliver, Mr. Ahles, der Distriktsarzt Dr. Walker und Mr. Varteh, der Oberaufseher der Eingeborenengebiete des Distriktes Buliver. Der Magistrat hob in seiner Rede hervor, daß auch die Regierung den Bau des Krankenhauses sehr befürworte und gern einen Teil der Baukosten übernehme. Zum immerwährenden Gedächtnis an den im verflossenen Jahr verstorbenen Missionar von Centocow, den hochw. P. Apollinaris Schwamberger CMM., der viele Jahre mit allergrößtem Eifer und Erfolg für Gott und die Seelen auf der Station gearbeitet hat, bestimmte der hochwst. Herr Bischof von Mariannhill, daß das Krankenhaus, um den Verstorbenen zu ehren, unter den Schutz des hl. Apollinaris gestellt werde.

Erstkommunion in Centocow: Ein anderes schönes Fest konnte fast zu gleicher Zeit auf der Missionsstation Centocow gefeiert werden. 225 Eingeborene, Kinder und Erwachsene, durften zum erstenmal den Heiland in der hl. Kommunion empfangen. Es war ein schöner Anblick, als die 225 glücklichen Erstkommunikanten, fast alle in weißen Kleidern, in feierlicher Weise vom neuen Missionar der Station, dem hochw. Herrn P. Willibrord Binder CMM., in die schöne Missionskirche geleitet wurden. Am eindrucksvollsten aber war die Erstkommunion der 225 selber. Solche Augenblicke sind für den Missionar reichster Lohn für die vielen schweren Opfer, die er in seinem Beruf bringen muß.

Diakonats- und Priesterweihe auf der Missionsstation Mariathal: Der 15. Aug. 1936 wird für das Eingeborenen-Priester-Seminar bei der Missionsstation Mariathal immer ein denkwürdiger Tag bleiben. Se. Exzellenz der hochwst. Herr Bischof A. Fleischer CMM., weihte an diesem schönen Muttergottesfeste den ersten Diakon aus dem Eingeborenen-Priester-Seminar, den Fr. Malachias Mkhwane. Die große Missionskirche von Mariathal konnte kaum die Menge der Eingeborenen-Christen, die zu



Der Eingeborene, Fr. Malachias Mshwane, erhält
in der Missionskirche zu Mariathal die Diaconatsweihe

Photo: Mariannhiller Mission

dieser heiligen Handlung herbeigeeilt waren, fassen. Alle freuten sich, daß ein Angehöriger ihrer Rasse, ein Sohn ihrer Heimat, von Gott zu solch hoher Würde aussersehen wurde. — Mit Sehnsucht erwarten sie nun alle den Tag, an dem der Auserwählte des Herrn die hl. Priesterweihe erhalten soll. Diese wurde auf den 10. Dezember 1936 festgesetzt und muß jetzt, da dieses Bergizmeinnicht gelesen wird, schon stattgefunden haben. Vielleicht kann in der nächsten Nummer Näheres darüber berichtet werden.

Taufe in Mariathal: Am Samstag vor dem Christkönigsfest, am 24. Oktober 1936 wurden auf der Missionsstation Mariathal 46 Katechumenen getauft. Die glücklichen Gotteskinder durften am Christkönigsfest ihre erste hl. Kommunion empfangen. Wie wird Christus, der König des Himmels und der Erde, mit Freuden in ihre Herzen, noch mit der Taufunschuld geschmückt, Einzug gehalten haben! Neben großen Scharen von Christen der Missionsstation Mariathal waren auch nahezu 200 Heiden zu der Erstkommunionfeier erschienen. Beten wir für diese, damit auch sie bald in die Zahl der Katechumenen aufgenommen werden können.

Firmung auf den Außenstationen Mdumezulu und St. Magdalena: Auf den beiden Außenstationen der Missionspfarrei von Mariannhill, Mdumezulu und St. Magdalena, spendete der hochwst. Herr Bischof von Mariannhill unlängst einer ansehnlichen Zahl von Christen das hl. Sakrament der Firmung. Auf der Außenstation Mdumezulu salbte der Oberhirt 486 und in St. Magdalena 176 Neuchristen zu Glaubensstreitern. Möge der Hl. Geist die Firmlinge mit seiner Kraft und Stärke ausrüsten, damit sie sich als gute und treue Christkönigs-Soldaten bewähren.

Reichenau feiert sein 50jähriges Gründungsjubiläum. Zum 50. Male jährte sich im Oktober letzten Jahres der Tag, an dem unser hochseliger Vater, Abt Franz Pfanner, die schöne Missionsstation Reichenau am Polela-Flusse gründete. Dieses goldene Gründungsjubiläum wurde am Sonntag den 11. Oktober festlich begangen. Alle noch lebenden Missionare, Priester und Brüder, die auf der Station Reichenau schon gewirkt haben, wurden zur Feier eingeladen. Das Volk war auf das Fest durch eine Mission vorbereitet worden. Die Missionspredigten wurden von den hochw. Herren P. Maurus Kalus CMM. und P. Paulinus Müller CMM. gehalten. Der hochw. Herr Bischof Al. Fleischer von Mariannhill zelebrierte ein Pontifikalamt mit großer Assistenz. — Reichenau ist fürwahr geworden, was Abt Franz davon erhoffte: „Ein Hort der Gesittung und Christianisierung“, eine Hochburg und ein Ausgangspunkt katholischen Glaubenslebens und deutscher Kultur. Möge sie sich mit dem Segen Gottes weiterhin so gut entwickeln wie in den vergangenen 50 Jahren! —

Brief aus der Mission

„Allen lieben Freunden Gruß im Herrn! Endlich haben wir wieder Regen erhalten! Gott sei Dank! Es ist dieses Jahr ein sehr trockenes Wetter gewesen, so daß eine Ernte fast gar nicht zu erwarten ist. Die Leute essen halt ihren Mais einfach grün, so wie er am Stengel ist, was jedem zwar recht gut mundet, denn der grüne Mais ist für alle — Eingeborene und Europäer — ein Leckerbissen. Aber es wird dann so kommen, daß man eben keinen trockenen Mais erhalten wird, weil er nicht ausreifen kann, und weil die Leute infolge Hungers schon jetzt mit dem Grünen beginnen. Gestern war ich in St. Jakob, einer Außenstation tief drunter in den sogenannten Löchern, es war recht windig und kalt. Der Winter hat also bereits seine Herrschaft angetreten . . .

Nun will ich von einer Missionstour erzählen die ich vor etwa drei Wochen gemacht habe und die zwar äußerst anstrengend, aber doch recht lehrreich war. Ich hatte als Begleitung einen angehenden schwarzen Bruder, der von mir für diesen Beruf herangebildet wurde, und der nun auf unserer Station zuweilen das Amt eines Katecheten versieht. Er teilt so ziemlich alle Freuden und Leiden des Missionslebens mit uns. Ich wollte also mal nach St. Bernhard, einer recht einsamen Hauptstation, ganz in den Bergen vergraben, um mit den dortigen Mitbrüdern dringende Angelegenheiten zum Wohl und Nutzen unserer lieben Schwarzen zu besprechen. Einfach weg aus der Welt liegt dieses St. Bernhard, geschaffen für ein Eiteau (die Wiege des Bisterzienserordens). Diese Missionsstation hat zwar sehr viel Land, aber trotzdem ist sie arm wie eine Kirchenmaus, weil sie eben kein Personal hat, dieses einsame Fleckchen Erde zu bebauen. Zudem liegt St. Bernhard entsetzlich weit weg von der Bahn, und somit ist der Transport unserer Produkte, die der Landwirtschaft entsprechen, sehr erschwert. Mein Katechet hatte immer eine Einwendung, wenn ich sagte: „Pius, wir gehen doch mal über die Berge und besuchen Pater Odo und Bruder Liborius samt den übrigen Mitbrüdern der dortigen Station.“ — „Ach“, sagte er, „Baba“ — so reden die Schwarzen uns Patres an — „du hast keine Ahnung, wie steil es

da in die Flüsse hinabgeht, ich sage dir, Baba, du kannst unmöglich den Bergabhang hinunterkommen, kein Gaul kann da stehen, und kein Mensch kann da hinunterklettern!" — „Ach was, wir versuchen's mal", sagte ich.

So ging es Montag früh hier weg. Es war ein herrlicher Tag, nicht gerade zu warm, kurz nach Ostern, wo der Herbst so leise ins Land zu rutschen beginnt. Wir ritten flott und munter in die etwas kühle Morgenluft hinein. Es war einfach herrlich. Bis um 10 Uhr waren wir schon in Sicht des großen Flusses Lmkomazi, der uns noch schöne Schwierigkeiten bieten sollte. Wir ritten zu einem katholischen befreundeten Indianer, der mich für ein Stündchen zu Gast haben wollte, und mich, meine Gäule und auch den Pius gut versorgte mit Essen und Futter. So ging es um Viertel vor 11 Uhr weiter. Wir ritten zuerst an einer Schule unserer Nachbarstation St. Michael vorbei, die abgebrochen werden sollte, weil sie zu nahe an einer protestantischen Schule gelegen sei. Eine schöne, gut gebaute Außenschule. Von da kamen wir dann nach gutem Trab an die so gefürchteten Stellen, wo Pius gar nicht hin mochte. Aber es war zunächst doch nicht so schlimm. Freilich, ein Kinderspiel ist so ein Abstieg auch nicht. Gegen 1 Uhr waren wir schon drunter in den Löchern. Aber heiß war es da; recht afrikanisch warm. Ein Heide führte uns freundlich durch die engen Wege hindurch ins Dickicht der Urwälder, und so gelangten wir endlich pochenden Herzens an den Fluss. Nun, wie da hinüber? Ja, das war nicht so leicht, und wir hörten kaum einander infolge des Rauschens der Wellen, die sich über ein kolossales Geröll dahinschlügen. Ich mußte zuerst hinein ins unsichtbare Wasser. Ach, wie mir das Herz klopfte, und mir der Atem still stehen blieb. Immer wieder rief Pius: „Ei, Baba, du mußt nach oben reiten, schnell, schnell, sonst wirst du in die Tiefe gerissen! Jetzt mußt du nach hier kommen, immer mehr nach hier, und dann — ich hatte fast alles Gehör verloren — war ich am Ufer. Ich zitterte am ganzen Leibe. Aber es war geschehen; Gott sei Dank! Nun hieß es, den anderen Berg wieder zu erklimmen. Ach, die armen Gäule! Für die sollte es auch einen Himmel im Jenseits geben, die soviel leisten müssen in der Mission. Es ging bergan, immer weiter in die Höhe. Ein fast schweizerischer Berg lag da vor uns, der unbedingt erklimmen werden mußte. Wir waren um 1 Uhr 15 Minuten über den Lmkomazi gekommen, und nun sollten wir fast noch drei Stunden reiten bis nach St. Bernhard, das doch einfach direkt vor uns zu liegen schien. Wie stiegen die vier Höhen hinauf; einfach herrlich zum Anschauen! Wunderbare Ausschau auf Gottes Natur und Schönheit! Wirklich eine Pracht! Aber welche Leistung für die Tiere, die uns tragen mußten. Um 4 Uhr, nach so manchen Irrwegen und vielem Hin- und Herklettern per Gaul und zu Fuß, waren wir in St. Bernhard angelangt. Eine Oase des Friedens, ganz verbreckt hinter den Riesenbergen. Nichts stört die heilige Einsamkeit. Wir waren müde, sehr müde. Und erst die Pferde! Die Strecke von uns bis nach St. Bernhard ist gar nicht so weit. Aber der Weg, die Löcher, diese Berge, das macht einen kaputt. Wir blieben zwei Tage unter dem gastlichen Dach der Mitbrüder. Ich erledigte meine Angelegenheiten. Dann wollten wir über St. Michael wieder nach Sawoti zurück. Also eine ganz neue Tour; neues Land war zu durchstreifen.

Wir gingen am Mittwoch 10 Uhr wieder auf unsere Reittiere und ließen uns herab in die Löcher, die auf dieser Seite von St. Bernhard noch viel ärger waren als zuvor. Hätten wir es nur geahnt. Wir ritten



Se. Erzellenz, der hochw. H. Bischof Al. Fleischer CMM. und der
hochw. P. Raphael Böhmer CMM., Seminar-Regens, mit dem ersten
Priester (Malachias Mkhwane) aus dem Eingeborenen-Priesterseminar

Photo: Mariannhiller Mission

und ritten, gingen zu Fuß, kletterten steile Abhänge hinab, aber durch wunderbar romantische Gegenden. Ich glaube, die Wüstenwälder Alghypens hätten seinerzeit besser getan, sich am Fuße von St. Bernhard niederzulassen. Da hätte sie keiner gestört, außer so ein paar Riesen-schlangen oder schwarze, giftige Mambas, die in dortiger Gegend sehr häufig sein sollen, wie mir unser Bruder Al. sagt, der über 6 Jahre in St. Bernhard stationiert war.

Gegen 12,30 Uhr waren wir wieder am Lomkomazifluß, der nun wieder überschritten werden mußte. Aber, o weh, das war diesmal nicht so leicht. Sogar zweimal sollten wir das Pech haben, ihn durchschreiten zu müssen. Das erstmal ging es glimpflich ab. Aber das zweitemal war es einfach entsetzlich. Ich verlor alle Besinnung und lag bald im Wasser, da das Pferd auf den glatten Steinen ausrutschte. Doch nach dieser Todesgefahr — ich hatte schon vollkommene Reue erweckt — kam ich endlich glücklich ans Land, zog in einem heidnischen Kraal meine nassen Kleider aus, die im Wind bald zu trocknen begannen, und betete während dieser „Trockenheit“ mein Brevier, zwar nicht, um noch mehr des guten Naß meinem Körper zuzuführen, aber wohl, daß der Herr die Feuchtigkeit in die Felder der armen Leute leiten möge, die recht dürtig waren, aber gut. Wir hatten noch einen langen Weg vor uns. Wieder hieß es, lange Bergketten und Schluchten zu durchreisen, über felsige Straßen zu reiten. Die Buren hatten mal vor vielen Jahren dort in den Löchern Straßen gebaut, um im Flusstal Baumwolle zu pflanzen. Aber da aus dieser Geldquelle nichts wurde, blieben diese Geröllstraßen so in ihrem Zustand liegen, und heute dürfen sie die Patres zu Fuß oder zu Pferd benützen. Denn Sankt Michael hat in dieser Gegend sogar drei, wenn nicht vier Außenplätze mit furchtbaren Wegen, daß einem fast grauen muß, wenn man nur daran denkt, was diese Patres leisten müssen. Ich habe somit die Nachbarmission ganz durchritten und sehe, was andere tun müssen, was für Opfer diese zu bringen haben. Um sechs Uhr kam ich in St. Michael an, total fertig mit meiner Kraft, ebenso der brave Pius. Die Gäule mußten wir hinter uns herziehen, denn tragen konnten sie uns nicht mehr. Am folgenden Tag ging es per Bahn heim, wo wir mit einem lauten, herzlichen Willkommen empfangen wurden.

Gleich darauf erhielt ich einen andern Spazierritt in meiner eigenen Mission. Eine franke Frau, ein recht gutes Weib, lag im Sterben und verlangte nach dem Priester. Doch ich hoffte, der liebe Gott werde sie noch einige Tage erhalten, damit ich nicht gleich hin müßte. Was sich auch so fügte. Denn ich konnte selber nicht mehr, und noch weniger die Gäule. Der Weg zu dieser Kranken war ebenfalls sehr weit und ging durch Flüsse und sehr unwegsame Gegenden. Immerhin, wenn es auch oft schwer ist in der Mission, schön ist es doch wiederum, und man hilft so manchem Armen in die Baterarme Gottes.

Ich vergesse Euch nicht und grüße Euch in der Liebe Christi.

Euer treuer P. B.

Die Bekanntschaft mit den heidnischen Verhältnissen lehrt den unendlich wohltätigen Einfluß der kath. Religion auf allen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens erst recht verstehen und schätzen. Durch dies erkennen die Gläubigen den ganzen Wert und beglückenden Vorzug, katholische Christen zu sein. Auch der Eifer der Neubefehrten übt, mit der Gnade vereint, einen läuternden und belebenden Einfluß auf das persönliche Leben des Missionsarbeiters und Missionsfreundes aus.

Zeige uns dein Reich!

37.

In einer Zeit, wo Millionen die ewigen Wahrheiten aus dem Auge verlieren und ganze Völkerschaften vom Reiche Gottes abfallen, muß das Licht der Wirklichkeit umso klarer aufleuchten. Die Wirklichkeit der Wirklichkeiten aber ist und bleibt das **Gesamtreich Christi**!

Der universale Gottesgedanke von Christus, dem Mittelpunkt des Weltalls, dem Hauptie aller vernünftigen Wesen und König der Schöpfung!

Die göttliche Vorsehung hat diesen Gedanken durch die hl. Kirche und ihr Oberhaupt in den Vordergrund unseres Jahrhunderts gestellt. Die Wahrheit von Christus, von seinem Volke und Reiche soll mehr als je den Erdbewohnern zum Bewußtsein kommen. Nicht bloß die Katholiken und Christen, nein, jeder Mensch soll den Weltplan Gottes erfassen und vom Lichte des Reich-Christi-Gedankens geleitet werden!

Sobald der vernünftige, einigermaßen gutgewillte Mensch die Wahrheit und Lehre vom universalen Christkönigreiche für alle in sich aufnimmt und damit den Zusammenhang aller Dinge richtig erkennt, lebt er ganz neu auf. Erst jetzt wird ihm das Wesen der Religion überhaupt, der Sinn des Daseins und die Größe der Menschenwürde klar. Mit ganz anderen Augen sieht er die Kirche und ihre Einrichtungen, den Glauben und seine Kostbarkeit, die Tugend und ihre Schönheit im Lichtglanze des Reiches Christi!

Hätte dieses Licht den Russen, Mexikanern und Spaniern vorangeleuchtet, sie wären wahrlich unvergleichlich glücklichere Völker als heute! Würde dieses Licht in den Familien, Schulen, Universitäten und Parlamenten als Sonne der menschlichen Gesellschaft wirken, dann erlebte sie ihre schönste Blütezeit im Frieden des Reiches Christi!

Verbreite wenigstens die gesamte katholische Presse so viel sie nur immer kann das Fundament der Wahrheit, den Schlüssel zu allen Geheimnissen und die Lösung aller Fragen! Eine kleine Rubrik in jeder Nummer kann auf die Dauer großes pflanzen, pflegen und zur Reife bringen; denn wie das Böse, so entwickelt sich auch das Gute aus Zellen und Keimen und wohlgenährten Lebensadern. Es siege das wahre Leben in Christo und seinem Reiche!

Einweihung unseres neuen Missionsseminars in Altdorf (Schweiz)

Welch herrlicher Tag ist aufgegangen mit dem 3. November 1936. Der vorhergehende Abend hatte ihn noch nicht versprochen, auch der Morgen noch nicht. Doch einmal erwacht, setzte er sich mit Selbstgefühl festiglich durch. Fort mit Regen und Nebel, fort mit all dem, was sie bedeuten, fort mit Sorgen und Mühen und jeglicher Trübung des Lebens!

Als im Auftrag des hochwürdigsten Diözesanbischofs der bischöfliche Kommissar des Landes Uri mit seiner feierlichen Assistenz zur heiligen Weihe schritt, so umstanden in freudiger Erwartung ihn nicht nur die Mitglieder unseres Hauses, deren Zahl bereits 100 überstiegen, nicht nur die Reihen der vielen Gäste geistigen und weltlichen Standes, sondern auch in lichtvoller Verklärung und in entzückender Runde die Bergriesen und Firnen, die wahrhaft festiglich erstrahlten und zum Greifen nahe erschienen.

Bald erklang aus dem noch verschlossenen Heiligtum der Gesang der Allerheiligen-Litanei, welche himmlische Geister auch wir Außenstehende zum festlichen Jubel und immerwährender Hilfe anriefen. — Zum zweitenmal setzte sich dann der feierliche Zug von der alten St. Josefkapelle her in Bewegung nach feierlichen Anrufungen des Heiligen Geistes. Dieser Zug galt der Einweihung des ganz neuen Hauptbaues. Wie sich die Tore öffnete, strömte auch alles die granitenen Stufen empor zum festlich geschmückten Studiensaal, wo der Zelebrant in feierlicher Zeremonie Gottes Segensfülle ausgoß über alle Räume und Insassen. Wie die lichtvolle Weihrauchwolke möge sich diese ausbreiten und in ihrem Wohlgeruch an allen Wänden festhalten auf spätere Zeiten und Generationen!

Erst jetzt zog man ein in die neue Hauskapelle zum feierlichen Gottesdienst. Wie würdig und eindrucksvoll präsentierte sich dieser heilige Raum bei all seiner Einfachheit. Von der neuen Kunst hat er die Linien übernommen, von der alten aber die Salbung und Würde bewahrt. Nur zwei Farben beleben den Raum: ein festliches Gelb das Schiff und ein mystisches Blau den Chor. Würde und Wärme verleiht auch der rötliche Marmorboden, das Abbruchgeschenk aus einer vornehmen Villa in Zürich.

Den einzigen und würdigsten Schmuck bildet das Kreuz über dem Hochaltar; den holzgeschnitzten Christus-Körper in überlebensgroßem Ausmaße hatte soeben der Künstler und Konvertit Thomann aus Brienzi angebracht. Wie eindrucksvoll lässt sich hier das Kreuzesopfer unblutigerweise auf dem Altare erneuern! Der Festprediger wies dann hin auf die Bedeutung dieses Heiligtumes und Hauses, besonders für die Jugend, die sich hier auf den Dienst des Altares und die Verkündigung des Evangeliums vorbereitet.

Nach dem Verklingen der hl. Liturgie ging es wieder ins Haus hinein; wollte man doch alles jetzt nochmal besinnlich besehen. Wirklich, „Ein Haus voll Licht und Sonnenschein!“ konnte man ähnlich der auf der Wartburg eintretenden kleinen Elisabeth von Ungarn ausrufen. Voll Begeisterung verkündete auch ein geistlicher Herr: „Was habt ihr da doch für ein herrliches Haus, voll Licht und Luft, so massiv und einfach und ohne jegliche Spur von Luxus“.

Im großen Speisesaal versammelten sich zur gastlichen Runde die geistlichen und weltlichen Behörden in zahlreicher Vertretung. Auch die

Landesregierung von Uri fehlte nicht. Man wechselte Gruß, Rede und Gesang und freut sich eines frohen Beisammenseins. Auch war es jetzt, wo das Werk vollendet, wo die große Schar von Studenten und Brüderkandidaten aufmarschiert, nicht mehr schwer an den Bestand und an die Zukunft dieses Hauses zu glauben.

Weil man sich vom schönen Fest nicht trennen mochte, blieb man noch ziemlich lange gemütlich beisammen. Bald bewunderte man die wirklich herrliche Aussicht über den Talgrund bis zum See und hinein in die weißen Berge. Bald freute man sich über die Sonnenwärme, die hier sommerlich widerstrahlte, als wäre man jenseits von Eis und Schnee. Auch der Farbenschmuck der Fahnen und Wimpeln belebte die Festtagsstimmung, da das Weiß-Gelb päpstlicher Farben und Wahrzeichen einer päpstlichen Kongregation; das Schivarz-Gelb vertritt wuchtig das Land Uri, während vom Turm herunter das Weiß-Rot der Schweizer Fahne weht. Auch die gefreuzten Wimpel der Studenten, mit denen sie kurz zuvor beim Katholikentag zum erstenmal — fünf Fähnlein hoch, flott und stramm aufmarschiert waren, gab der Vorhalle mit ihrem Pflanzen- und Blumenschmuck ein festliches Gepräge.

Allmählich werfen die noch sonnebeleuchteten Berge lange Schlagschatten ins Tal hinab — wie Fittiche, auf denen die Nacht herunterschwebt. Da versammeln wir uns nochmals um den Altar und Gottesthron,



Missionsseminar St. Josef im Lichte der Scheinwerfer
Photo: P. Wechtiger, Altdorf



Missionsseminar St. Josef, Altdorf, Kt. Uri

Photo: P. Bechtiger, Altdorf

um dem Allerhöchsten für diesen Gnadentag und allen Segen der ihm vorausgegangen, zu danken und um uns dem Schutze unseres großen Hauspatronen, dem heiligen Josef, aufs neue anzuempfehlen. Es ist bezeichnend, daß der Zug zur Weihe unseres Missionshauses vom kleinen alten Heiligtum des hl. Josef ausging . . . ein sichtbarer Hinweis, daß auch von dort aus die Pläne und Hilfe, das Werden und Entstehen dieses Institutes ausging, eben von dieser Stätte aus, wo der hl. Josef schon seit Jahrhunderten eine besondere Verehrung gefunden hatte.

Als dann die Nacht wirklich kam, strahlte St. Josef nochmals auf in der Lichtfülle mehrerer Scheinwerfer, die freundlichst zu diesem Zwecke dem Missionshaus überlassen wurden. Es war so recht der Widerschein des eigenen Lichtes, in dem die Wasserkraft der alten Mühle jetzt am laufenden Band 100 Kilowatt erzeugt für Licht und Wärme. Auf dem Turme strahlte im weißen Neonlicht das fast 4 Meter hohe Kreuz auf, das Zeichen der Welterlösung und Weltmission. Es möge dieses Zeichen ins dunkle Tal wie in die lichten Berge hineinleuchten als Zeichen des Mutes und Gottvertrauens in unserer dunklen und unsicheren Zeit.

Auch ein Leuchten des Dankes soll es sein für die vielen helfenden und spendenden Hände zum Aufbau. Keine große Stiftung, kein Vermächtnis eines guten Erbbonkels oder einer frommen Jungfrau hat dieses Haus aufgebaut, sondern die größeren und kleineren Gaben der vielen, auch der Kleinen und Armen. Wie viele kleine Wasseradern und Bächlein sind diese Gaben hier zusammengeflossen, um zum Segensstrom zu werden für die Geber selber.

Zum Abschluß noch ein eingetroffenes Wort von hoher kirchlicher Seite, daß dieser Weihetag von St. Josef in Altdorf ein Markstein bedeute für das ganze Missionswerk in unserer Heimat. — Daz̄ es sich also entfalte unter dem Segensschutz des heiligen Josef, dieses Schutzherrn der ganzen Kirche, entfalte auch zum Wohl und Nutzen des Vaterlandes wie zur Mehrung des Gottesreiches auf Erden! — pmb —

Selig, deren Hände und Füße müde werden im Dienste des Herrn

Von P. Joseph Kammerlechner, CMM.

Habe da einmal vor mehreren Monaten ein Brieflein bekommen aus der bayrischen Heimat und im Brieflein lag auch ein Andachtsbildchen mit der Aufschrift: Selig deren Hände und Füße müde werden im Dienste des Herrn. Ich habe es damals gelesen und habe mir nur gedacht: Eine schöne Seligpreisung, die so gut paßt für den Missionar. Denn wer wird öfter müde im Dienste des Herrn als er; er, der Kilometer um Kilometer, fast scheinen die Kilometer ohne Ende, zurücklegen muß, um zu seinen Schäflein zu gelangen. Ich habe dann das Bildchen auf die Seite gelegt und habe gar nicht im entferntesten daran gedacht, welchen Dienst mir die gute Seele mit diesem Bildchen erweisen sollte. Das Bildchen kann ich gar nicht mehr finden, aber dessen Aufschrift hat sich unvermerkt in mein Gedächtnis eingeschrieben und diese Seligpreisung ist nun schon so oft mein „Kleines Geheimnis“ geworden auf meinen Missionstouren. (Kleines Geheimnis, von P. Cassian Karg O. M. Cap.)

Da mir der neue Kaplan noch nicht viel helfen kann in der Missionsarbeit, so ist der Pfarrer von St. Patrick fast ständig auf seinem Stahlross; denn die Zeit vor der Regenzeit muß noch gut ausgenützt werden, da es in der Regenzeit nicht ratsam wäre, auf rhodesianischen Hauptstraßen ein motorbetriebenes Stahlross zu reiten. Bin also da neulich wieder in der Gwaii gewesen, so ungefähr 100 Kilometer von hier. Es ging, wie gewöhnlich, ja alles gut, aber auf einmal streikte der Gaul. Leer ging der Motor, aber sobald ich einen Gang, selbst den kleinsten, einschaltete, versagte der Gaul. Er hatte nicht mehr die geringste Kraft. Also was tun? So mußten wir die Rollen wieder einmal tauschen und



Missionspersonal von St. Patrick unter ihren Lieblingen
Photo: Mariannhiller Mission

ich mußte den Gaul samt der schweren Last schieben. Zum Glück war der Store (Kaufladen) nicht mehr weit weg. Aber auch nur eine halbe Stunde in afrikanischer Mittagshitze ein schwerbeladenes Motorrad schieben, ist keine Kleinigkeit und gar bald floß der Schweiß in Strömen und müde war er, der Pfarrer, müde, ja totmüde. Aber da auf einmal funktionierte das kleine Geheimnis des Andachtsbildchens: Selig, deren Hände und Füße müde werden im Dienste des Herrn. Ja, ich war nun sicher müde im Dienste des Herrn, war ich doch auf Seelenfang aus, hatte gerade in der Schule, von der ich kam, 10 Schul Kinder getauft und wollte auch in der nächsten Schule, zu der ich eben auf dem Wege war, eine ähnliche Zahl Schul Kinder taufen. Müde im Dienste des Herrn, wahrhaftig totmüde, denn meine Füße wollten mich fast nicht mehr tragen und meine Arme waren zu müde, um das Motorrad zu führen.

Aber es war alles im Dienste des Herrn, also selig . . . und nicht ungeduldig werden oder gar murren, sondern ein Lächeln auf das Antlitz zwingen, wenn es auch vor Müdigkeit fast mißlingt. Und jetzt funktioniert das kleine Geheimnis großartig.

Wenn ich heimkomme von den weiten Missionstouren und müde ein wenig ausruhen will, mißlingt dieses Ausruhen fast regelmäßig. Denn kaum hat eines gesehen, daß der Pfarrer wieder daheim ist, da klopft es und klopft es; denn jetzt kann man ihn ja wieder haben und wer weiß, wie bald er wieder davonfliegt auf seinem „fliegenden Holländer“. Ja, da funktioniert das kleine Geheimnis wieder, damit man da die Geduld bewahren kann und niemand mürrisch abweist, weil man ja so müde ist. Aber müde im Dienste des Herrn ist man ja, also mit aller Ruhe die großen und kleinen Sorgen wenigstens angehört, wenn man sie dann auch schließlich auf Morgen vertröstet, bis man sich wieder ein wenig ausgeruht hat; ja, selig deren Hände und Füße müde werden im Dienste des Herrn. Und wenn man doch selig zu preisen ist, dann darf man nicht ungeduldig



Krippelein vor dem Hochaltar des Mariannhiller Piusseminars
Photo: P. Bertram Sirch, Würzburg



Krippenszene: Die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande

Photo: S. A. Kirsch, Berlin-Mariendorf

Dreikönigssfest

Mit hellem Glanze strahlt ein Stern
Am klaren Himmelsbogen;
Da kommt vom Morgenlande fern
Ein stolzer Zug gezogen:

Drei Könige die Straße zieh'n
Mit Rossen und Kamelen; —
Die Schultern schmückt der Hermelin,
Gestein und Gold nicht fehlen.

Am Himmel forscht der Kön'ge
Blick,
Mit sich'rem Fuß zu reisen.
Es kündet ja ein froh Geschick
Der Stern den frommen Weisen.

Vom Schoß der Mutter lacht ein Kind
Den Kommenden entgegen.
Es sinken auf das Knie geschwind
Die Weisen, flehen Segen.

Und Gold und Weihrauch reicht die Hand
Dem Kinde dar als Gabe;
Auch bitt're Myrrhe reichlich fand
Der holde Himmelsknabe.

Anbetend vor dem Kinde knien
Noch lang die frommen Weisen,
Bis sie — ein Engel heißt sie
zieh'n —
Zurück zur Heimat reisen.

J. M.



Der Kirchenchor des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen, auf dem „Schöneberg“ bei Ellwangen
Photo: Missionshaus St. Joseph, Reimlingen

werden, sondern man muß immer fröhlich sein, wenn einem auch manchmal noch so elend zu Mute ist.

Bin da neulich nach dem Goldbergwerk „Bush Tick“ gefahren, um nach meinen schwarzen Schäflein zu sehen (schwarz natürlich nur nach außen, nicht im Herzen). Ich hätte da eigentlich nicht müde werden sollen; denn das Bergwerk ist ja nur so 50 Kilometer weit von Bulaivaho entfernt und die Straße ist gut. Aber so ungefähr halbwegs ist es passiert, keine Luft mehr im Hinterrad, ein großer Nagel steckt darin. Besser ist ein großes Loch, das findet man leichter als ein kleines. Aber es ist gerade so zwischen 12 und 1 Uhr und von einem Schatten weit und breit keine

Spur. Das treibt den Schweiß beim Flicken bald aus allen Poren und man wird müde. Doch die Hauptfache ist, der Schlauch wird wieder dicht und es geht wieder weiter. Aber ich weiß es nicht, was das ist, ich habe so ein Gefühl, als ob etwas nicht in Ordnung wäre, kann aber nichts entdecken. Schon bin ich bald dort, nur noch ein paar Kilometer, da kommt die Lösung meiner Ahnung: Ein Knall und der Schlauch platzt. Wir haben, so scheint es, bei unserem Flicken — es hat mir nämlich ein Eingeborener dabei geholfen — den Mantel nicht gut in das Rad gebracht und so kam das Unglück. Das gab aber jetzt ein Loch mehr als 10 cm lang und ich fand keinen Fleck, um das gut zu flicken. So mußten wir — wieder ein Eingeborener und ich — die Sache mit zwei kleineren Flecken dicht zu bekommen suchen. Aber leider hat das auch nicht lang gehalten; so mußte ich noch eine kurze Strecke schieben. Aber müde bin ich halt bei dieser ewigen Flickerei und Schieberei im afrikanischen Sonnenbrand auch wieder geworden. Selig, deren Hände und Füße müde werden im Dienst des Herrn. Das kleine Geheimnis funktionierte. Am andern

Tag meinte der Verwalter des Eingeborenen-Wohnviertels, als ich ihm meine interessante Tour schilderte und dabei sagte, es wäre doch zu komisch, wie es manchmal so einfach sein könnte und dann doch so kompliziert gehe: „Das ist ja noch gut, wenn sie überall eine komische Seite finden!“ Er hatte natürlich keine Ahnung von einem gewissen Andachtsbildchen, auf dem die Seligpreisung stand: Selig, deren Hände und Füße müde werden im Dienste des Herrn.

So hat diese einfache, schlichte Seele in der Heimat einem Afrika-Missionar mit ein paar Zeilen schon soviel Trost spenden dürfen und wie er hofft, noch oftmals spenden wird. Wir sehen daraus aber, daß es nicht viel Geld und nicht viel Weisheit braucht, um Gutes tun zu können und wie sich die Gnade Gottes oft der einfachsten Mittel bedient.

Ja, wie dankbar sind wohl alle Missionare für dieses Wort: Selig, deren Hände und Füße müde werden im Dienste des Herrn.

Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch, CMM.

(Fortszung)

Von der Elisäusquelle fuhren wir wieder zurück durch Jericho, durch eine sehr wüste Gegend hinunter zum Jordan, in die Nähe der Taufstelle Jesu. Wir rasteten eine zeitlang auf einer Siedlung nahe am Flusse, die den Franziskanern gehört und die, wie es scheint, ein Hospiz bauen wollen.

Bald ging es weiter zum Toten Meer. Der Weg war sehr schlecht, die Tiefebene öde, sandig und bald sah man nicht einmal eine Distel, kein Lebewesen, keinen Vogel, es war totes Land. Endlich hielt das Auto, wir waren am Toten Meer, am Sodoms- oder Salzmeer, oder wie es die Araber nennen: Bachr Lut, „Lots Meer“. Es ist 76 Kilometer lang und bis 17 Kilometer breit, und erreicht eine Tiefe von 399 Meter. Die Oberfläche des Meeres liegt 391 Meter unter dem Meeresspiegel. Es wurde berechnet, daß bei der großen Hitze die dort herrscht, täglich etwa 13,5 Millionen Tonnen Wasser verdunsten. Weil das Wasser sehr salzhaltig und somit sehr schwer ist, machten wir uns keine Sorgen, tüchtig herumzuschwimmen. Am Nordwestufer des Meeres befinden sich die Werke der „Palestine Potash Ltd.“ Es wohnen hier ca. 450 Personen, meistens Juden und Araber, die Beamten, Fachleute und Arbeiter sind. Große Mengen Salz, Kali, Brom und andere Mineralien werden hier gewonnen. Das spezifische Gewicht des Wassers ist 1,124.

Da es schon spät nachmittags war, verließen wir diesen traurigen Ort, der in uns eines der schrecklichsten Strafgerichte Gottes wachrief, das er einst vollzog an den so blühenden und reichlich gesegneten, aber undankbaren, sittenlosen und unbüßfertigen Städten Sodoma und Gomorrha.

Unvergeßlich bleibt mir auch der Besuch nach St. Johannes im Gebirge. Wir gingen nicht in das Dorf selbst, sondern zu der etwa zwanzig Minuten entfernten Ruine, Mar Sakaria; hier wohnte nämlich die heilige Elisabeth, als sie von der heiligen Jungfrau heimgesucht wurde, wie uns so schön im Evangelium des heiligen Lukas berichtet wird. Gleich am Abhange des kleinen Hügels ist eine schöne und starke Quelle „Ain Karem“, welche die Christen die „Quelle Unserer Lieben Frau“ nennen, weil hier



Kirche auf dem Berge Tabor
Photo: P. Florian, Köln

Maria gewiß oft Wasser holte, da keine andere in der Nähe ist. Auch wir tranken natürlich aus der Muttergottes-Quelle.

Im Kloster selbst kam uns ein Franziskanerpater freundlich entgegen und begleitete uns in die Kirche, resp. Kapelle, der Ort wo einst das Landhaus des Zacharias stand. Leider fehlt den Franziskanern das nötige Geld, um eine der Bedeutung des heiligen Ortes entsprechende Kirche zu bauen. Der so sehr verehrungswürdige Ort findet sich in einem Zustande gänzlicher Vernachlässigung und Verfalls. Nach meiner Ansicht sollte gerade dieser heiligen Stätte besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Sie ist ja der Schauplatz der rührendsten und erhabensten Zusammenkunft, die jemals stattgefunden hat. Elisabeth eilt Maria entgegen und begrüßt sie in aller Demut als die Mutter ihres Herrn, Johannes wird geheiligt durch die Gegenwart des Heilandes und Maria verkündet im Überströmen unaussprechlicher Freude in dem bewunderungswürdigsten Lobliede, das jemals zum Himmel aufgestiegen ist, die großen Dinge, die der Herr an ihr getan. „Magnificat anima mea Dominum et exultavit spiritus meus in Deo, salutari meo!“

Beim Abschied von diesem trauten Plätzchen stimmten auch wir, überwältigt von Wonne und Freude, diesen herrlichen Lobgesang an zum Preise und Dank des Allmächtigen und der Gottesmutter, für die große Gnade, die uns hier zuteil geworden war.

Abschied von Jerusalem

Schnell waren die sechs Tage herum, die wir in der hl. Stadt Jerusalem und an anderen Orten Palästinas zubrachten. Am Dienstag, 1. Oktober, morgens, nachdem wir noch die Gnade hatten, zu „Ecce Homo“ heilige Messe zu lesen und nochmals die Grabeskirche besuchten, verließ unsere kleine Pilgergruppe, bestehend aus 5 Mann, die heilige Gottes-

stadt. Unser Ziel war Galiläa, das Heimatland unseres Erlösers, der ja gerade hier an den uns bekannten Orten so große Wunder wirkte und soviel Gutes tat unter dem armen Volke. Wir hatten es aber besonders auf Nazareth, der Heimat der heiligen Familie abgesehen; dann wollten wir den Tabor besteigen und einen Ausflug machen zum See Genesareth. Von Jerusalem nach Nazareth sind 139,5 Kilometer. Nachdem wir von den Baromäerinnen im deutschen Hospiz, wo wir logierten, Abschied genommen hatten, ging es per Auto durch die Stadt bis zum Damaskusstor, von wo aus die Straße nach Norden führt, am St. Paulushospiz, am St. Stephanskloster der Dominikaner, an der englischen St. Georgskathedrale und der amerikanischen Kolonie vorbei. Bald sind wir auf dem Skopus-Hügel, auf dem einst Cestius Gallus und Titus ihre Lager aufgeschlagen hatten bei der Belagerung Jerusalems. Vom Skopus hat man eine sehr schöne Aussicht auf Jerusalem. Noch einmal einen wehmütigen Blick und bald waren die Mauern und Türme der heiligen Stadt unseren Augen entschwunden.

Eine halbe Meile von Jerusalem rechts von der Straße erhebt sich der „Bohnenhügel“, Tel el Ful, Das alte Gabaa, die Vaterstadt Sauls, wo jene Schandtat an dem Weibe eines Leviten aus Ephraim begangen wurde, die die Verstörung dieser Stadt und die fast gänzliche Ausrottung des Stammes Benjamin zur Folge hatte. Vom Orte selbst ist heute nur noch ein Haufen Steine, eine Säule und einige in den Felsen gehauene Treppen zu sehen. Auch liegt in der Nähe das Dörfchen Alnatha. Die Heimat des Propheten Jeremias. Heute wohnen dort nur noch etwa 40 Familien, meistens Mohammedaner. Die Weissagung des großen Propheten (Jer. XI.), ist auch hier in Erfüllung gegangen.

Bald kamen wir zu dem Dorfe El-Bire. Unser Führer machte uns sofort aufmerksam, daß es der Ort sei, wo die heilige Jungfrau und der heilige Joseph den Jesusknaben im Tempel wiederfanden. Wir konnten den Gelehrten nicht überzeugen, daß hier der Verlust zuerst bemerkt wurde. Wer übrigens schwach bewandert ist in der Bibel, muß mit der Tatsache rechnen, von den orientalischen Reiseführern oft gehörig hinter das Licht geführt zu werden, und muß natürlich noch für den aufgebundenen Bären zahlen. El-Bire ist das ehemalige Beeroth. Hier griff Judas der Makkabäer mit 800 Mann Barchides an, der mit einem Heere von 20 000 Mann in Beeroth stand. In dieser Schlacht starb Judas den Helden Tod.

Von El-Bire biegt der Weg nach rechts zu dem uralten Heiligtum Bethel, ursprünglich Luz, genannt „Mantelbaum“. Mit Bethel sind so manche biblische Tatsachen verbunden. Abraham hatte hier Gott einen Altar gebaut, der hier erschienen war und dieses Land seinen Nachkommen versprochen hatte. Dasselbst trennte er sich auch von Lot, wegen der bekannten Hirtenstreiterei.

An diesem Orte übernachtete Jakob als er vor seinem Bruder Esau floh und den Traum von der Himmelsleiter hatte. Er nahm den Stein, auf dem er geschlafen, errichtete einen Denkstein (Menhir), goß Öl darauf und nannte den Ort Bethel (Haus Gottes).

Auf seiner Rückkehr von Mesopotamien baute er Gott aus Dankbarkeit einen Altar. Der Herr segnete ihn und gab ihm den Namen Israel. Zu Bethel starb auch Debora, die Amme Rebekkas.

(Fortsetzung folgt)

„Auserwählt“

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm.
Nachdruck verboten! — Fortsetzung

Nach einer Weile rief der erregte Langenmaier zu den Umstehenden:

„Männer, der ist mehr als grad nur a Koopräter. Jetzt glaub i selbni, daß der a Bjöndener ist.“

„Und solchene Augen, was er auf anal hat,“ meinte sein Nachbar, der Fagerer, „die han i noo nie bei ein'm Menschen gsehgn. I moan, mit der Kapelln gibt's noo an Segn für Bärnmoos.“

„A Wallfahrt werd's allweil“, bestätigte der Lohner.

Und der Fagerer speulierte:

„Da braucht grad noo bei eahm was gsehgn, a so berühmt, wie mir Bärnmooser werden, dös haft noo net erlebt.“

„Tao, ja“, mengte sich der Alstragbauer vom Kramamer ins Gespräch, „dös ist gweichter Mann, iner Koopräter. Werd's sehn, was i enf sag: Der werd a großer Mann. Der hat an Segen, den spürt ma ganz inwendig.“

„Grad falt und warm ist's ma abaglaufen, wie er auf mei Broni zuganga ist,“ sprach der Langenmaier. „A Wunder wann mit dem Dirndl gischieht, alles könnts haben von mir und i woah net, wieviel als i hergib für die Kapelln.“

„Und i sag enf“, prophezeite der alte Kramamer, „es werd eppas gsehgn. I spür's inwendig, es werd eppas gsehgn.“

„Und nacha, wann mir a Wallfahrt san, Männer“, machte der Fagerer wieder Pläne, „da werds schaum, wie Bärnmoos wächst. Nacha san mir Bärnmooser anders berühmt.“

Ganz anders lispeisten die Frauen.

Buerst standen sie um die Broni herum und bestaunten in ihr das wunderbare Wesen. Die Hände hielten viele gefaltet, und manch einer rannen die Tränen über die Wangen.

Endlich flüsterte die Fagerin, als beende sie ein Gebet: „Gelobt sei Jesus Christus, und gwiß werd er helfen.“

Damit war der Bann gebrochen und fast im Chor fielen die anderen ein:

„In Ewigkeit, amen, und er wird helfen!“

„Habts eahm gsehn? Wie a heiliger Mann ist er dagstanden und hat ihr die Händ aufglegt. Broni, tua grad nur beten, werst sehgn, die Unfall bleibn aus.“

„Und grad zur Broni muah er gehn“, stimmte die Fagerin ein, „wo s' die Hinfallende hat und wo der heilige Valentin dafür hilft. I sag enf grad das oane: Dös hat iner hochwürdiger Herr schoo allsam im voraus gwißt. Drum hat er aa

gleich angshafft, daß die Kapelln dem heiligen Valentin gweicht werd. Der woah allsam im voraus.“

„Ja, i woah noo guat“, erinnerte sich die Bäuerin vom Lohner, „wie er noo kloan given ist. Da han i oft bei mir selbni dient: Der Kohler-Franz, der hat a bsonders Gschau. Und nacha, wie er ins Studi fort ist, da han i gwißt, dar hat a bsondere Gnad.“

„Und überhaupts, wie's kommen ist, daß der Kohler-Franz Geischtli worden ist. Wie sei Mutter auf d' Wallfahrt is auf Kirchental und der Bauer si bald derdös is allsam so sonderlich. Der muah a große Weih derwischeit haben.“

Plötzlich erinnerte sich wieder die Langenmaierin:

„Und wer beten kann der wird gsund! O mei, tean grad betn, daß der Segn net ausbleibt.“

„Der wird gsund, hat er gsagt ... der wird gsund!“ lief es die Dorfstraße hinauf und hinab, drang in jedes Haus, und drang zu den Mägden in Ställe und Kammern, ließ die Bürger und Geschäftleute aufhorchen, kam zu Grießenböck und seinem Anhang.

Bei den Bauern fand das Wort in dem ewigen Sehnen nach Verkündigung einen bereiteten Boden.

Grießenböck aber lachte mißtrauisch auf.

„Was wär nun das wieder?“ erboste er sich seiner Frau gegenüber. „Nun so will der gar ein Wundertäter sein?“

„Man sprach doch die ganze Zeit davon“, wagte sie ihren Gestrengen zu erinnern.

„Ach, was wird nicht alles gesprochen.“ Er gab durch eine abweisende Handbewegung seinem Mißtrauen Ausdruck. „So nun scheint er ja Ernst daraus zu machen! Will sich wohl Liebkind machen bei den Bauern. Vollstümlich werden! Und von uns nichts wissen wollen! Na, warten Sie, Herr Koopräter, ich will Sie ein wenig unter die Lupe nehmen! Ihren Oberen gegenüber! Die werden Ihnen die Gasse weisen, in die Sie hineingehören!“

Dies und noch mehr wurde Frau Grießenböck ins Gesicht geschrien, als sei sie der Koopräter, der von Politik und Parteien nichts wissen wollte. Sie hätte vieles widersprechen können. Aber immer, wie sonst auch, schwieg sie als fluge, berechnende Frau, vor dem Zorne ihres Mannes. gab ihm mit eifrigem Kopfnicken recht,



Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen
Photo: Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen

indem sie im geheimen eine Wallfahrt für Bärnmoos erwünschte. Und noch an diesem Abend bedachte sie alles, was sie für ihr Geschäft brauchen könnte, wenn es einmal so weit wäre.

— — — — —
Franz kam mit erregter Stirne zu seinem väterlichen Freund Birnbacher zurück.

Der Kooperator wußte, welche Aufruhrung nun im Dorfe herrschte; wie das Gerücht nach allen Windrichtungen hinzog und mit jedem Haus zu größerer Gestalt anwuchs; wie durch sein Wort seine erwünschte Kapelle zu einem segnenden Heiligtum erhöht wird.

Aber er wußte nicht, ob er recht getan hatte. Oder ob er sich nur von dem Überschwange eines augenblicklichen Hochemotionsleidens leiten ließ.

So trat er mit bangem Herzen vor Birnbacher hin und fragte ihn, nachdem er ihm sein Erlebnis erzählt hatte: „Hab ich recht getan?“

Birnbacher lächelte zurück. Ein Lachen, das sein Altherrengeicht in Güte und Liebe verklärte:

„Mich fragen Sie? Mich? Bauderer! Banger Mensch! Spüren Sie es denn nicht, wie's in Ihnen lebt? Wie es treibt! Glauben Sie, man kann so was sagen, wenn es der da droben nicht will? Glauben Sie, Sie könnten das sagen, wenn

es nicht gesagt werden muß. Es hat ein jedes Wort seine Stunde, Kooperator. Es verflingt einmal im Rauch wie ein leerer Hauch und ein andermal folgt ihm die Tat. Ich sehe sie kommen.“

„Und was jetzt, was weiter?“ stöhnte Franz auf. „Ich bin doch kein Heiliger! Kein Wunderläter! Was glauben denn die Menschen? Ich bin doch nur ein kleiner Kooperator.“

„Ja, einer, der das „Kind im Bauern“ in sich trägt. Ein Stück teuscher Erde unterm Priestergewand! Das verleiht Kraft, eine große Kraft. Das heißt, auseroren sein und sich führen. Nicht fragen, mein Lieber! Die Frage kann nur ans Hirn gerichtet sein, und das ist in diesem Falle dumum. Hinnehmen und sich führen lassen. Von Ihm sich führen lassen. Dann muß zur Stunde das rechte Wort und die rechte Tat kommen.“

Franz vergrub das Amtliß in seine Hände und schüttelte den Kopf, als wollte er eine ungeheure Last abwerfen.

„Und darüber werde ich einsam werden“, rief er aus seiner bedrängten Seele, „abgeschieden von allem Leben, aus dem ich kam.“

Birnbacher nahm seinem jungen Freunde die Hände vom Gesicht. Er behielt sie in den seinen und sah ihn mit tiefem Ernst an.

„Kooperator!“ rief er. Seine Stimme hatte einen dunklen, schiveren Klang.

„Wollen Sie sein, was dies Wort verlangt: ein Mitarbeiter Gottes?“

Ein Freudenstrahl flammte in Franzens Antlitz auf und jubelnd rief er die Antwort:

„Ja! Ich will!“

8. St. Valentin

Auf dem Brandlerberg, der über Bärnmoos seine grünen Almwiesen der Sonne entgegenbreitet, lebte zu dieser Zeit der Vinzenz Fischlberger. Als Einfiedler hauste er auf seinem Güll Stockreit.

Das war wie ein troziges Falken nest in den Berg hineingebaut. Seit Jahrhunderten schon thronte es wie eine kleine hölzerne Burg über Bärnmoos.

Von den Fischlbergern kam seit urdenklichen Zeiten einer nach dem andern zur Regentschaft über das kleine Fürstentum.

Keiner hatte es verändert: Wie es sich der erste Fischlberger um 1550 erbaut hatte, so übernahm es der jetzige: fünfzehn Tagbau Wiesen und Wald, fünf Stück Vieh im Stall.

Darin hing ein altes Kummel. Und der Dengelstock vor dem Haus war durch die jahrhundertlange Bearbeitung völlig verfloßt. Der Vinzenz ärgerte sich jedesmal, wenn er die Sense darauflegte. Aber er erneuerte ihn nicht.

Die Holzwände in den Stuben überzog eine kohlschwarze Rüschicht. Darunter spann sich das Gebälk von 1550. Die eichene Bank um den Ofen war einmal breiter. Viele, viele Fischlberger haben an ihr gearbeitet und geruht. Davon wurde sie schmäler. Aber sie blieb. Wenn nun der alte Vinzenz auf ihr saß und vor sich hinzinnerte, dann sah dies aus, als sei ein klobiger Ast aus der Eichenbank gewachsen.

In den Wänden der Stube hingen holzgeschnitzte Heiligenbilder. Derbe, einfältige Gesichter.

Über das Bauerntum der Bildschnitzer von Stockreit trieb in den hölzernen Figuren sein heimliches Wesen.

Bildschnitzer, das konnten die Fischlberger, seit man von ihnen wußte. Weit und breit war ihre Kunst berühmt.

In manch einer Wegkreuzung, zwischen zwei zerzausten Föhren, auf einem gesegneten Flecken Erde, aus dem der stumme Zwang zur Andacht atmete, an gefährdeten Plätzen, wo Steinlawinen oder Sturzbäche drohen, stehen die Zeichen der glaubensstarken, einfältigen Kunst der alten Stockreiter.

Der erste, der damit begann, hatte keinen Lehrmeister.

Er nahm eines Tages ein Stück Holz, ein scharfes Messer, einen Meißel und einen Hammer. Dann trieb er aus dem Scheit ein Jesusgesicht. Es glich dem seinen. Doch dies wußte er gar nicht. Er nahm andere Hölzer, schnitt Arme, Beine und Körper aus ihnen, schlug die Figur ans Kreuz, nahm es auf seine Schulter und zog in seine Berglandschaft hinein.

Ging immerzu. Schritt um Schritt. Er sah in seinen Boden und ward unbekümmert um diese Welt.

Plötzlich verhöffte er an einer Stelle: aus ihr strömte das Gewichtsein der Erde.

Er grub dort ein Loch für sein Kreuz, stellte es hinein und versicherte es mittantigen Steinen.

Es stand nun da, so selbstverständlich, als rage es an diesem einen Platz schon seit Jahrhunderten empor.

Der alte Fischlberger sah zu ihm auf, zog seinen Hut, bekreuzte sich, betete ein stilles Vaterunser, sprach amen zu seinem Werke und trollte wieder heimzu.

Seit diesem Tage gingen die Bärnmooser an dem Kreuz vorbei. Sie zogen ihre Hüte und neigten ihre Häupter. Doch hatte sich keiner gewundert, daß da der Heiland errichtet wurde.

Dieser erste Bildschnitzer auf Stockreit lehrte seine Kunst seinem Sohn. Er ließ ihn bei der Arbeit zusehen. Jahr ein, Jahr aus saß der Junge dem Alten gegenüber und sah mit stummen Blicken auf dessen Hände. Sah, wie er das Messer ansetzte und den Meißel führte; sah einen Heiligen nach dem anderen aus den Händen seines Vaters wachsen.

Und mit sechzehn Jahren nahm er dann selbst das Werkzeug zur Hand und ahmte dem Vater nach. Als dessen Hände zitterig wurden, war der Junge der neue Meister. So ging es fort durch sieben Väter, und es schnitzte der Siebente nicht anders als der Erste.

Ihre Kunst war den Stockreitern das Leben. Still floß es dahin. Ein glimmendes Feuer, das kein Sturm entfachte. Wie die rote Holzglut die unter der Asche des offenen Herdes nie erlosch.

Die Stockreiter konnten einsam bleiben. Sie sahen erhöht über der Niederung der Menschen auf ihrem hölzernen Bergnest. Darin sammelten die Jahrhunderte so viel tiefverschlossenes, inwendiges Leben, daß man nie zu einem Ende gekommen wäre, die heimlichen Schätze an Weisheit und Wissen zu heben.

Alle Stockreiter waren große, einsame Schweiger. Sie sprachen nur durch das Holz. Daraus schnitzten sie ihr Wesen.

Der jetzige Vinzenz Fischlberger konnte nicht anders sein als seine Vorfahren.



Die Schule wird gedeckt (Gwaii-Schule Bulawayo)
Photo: Mariannhiller Mission

Bis zu dem Sonntage, der der Verkündigung des Kooperators folgte.

An diesem Tage gebot ihm die Zeit, zu sprechen.

Sein Nachbar, der Alstragbauer von Lugauf hockte an den Sonntagen gerne in der Stube des Bildschnitzers.

Drum trotzte er auch an diesem mit langsamem Schritten und qualmender Pfeife auf Stockreiter zu. Er hatte eine gute Wegstunde dorthin.

Ohne anzuholpen trat er in die Stube ein. Er brummte „Grüß Good!“ und setzte sich auf die Ofenbank. Er saß da, stumm und unbeweglich. Nur unter den buschigen Brauen leuchtete das Feuer des Lebens.

Der Stockreiter sah von seiner Arbeit gar nicht auf. Er wußte, daß der Eintretende der Lugauf war. Er wiederholte seinen Gruß und schnitt gelassen weiter.

So konnten die beiden Alten stundenlang schweigend den sonntäglichen Frieden feiern. Sie ließen ihre Gedanken durch die Stube weben und nur ein zeitweises, leises Nicken zeigte an, daß sich ihr Denken traf.

Oft schieden sie voneinander, ohne daß einer ein Wort gesprochen hätte.

Doch an diesem Sonntage verdichteten sich in Stockreiter die Gedanken solchermaßen, daß er sein Holzbild in den Schoß sinken ließ, seine grauen Augen auf den Nachbar richtete und sprach:

„Morgen stell i 'n Valentin auf. Den da.“

Er wies mit dem Kopfe nach der Wand hinter sich. Dort hing ein altes, angerostes und verstaubtes Bild des heiligen Valentins.

Der alte Vinzenz wußte nicht, wie lange schon die Figur in der Stube hing. Er ahnte auch nicht, welcher seiner Vorfahren sie geschnitten hatte. Einer tat es einmal, vielleicht vor zwei Jahrhunderten. Der baute auch ein kleines schützendes Dach über den Heiligen und nagelte ihn, ohne langes Besinnen, an die Holzwand fest. So fest, daß das Holzbild unverrückt dran haften blieb. Es lebte mit den Stockreitern die stillen Jahrhunderte dahin. Ein wenig erhöht, wie es sich für einen richtigen Heiligen gehabt. Daß er wohl schauen und wachen konnte über die Arbeit die im Gleichtakte unter ihm dahinfloß.

Doch kümmerte sich keiner um ihn.

Bis eines Tages — auch dies geschah schon vor vielen Jahren — der Vinzenz unverhofft zu dem Heiligen aufblieb. Langsam und lange betrachtete er ihn, bis in ihm ein Gedanke reifte:

I woaz net, der hat a bsonders Gschau. Mandei, leicht muazt noo amal aber von deiner Wand.

Über diesen Gedanken zogen fünfundvierzig Jahre hinweg. Aber den Vinzenz ließ er nicht mehr los. Nun kannte er das Geheimnis.

Der Lugauf folgte der Kopfbewegung seines Nachbarn. Er betrachtete eine Wei-

le die Figur und dann frug er: „Hat er aa schoo a Weich?“

„Die hat er, wann i eahm hintri stell“, brummte der Stockreiter.

„Is a großer Heiliger, der Valentin.“

„A guater Heiliger. Aber er verlangt sein Brauch. Val s' eahm neumodisch kommen, dös mag er net. Drum muß der unsere hintri und nacha werd der Segn net ausbleibn. Den insern kennt er, der heilige Valentin, was woß i, wie lang schoo. Da mag er vons aa anhören, wenn ma bet zu eahm. Aber dös gipserne Glump, was s' jetzt in die Kapelln einstellen, wo soll denn dös noo a Heiliger mögen? Wo toah Müah dran ist und foa Arbeit! Na, da denkt si eahm der heilige Valentin grad was und toan tuat a nix. Is aa wahr und recht hat er! A so a Verachtung, was dös ist mit die Gipsmandl. Grad auszahnun tean s' insere alten Heiligen.“

„Und nacha moanst, daß die die Kapelln um 'n Valentin umadum baun werden?“

„Dös muß sein und drum stell i eahm hintri. Lang gnua hat er warten müassen auf dös. Aber er hat leicht Dertweil ghapt. Schlecht ist eahm bei ins aa net gangen.“

„Ja, wie nur alles z'sammpaßt, Stockreiter. Alfrat wie's der heilige Valentin habn möcht.“

„So werd's sein. Und mir ist aa wöhler worden dabei.“

„Ja, gell, 's Alloanssein werd hart auf d' Weil.“

„Jetzt nimmer, Lugauf. Jetzt woß i, daß's guat ist, daß d' Stockreiter ausgelnicht habn. Daner nach dem andern hat den Valentin aufghalten, bis auf mi. Und i muß eahm abitragen ins Achental und da werd er a ganz a großmächtiger Heiliger sein. Is dös net Sach gnua, daß d' Stockreiter gschnißt habn? Brauchst da leicht noo mehra? Naa, Lugauf, i kann sterbn und staad i d' Gruabn zu die andern Stockreiter abischließn. Sie werden mi guat empfangen und wir werden a Eintracht habn. Weil die ganze Arbeit nur gwen ist für den van oanzen Valentin. Und weil der warten hat müassen, bis der Kohler-Bua kommen ist und a Priester, a hochgweichter, worden ist. Und bis i's gewißt hab, daß er abi muß! Was braucht ma da noo schnißen? Wordn ist, was werden hat müassen und mehr kann foana im Leben toan.“

Es war alles gesagt. Drum schwiegen die beiden wieder.

Leise kratzte das Messer des Stockreiters über das Holz in seinen Händen. Leise knisterte es in dem Holze der Wände und der Figuren.

Und die Rauchschwaden aus den Pfeifen zogen langsam über die Köpfe der

beiden Alten und über die Heiligen hinweg.

Ein stiller, heimlicher Segen breitete sich aus der rauchgeschwärzten Stube über den Bärnmooser Bergwinkel aus.

Und also geschah es: Der alte Vinzenz stieg am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang auf die Stubenbank. Er reckte seine krumme Gestalt und hob den geschwätzigen Valentin von seinem altgewohnten Platz.

Er tat es vorsichtig. Mit zarten Griffen, als nehme er ein Kind in seine Hände. Behutsam stieg er wieder von der Bank herab.

Das Bildwerk lag in seine Arme gebettet und der Stockreiter sah prüfend darauf. Da merkte er erst, daß der gute Heilige von dem Jahrhunderlangen Hängen verrostet und verstaubt war. Sein Antlitz war kaum mehr zu erkennen und um sein Haupt moderten dicke Spinnweben.

Darüber jammerte der Vinzenz:

„Jetzt waarrst so bald derstict in lauter Ruß und Staub. Aber siahgst, Valentin, 's ist immer guat, wann ma eppas derwarten kann: Werd nimmer lang dauern, nacha werd di jeden Tag a Mesner abputzen. Woäßt schoo, mit die ganz feinen Staubbesen, die wo so lind toan.“

Aber den hatte der Stockreiter nicht. So holte er seinen groben Küchenbesen und fuhr dem Valentin über Kopf und Körper, daß es nur so staubte und er selbst husten und husten mußte.

„A so kann i di doo net abihängen. Dös mußt doo selbn verstehn“, sprach er dem Heiligen gut zu. Mit bittendem Ton, als suchte er ein Verzeihen ob der groben Arbeit.

Der Valentin ließ es sich gern gefallen und nachdem sein gutes Holzgesicht wieder sein läuberlich in die Welt sah, nahm ihn der Vinzenz zärtlich untern Arm und trollte sich ins Tal hinab.

Aus Osten, über den Bärnmooser Berg, leuchtete das junge Rot des kommenden Tages. Aus den Wäldern riefen die Spötter und Finken ihr erstes Morgengebet jubelnd in den versinkenden Sternenhimmel.

Da und dort läutete der dumpfe Klang der Allmglöcken über die grünen Herbstwiesen. Die roten Herbstzeitlosen erwachten aus ihrem Schlaf und öffneten ihre Blüten der aufgehenden Sonne zu.

Und eben, als sie ihren Strahlenkranz über das Bärnmooser-Land herniedersandte, stand der alte Vinzenz Fischlberger an der Stätte, wo Franz Eisenbichler die Achleitner Resl aus den Fluten holte.

Es stand neben dem Felsen eine uralte, wetterzerzauste Föhre. Ein heimlicher, großer Wille hatte sie einst gepflanzt. Der

Stockreiter ahnte die Zeit, da ihr Samenkorn in die Erde versenkt wurde. Dazumal, da sein Urahn den heiligen Valentin schnitzte, der nun an dem graubraunen, moosüberwucherten Stamm erhoben werden mußte.

Der Vinzenz, der letzte Fischlberger, tat dies mit seinem anderen Sinn, als einstens da und dort im Bärnmooser-Land seine Vordern ihre Schnitzwerke errichteten: mit einfacherem Gemüte, mit hingebender Demut an ein Muß, zu dem ihn sein dunkles Ich zwang.

Nach getaner Arbeit nahm er seinen Hut vom Haupte, sprach ein Vaterunser und mit dem Amen wandte er sich zum Gehen.

9. Das Wunder

Der Achleitner hatte die Schläge gehört. Er ging vor sein Haus, um zu sehen, wer in früher Morgenstunde auf seinem Grunde arbeite.

Als er den Stockreiter Bildschnitzer sah, leuchteten seine Augen auf. Er kehrte wortlos in sein Haus zurück, um ein paar kurze Bretter, Holzstumpen und Werkzeug zu holen.

Damit eilte er zur Höhre. Er traf den Stockreiter nicht mehr an.

Der stieg zu seiner Holzburg hinauf und hörte aus der Ferne die Hammerschläge des Achleitners. Der Bauer errichtete unter dem heiligen Bilde eine kleine Betbank. Damit wurde die zweite Arbeit für das Werk getan.

Zur sechsten Morgenstunde legte der Achleitner Hammer und Säge beiseit und kniete als erster auf seiner Betbank nieder. Er dankte dem heiligen Valentin für Schutz und Schirm und flehte ihn um Fürbitte an.

Die Bäuerin trug zu dieser Stunde die frischgemolste Milch aus dem Stalle in die Küche. Dort vermachte sie ihren Bauern, der gewohnt war, um diese Zeit seine Milchsuppe zu trinken. Sie trat vors Haus, um Nachschau zu halten. Da sah sie ihn vor der Höhre knien.

Es zog sie mit heimlicher Gewalt hinab. Sie nahm an dem stillen Gebet ihres Mannes teil und senkte in demütigem Dank ihre Augen vor dem Schutzpatron des Achentales.

Bald folgten auch die Söhne und Töchter des Achleitners. Als letzte trippelte die Rösl den Hang hinunter und huschte sich an die kniende Mutter.

So lagen die Achleitner-Bauern vor Gottes Angesicht auf ihrer Erde und sprachen dem Vater die Dankgebete nach.

Holzarbeiter kamen vom Dorf her. Stumm, mit langen, langsamem Schritten und qualmender Pfeife strebten sie der Arbeitsstätte zu.

Sie sahen die Achleitner vor der Höhre knien. Einer nach dem andern verlöschte die Pfeife, schob sie in die Tasche und gesellte sich zu ihnen.

Vom Achental her kamen Frauen und Mägde. Sie wollten nach Bärnmoos. Aber sie konnten an der Höhre, an dem heiligen Bilde nicht vorbei. Eine ihnen unbewußte Hand führte sie vom Wege ab, den kleinen Hang zur Alte hinunter. Ihr Morgenschwätz verstummte, das Lachen ihrer Augen schwand dahin, ihre Knie zog es zur Erde hinab und ihre Gebete klangen in den sonnigen Morgen.

Und es raunte durch ihre Reihen:

„Das ist ja völlig wieder ein Wunder! Auf einmal hängt der heilige Valentin da!“

Eine der Mägde litt es nicht länger auf dem Platze. Sie erhob sich und eilte nach Bärnmoos, den Menschen das Neue, das Ungetümliche zu sagen.

Eben gingen die Frauen zur Morgenmesse. Da hielt sie die Mägde auf und nun eilte die Sage von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, bis sie, in dem tiefen Orte nach einem Segen, sich zu dem Ruhe erhob:

„Kommt auf Achleiten! 'n heiligen Valentin haben s' aufgerichtet. Allsam beten s' zu eahm!“

Die Frauen ließen die Morgenmesse gut sein. Sie eilten Achleitern zu. Die Mägde liefen vom Stalle weg. Die Kühe blieben halbgemolten stehen. Die Burschen und Männer warfen das Arbeitszeug hin und machten sich auf den Weg zu dem Wunderplatze. Die Kinder rannten zwischen ihnen durch und sprangen voraus. Und bald pilgerte das ganze Dorf durch das Tal der Alten.

Zwischen den vielen Leuten aber trug der Langenmaier-Bauer seine lahme Broni dem neuen Gnadenorte zu. Die Seinen und viele andre umringten ihn. Ihr lautes Flehen und Beten klang durch das stillle Tal. Es war ein frohes Rufen, als wüßten sie, daß sie der mächtige Fürbitter hören müßte.

Herr Birnbacher machte erstaunte Augen, als er aus der Sakristei in seine Kirche eintrat und die Bänke leer fand.

Er sah den Mesner fragend an. Der zog die Schulter hoch und wußte keine Antwort.

So entschloß sich Birnbacher, in die Sakristei zurückzukehren, um Nachfrage zu halten.

Da empfing ihn sein Kooperator.

Dem hatte die Babett die sonderbare Nachricht aus dem Dorfe gebracht und er eilte in die Kirche, um seinen Pfarrherrn zu verständigen.

In kurzen, abgehackten Worten teilte er das Ereignis mit.

Seine Stimme, sein Körper zitterten. Ein Feuer loderte in ihm auf. Er wußte, daß sein Schicksal die Stunde der Entscheidung gebracht hatte: Nun mußte offenbar werden, ob die wunderbare Kraft, die die Menschen von ihm erhofften, ihn innenwohnte oder nicht.

Birnbacher horchte auf. Freude, selige Freude ergriff ihn. Und sein frommes Herz öffnete sich dem jungen Freund.

„Kooperator!“ rief er. „Jetzt ist die Stunde da, die kommen mußte!“

Mit diesem Zuruf der Zuversicht wurde es in Franzens Herz stärker und mit einemmal fühlte er wieder, wie jene sonderbare Kraft aus dem Ur seiner Seele emporwuchs. Jene unheimliche, heilige Kraft, die er lieben und fürchten mußte.

Sie bezwang ihn.

Und die große Ruhe in Gott, die Ruhe des Erwählten und Gesegneten strömte in seine Seele.

Franz war bereit.

Als Birnbachers helles Auge dies erkannte, rief er:

„Gehen Sie! Die Menschen warten auf Sie!“

Dann ging der Pfarrherr in die Kirche zurück und brachte das Mehöpfer in hingebender Andacht dar. Noch nie fühlte er sich so innig mit seinem Gottes vereint wie an diesem Morgen.

Franz schritt den Kirchberg hinab. Diesmal dachte er nicht mehr daran, daß ihm seine Bauern mit offenen Armen entgegenkommen werden; er sah kaum, wie die wenigen Menschen im Dorfe vor ihm zurückwichen. Ja, er sah nicht mehr seine Heimat, er fühlte in dieser Stunde nicht mehr, daß er über seine Erde schritt. Er vergaß, daß ihn einst diese Scholle gebar.

Seine Kraft trug ihn vorwärts. Dies Unermeßliche, das seine Seele weitete. Diese urtiefen Gewalt, um die nur der weiß, der je von ihr erfaßt wurde. Die ihm mit jedem Atemzug zurrief: Deine Seele, dein Herz, deine Hände, deine Augen können beten!

Sie können beten ohne Worte! Sie beten durch die Tat!

So kam er zu seiner Föhre, zu seinem Bildwerk. Zu diesen geweihten Symbolen, die für ihn errichtet wurden, daß er die Menschen aus dem Tale des täglichen Lebens hebe; daß er ihnen zeige, wie die Allmacht ewig um ewig auf ihr Beten warte!

Das Bärnmooser Volk stand in dichten Scharen auf dem Stückchen geegnetster Erde.

Dennoch der Vinzenz Fuschlberger von Stockreit war nicht unter ihnen.

Er stand in seiner Stube inmitten der Heiligen und rief Gott an:

„Vater, hast's guat gmoant mit die Stockreiter! Jetzt sezt eahner noo 's Krönl auf und laß werden, wie's werden muß!“

Die Kraft dieses Wunsches erfaßte die Bärnmooser. Sie knieten, von einem Willen, von einem Bitten, von einem Hoffen besetzt, vor dem alten Bilde:

„Heiliger Valentin, bitt für uns!“

Und die Eltern setzten ihre kleine Broni an die Föhre. Ganz dicht an den Heiligen heran, daß er sie gewiß nicht übersehen könne.

Die Menschen umringten das franke Mädchen und die Kraft ihrer Gebete ballte sich zum Himmel empor.

So traf Franz die Seinen wohl vorbereitet für sein Werk.

Als er in ihrer Mitte erschien, verstummte ein Beter nach dem anderen.

Weihewolle Stille ruhte im Alenthal. Selbst des Baches Flüstern klang nur wie ein sanftes Raumen. Über die Wipfel strich ein feiner, zarter Wind. Es klangen des Herrgotts Melodien in der weltentlegenen Schlucht.

Die Bauern traten vor dem Priester zurück. Sie öffneten ihm eine Gasse zu dem franken Mädchen.

Franz schritt hindurch. Er glaubte zu schweben.

Denn fühllos wurde sein Körper und frei seine Seele.

Er trat hinter die Broni. Seine Hände legte er auf ihren Scheitel.

Sein Haupt erhob er, seine Augen weiteten sich.

Seine Seele erhob sich und strömte durch das Bildnis des Heiligen, durch den alten, dunkelgrünen Wipfel der Föhre hinweg über Wald und Berg, seiner Heimat zu: dem ewigen Land der Güte, der Liebe und des Verzeihens.

Und senkte sich im Gebete vor dem allmächtigen Throne:

„Gnade! Gnade! Herr, Herr!“

Die Seele empfing und glitt wieder herab zu den Menschen: aus dem ewigen Raum in das Land der Beiten, durch die Berge und Wälder, durch die Föhre, durch das Bildnis in seinen Leib, in seine Hände.

Und die Gnade strömte aus diesen in das frakte Kind.

(Fortsetzung folgt.)

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 2

Februar 1937

55. Jahrgang

Aschermittwoch

Auf der Stirn das Aschenkreuz,
Es schützt uns vor der Sünde Reiz,
Und nur die Sünde macht den Tod
Voll Angst und Not.

So wird der Stachel ihm geraubt,
Man liebt den Herrn, man hofft und glaubt,
Es sind ja Herz und Wandel schon
Bei Gottes Sohn!

Aus ist der Aschermittwoch einst,
Die Fastenzeit — noch eh' du's meinst
Karfreitag kommt, dann ist's vollbracht:
Welt, gute Nacht!

Fastenzeit

Eine Zeit besonderer Gnade und göttlicher Erbarmung ist die Fastenzeit. Einst in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung erfaßt, ersehnte sie die jährliche Geisteserneuerung der modernen Tage. Die Fastenwochen waren im alten Geiste der Liturgie große, gemeinsame Exerzitien für Priester und Volk. Da schöppte man mehr als sonst aus den Quellen des Heiles. Je energischer man sich von den Geschöpfen abwandte . . . in strenger Enthaltung von allen irdischen, leiblichen Genüssen und durch freiwillige Almosenspende, desto näher kam man dem Schöpfer, desto reiner, freier und freudiger fühlte sich bald die ringende Seele.

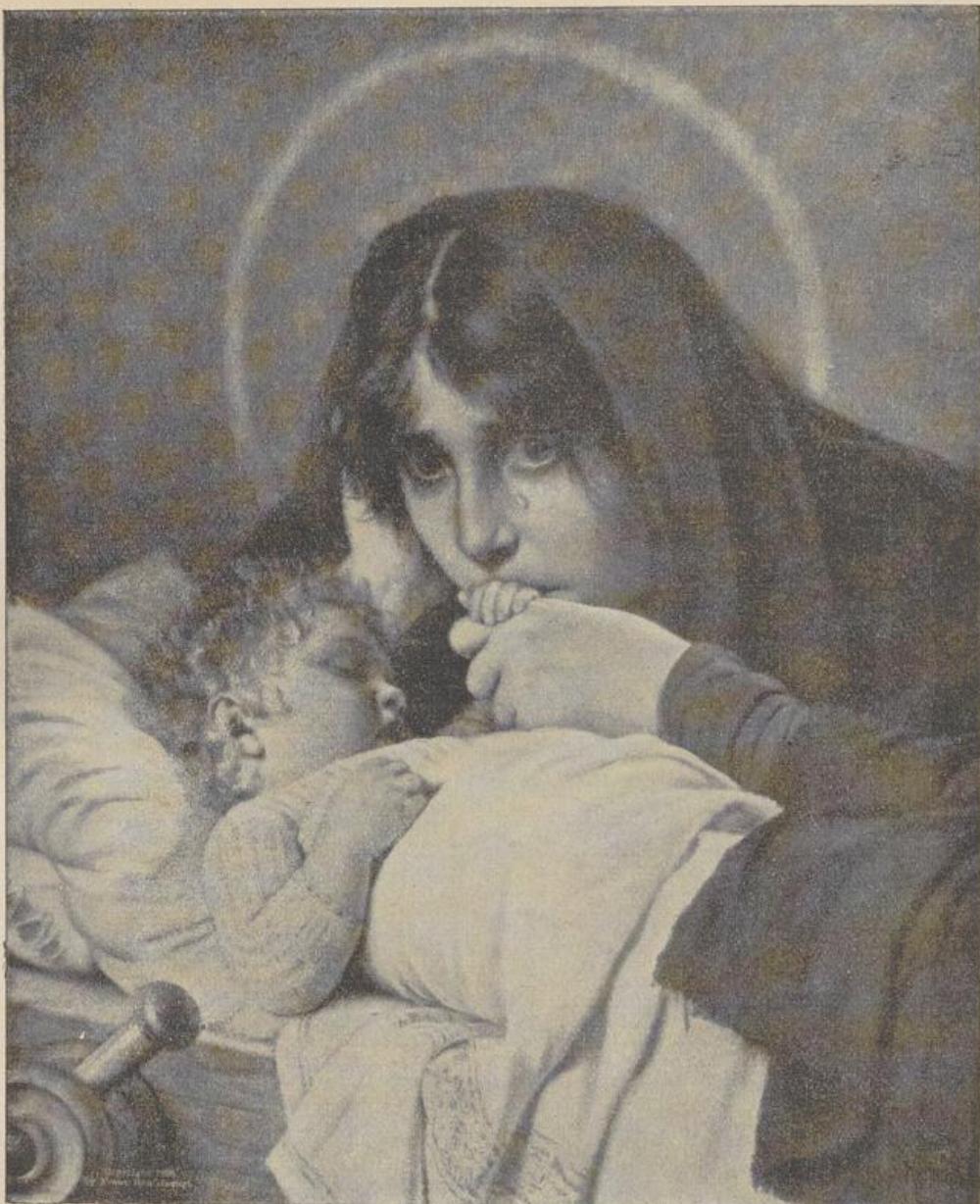
Da büßte man mit den Büßern, da lebte man mit den Katechumenen, die in der Osternacht die Taufe, Firmung und erste hl. Kommunion empfangen sollten, und erlebte so nochmals die eigene Jugend des Glaubens und der Gnade. Welche Erinnerungen, welche Vorsätze aus der Vergangenheit traten vor die Seele, wenn man die einzelnen Tage der Fastenzeit wieder mit denselben Gebeten und Liedern, den gleichen Lestungen und Ceremonien feierte, wie ehemals, wenn man an denselben Stätten heiliger Erbauung kniete, wo man sich noch als begeisterter und junger Schüler des Christentums fühlte! Wert und Würde eines ganzen Christen, die Heiligkeit und Strenge seiner mit seligem Verlangen übernommenen Pflichten, kamen so zum ergreifenden Bewußtsein . . .

Und in Rom, von wo ja alle „römische Liturgie“ ausgeht, da zog man in den Tagen der Fastenzeit mit einem zahlreichen Volke von Katechumenen, Büßern, Gläubigen und einer großen Priesterschar zu den berühmtesten Grabkirchen der Märtyrer. Meist hielt der Papst selbst den erhebenden Bußgottesdienst mit einer passenden Predigt. Man hieß das die „Statio“. (Statio = Standplatz, Wachtposten. Die Christengemeinde hielt mit Gebet und Opfer gleichsam eine Ehrenwache am Grabe des Märtyrers). Sezt ist die Statio die Hauptfeier des Tages und wird noch heutzutage, wenn auch in einfacherer Form gehalten, und zahlreiche Besucher aller Nationen kommen jeden Tag in die von altersher, teilsweise schon vor der Zeit Gregor des Großen bestimmte Kirche. Sie ist sinnreich geziert. Die Reliquien und Andenkengegenstände des Heiligen sind ausgestellt, vielleicht kann man neben der Kirche noch Überreste vom Hause, von Zimmern des Heiligen sehen . . . An diese altehrwürdigen Stätten der römischen Andacht muß sich im Geiste versetzen, wer die hl. Messen in der Fastenzeit verstehen will. Und er findet eine wechselreiche Fülle von herrlichen Vorbildern für das fromme, büßende Leben der Fastenzeit, er findet tägliche Fürsprecher um Gnade und Vergebung.

Alle Heiligen aber waren Nachahmer des gekreuzigten Herrn und Königs der Märtyrer, der schließlich allein aus den Täuschungen des Erdenlebens die Seinigen über den schmalen, rauen Kreuzweg zur himmlischen Osterglorie geführt hat.

— d —

„Der furchtbare Ernst der Stunde fordert gebieterisch, daß wir dem Opfersinn der dämonisch unterbauten Welt mit der Leidenschaft und dem grenzenlosen Opfermut der Kinder Gottes antworten.“ (Fürstbischof Ignatius von Salzburg).



Fr. Hanfstaengl, München

S. Raulbach: „Und es wird ein Schwert
durch deine Seele dringen . . .“

Der katholische Missionspriester

Die Kerntruppe der katholischen Missionsarmee bildet der katholische Missionspriester.

Das katholische Priestertum ist die Seele, die Kraft, die Bürgschaft für den Erfolg des katholischen Missionswerkes.

Nur der katholische Missionspriester ist im Vollsinne Missionar. Nur als Priester der katholischen Kirche kann der Missionar der Heidenwelt das Heil bringen, das sie mit Recht vom Christentum erwarten darf.

Mit Recht erwartete die Heidenwelt von der christlichen Religion eine Wahrheit ohne Fehl, eine Gnade ohne Abbruch und eine Leitung ohne Irren. Diese drei Dinge allein rechtfertigen die christliche Missionstätigkeit unter den Völkern und rechtfertigen deren Bekämpfung zum Christentum.

Dem, von Christus mit der Lehrgewalt, Regierungsgewalt und Hirten Gewalt ausgerüsteten Priestertum seiner Kirche, hat Christus dann ausdrücklich das Weltapostolat übertragen.

„Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 20, 21).

„Gehet hin und lehret alle Völker. Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe“ (Matth. 28, 19—20).

Christus hat seinen Priestern die Völker anvertraut und er hat die Völker an seine Priester gewiesen.

Der Missionar ist der Botschafter Gottes, der Verkünder seines Evangeliums. Dieses Botschafteramt hat Christus dem Priestertum seiner Kirche anvertraut. Ohne Priestertum keine Lehrgewalt, ohne solche keine Lehrbefugnis, ohne Lehrbefugnis keine Missionierung.

Der Missionar ist der Beauftragte Gottes. Nur im Auftrage Gottes kann das Missionswerk ausgeübt werden. Nur als Bevollmächtigter



Nach der hl. Firmung auf einer Außenstation
Photo: Mariannhiller Mission

Gottes kann der Missionar den Heiden sagen: „Du mußt — du darfst nicht!“ Diese Sendungsgewalt hat Christus in seiner Kirche dem obersten Hirten, Petrus und seinem Nachfolger anvertraut.

Der Missionar ist der Führer zu Gott, der Seelensucher und Seelenretter im Dienste des guten Hirten. „Gott will, daß alle Menschen gerettet werden“ (1. Tim. 2, 4) und in ihm ihr ewiges Glück finden, ein Ziel, das unerreichbar für die menschliche Kraft ist.

Im katholischen Priestertum streckt der erbarmende Gott seine Hand der Heidenwelt entgegen, um sie aus allen inneren und äußeren Irrungen und Gefahren den rechten Weg zu führen.

Die Zahl der Glaubensboten geht unter in der Masse der Heiden. Eine verhältnismäßig kleine Armee kämpft in unerschütterlicher Tapferkeit für Gottes Reich im Heidenland und Schritt für Schritt erkämpft sie Boden. Jahr für Jahr stellen sich edle und hochgemute Kämpfer und missionsbegeisterte Jugend eilt zu den Fahnen Christi.

Mehr Missionare! ruft der Heilige Vater, ruft die Kirche.

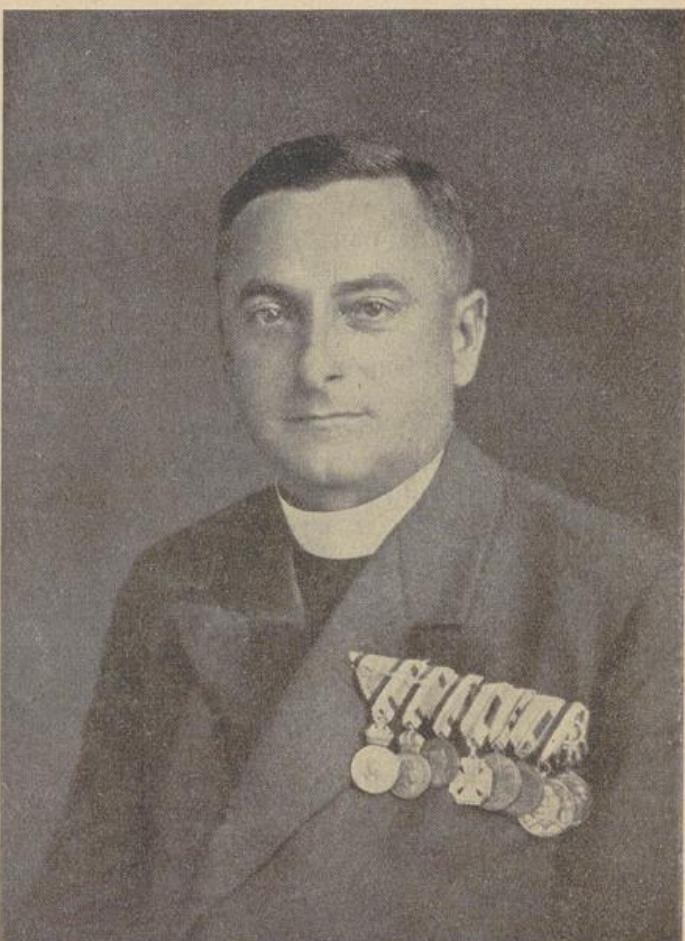
Wo kein Priester, da keine Mission.

Wo der katholische Missionspriester, da erstehen Altar und Tabernakel, da flammen auf die Opferkerzen, da erglüht das ewige Licht, da sprudelt die siebenfache Quelle der Sakramente.

Wo der katholische Missionspriester, da wird das Kind gesegnet, die Familie geheiligt, die Jungfräulichkeit geadelt, da wird dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Wo der katholische Missionar ist, da wird der Unwissende belehrt, der Trauernde getröstet, das geknickte Rohr aufgerichtet und der Sterbende gestärkt.

Wo der katholische Missionar, da ist der Heiland.

Komm, sei selber Missionar! Apostelwerk bringt Apostelohn.



Hochw. P. Fridolin Sudh CMM.
gebürtigt aus Ottersbach, Steiermark,
reiste in die südafrikanische Mission

Der katholische Hilfsmisionar

Missionsbrüder sind wertvollste Hilfe für das Missionswerk. Der Missionsbruder ist wirklich der helfende, stützende und ergänzende Bruder des Missionars. Seine vielseitige Tätigkeit ist Pionierdienst in der großen Missionsarmee. Sein ganzes Leben von Arbeit, Gebet und Opfer ist stilles Heldenamt zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen. Auch er dient dem höchsten und göttlichsten der Werke, der Seelenrettung.

Ohne die hingebende Tätigkeit der Missionsbrüder würde die Arbeit der Missionspriester die größten Hemmnisse erfahren. Erst durch den Missionsbruder werden dem Missionar für den Seelendienst die Hände frei.

Der Missionsbruder trägt Sorge für das Zeitliche, für die materielle Arbeit, für Haus und Hof; er ergänzt den Missionar bei der Befehlungsarbeit, beim Unterricht und bei der Erziehung. Durch den Missionsbruder verdoppeln sich in vieler Hinsicht die Kräfte des Missionars. Durch die Tätigkeit der Missionsbrüder wird der Bestand der Missionsstation in materieller Hinsicht gesichert, entstehen Kirchen, Schulen, Missionshäuser, wird der Eingeborene praktisch in die Arbeit, in den landwirtschaftlichen Betrieb, in die Handwerke und Künste eingeführt und auf diese Weise der Grundstein zu einem christlichen Erwerbstand gelegt. Werkstatt und Schule, Haus und Hof, Feld und Wald sind die Arbeitsstätten des Missionsbruders.

Durch seine mannigfache Tätigkeit, besonders durch seine kulturelle Arbeit im Landbau und in der Werkstatt wird der Missionsbruder in vieler Hinsicht zum Pionier des Missionslandes. Seine Wege sind die Wege der christlichen Arbeit, der christlichen Kultur und Gesittung.

Eine Mission kann nie genug Missionsbrüder haben. Die Zahl der Missionsbrüder ist geringer, als man gemeinhin anzunehmen pflegt: rund 4 500 für die gesamte Weltmission. Da kommen auf einzelne Gebiete nicht viel.

Der Beruf zum Missionsbruder ist eine ehrenvolle Auszeichnung, die Gott einem werktätigen Jungmann zuteil werden lässt. Der Missionsbruder hat Dienst und Stellung bei seinem Heiland. Der Welt-Heiland selbst schreibt ihm sein Wander- und Arbeitsbüchlein. Sein Beruf ist der Beruf zu St. Josephs-Diensten in der großen heiligen Familie Gottes.

Ordens- und Missionsbrüder-Kandidaten, Postulanten genannt, finden liebevolle Aufnahme. Die Bedingungen können von jedem christlichen, gesunden jungen Manne erfüllt werden. Das wichtigste ist körperliche und geistige Gesundheit, Lust und Liebe zur Mission und Fähigkeit, sich in das Gemeinschaftsleben einer Klosterfamilie einzufügen. Eine materielle Mitgift wird nicht verlangt, außer einer kleinen, notwendigen Alussteuer, die zu beschaffen keinem schwer fällt. Das Alter sollte nicht unter 16 Jahren und nicht über 35 Jahren sein. Die notwendigen Aufschlüsse erhält der Bewerber von der Leitung des betreffenden Klosters auf Anfrage gerne mitgeteilt.

Die Mariannhiller Mission bittet freundlichst alle Freunde und Gönner sowie den hochwürdigen Seelsorgsklerus, geeignete Kandidaten auf unsere Missionshäuser aufmerksam zu machen, bezw. solchen behilflich zu sein.



Holländisches Kleriker-Nobiziat St. Paul
Photo: St. Paul, Walbeck

Mögen doch viele Jungmänner in die Fußstapfen des großen P. Franz Pfanner treten, um mit dem gleichen Feuereifer, wie er in der von ihm gegründeten Missionsgesellschaft für die Missionierung der armen Heiden Südafrikas zu wirken.

Missionsbegeisterte Knaben und Jungmänner, welche Missionspriester in der Mariannhiller Missionskongregation werden wollen, wenden sich an die H. H. Direktoren der Missionsseminare:

Allohsianum, Lohr a. Main, Unterfranken (von 11 Jahren an und Gymnasiasten)

St. Bonifatius, Schurgast, Ober-Schlesien (von 14—20 Jahren)
St. Joseph, Reimlingen, Schwaben (von 12—20 Jahren)
St. Paul, Walbeck, Geldern-Land, Rhld. (von 12—20 Jahren)
St. Josef, Altdorf, Kt. Uri, Schweiz (von 12—20 Jahren)
St. Georgen a. Längsee, Kärnten (von 13—20 Jahren).

Werktätige Knaben und Jungmänner, welche im Laienstande als Bruder-Missionar der Mission dienen wollen, wenden sich an die H. H. P. Superioren der Missionshäuser:

St. Paul, Walbeck, Geldern-Land, Rheinland,
St. Joseph, Reimlingen, Schwaben,
St. Josef, Altdorf, Kt. Uri (Schweiz)
St. Georgen a. Längsee, Kärnten,
St. Maria-Anna-Höhe, Gallneukirchen, O.- Österr.

Aufgenommen werden Kandidaten von 14 bis 35 Jahren.

Zeige uns Dein Reich!

38.

Wer aus gemessener Entfernung ruhigen Blickes die Vorgänge in der heutigen Welt wie von einem Berge aus überblickt, gewahrt die ständige Entwicklung zweier Reiche und ihren ungeheueren — Unterschied. Zur Rechten Gottes Reich, ganz Wahrheit, Licht, Leben und Friede! Zur linken Satans Reich, ganz Lüge, Finsternis, Tod und Kriegsgreuel. Das positive Christkönigreich, herrlich und unbegrenzt nach allen Richtungen und das negative Rebellenreich, eigentlich kein Reich, sondern das Chaos der Unordnung, des Widerspruches und des ewigen Unfriedens. Nur nach dieser Richtung, nämlich in der endlosen Unglücksdauer, ist es unbegrenzt. Nach allen anderen Richtungen aber die Enge der Ohnmacht in selbstgeschmiedeten Ketten der Gefangenschaft . . .

Das Gottesreich Christi verlangt vom Menschen für einen Augenblick demütigen Gehorsam, weise Selbstbestimmung und treuen Dienst. Dafür gibt es ewige Freiheit, königliche Herrlichkeit, unermesslichen Lohn!

Die Thyrannenherrschaft Satans läßt dem Menschen einen Augenblick falsche Freiheit, willkürliche Selbstbestimmung und betrüglichen Scheingenuß. Dafür stürzt sie ihn für immer in den Kerker der ewigen Qual. Auf keinen Fall dauert sein vermeintliches Glückreich länger als einige Jahrzehnte — und auch diese sind voll Enttäuschung und Bitterkeit . . .

Die Kinder des Reiches Gottes aber leiden zwar im Diesseits, jedoch in feliger Hoffnung, in innerem Frieden und mit wahrer Freude! Sogar der Tod nimmt ihnen nichts, sondern bringt und gibt ihnen alles! Denn an Gott glauben und Gott lieben heißt so viel als mit dem wesenhaften Leben, der immerwährenden Freude und dem unendlichen Glücke verbunden sein.

Die Gottlosen wissen wahrlich nicht was sie tun und wissen sie sich selbst berauben im Stolze ihres Unglaubens und Gotteshasses. Ihr Verführer und Todfeind zeigt ihnen nicht das Reich ihrer Zukunft, sondern nur die Fata Morgana der Wüste des Todes.

Wir aber folgen dem Lichte des Reiches Christi, dem Beispiele, der Lehre und den großen Verheißungen unseres Königs auf dem glorreichen Kreuzwege der katholischen Kirche zur Auferstehung und zum ewigen Leben!

tauben Ohren predigte, so nahm er sein Weihwasserfläschchen und hielt es über den Kopf des sterbenden Kindes, um es zu tauften.

Da schlug ein Bursche mit seinem Stock nach dem Fläschchen, zertrümmerte es, so daß das Wasser allüberall in der Hütte umherspritzte. Der Bruder behielt aber seine Geistesgegenwart. Er sah etwas Wasser in seiner hohlen Hand, goß es über das Haupt des Kindes und sagte: Josef, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes, und Punktum, pelile indaba.

Nachdem der erste Schrecken vorbei war, fragten die Heiden, was es mit dem Punktum und pelile indaba sei. — Unser Bruder, voll des hl. Geistes und voll Freude, daß er eine Seele gerettet habe — das Kind ist bald darauf gestorben — fängt den Heiden zu predigen an über den Tod, Himmel und Hölle und Weltende, bis die Heiden ihm Stillschweigen geboten. Aber unser Bruder, die günstige Gelegenheit ausnützend, hörte nicht auf zu reden, wie einst St. Stephanus, der Erzmarthrer. St. Stephanus wurde von der aufgeregten Menge gesteinigt. Unseren Bruder aber, da er zu predigen nicht aufhörte, nahmen die Heiden fest, stellten ihn an einen Tragpfosten der Hütte, banden seine Hände fest und bearbeiteten ihn mit Stöcken, bis er schwieg und versprach, niemals mehr hierherzukommen und dann mußte er sagen: Punktum — pelile indaba d. h. die Sache ist zu Ende.

So war es in den Anfängen Mariannahills. Heutzutage aber will alles lernen, die Schulen sind überfüllt und alles will getauft werden.

Der Wellblechwassertank, ein wichtiger Faktor im Landschaftsbild von Rhodesia

Ja hier zu Lande kann man sich ein Haus fast nicht ohne dieses wichtigste aller Möbel denken, nämlich dem Wellblechwassertank. Das Wasser ist eben ein Haupt-Faktor zum Leben und wie wichtig er ist, das lernt man erst in einer regenarmen Gegend kennen. Wenn der Regen so selten ist, wie bei uns in Rhodesia, muß jeder danach trachten, so viel als möglich von diesem kostbaren Nass für die lange Trockenzeit aufzuspeichern.

Nun aber ist es eine Tatsache, daß es nicht so leicht ist, das Wasser aufzubewahren; denn man weiß, daß das Wasser jedes Löchlein findet, um auszufneisen. So ist auch klar, daß diese Wellblechwassertanks nur auf einige Jahre ihrem eigentlichen Zwecke dienen können, denn gar bald sind sie nicht mehr dicht und vielfach nützt bei einem alten Tank alles Löten nichts mehr.

Ich will nur die Geschichte von einem einzigen solchen abgebauten Wassertank erzählen hier von St. Patrick. Das wird Beweis genug sein für die außerordentliche Verwendungsmöglichkeit eines solchen.

Zuerst diente er dem zweiten Werke der leiblichen Barmherzigkeit, das bekanntermaßen heißt: Die Durstigen tränken. Daß das eine sehr große Aufgabe ist, versteht man nur in einem so heißen und trockenen Klima, wie wir es in Rhodesia haben. Ich will mich aber darüber nicht weiter verbreiten, denn uns interessiert jetzt nicht der Wassertank in Dienst, sondern der abgebaute Wassertank. Dieser Tank in St. Patrick war schon abge-

baut, als ich nach St. Patricks kam. Soviel mir von anderen berichtet wurde, fand er einmal seine Verwendung als Schlafzimmer des Hausburschen des Missionars. So muß man fast sagen, daß er durch den Abbau als Wassertank sogar eine Beförderung erfahren hat. Beherbergte er als eigentlicher Wassertank nur den leblosen Stoff, das Wasser, so beherbergte er jetzt den Herrn der Schöpfung selbst, den Menschen, wenn auch nur für die Stunden seiner Ruhe. Als ich nach St. Patrick kam, war er als Holzhammer in Verwendung. Er hat also da wiederum eine Herabsetzung seiner Würde erfahren, vom Herrn der Schöpfung zum leblosen Stoff. Eines schönen Tages aber entdeckte ich, daß ein Eingeborener, der bei uns wohnte, ohne mein Wissen noch eine andere Verwendung für den abgebauten Tank gefunden hatte, denn er benützte ihn als Badezimmer. Somit trat er wieder in nähere Beziehung zum Herrn der Schöpfung. Diese Badezimmersgeschichte war aber gerade nicht zu gut getroffen. Das Wasser konnte im Tank, der keine Fenster hatte, nur schwer verdunsten und so blieb er fast immer feucht.

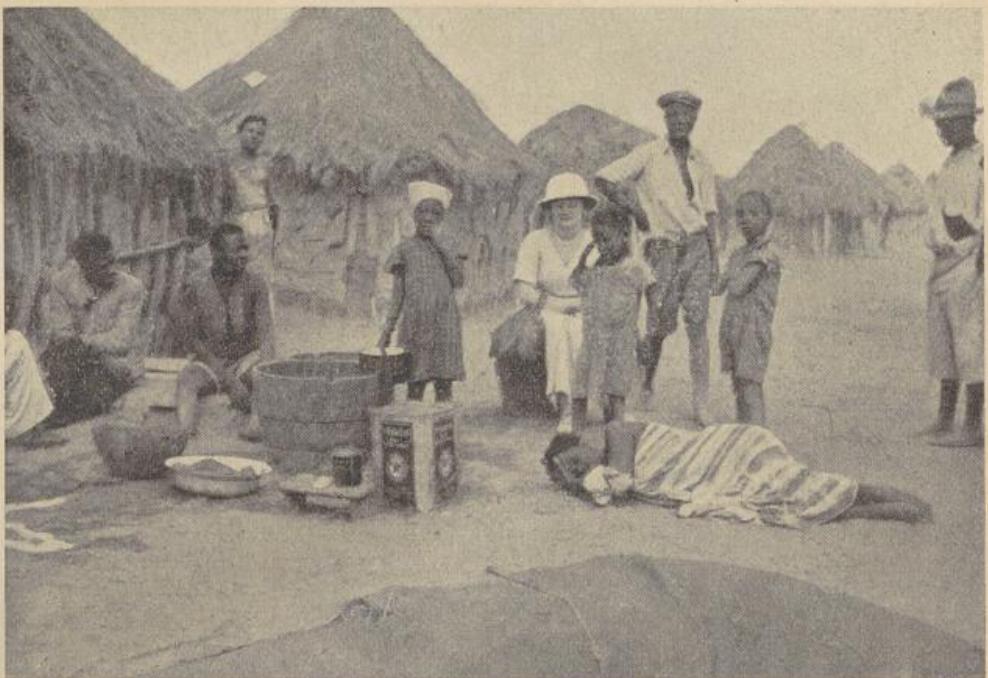
So dauerte diese Verwendungsart nicht lange und man hatte bald eine bessere dafür gefunden. Durch das Entgegenkommen der St. Peter-Claver-Godalität hat der Missionar von St. Patrick ein Missionspferdchen bekommen, nämlich ein deutsches D. R. W.-Motorrad. Wenn nun auch dieses Stahlpferdchen keine besondere Pflege in Anspruch nahm, und auch kein Futter brauchte wenn es daheim stand, aber einen Stall brauchte es doch. Da war nun die Garage des alten Autos, das wir verkauft hatten, weil für die Mission die Erhaltungs- und Betriebskosten zu hoch kamen. Nun aber war dieser Stall doch fast ein wenig zu groß für das bescheidene Stahlpferdchen. Dazu hatte die alte Garage zu der Zeit gerade eine andere Verwendung. Sie diente als Schreinerwerkstätte und Schlafräum für Eingeborene-Burschen. Man versuchte es in der großen Halle, wo sich das Pferdchen mit einer bescheidenen Ecke begnügte. Aber auch das war nicht befriedigend. Da kam man endlich auf den besten Gedanken zur Unterbringung des Motorrades. Man baute den alten Wassertank zur Garage um. Der Durchmesser ließ gerade genug Platz für das Motorrad. Die Türe war aber nicht breit genug. Das ließ sich jedoch leicht machen und so war in Bälde eine ausgezeichnete und hoch originelle Garage für das feine deutsche Rad fertig.

Klingt diese Vielseitigkeit eines abgebauten Wassertanks nicht wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht? Und doch ist es kein Märchen und ich weiß nicht, zu welchen Zwecken er vielleicht noch einmal verwendet werden mag. Aber trotz aller Originalität dürfte es sich für die Leser wohl kaum rentieren, eigens deshalb nach Bulawayo zu kommen, um dieses neuzeitliche Weltwunder sich anzusehen.

St. Jakob im Urwald

Die Urwälder Afrikas bedecken noch einen guten Teil seiner riesigen Oberfläche. Zentralafrika und das Kongogebiet sind am reichsten an der urwüchsigen Pracht üppiger Vegetation. Da konzentriert sich gleichsam die große und kleine Pflanzenwelt zum Erfaße für die unermessliche Leere der Wüsten im dunklen Erdteil.

Südafrika hält ungefähr die Mitte ein zwischen der Grünfülle in den



Frau Dr. Krause im Kreise ihrer Pfleglinge
Photo: Dr. Krause, Lobito

feuchten Tropenzenen und den trockenen Sandeinöden. Seine spärlichen Urvälder beschränken sich auf einzelne günstige Gegenden. Solche von respektabler Ausdehnung, wie z. B. bei Knysna in der Kapprovinz gibt es wenige. Umso wertvoller die Bestände mittlerer und kleinen Umfangs in verschiedensten Größen zwischen 3 bis 3000 acres in der Kolonie, in Natal und Zululand. Hier sind die Südwestabhänge der Höhenzüge vielfach noch mit dem schönsten Landschmuck bekleidet. Die Nord- und Ostseiten der Berge hingegen liegen den fengenden Sonnenstrahlen meistens kahl gegenüber. Im Mariannhiller Missionsgebiete finden sich manche prachtvolle Urvaldpartien. So z. B. der Hlatikulu (großer Wald) bei Ratschiz in Nordnatal und die echten Urvestände in der Gegend von Lourdes in East-Griqualand sowie die Umgebung von Donnybrook bei Revelaer.

Unser fünftes „Missionsfort der Königin der Apostel“ hat zwar nur einen recht bescheidenen Urvald als nächsten Nachbarn. Aber keine volle Stunde entfernt liegt einer der holzreichsten in der Provinz. Die Missionierung jener Gegend begann vor beinahe 40 Jahren. Zuerst wurden einige Strohhütten am kleinen Urvald errichtet und ein Bruder widmete sich den Vorarbeiten. Hier fand er das nötige Bau- und Brennmaterial und herrliches Quells Wasser von den steilen Bergen. Monatlich kam ein Priester vom entfernten Hauptorte und feierte die heilige Messe an dem einsamen Platz. Die übrigen Sonntage mußte der Bruder den mühsamen Ritt über die hohe Bergkette zur „Königin der Apostel“ machen. Diesen Weg durch zerklüftete Landschaft hatte auch der Schreiber dieser Missionsflüzen später oftmals zu nehmen. Manches Erzählenswerte knüpft sich daran, wovon einige Fortsetzungen berichten werden.

Der obige Pionierbruder und Mitbegründer von St. Jakob kam einst



Frau Dr. Krause mit zwei schwarzen Frauen
Photo: Dr. Krause, Lobito

am 6. Januar abends, dem Feste der heiligen Drei Könige zur Hauptstation. Eben wurde zum Abschluß des Tages feierlicher Sakramentssegen gespendet. Nach demselben sprach der Besucher seine Freude darüber aus, daß er „schon am Vorabend einen heiligen Segen empfangen habe und morgen dann alle Feierlichkeiten mitmachen kann.“ „Wie, morgen? Das Fest ist doch heute gewesen!“ antwortete man ihm. Nun ging dem guten Dreikönigsgäste ein spätes Licht auf. Er besaß auf seinem verlassenen Vorposten keinen Kalender und hatte sich um einen Tag — verrechnet!

Im nächsten Jahre baute der Missionsgründer von St. Jago aus selbstgemachten Ziegeln eine etwas bessere Notkapelle. Der Farmbruder griff auch zu Hammer und Kelle und probierte des Baumeisters Kunst. Wurden die Linien auch nicht schnurgerade, so steht der Erstlingsbau doch heute noch nach vielen Jahren und dient jetzt als Schule der Eingeborenen. Der hiesige Bulu-Volkszweig ist von extra gutmütiger, sanfter Natur; freilich auch mehr phlegmatisch als strebhaft. Also Hindernisse und Vorteile für Kultur und Mission überall. Im allgemeinen zählt dieses Völkchen zum „besseren Material“. Es half nun seit bald vier Jahrzehnten zum allmählichen Aufbau des Missionsorts von St. Jago de Compostella.

Ich durfte des öfteren mein Scherslein dazu beitragen. Als der Maurer sein Werk an der genannten zweiten Notkapelle getan, holte er mich eines Sonntags nachmittags über die Berge in sein Missionsparadies. Es war im Oktober, die Sonne war nicht mehr weit vom Untergange und überdies war ein Gewitter im Anzuge. Wir erklimmen zu Pferd den steilen Berg Rücken, wo sich gänzlich unbewohnte Paddocks (Biehweiden) stundenweit ausdehnen. Hier überfiel uns das Unwetter mit Regengüssen und Hagelschauern samt abendlicher Dunkelheit. Dennoch hieß es, den nicht ungefährlichen Abstieg auf schmalen, schlüpfrigen Pfaden neben

tiefen Abhängen zu finden und zu wagen. Ein Übernachten im durchnässtem Zustande hätte Gesundheit und Leben aufs Spiel gesetzt. Schon mancher hatte sich hier im Nebel verirrt und mußte in der menschenleeren Bergwüste obdachlos den Morgen abwarten. Dazu spürten wir keine Lust sondern arbeiteten uns, das Pferd am Zügel führend, durch Morast und Finsternis zutage.

In später Nacht gelangten wir trotz allem glücklich, wenn auch hungrig und todmüde, in unsere Lehmhütten am Utrivald. Der gute Bruder probierte gleichwohl noch seine Kochkunst in der mehr als provisorischen Küche. Sie lieferte einen leidlich trinkbaren Kaffee und — ob der brotlosen Anfangsperiode — einen Pfannkuchen, dessen lederne Beschaffenheit zwar heute verdaut, aber (nach 38 Jahren) noch nicht vergessen ist. Es war ja das Antritts-Essen beim ersten Besuch in St. Jakob!

Die nächsten Tage ging es an den Ausbau und die Einrichtung der werdenden Kapelle. Denn ein Neugeweisster der Mariannhiller Mission wurde für diese entlegene Gegend erwartet. Mit ihm zog dann der Gute Hirt im heiligsten Sakramente in den Neubau ein. Fortan mühten sich beide um die weitzerstreuten Schäflein in der Bergwelt. Es entstand allmählich eine kleine Gemeinde von Jüngstbefehrten. Missionsschwestern zogen in zwei weitere Notshütten ein und es kam Leben auf den einsamen Platz am immergrünen Utrivald. Der Missionar ging mit vollem Jugendfeuer an seine Aufgabe, starb indessen leider schon nach kurzer Zeit als Opfer des Berufes. Unter seinem Nachfolger wuchs die Zahl der Gewonnenen derart, daß die zweite Notkapelle bald zu klein wurde. In den sieben Jahren hatte sie manchen Besucher gesehen, u. a. auch einen Jesuitenpater, der dem Missionspersonal Exerzitien hielt. Ihm gefiel das arme, doch ungemein zur Andacht stimmende Oratorium so sehr, daß er sich kaum von ihm trennen konnte. Nicht weniger bleibt es den Missionspionieren unvergeßlich. Hier vollzogen sich ja die ersten Gnadenereignisse der werdenden Mission. Die ersten öffentlichen Gottesdienste, Katechesen und Predigten. Die ersten Taufen, Beichten und Kommunionen der befehrten Afrikaner. Die Sonn- und Festtagsfeiern der Weißen und Schwarzen. Die täglichen Gnadenstunden am Morgen und Abend mit allen Erlebnissen wunderbarer Stärkung in den Opfern und Mühen des Ordens- und Missionsberufes. Was ein einziges kleines Heiligtum im Heidenlande nach wenigen Jahren des Bestehens alles erzählen könnte! Das Meiste bleibt den Erzählungen der Ewigkeit vorbehalten!

Neun Jahre nach dem Beginn der hiesigen Missionsarbeit kam es also zum Bau eines eigentlichen Kirchleins für die Dauer. Eines Tages erhielt ich von Mariannhill den Auftrag, meinen Teil zum Werke beizutragen. Es war Ende Januar, mitten im südafrikanischen Hochsommer. Um die große Hitze zu vermeiden, machte ich den fünfstündigen Kletterritt über die Bergfette bei Vollmondschein während der Nacht. Mit dem pfadefundigen langen Zim und einem gemütlichen Polizeipferd durfte ich das Wagnis unternehmen. In der unbewohnten Einöde führen Irrpfade nach allen Richtungen, von den Viehherden ausgetreten. Wehe, wenn Sturm und Wolkenmassen die Reisenden überfallen. Bald wissen sie nicht mehr, wo sie sind oder laufen Gefahr, über die schroffen Felsenmauern abzustürzen. Wir drei Nachtwandler hatten jedoch Glück. Die große Mondlaterne leuchtete klar voran und noch vor Tagesgrauen war ich am Bauplatz von Neu-St. Jakob!

Mit Neuchristen und Katechumenen ging es dann im Februar flott an die Arbeit. Die Bauart des fünften Missionsorts war von den früheren wiederum ganz verschieden. Die sehr steinreiche Umgebung lieferte feste, mit Zement verklebte Fundamente, der kaum eine Viertelstunde entfernte Wald Holz und Gerüste. Das nächste Seitental gute Lehmziegel. Mariannhill aber Blech und andere Materialien. Die Wände bestanden aus gezimmertem Holzrahmen, der auf die soliden Fundamente geschraubt, außen mit Wellblech beschlagen und innen mit an der Afrikasonne wohlgedörrten Ziegeln ausgemauert wurde. Darüber kam dann noch das verankerte Dach zum Teil aus Gelbholz vom Urtwald und starkem Wellblech. Solche Bauten halten afrikanische Stürme aus und sind verhältnismäßig am billigsten. Die Arbeit geht rasch vonstatten und kann doch gegen 100 Jahre Dienst tun, wenn nicht etwa die Termiten das Holzwerk zerstören. Von diesen Feinden ist die Gegend nicht ganz frei. Um liebsten fallen sie über weiches, europäisches Bauholz her, während das afrikanische eher verschont bleibt. Ein doppelter Anstrich von Holzschutz-Präparaten rettet den Bau für lange Dauer. Die weiße Ameise fehlt nur in den fältesten Ggenden unseres Missionsgebietes. Dort leben aber zuweilen geflügelte Holzfresser anderer Art. Die berüchtigten Bohrfächer haben es mit Vorliebe auf das einheimische Gelbholz abgesehen. Zu Sommerszeiten durchlöchern sie Dachstühle und offenes Lattenwerk mit unzähligen Bohrnestern, ihren Schlupfwinkeln.

Im Monat März ging es an die innere Verschönerung der St. Jakobskapelle. Sie erhielt einen Dauer-Fußboden vom nahen Flusse. Das Dachwerk eine gestrichene Verschalung und der ganze Bau genügend viele Fenster, wie es in Afrika doppelt not tut. Wer jemals eine Negerversammlung besucht hat, weiß, warum! Für den Priester wurde eine kleine Sakristei eingerichtet. Für die Missionsschwestern ein Nebenraum angebaut mit Glockenstuhl im Freien. Als wir die ziemlich schwere Glocke vom bisherigen Stangengerüst der alten Kapelle zum neuen Standorte brachten, setzte mir der schwarze Gehilfe den scharfen Rand der Glocke just auf die große Zeh. Die ganze Zehenspitze samt dem Nagel trennten sich los und hingen in der Luft. Um ganze Operation zu machen, ergriff ich sogleich das Stemmeisen mit Hammer und hieb den schwibenden Teil ab. Das war noch nicht so schlimm als ein Zulu in der Nachbarschaft es gemacht hat. Seine sechste Zeh fand im Schuh nicht Platz und so hackte er sie einfach mit dem Beil ab.

Im April fügten wir an die Eingangsseite der Missionskapelle eine Veranda und auf die Spitze des Daches stellten wir ein Türmchen mit Kreuz. Damit bekam die ganze Station ein „katholisches Gesicht“, wozu auch der kleine Friedhof seinen Teil beitrug. Kirchen aus Holz und Blech bieten zwar keinen besonders würdigen Anblick und werden zuweilen „Kulibauten“ genannt. Für die Eingeborenen-Mission bedeuten sie trotzdem einen bedeutenden Fortschritt und können im Bedarfsfalle leichter den Standort wechseln. Starkes Blech hält im Oberlande ein Menschenleben aus, bevor es rostet. An der Meeresküste freilich nicht die halbe Zeit, denn die Seeluft zerfrißt auch galvanisiertes Eisen. Hier aber sind wir über 200 Kilometer vom Ozean entfernt, somit in salzfreier Atmosphäre. Unsere Blechkapelle steht nun bald volle 30 Jahre und könnte eine ganze Lebensgeschichte erzählen. Die Mission hat sich verhältnismäßig gut entwickelt.

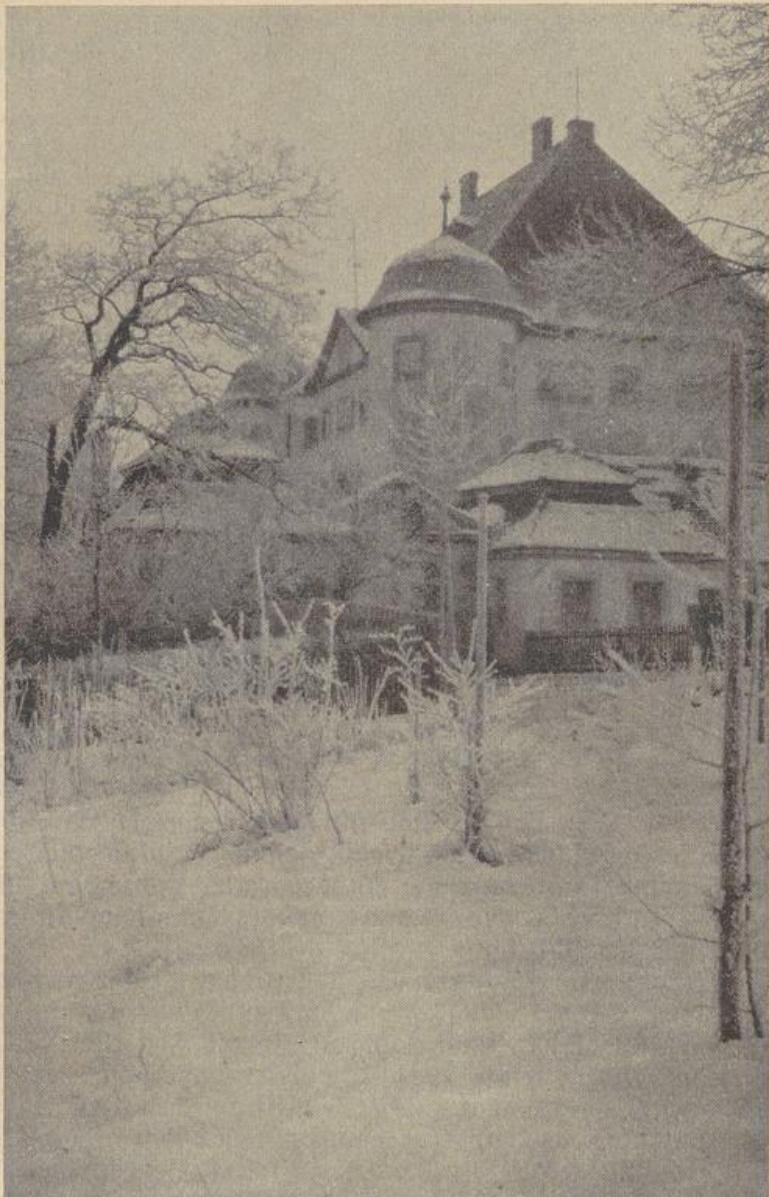
Anfangs Mai konnte die feierliche Einweihung von St. Jakob durch den

Administrator von Mariannhill stattfinden. Missionare, Sänger und Schulen von den benachbarten Stationen nahmen daran teil.

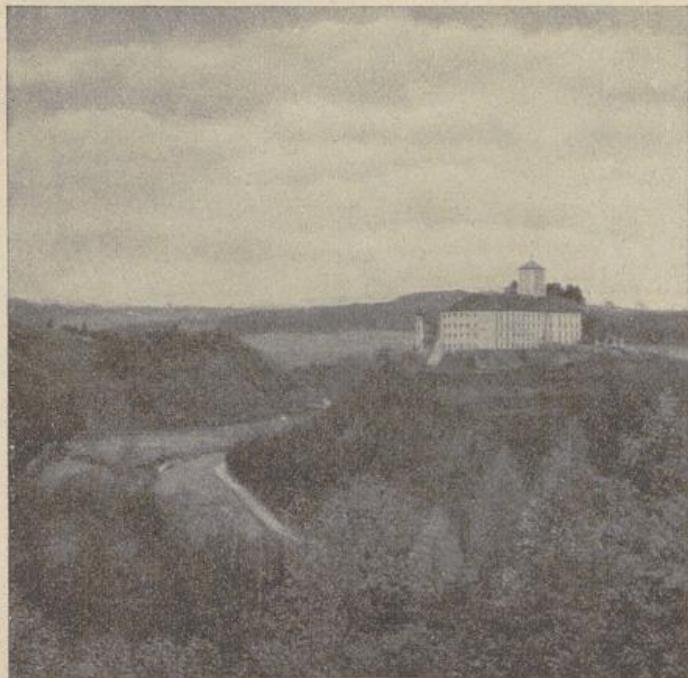
Der Name St. Jakob erinnert an das weltbekannte Nationalheiligtum San Jago de Compostella in Spanien. —

Mit freudigem Jubel u. dankerfülltem Herzen nehmen es die Schwarzen auf, was entartete, ehemalige Christen des Abendlandes mit beiden Händen hinwegwerfen. Die kindlichen u. feineswegs beschränkten Seelen können es gar nicht verstehen, noch weniger aber dies glauben und fassen, daß in zivilisierten Ländern dergleichen geschieht. „Die Kirchen sind doch Wohltat und Ehre für das Volk und dem Lande zur Zier, warum sie denn zerstören? Es geschieht so viel Gutes darin; wie froh wäre Afrika, sie zu besitzen!“

Statten wir nun auch dem Urwald einen kurzen Besuch ab. Die südafrikanischen Urparzellen halten zwar mit den tropischen Riesenwäldern keinen Vergleich aus, bieten jedoch ihre besonderen Eigenheiten und Reize. Das Klima hat hier Ähnlichkeit mit jenem von Süddeutschland oder Norditalien. Man muß unsere Wälder selbst gesehen und durchstreift haben um sich ein richtiges Bild davon zu machen. Da wohnt uraltes und



Kleriker-Nobiziatshaus St. Joseph, Reimlingen
Photo: Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen



Missionshaus Maria-Anna-Höhe
Photo: P. Willehad, Würzburg

frischgeborenes Pflanzenleben unter einem Schattendache. Es wuchert nicht in solcher Überfülle wie in Asien und Amerika, bringt aber mehr Dauerleistungen hervor. Und mächtige Stämme, die ein halbes Jahrtausend stehen. Nutzhölzer von hohem Wert, wie Europa sie nicht kennt. Die hiesige kleine Parzelle enthält allerdings nur noch geringe Reste davon.

Das Brauchbare wurde in den 40 Jahren abgeholt und der Nachwuchs kommt äußerst lang-

sam hoch. Doch besitzt Südafrika im allgemeinen noch wertvolle Bestände an unverzweigtem Sneezywood, feinste Stinkwoodarten, massive Gelbholzstämme für Bau- und Möbelzwecke, brauchbare Wagnerhölzer und eine ganze Reihe von Baum- und Straucharten, die sonst nirgends auf der Welt heimisch sind.

Wucherndes Rankwerk von gestern auf heute, reich mit Dornen jeden Kalibers gespickt, fehlt auch in unsren Wäldern nicht. Ebenso Unmassen niederer Gewächse, kaum lohnend, sie als Feuerholz zu sammeln. Darum ist eine Durchquerung des Urwaldes außerhalb der leidlich gebahnten Pfade fast ebenso unmöglich wie in tropischen Ländern. Überdies bedeckt die Waldung gewöhnlich stets nur Bergabhänge, höchst selten eine Ebene. Diese Abhänge sind in der Regel mit Felsentrümmern und Inyangane-Blöcken durchsetzt. Kaum, daß des Menschen Fuß eine gangbare Gasse findet. Fuhrwerke ausgeschlossen. Im Urwald bei Donnybrook hat die Regierung arbeitslosen Burenfamilien Beschäftigung gegeben. Mit unsäglichen Mühen legten sie in Jahresfrist zwei fahrbare Waldwege um den zerklüfteten Abhang.

(Schluß folgt).

Wo sich irgend einmal der Blick in neue, bisher unbekannte Länder öffnete, oder neue Wege sich bahnten zu fremden Völkern, da sah man alsbald auch die Missionare der Kirche zur Stelle, von Jesu Auftrag getrieben, von Jesu Liebe entflammt; ja oft bahnten sie selbst erst die Wege, um ihren Eifer für die Seelen zu betätigen, weil „eine Notwendigkeit auf ihnen lag.“

L. Wolpert.

Eine Nacht in der Hängematte

Von P. Solanus Petered CMM.

„Schaut einmal diese Dickbäuche und Langbeine an, wie sie sich in ihren Hängematten schaukeln, rauchen, lesen und sich des Lebens freuen!“ So rief einer aus unserer Gesellschaft, als wir anno 1890 mit dem Dampfer „Varivirk“ nach Durban fuhren, um uns in Mariannhill dem Abt Franz Pfanner vorzustellen und um Aufnahme in sein so berühmtes Trappisten-Kloster zu bitten. Mir schien dieses Schaukeln in den Hängematten ganz famos zu sein und ich dachte an meine Kindheit zurück, wo ich mein kleines Schwesternchen in der großen Holzwiege auch zu schaukeln hatte. Je mehr das Ding schrie, desto mehr und toller schaukelte ich, bis die ganze Geschichte umkippte und das Geschrei nun noch größer wurde. Dann bekam ich Prügel und schrie auch mit. —

Später, 20 Jahre nach meiner Ankunft in Mariannhill, war ich Missionar in Himmelberg. Da kam eines Tages ein Krankenruf zum Fuße des Umtwalmi-Berges. Diese Tour war zu weit entfernt, als daß ich am selben Tage wieder heimreisen könnten. Ich mußte also dort in einer Kaffernhütte übernachten.

Da war aber guter Rat teuer, denn der Kaffer kennt keine Bettstelle und schläft nachts auf dem Boden. Erwickelt sich ganz in seine Decke ein und legt sich dann auf eine, am Boden ausgebreitete Strohmatte hin. Als Kopfkissen benutzt er ein kurzes aber dickes Stück Holz oder einen niederen Sitzschemel. Der Kaffer hat einen sehr harten Schädelknochen. Man erzählt scherhaft, daß irgendwo ein Kaffer und ein Ochs mit den Schädeln gegeneinander rannten. Der Ochs blieb tot am Boden liegen, während der Kaffer nur eine kleine Verlezung am Kopfe davon getragen hatte.

Dann spielt auch das Lingeziefer in der Kaffernhütte eine große Rolle. Es sind die Schwaben, die zu hunderten in dem Strohdach nisten und des Nachts an den vier Wänden herabkommen, nach Nahrung suchen, den Schlafenden überrumpeln und auch anbeißen.



Mariannhiller Superiorenkonferenz
auf Kloster Maria-Anna-Höhe
Photo: P. Willibald, Würzburg

Da war guter Rat teuer. Auf welche Weise sollte ich da die Nacht bei solchen Umständen in der heidnischen Hütte zubringen? Da fielen mir die Hängematten auf dem Ozeandampfer „Wariwirf“ ein, die mir damals auf der Fahrt nach Mariamhill so ideal vorkamen. Schnell wurde eine besorgt, aufs Pferd gepackt und frohen Mutes zog ich hinaus zum Umtwalumi-Berg. Im Laufe des Nachmittags kam ich dort an. Die religiöse An-gelegenheit wurde gut abgeschlossen und dann bezog ich die für mich freigemachte Kaffernhütte.

Hier betete ich mein Brevier und nahm mein Nachtmahl ein. Es war Winterzeit und kalt. So machte man in die Hütte ein Feuer. Damit das-selbe die ganze Nacht hindurch brenne, legte man einen trockenen, stark angefaulten Baumstamm hinein, der einen gewaltigen Rauch entwickelte. Dann wünschte man mir eine gute Nacht und ließ mich allein.

Nachdem ich mein Nachtgebet verrichtet hatte, fing ich an, die hoff-nungsvolle Hängematte an zwei Pfosten anzubinden und legte mich dann hinein. Nun ging das Schaukeln los und was ich auf dem Schiff für famos hielt, fand ich für ganz unausstehlich. Bei jeder Rührung und Leibesbewegung ging das Schaukeln los, das mich schließlich ganz böse machte. Aber noch schlimmer und quälender war der Rauch von dem glimmenden Baumstamm. Die Kaffernhütte hat kein Fenster und das Dachstroh ist in der Mitte des Daches bis sechs Fuß dick und so kann der Rauch, der sich oben lagert, nur sehr schwer durch diese dicke Schicht entweichen. In diesem Qualm müßte ich ersticken. So schlüpfte ich aus der Hängematte heraus und rief nach Rettung und Entfernung des Feuers, was auch geschah. —

Nachdem das Volk und das Feuer weg war, schlüpfte ich zum zweiten Mal in mein Nest hinein und glaubte schon, daß es jetzt gut wird.



Hauskapelle von Maria-Anna-Höhe
Photo: P. Willehad, Würzburg

Etwas habe ich zwar schon geschla-fen, aber bald fühlte ich die Kälte über mir, unter mir und rechts und links von mir; überall kalte Luft. Ich krümmte mich zusammen, zog die Decke über den Mund und über die Ohren, preßte die Arme an den Leib, aber alles war um-sonst.

Die Kälte wurde so groß, daß ich es vorzog, die verfligte Hängematte zu ver-lassen, um mich auf den Boden an die

Wand kauernd, die Ellenbogen an die Knie zu stemmen, den Kopf mit den Handflächen zu stützen und so den frühen Morgen zu erwarten.

Die Insassen nochmals zu wecken und zu bitten, mir in in der Hütte Feuer zu machen, schämte ich mich, zumal sie mir gesagt hatten, daß es in der Nacht ohne Herdfeuer zu kalt sein werde. —

Nun als dritte Plage kamen jetzt die Schwaben, um nach Nahrung zu suchen und mir etwas Blut abzuzapfen. — Aber denen

habe ich mit der Faust heimgesleuchtet. Es war gut, daß ich in der Welt das Fluchen nicht gelernt hatte und jetzt ein Missionar, Ordensmann und Priester bin, sonst hätte es jetzt gewaltig gestunken unter diesen unver schämten Schwaben da. —

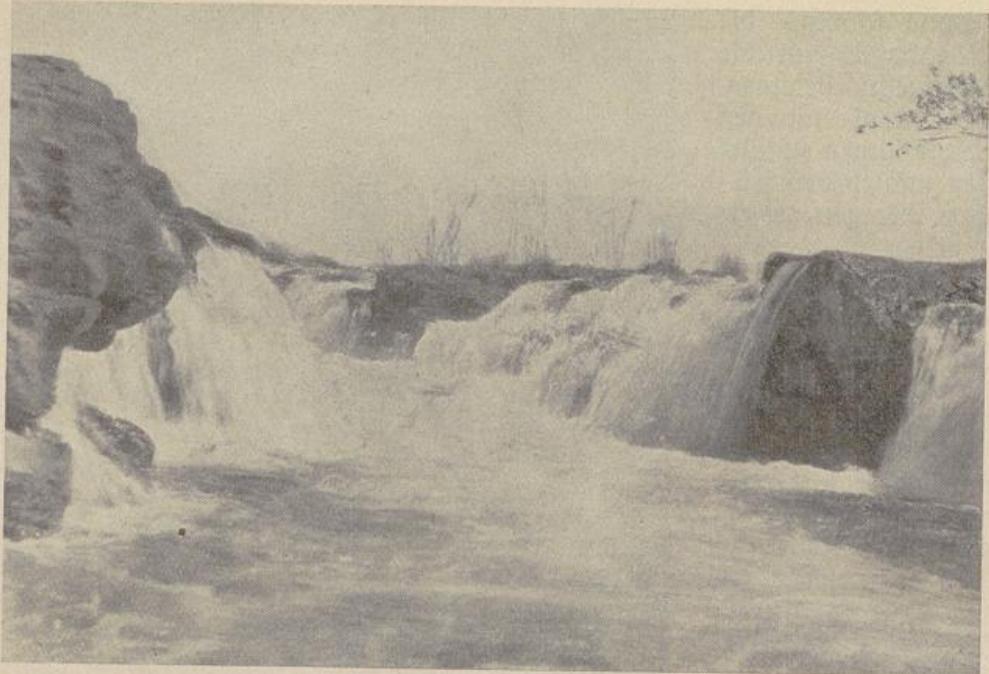
Als ich dann wieder glücklich heimkam, warf ich die Hängematte in den Winkel und sagte: „Das erste- und letztemal, niemals mehr eine Hängematte!“



Inneres der Klosterkirche von St. Georgen a. Längsee
Photo: P. Wilschab, Würzburg

Gottes Wege

Kam da unlängst eine Heidin auf unsere Station, um getauft zu werden. Es müsse aber bald sein, denn sie sei ihrem Manne davongelaufen, sagte sie, weil er sie immer mißhandel und er habe erklärt, er werde sie umbringen, sobald er sie wieder erwische. Ihr Körper war voll schwerer Beulen und Narben. Schon der Vater ihres Mannes sei aufgehängt worden, weil er die Mutter ihres Mannes einfach abgewürgt hätte. Der Mann habe damals als Knabe zugesehen und drohe ihr auch damit. Auch eine Mitfrau habe er so roh behandelt, beide seien davon gelaufen, sie aber wolle in keinem Falle mehr zurück, denn sie wisse, daß es ihr Tod sei. Das Weib bekam Unterricht und Arbeit und zeigte sich schon verhältnismäßig gut unterrichtet. Da tauchte plötzlich ihr Mann auf, bekam sie aber nicht zu Gesicht, weil sie sich in einem Keller verkroch. Der Mann verschwand, die Frau aber verlangte dringender nach der Taufe und erkrankte



Die Popafälle des Okavango
Photo: Dr. Krause, Lobito

an hohem Fieber. Da kam der Mann mit einem Befehl der Polizei, ihm seine Frau herauszugeben. Der Pater weigerte sich wegen der Krankheit und der schweren Misshandlung. Inzwischen stieg das Fieber der Frau, sie sprach ganz froh von ihrem Sterben und verlangte immer dringender die Taufe, die sie jetzt auch erhielt. Groß war ihre Freude, aber auch ganz klar das Bewußtsein, daß sie sterben werde. Und so kam es auch nach einigen Tagen. Friedlich und still ging sie eines Morgens ins andere Leben hinüber, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten.

Eine Stunde darauf kam der Mann mit einem Polizisten wegen seiner Frau! Die Schwester führte beide schweigend zur Leiche ans Bett; auch der Polizist war nun machtlos. Das arme Weib blieb im Frieden, sie hatte genug gelitten. Auch den Rohling packte nun die Tragik. Er weinte bitterlich und folgte wortlos dem Polizisten zur Tür hinaus. Die Tote aber wurde in ihrem Tauffkleide auf dem Friedhofe bestattet. Keine Verwandten hatten sich mehr um sie gekümmert.

Spätere Nachfragen ergaben, daß beide Eltern der Frau getauft waren. Der Vater war wieder Heide geworden und weit von der Missionsstation fortgezogen. Er hatte alle seine Kinder heidnisch erzogen. Von der Mutter hatte das Weib noch manchen Unterricht in der christl. Religion bekommen. Aber heidnisch an ihren Mann verkauft und verheiratet, hatte sie von diesem niemals die Erlaubnis zur Taufe erlangen können. Erst seine Todesdrohungen und schließlich das Sterben ließ sie die Taufe finden. — „Selig die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden. . . .“

Wie ich mit meinen 75 Jahren steile Hügel erklettere

Von P. Solanus Peterec CMM.

Junges Blut und junge Füße sezen mit Leichtigkeit über Dick und Dünn, aber altes Blut und alte Knochen haben gerne Ruhe. Es kommen aber auch an den alten und gebrechlichen Missionar Krankenrufe. Ein junger, kräftiger Kaplan ist nicht da — der Pfarrer ist nun 75 Jahre alt und hat sich bei einem Fall über einen Balken die Kniestehnen zerrissen, so daß er hinkt und das Reiten zu Pferd ist ihm deshalb verboten. Die Eingeborenen wohnen aber meistens hoch auf den Hügeln und Bergen, und dort oben hat er sie zu besuchen. Wie macht er das? — Wie kommt er da hinauf, selbst bei heißer afrikanischer Sonne? — Ganz einfach und ohne weitere Anstrengung.

Als wilde Schulbuben sind wir den schnell dahinfahrenden Pferdewagen nachgelaufen und haben uns hinten am Wagen festgehalten, bis daß der Führmann mit seiner Peitsche uns eines um die Ohren knallte. Wir fanden, daß man auf diese Weise sehr bequem laufen kann, wenn einen der Wagen zieht. —

Als ich einst einen steilen Hügel hinaufzugehen hatte und gewaltig pustete, da fielen mit meine Schwaben- oder Bubenstreiche ein und wie es so leicht war zu laufen — auch den Berg hinauf, — wenn man sich an dem fremden Wagen festhielt. Mein Plan war gefaßt. Wenn du wieder zu einer Hütte, die auf dem Berge liegt, gerufen wirst, dann nimm einen Ochsenriemen mit. Bist du am Fuße des Hügels angekommen, so rufe hinauf, man solle dir entgegenkommen. Diesen Ankommenden gib dann das dünne Ende des Ochsenriemens und du faßt das dicke Ende mit dem Eisenring und sie sollen dich hinaufziehen. — gedacht, getan!

Beim nächsten Krankenruf steckte ich einen langen Ochsenriemen und eine kleine Kinderpeitsche in meine Reisetasche. Am Fuße des Hügels angekommen, rief ich zur Hütte hinauf; man solle mir entgegen kommen. Bald war ein Rudel Kinder um mich. Ich zog den breiten Riemen aus der Tasche, ließ die Kinder links und rechts anfassen, einem gab ich die Peitsche, damit er kommandiere und der Gesellschaft eines um die Ohren knalle. Ich faßte mit beiden Händen den Eisenring und rief: „Vorwärts, den Berg hinauf!“

Das gab ein Hallo, ein Gelächter, eine Mordsfreude. Der Kommandant knallte mit der Kinderpeitsche umher und rief nacheinander alle Ochsennamen auf, wie es hierzulande in Gebrauch ist, wenn mit Ochsen gefahren oder gepflügt wird, da jeder Ochs seinen Namen hat.

Bevor ich mich versah, war ich oben bei der Hütte angelangt und das ohne alle Ermüdung. So mache ich es jetzt immer, denn da kommt Leben in die Geschichte. Ist kein Ochsenriemen da, so spanne ich die Kinder an meinen Gehstock. Da geht es auch ganz famos den Berg hinauf.

„Der Antichrist weiß, was Ideen wert sind und die von ihm inspirierte Welt opfert für sie in einer Leidenschaft und einem Enthusiasmus, den wir bewundern müssen. . . .“

Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch CMM.

(Fortsetzung)

Unser Führer machte uns auch aufmerksam auf das Dorf Desch ifna, das einige hundert Einwohner hat. Titus durchzog diesen Ort als er von Cäsarea nach Jerusalem ging. Es ist hier eine katholische Mission. Die einzelnen Dörfer, die man in dieser Gegend sieht, weisen hin auf vergangene Herrlichkeit; überall sieht man Ruinen; überall sieht man Zerstörung, und wenn man die Eingeborenen darüber fragt, können sie keine Auskunft erteilen. Das einzige, was sie einem sagen ist, daß früher die Reisenden sehr oft ausgeplündert worden seien. Nicht umsonst hat ein enges Tal den Namen Talos Wach'el-Haramie (Tal der Diebe) und eine Quelle in der Nähe heißt Diebesquelle. Die Engländer haben dort eine Polizeistation, wohl aus diesen Gründen.

Nördlich von Bethel liegt das uns bekannte Silo. An diesen Ort sind viele bibelhistorische Erinnerungen geknüpft. Dort stand z. B. zur Zeit der Richter die Bundeslade. Während dieser Zeit kamen, wie die Schrift erzählt, die Hebräer dreimal im Jahre dort hin, um Gott anzubeten und ihre Feste zu feiern im Hause zu Silo. Der Ort wurde zerstört ca. 1050 vor Christus.

Wir hatten 60 Kilometer zurückgelegt von Jerusalem, als unser Auto hielt. Wir waren am Jakobsbrunnen und am Hause Josefs. Der Brunnen liegt rechts vom Wege und ist heute 23 Meter tief. Die Öffnung befindet sich in einer Krypta inmitten der alten Kirche, die den Griechen gehört. Wir gingen hinein und tranken von dem Wasser des Brunnens und machten eine kurze Betrachtung über die rührende Episode, die sich einst zwischen dem lieben Heiland und der Samariterin abspielte.

Ganz in der Nähe des Jakobsbrunnens ist das Dorf Balda und hinter dem Dorfe die Ortsanlage des alten Sichem, der Hauptort der Samaritaner, die ihre Kultstätte auf dem Berge Garizim heute noch haben.

An Stelle des biblischen Sichem erhebt sich heute die Stadt Nablus mit 17 200 Einwohnern. Davon sind ca. 200 Samaritaner und 500 Christen; der Rest sind Muslemen. Juden wohnen keine dort. Die Josefsschwestern haben ein Kloster zu Nablus. Die Nablusser Araber sind ziemlich fanatisch und fremdenfeindlich, und große Vorsicht wird angeraten beim Besuch dieser Stadt.

Umgehr 10 Kilometer von Nablus liegt auf dem Hügel Schomran, 440 Meter über dem Meer, das kleine Araberdorf Sebastie, das alte Samaria. Der christliche Pilger denkt beim Anblick dieses Ortes unwillkürlich an die Weissagung des Michäas 1, 6: „Ich mache Samaria einem Steinhaufen auf dem Felde gleich und ich rollte hinab ins Tal seine Steine und lege seine Grundfeste bloß“.

Die Ursache, warum Gott einst ein so furchtbares Strafgericht über Samaria ergehen ließ, finden wir beim Propheten Isaias 28, Osea 7 und Amos 4.

100 Kilometer von Jerusalem entfernt gegen Nazareth, zeigte der Führer nach dem Ort Tel Dotan. Dahin kam Josef auf der Suche nach seinen Brüdern, die ihn hier in eine leere Bisterne warfen und ihn dann an die Ägypter verkauften. Auch hier sind, wie so oft, nur noch einige alte Baureste.



Nazareth
Photo: P. Florian, Köln

10 Kilometer weiter kamen wir nach Dschenin, wo einst der Heiland die zehn Aussäzigen heilte. Es liegt an der Grenze zwischen Samaria und Galiläa. Hier beginnt die große und fruchtbare Ebene Eschelon, die viele jüdische Siedlungen aufweist. Vor uns sahen wir schon Nazareth und rechts davon den Berg Tabor. Orte, die in der Heilsgeschichte so große Bedeutung haben und deren Anblick das Herz eines jeden christlichen Pilgers in die fröhlichste Stimmung versetzt.

Wir kamen kurz vor Mittag in Nazareth an und nahmen Quartier bei den österreichischen Barmherzigen Brüdern. Es ist eine der schönsten Städte von Palästina, 488 Meter über dem Meer mit 8900 Einwohnern, von denen $\frac{2}{3}$ Christen sind und $\frac{1}{3}$ Muslemen. Die 80 Seelen zählende jüdische Bevölkerung besteht meistens aus Regierungsbeamten. Es befinden sich dort 5 kath. Männer- und 7 Frauenklöster. Unser Hauptbesuch galt der Verkündigungskirche, deren Wächter auch hier wie in Bethlehem und anderen heiligen Orten die Franziskaner sind.

Wir befanden uns auf sehr heiligem Boden. Hier, so sagt die Tradition, ist das Haus gestanden, in welchem die heilige Jungfrau zu Nazareth geboren wurde und in welchem sie vom Erzengel Gabriel begrüßt wurde als „voll der Gnade“ und wo das ewige Wort Fleisch geworden ist. Dasselbe Haus befindet sich jetzt zu Loretto von Engeln dorthin getragen und wird genannt „das Geburtshaus der Jungfrau“.

In dieser hochheiligen Stätte, wo der erste Grund zum Heile der Menschen gelegt, wo das Wort Fleisch geworden, las ich am Mittwoch, den 2. Oktober, die heilige Messe.

Wir besichtigten noch aufmerksam den hl. Ort. Das hl. Haus soll am Felsen gestanden haben. Hinter dem Altar war ein in den Felsen gehauenes Gemach, das ohne Zweifel früher eine natürliche Höhle gewesen war und ein Zubehör der kleinen Wohnung der hl. Familie bildete. Man nimmt sogar an, es sei das vom Erlöser bewohnte Gemach gewesen.

(Schluß folgt).

„Auserwählt“

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm.
Nachdruck verboten! — Fortsetzung

Ein leises Rauschen strich über die An-
dächtigen hin.

Schauer erfüllte ihre Herzen, in Gottes-
furcht erstarrten ihre Leiber, kein Laut kam
von ihren Lippen, ein jedes verhielt den
Atem, aller Augen blickten gebannt auf
den Priester und das Mädchen.

In heiliger Scheu schwieg mit den
Menschen die Landschaft.

Da hob die Broni langsam den Kopf.
Ein Beben erschütterte ihren Körper,
die Arme warf sie gegen den Himmel und
der erlösende Schrei entfuhr ihrem kran-
ken Leib:

„Mutter! Mutter! Jesus! Maria! Hei-
licher Valentin!“

Sie erhob sich. Gesund und heil.

Die Nähe der göttlichen Gewalt und
Gnade lastet auf den Menschen. In unge-
heurer Erregung blieben sie wie verstei-
nert vor Gottes Angesicht knien, mit ver-
zückt erweiterten Augen und erstarrten
Lippen.

Denn noch konnte es keiner begreifen.

10. Stockreiter

Franz zog ein unsichtbarer Arm fort.
Er schritt durch die Gasse, die noch offen
stand, an den Verzückten vorbei und eilte
in den nahen Wald, dem zu entweichen,
was nun folgen mußte.

Er wollte mit seinem Gott allein sein.
So trugen ihn seine Füße den Berg hin-
an, der Einsamkeit entgegen, wo er sich
vor dem Dank der Menschen verbergen
konnte.

Doch erfaßte ihn ein seltsamer Tau-
mel von Glücksempfindungen, als er hörte,
wie sich die Menschen unter ihm aus
ihrer Erstarrung lösten. Die Schreie mächtigen
Erschauerns und Erschauerns vor
dem Wunder schwollen zu ihm empor.

Franz mußte umblicken. Er sah, wie
die Menschen auf die Broni zueilten, ih-
ren Körper griffen und ihre Glieder be-
rührten. Er sah, wie die Mutter den
Stamm der Föhre umfaßte, und hörte,
wie sie ihren Dank zu dem Gnadenbild
hinausschrie.

Blößlich riefen die Menschen nach ihm.
Da wandte er sich wieder dem Walde
zu und eilte davon.

Er lief dem Wege nach, den sein Fuß
zufällig betrat.

Als der Wald sich lichtete, sah er vor
sich das Haus der Stockreiter. Nach ein
paar Schritten stand er davor.

Der Stockreiter hatte ihn kommen se-
hen. Und wußte, was am Föhrenplatz
geschehen war. Sein Herz zitterte heftig,
und mit verhaltener Erregung trat der
alte vor sein Haus.

Als Franz vor ihm stand, zog er sein
Berghüll und bat: „Möchten S' net a
bisl rasten, Kooprater?“

Und er öffnete, ehe er eine Antwort
bekam, die Haustüre, daß der Priester ein-
treten könne.

Franz erwachte bei der Ansprache jäh
aus seinem Seelenfluge zu den Mäch-
ten der Ewigkeit. Die Erde fühlte er wie-
der unter den Füßen. Die Erde stand
im Stockreiter vor ihm.

Er folgte der Einladung des Bauern
und trat in die kleine Holzburg ein. Der
große Mann mußte seinen Kopf beugen,
als er den Fuß über die Schwelle setzte.

Franz erschrak: von allen Wänden und
Ecken blickten ihm holzgeschnitzte Heilige
entgegen. Sie sahen auf ihn, wie sie es
einstens taten, als sie noch unter den Men-
schen lebten: gütig lächelnd, schmerzge-
beugt unter der Marter, weltentückt auf
der Wanderschaft, lieblich verklärt unter
der Schönheit ihres Meisters, traumhaft
verunken in die Geheimnisse der Ewig-
keit. Und das Urbild der Mutter blickte
auf ihn herab, den süßen Schmerz um
die Lippen und den frohen Dank in den
Augen. Und ihr Sohn, der Meister
selbst, breitete seine Arme segnend über
ihn aus wie er es einstens über seine
Jünger tat.

Der modrig-herbe Geruch, der an dem
Holze entstieß Jahrhunderte haftet, um-
strich den Kooperator. Geheimnisse, längst
verunkenes Weben und Wirken hauchten
aus den dunklen Ecken und auf dem offe-
nen Herde glomm die uralte Glut.

Franz sah zu den Holzbildern auf und
sand unter ihnen die Lücke, wo noch an
diesem Morgen der hl. Valentin stand.

Er wandte sich nach dem Stockreiter um:
„Warum hast du das getan?“

„I han schoo mülassen.“

„Weißt auch, was geschehen ist?“

„s wird noo mehra gischein bei un-
serm Valentin!“

Bei unserm?“ erstaunte Franz.

„Moan doo. A Stockreiter hat eahm
amal gschnitz für Enf. Unser Hand hat's
gsiegnet.“

Ein leiser Frostschauer durchzitterte
Franz vor den Geheimnissen, die das
Schicksal um ihn wob.

Er versuchte seine Gedanken zu ordnen. Aber das Gehirn versagte den Dienst. So wurde er wütend:

„Stockreiter, wo soll das noch alles hin? Seit ich denken kann, schiebt mich ein Schicksal. Ich möchte ihm entfliehen, aber ich muß ihm folgen. Wo will das hin? Stockreiter, ich hab der Broni die Hände aufgelegt und sie ist gesund. Ich weiß nimmer, wie es geschehen ist.“

Der alte Bauer sah zu dem Priester auf, ernst und wissend um das große Wollen. Er sprach:

„Woah schoo, Kooprater. Han's schoo einwendig gspürt, daß eppas kommt. Wegen dem hat aa der Valentin abi müassen. Und jetzt is gschehn, und noo mehr werd kommen. In dir steht's drin, Kooprater: Du hast die Kraft, du hast den alten Segen, du hast den alten Glauben. Woah, Kooprater: unsern Glauben, und der ist uralt. Alter als als zjam, ganz, ganz von die Vordern her. Und der Glauben lebt fort, ganz hoamlich schiebt er sich nein von einem Menschen auf den nächsten. Und laßt die Menschen net aus, solang sie glebt habn und solang als s' lebn werdn. Lang schaut's oft her, als waars ganz staad wordn damit unter die Menschen.“

Aber auf oanmal hat's gstroast, und der muah dann toan, was z' toan is. Der oan bist jetzt du, Kooprater. Gweicht bist, hochgewicht. Leicht gspürst es selbst net. Aber i kenn's, da einwendig. Bist hoch droben, Kooprater, und aus deine Händ fließt der Segen und die Gnad so leicht, wie mir's Schnizmesser führen. Und muahst hoch droben bleiben, Kooprater“, schloß der Alte, und sein hartes Antlitz wurde noch ernster, „weit über den Menschen! Gel, versteht mi schoo, wie i dös moan.“

Franz klammerte die Hände ineinander. Ja, er verstand und fürchtete sich vor dem Fluge. Noch brannten die irdischen Feuer in ihm.

Der Stockreiter sah in die Seele des Jungen.

„Es wird hart kommen“, rief er ihm zu. „Und nacha ruast mi, Kooprater. I woah dein Weg.“

„Wohin?! Wohin?!“ stöhnte Franz auf.

Da herrschte ihn der Stockreiter an:

„Net fragen! Folgen muahst, Kooprater, nacha gehst richtig!“

Und der junge Priester beugte sich unter dem Machturteil des Bauern. Er mußte sich beugen, weil Glauben und Wissen aus dem Urgrund der Menschenseele zu ihm sprachen.

So schwieg Franz und neigte sein Haupt.

Der Alte schnaufte tief auf: Er wußte, daß des Herrgotts Krönl die Arbeit der Stockreiter zierte.

11. Die Menschen

Zu der Stunde standen und knieten die Bärnmooser in eifrige Gebete und Gespräche vertieft auf dem Föhrenplatz. Sie blickten immer wieder auf die Broni, die mit ihren Eltern den Heiligen anrief und lobte.

Von Zeit zu Zeit trat ein Bauer oder ein Weib an das Mädchen heran. Sie berührten es mit den Fingerspitzen und befreudeten sich dann, um an dem Segen, der über das Kind niederfuhr, Anteil zu nehmen. Mit gefalteten Händen wichen sie im Rückwärtsschreiten zu den Gruppen zurück, die sich abseits der Föhre zusammendrängten, um mit scheuem Getuschel das große Wunder, das Unfaßbare zu besprechen.

Wie es geschah, war keinem klar.

Wie ihnen der wundertätige Priester entschwand, konnte keines begreifen.

So wurde auch Franzens Flucht zu einem überirdischen Geheimnis. Manch einer hatte Erscheinungen, Gaukelspiele verzückter Augen.

Die einen wollten gesehen haben, wie ein feiner, zarter Nebelschleier über sie niederfiel. Andre wieder sahen, wie die Figur des heiligen Valentin die Hände segnend ausbreitete. Wiederum welche hörten ein unheimliches Rauschen, einen weitentfernten Donner, der aber doch so nahe klang, daß er die Seelen erschütterte.

Und die Fagerer, die eifrigste Gläubige an Franzens Wunderkraft, sah gar, wie der Kooperator über die Häupter hinwegschwebte.

Dem aber widersprachen einige, so die Lohner:

„Naa, naa. Er ist schoo vorbei bei mir. Aber aa so, als wenn er nimmer von Fleisch und Bluat waat.“

„Ja, grad so wie a Heiliger“, rief eine andre.

„Naa, so a Mann, so a Mann!“

„Wer hätt dös denkt!“

„Und 's Dirndl ist gsund. Dös Wunder! Dös Wunder!“

„Sechs Jahr glähmt und jetzt auf oamal gsund! O Leut, dös Wunder!“

„Mei, wann dös unter die Leut kimm!“

„Da werd si unser Kooprater nimmer dersangen können, so werdn s' glaufen kommen auf Bärnmoos.“

„Und a jeds will von eahm gsund werdn.“

„Und er werd s' gsund machen.“

„Jesse,“ fiel es der Fagerin jammernd ein, „sie werdn eahm doo net wegtoan,

wenn er jetzt so berühmt ist. Leicht muß er jetzt glei in d' Stadt nein und a Bischof werden."

"Al geh, was moanst d' denn", wurde sie belehrt, "glei a Bischof. Dös is ganz eppas anders, wann vaner a Bischof werden."

"Dös glaub i. Da is iner Kooprater schoo noo mehra."

"Für dös gibt's überhaupt noan Titel."

"Als grad a heiliger Mann."

So brodelten die Alnichten zwischen Beten und Befreuzigen hin und her.

Zwischen den Frommen aber schritt wie ein Sieger der Unterrauschberger. Seine Garde folgte ihm.

Stolz blickte er bald auf die Föhre, bald über die Bärnmooser hinweg.

Oder er blieb bei dieser oder jener Gruppe stehen und murmelte den Männern zu:

"Jetzt woaz i, warum i die Kapelln nimmer auslassen hab. Hat sein müassen, dös han i glei gspannt. Und jetzt werd baut, glei morgen werd anfangt."

"Nach a gibts noo im Winter a Wallfahrt", begeisterte sich der Fagerer. "D han's gewiht, daß wir Bärnmooser berühmte Leut werden."

"Ja, Herrgotts noo amal", rief der Lohner, "wer hätt dös gmoant. Unser Kohler-Sohn, auf oamal waar der a solchener. A Bauernsohn und waar so viel wie a Heiliger."

"Da könnt si oans gleich fürchten aa."

"Ob's doo aus eahm selbn kommt?"

"Betrn muß er schoo. Hast net gsehgn, wie er aufgeschaut hat zum Himmel?"

"Aber a anders wann bet', hilfts halt net."

"Der muß's schoo hsonders können, iner Kooprater."

"Dös glaubt! Da liegt a Kraft drin. Da derfen mir grad floan werden und glauben und Almen sagen."

Zwischen diesen Gruppen kniete auch Herr Grießenböck. Scheinbar in andächtiges Beten vertieft.

Aber während sich die Lippen eifrigst bewegten, plagten seinen Kopf andere Gedanken.

Er hatte vor drei Tagen an den Defan einen Brief geschrieben, in dem er seinem geistlichen Freunde in untertäniger Weise von den Vortommisken in Bärnmoos Mitteilung machte. Er erlaubte sich die bescheidene Anfrage, ob es recht sei, daß sich der junge Kooperator als Wundertäter ansprechen lasse. Und ob der Verzug der Kirche nicht wichtiger gewesen wäre als der Bau einer Kapelle?

"Wohl bin ich Kirchenrat", schloß er den Brief, "aber wie viel dies nützt, haben Sie gesehen. Wo mag das hinführen, möchte ich mir die bescheidene Anfrage erlauben, wenn ein hochwürdiger Herr sich als Wundertäter ansehen läßt? Wo mag ein Wunder sein, wenn man ein Mädchen aus einem Bach holt? Mein einfältiger Sinn sträubt sich dagegen, und es sind wohl viel Stärkere dagegen, die es auch vermochten. Ich frage, warum mußte es gerade der Herr Kooperator sein? Vielleicht wegen der Bauern? Hochwürdiger Herr Defan werden die Frage leicht verstehen und werden vielleicht die Antwort wissen."

In einer zornigen Stunde hatte er den Brief hingeschrieben.

Und nun quälte ihn sein Gewissen. Nach dem Erlebten an dem Föhrenplatz furchtete er, ein Unrecht begangen zu haben.

Nebenbei pochte aber sein Kaufmannscherz gar mächtig in der Brust.

"Da sind wunderbare Dinge vor sich gegangen", sprach es darin, "über die wollen wir nicht rechten noch richten. Es wird aber Bärnmoos alsbald in aller Mund sein. Viele Menschen werden zu dem Wunderplatz strömen, und sie werden Kerzen, Bilder und Botitbafeln stiften. Werden Rosenkränze und fromme Andenken kaufen. Und dies alles wird im Laden des Herrn Grießenböck zu haben sein. Wird zu haben sein, wenn der Defan nicht. . ."

Das Herz sah die runden Gold- und Silberstücke über den Ladenstisch in die Kasse rollen. Zu dem Gedanken lächelten die betenden Lippen.

Das Herz fürchtete aber, es könnte von höherer Stelle aus anders verfügt werden. Die Lippen sanken herab.

Und das Herz zürnte dem Herrn Grießenböck ob seines eiligen Eisers.

Das müssen wir wieder gutmachen. Schnell gutmachen! rief es darin.

Und so entschloß er sich, noch an dem selben Tag den Defan zu besuchen. Er wollte ihm als erster die Freudenbotschaft überbringen, wollte den Kooperator preisen und loben, seinen Irrtum eingestehen und nichts unversucht lassen, daß Bärnmoos berühmt und er reich werde.

Er stand nach einem lauten „Gelobt sei Gott der Herr, Amen!“ sachte auf, berührte die Schultern der Brüder, befreuzigte sich und schlich durch die Reihen der Betenden Bärnmoos zu.

Unterwegs lernte er die Rede ein, die er dem Defan halten wollte.

Aber mitten darin erhellt sein Antlitz



Eingeborenenkraal (Givaain-Schulen)

Photo: Mariannhiller Mission

ein befreientes Lachen. — Ein feiner Einfall flog ihm zu:

Daheim hatte er in einer Kumpelscke einen alten Opferstock liegen. Er wußte nicht, woher er stammte und wieso er in sein Haus kam. Wie oft wollte er den alten, rostigen Eisenkasten zum alten Gerümpel werfen. Nun war er froh, daß er ihn noch besaß.

Diesen Opferstock gedachte er unter dem Bildnis des hl. Valentin aufzustellen. Und er wollte der erste sein, der glänzende Silberlinge in den Schlitze hineinwerfen wird.

Der Gedanke begeistert ihn mächtig. Er schritt eilig vorwärts.

Daheim nahm er ein Stück Pappe und schrieb mit Blaufüllstift darauf:

„Zur Errichtung einer Wallfahrtskapelle zu Ehren des hl. Valentin!“

Dann band er die Bittafel an den Opferstock.

Aus seinem Laden suchte er ein neues, besonders gutes Vorhängeschloß. Es reute ihn wohl, aber er gedachte der Binsen.

Dann nahm er leuchtend den Opferstock auf seine Schultern und schleppte ihn vors Haus. Dort lud er ihn auf einen Karren und mühete sich mit der Last zum Föhrenplatze zurück.

Er kam zur rechten Zeit. Eben erhoben sich die Langenmaier und mit ihnen die ganze Gemeinde. Sie wollten die Bronti im Triumph feiern.

Da sahen sie, wie Grießenböck hustend und schwitzend den Hang herunterkam.

Kaum war er imstande, den schweren Karren vor dem Abgleiten zurückzuhalten. Aber er biß die Zähne zusammen und meisterte die Arbeit.

An der Föhre stellte er den Opferstock unter Staunen und Bewundern auf.

„Für unsren heiligen Valentin!“ rief er begeistert über die Menge hinweg, nahm, wie er es sich erwünschte, als erster die Geldbörse aus der Tasche, blickte kaum hinein und war mit der Schätzung zufrieden.

Das trägt Binsen, Binsen, wischte ein kurzer Gedanke durch seinen Kopf.

Er schüttete, deutlich für jeden sichtbar, den ganzen Inhalt seiner Börse in den rostigen Schlitze. Die Kupfer- und Silbermünzen fielen, eine nach der anderen, mit dumpfen Klang auf dem Boden des Opferstocks auf.

Und bei jeder Münze klopfte es in seinem Herz wider: Gold, Gold, Gold!

Nach seiner Opferung trat er unter das Bild des Heiligen und beugte sich tief zur Erde.

Seinem Beispiel folgten die anderen. Als erster der Langenmaier. Er warf die wenigen Groschen, die er eben bei sich trug, in den Kasten.

Bauern und Bäuerinnen traten an und ein jeder gab, was er recht fand.

Neben dem Opferstock stand die Bronti und ließ sich von jedem berühren.

Geld tönte in das wundersame Geheimnis des Kohler-Franz.

Geld tropfte auf den ewigen Stein des Glaubens und höhlte ihn aus.

Geld sahen die Bauern und wurden mißtrauisch.

Der Unterrauschberger deutete mit scheuem Blick auf Grießenböck.

„Dös hat er schlau anpackt“, murte er zu seinen Freunden. „Jetzt möcht er's wieder gutmachen.“

„Und überhaupt müssen gleich etwa aufgestellt werden,“ meinte der Lohner, „die dös Geld jeden Tag aufzunehmen. Sinst werd's ins gsthöhl aa noo.“

Sie beschlossen, Unterrauschberger, Lohner und Grießenböck — den mußten sie mitwählen — dieses Amt zu übertragen. Die drei sollten gleichzeitig, riet der Fageter, dem die Zukunft von Bärnmoos als Wallfahrt so sehr am Herzen lag, der vorbereitende Auschuß für alles Notwendig sein.

„Weil dös allsam doo net laar ausgeht,“ schloß er seinen Vorschlag.

„Ganz richtig,“ ereiferte sich Grießenböck, „hier auf diesem geweihten Boden, auf dem wir als erste stehen dürfen, bereitet sich ein Großes vor. Meine Herren, wir Männer vom praktischen Leben müssen darauf bedacht sein.“

„Aber wem mußt nacha recht geben, Grießenböck?“ fragt der Unterrauschberger. Er warf den Kopf nach rückwärts.

Grießenböck verstand. Er nützte die Gelegenheit, den Stolz seines Widersachers zu heben. Denn nun mußte er sich an die Bauern halten, wenn alles gelingen sollte, wie er es erträumte.

„Ihnen, Herr Hallweger,“ rief er, „nur Ihnen mußt man recht geben! Man muß sagen, Sie haben weiter gesehen als ich. Die Gemeinde wird es Ihnen zu danken wissen.“

„Braucht's net. I bin so aa zfrieden,“ brummte der Bauer, weil er Grießenböck erkannte.

Unterdessen sammelten sich die Gläubigen zum Heimgange.

Vorne, von ihren Eltern geführt, ging die Broni. Es folgten die Geschwister und Unverwandten und dann die ganze Gemeinde. Zuerst die Männer und nach diesen die Frauen.

Die Vorbeter stimmten die Litanei an. Unter Beten und Lobsingen kamen sie in Bärnmoos an.

Dort führte der Langenmaier die Prozession geradewegs der Kirche zu. Er folgte seinem Herzen, das sich nach dem Segen, der dem Wunder den letzten Glanz verleihen sollte, sehnte.

Als dies Grießenböck gewahr wurde, flüsterte er zum Unterrauschberger:

„Wir müssen den Herrn Geistlichen Rat verständigen.“

Der Bauer nickte ihm zu und die beiden bogen zum Pfarrhaus ab.

Als sie mit eiligem Schritt bei Birnbacher eintraten, blieb Grießenböck erschrocken stehen: der Dekan stand zwischen Pfarrherrn und Kooperator.

12. Der Hohenpriester

Der Dekan kam an diesem Morgen nach Bärnmoos. Er wollte selbst sehen, was mit dem jungen Kooperator, was mit diesen Wunderdingen sei.

Er fand das Dorf verlassen. Die wenigen alten Leute, die er antraf, standen zu zweit und zu dritt erregt beieinander.

Die Arbeit stand still, halbbeladene Wagen standen auf dem Dorfplatz, offene Haustüren sah er allenthalben, die Herde schienen erloschen, denn um die Dächer zogen keine Rauchwolken, das Vieh schrie in den Ställen, da wimmerte ein Säugling und dort scharren Rosse.

Von Schritt zu Schritt erstaunte der Dekan mehr. Bis ihn ein fröstelnder Schauer ergriff.

Er hastet dem Pfarrhaus zu.

Auch hier erwarteten ihn geöffnete Tore, und nun wußte er, daß ein großes Ereignis über Bärnmoos hereingebrochen sein mußte.

Einen Augenblick dachte er an einen Brand, an einen Bergsturz.

Aber weihevolle Stille ward um ihn.

Im Umherblicken ergriff sie ihn.

Hier ist ein Größeres, empfand er.

Leise trat er über die Flur, leise pochte er an der Türe, hinter der er Birnbacher erhoffte.

Der Pfarrer hatte Frühstück, Blumen und Morgenpfeife vergessen. Sein Herz wußte um die Weihe der Stunde, in der er lebte. Er kniete in seiner Christus-Ecke und erhob seine Seele zum Himmel.

Mitten in der stillen Kraft des Gebetes, die er in sich sammelte, schreckte ihn das behutsame Klopfen auf.

Es zerschnitt sein Gebet. Er wandte sich um und sah den Dekan auf der Schwelle.

Im nächsten Augenblick eilte er auf ihn zu, faßte ihn bei den Händen und rief den Fassungslosen mit gewaltiger Stimme an:

„Der Herrgott sendet Sie in einer großen Stunde! Beten Sie! Beten Sie!“

Der Dekan war ein Mann, der natürlich dachte. Sein Priestertum war ihm Lehr- und Führeramt. Er hatte vieles im Leben gesehen, als Priester und Politiker, als Streiter seiner Kirche und als Mensch. Er fand sich auf allen Wegen zurecht und kannte keine Rätsel, keine Mauern.

Nun aber war sein Denken geschlagen. Er fühlte sich leer, unbeholfen gegenüber dieser Gewalt, mit der ihn Birnbacher packte. Dieser gemütliche, einfache Birnbacher!

Er konnte nur stammeln:

„Um Gottes willen, was ist denn?“
„Weihe ist um uns. Himmliche Weihe!“
„Erzählen Sie doch,“ bettelte der Dekan.

Birnbacher führte ihn unters Kreuz und erzählte in fliegender Hast von den Dingen, die geschehen.

Und das graue Haupt des Dekans senkte sich immer tiefer. Langsam fanden sich seine Hände, langsam schlossen sich seine Augen und langsam begann er im Herzen statt im Kopfe zu denken.

Bis die Frage in ihm erwuchs:
„Was ist dies für ein Mensch?“

In dem Klange der Stimme erkannte Birnbacher, wie sehr der Hohepriester ergriffen war.

Jubelnd schloß er seine Erzählung:

„Er selbst ist ein Sturzbach voll überschäumender Kraft, als Mensch und Priester. Er ist über uns, himmelhoch über uns, und weiß es selbst nicht. Ein Kind ist er, ein reines, liebes Kind, das sich nach der Heimat sehnt, das aber im Händeaustreiten den Segen Gottes herunterholt. Es ist so ein Wunderbares in ihm, man kann es nicht schildern und nicht begreifen. Aber es ist da, und wo er die Hände hinlegt, da ruht der Segen darauf.“

Nach einem kurzen Schweigen fragte er dann zaghaft:

„Was wollen Sie mit ihm tun?“

Der Dekan preßte die Hände aneinander. Dies alles erschütterte ihn.

„Zu einer Belehrung war ich gekommen, die ich dem jungen Priester halten wollte.“

Und fast schrie er es auf:

„Und um seinen Segen werd ich ihn bitten.“

Vor der Türe schlürften langsame Schritte. Birnbacher horchte auf.

Er sprang zur Türe und blieb wie angewurzelt auf ihrer Schwelle stehen: Franz kam ihm mit verklärten Augen und leuchtender Stirn entgegen. Den Mund umspielte ein sonderbares Lächeln: selig-froh und irdisch-rein.

Langsam setzte er Fuß um Fuß vor. Fast schleppend schien sein Gang. Denn Franz war müde.

Aber dies sah Birnbacher nicht. Er sah nur die verklärte Stirne und empfing Franz mit weitgeöffneten Armen:

„Kooperator! Liebster, bester Mensch!“

Der Klang dieser Stimme, die Franz so sehr liebte, griff ihm ans Herz. Sie gab ihm die Nähe zu den Menschen wieder.

Und damit bestürmte ihn ein lautes, wohles Glücksempfinden, daß er trunken auffschrie:

„Die Broni ist gesund!“

Und fügte leise, andächtiger dazu:

„Dem Herrn sei gedankt!“

In Birnbacher erstarben Zeit und Raum. Er fühlte sich in einem Meer von Licht und Geweihtsein.

Und konnte nur hauchen:

„Ja, Kooperator, Gottes Helfer!“

Der Dekan trat hinzu. Leise als fürchte er, durch seine Bewegung ins irdische Tal zu versinken. Und sprach:

„Danken wir Gottes Barmherzigkeit!“

Und doch rief ihn seine eigene Stimme ins Tal hinab.

Ins Tal von Bärnmoos.

Er blickte durch das Fenster über die Giebeln des Dorfes hinweg, auf die Straßen und Plätze.

Er sah Menschen darin wallen und beten, sah das Kreuz erhöht und den Felsen wachsen, auf dem die Kirche steht.

Im Geiste errichtete er in dem stillen Bergwinkel eine neue ragende Burg des Glaubens und der Kirche, deren gehorsamster Diener er war.

Und dieser hier, der so Großes vermochte, mußte vor den Menschen zu einer weit-hin strahlenden Leuchte emporgehoben werden, zu einem Licht der Kirche, aber selbst versunken im tiefen Schatten ihres hellen Scheines.

Da er dies alles für die Zukunft ersah, fand er zum Werktag des Lebens zurück.

Er trat näher an den Kooperator heran und reichte ihm die Hände hin:

„Lassen Sie mich teilhaben an Ihrem Werk, Sie Gefegneter! Lassen Sie mich mit Ihnen den Allmächtigen loben und danken. Ein Großes geschah, das fühlt jedes Herz. Und die auf Erden über uns stehen, werden sich dem nicht entringen können. Größeres wird folgen und die Menschen werden in Scharen zum heiligen Valentin pilgern. Der Kirche wird ein neuer Hort des Glaubens erwachsen. Ihr wollen wir dienen, ihr unser alles hingeben. Dies sei der Schwur, der unsre Hände in dieser heiligen Stunde vereint.“

Am Franz rauschten die Worte vorbei, so wie ein Träumer ein fernes Pochen hört.

Nur die eine Frage dämmerte in ihm: Was sind jetzt Worte?

Und ein Heiliges flüsterte in seiner Seele:

„Du hast die Tat.“

Und dennoch: Argend etwas Erhabenes, Gewaltiges zerschmolz unter dem warmen Händedruck des Hohenpriesters.

Er senkte seinen Blick auf die Hand. Da erkannte er, daß sie schwer war.

Wie aus einem tiefen Tale klang zu Franz die Stimme des Dekans empor:

„Und jetzt müssen Sie mir alles sagen!“
Das schnitt Franz ins Herz.

Aber er fand einen Seelenretter: der Unterrauschberger erschien breitstämmig in der Türe und, wie ein Gnom verborgen, der erschrockene Grießenböck. Hier hatte er den Dekan nicht vermutet.

Franz nickte dankbar dem Bauern zu.

Der drehte seinen Hut in der Hand und seine Augen leuchteten dem Kohler-Sohn zu.

Mit dunkler Stimme sagte er:

„Hochwürdiger Herr! Kohler-Sohn! Darf's sagen: Bleib ins derhalten, daß wir deinen Segen spüren!“

Das war warm, so warm, daß Franz lächeln konnte:

„Unterrauschberger, i bleib bei euch!“

Und noch bescheidener bat der Bauer:

„Und jetzt a Dankdagung und ein Segen in der Kirchen. Die Gmoand wart auf ihren Kooprater.“

Statt des Jungen antwortete der Dekan:

„Wir kommen.“

Grießenböck, der zappelte, brach nun hervor:

„Ein wahrhaftiger Segen muß in allem sein, daß hochwürdiger Herr Dekan gerade heute hier weilen.“

Grießenböck tat allen weh. Selbst dem Dekan. Fast unwillig wiederholte er:

„Wir kommen.“

Da der Unterrauschberger bereits leise fortging, mußte Grießenböck folgen. Er hätte mehr sagen mögen, aber irgendeine Angst drückte an ihm.

Die drei Priester schritten der Kirche zu.

Franz in ihrer Mitte. Wie seinerzeit bei der Primiz. Auch in dieser Stunde strömte die größte Weihe aus ihm.

So wurde dieser Gang in das Haus des Herrn eine Erneuerung seines Priestertums.

—
Noch war kein Jahr verstrichen. Und doch, um wie viel älter ist er geworden. Unermeßlich lange schien ihm die Zeit. Denn eine Fülle inneren Erlebens hatte in diesem Sommer seine Seele erhöht;

ein Menschenum ward in ihm errichtet, mächtiger, heiliger, als er es je ahnte.

Und doch: Da war Fleisch, da war Blut! Sinnvolles Leben rankte sich um ihn, züngelte in seinem Herzen und wies ihm die Unbarmherzigkeit des Seins:

Du bist nur ein Mensch!

Wie ein gewaltiger Schlag traf ihn diese Erkenntnis, als er inmitten seiner geistlichen Brüder in die Kirche eintrat: in der ersten Bankreihe saß seine Mutter.

Aus ihrem aufleuchtenden Blick fühlte er den verhaltenen Jubelschrei:

Du bist mei Bual! Du bist mei Bluat!
Du bist mei Fleisch!

13. Holz

Die Orgel brauste auf. Mit Jubeltönen entließ sie die gesegneten Menschen aus der Kirche.

Sie drängten auf den Dorfplatz hinab, zum Anwesen des Langenmaier. Dort mußte sich die Brüder immer wieder sehen lassen, ihre Glieder röhren und beweisen, daß ihre Heilung wahrhaftig sei.

Und mit jeder Bewegung die das Mädchen zeigte, priesen die Leute Gott und die Heiligen aufs neue.

Inmitten der Schar standen auch der Unterrauschberger und sein Freund, der Lohner.

Plötzlich stieß Simon Hallweger den anderen mit dem Ellerbogen in die Weiche. Lohner blickte auf. Er sah, wie der andere die Augen zuzwinkte. Dies hieß: Geh weiter! I muß dir was sagen!

Gleichzeitig wandte sich der Unterrauschberger um und drängte sich schreidend und stöhnend durch die dicht gepferchten Leiber. Er achtete nicht auf das Schimpfen jener, die seine schwingenden Ellbogen grob auf die Seite schoben.

Der kleine Lohner schlängelte sich nach der anderen Seite durch. Geschwind und geschickt. Kaum merkte es einer.

Am unteren Dorfplatz trafen sie sich.

Der Unterrauschberger sagte noch nichts, sondern schritt schweigend Mitterzell zu, wo sein Hof stand.

So war es der Lohner gewohnt. Er wußte, daß jetzt jedes Fragen umsonst gewesen wäre. Erst mußten vier schützende Wände um sie sein.

Nur einmal — sie hatten schon die Hälfte des Weges hinter sich — befreite Unterrauschberger seine Gedanken, indem er in seinen Schnauzbart murmelte:

„Und dös is unser Sach!“

(Fortsetzung folgt.)

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der
MARIANNHILLER MISSION



Nummer 3

März 1937

55. Jahrgang

Karsfreitag

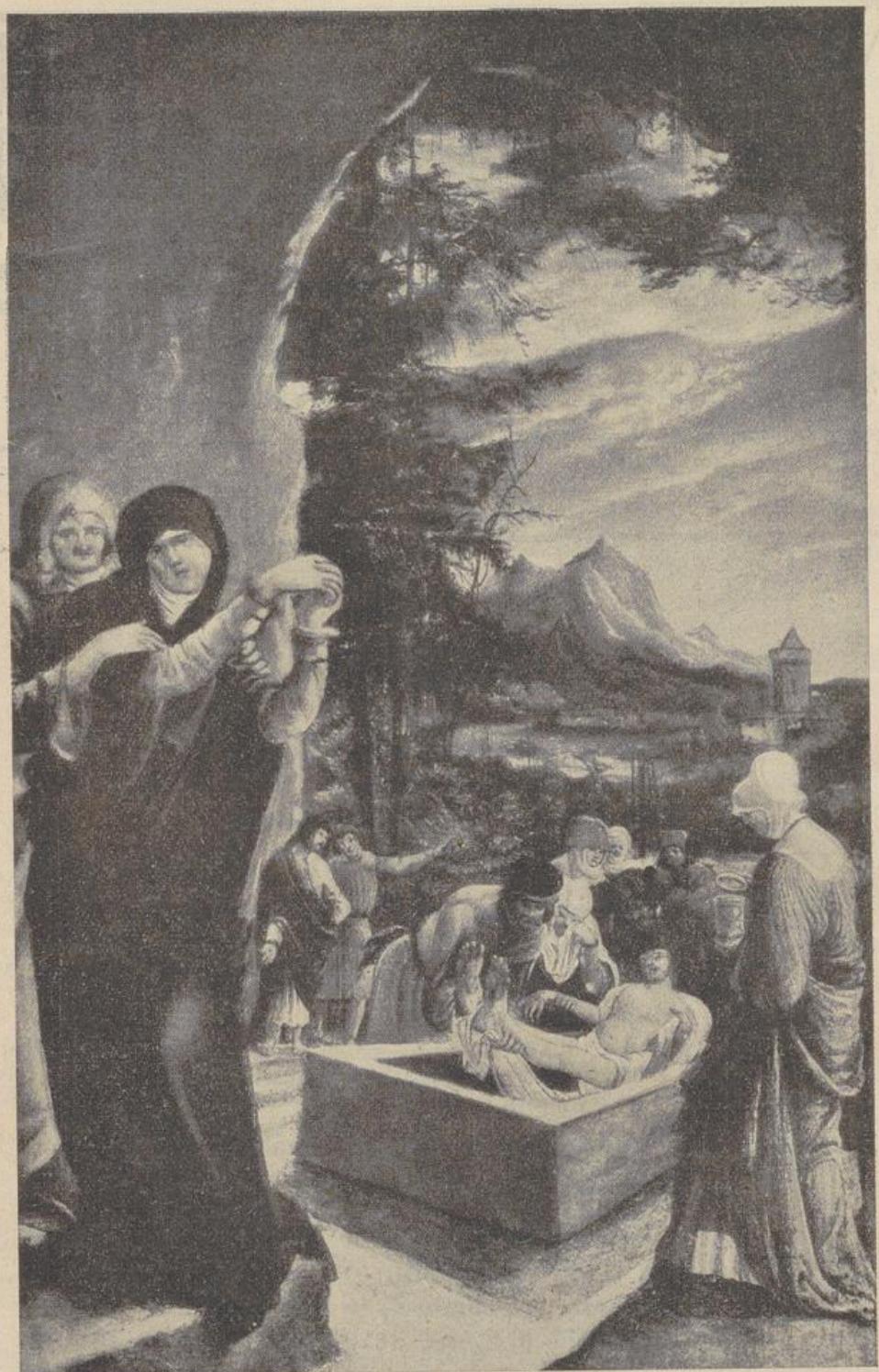
Drei Kreuze steh'n auf Golgatha,
Mahnzeichen aller Welt;
Sie steh'n so fern und sind so nah'
Uns vor den Blick gestellt.

Das eine Kreuz trägt Gottes Sohn
Mit blut'gem Dornenkranz,
Es steht umwallt als wie ein Thron
Von wunderbarem Glanz.

Das andere Kreuz, ihm zugekehrt,
Steht hell in seinem Schein,
Und den es trug, mit Schuld beschwert,
Sprach Christi Gnade rein.

Das dritte Kreuz steht abgewandt,
In tiefe Nacht gehüllt;
Es starrt von ihm weit in das Land
Ein bleiches Schreckensbild.

S. Sturm



Grablegung

Albrecht Altdorfer (1480—1538) Kunsthistor. Museum Wien

„Surrexit Christus, spes mea!“

„Auferstanden ist Christus, meine Hoffnung!“ (Ostersequenz)

„O wahrhaftige Nacht: die allein gewürdigt wurde der Zeit und der Stunde, in der Christus von den Toten auferstanden ist!“ So singt die Kirche in ihrem österlichen Heldenliede, bei der Weihe der Osterkerze und schlägt damit wie aus einem Felsen hervor den strahlenden Funken des leuchtenden Osterjubels.

Das Oster-evangelium verkündet laut der aufhorchenden Welt die frohe Botschaft durch des Engels Mund: „Er ist auferstanden, er ist nicht hier. Sehet den Ort, wo sie ihn hingelegt haben!“

Christus kam in die Welt. Nach einem dreißigjährigen verborgenen Leben im Hause zu Nazareth trat er öffentlich auf und predigte drei Jahre hindurch das Reich Gottes. „Suchen und selig zu machen, was verloren war“, das war seines Erdenlebens Ziel und Ende. Mit vieler Mühe hatte er sich eine Schar von Getreuen gesammelt. Die sog. Intelligenz war gegen ihn gleichgültig, ja feindlich ablehnend. Das einfache Volk aber flog ihm mit Begeisterung zu; denn er war gut und „ging Wohltaten spendend umher.“ Am Palmsonntag holte es ihn in feierlichem Zuge jubelnd in seine Hauptstadt als König ein. Doch da kam plötzlich der Umschwung. Seiner Feinde Haß dürstete nach Rache, verlangte seinen Untergang, und am schwarzen Karfreitag vollzog sich unter dem Beifall desselben Volkes die Katastrophe auf Kalvaria. In Schmach und Schande ging Christus unter. Das, was er Zeit seines Lebens aufgebaut, sein Lebenswerk, brach zusammen — scheinbar und alles schien verloren. Darauf der Triumph des hohen Rates! Der Triumph des bösen Geistes der Unterwelt, des schlechtesten aller Geschöpfe! Und die Getreuen sind auseinandergestoßen; sie sind deprimiert, gedrückter Stimmung, sind enttäuscht bis ins Innerste! Denken wir nur an die Emmausjünger: „... wir aber hofften...“ (Luk. 24, 21). Welch bitterer Verzicht spricht aus diesen drei Worten. Vielleicht nur eine Person von den Anhängern Christi ward getragen von einer großen Hoffnung, blieb optimistisch, hochgehalten durch die göttliche Offenbarung: die Mutter des Herrn.

Sie wußte, daß sein Untergang kein endgültiger sein könne. Sie wußte ihn als den eingeborenen Sohn des ewigen Vaters. Und dieser Optimismus, diese gläubige Hoffnung täuschte nicht!

Denn kaum hatte Christus das Haupt geneigt und seinen Geist in die Hände des Vaters zurückgegeben, da bahnte sich ein gewaltiger Umschwung an. Finsternis um die Mittagsstunde, die bebende Erde, die gespaltenen Felsen, der zerrissene Tempelvorhang, sind Vorläufer großer Ereignisse. Man legt ihn zwar ins Grab, den Herrn; doch am dritten Tag „steigt er empor so licht und rein, und schließt den Tod statt seiner ein.“ Alleluja! Noch eben hieß es: Wer wird den Stein wegwälzen; noch eben schienen Kaiphas, Herodes, Pilatus das Feld zu beherrschen. Da ist aber der Stein weggewälzt, da zittern jene, die eben noch triumphierten. Das ist die Geburtsstunde der Osterbegeisterung, das ist die Geburtsstunde des herrlichen Osteralleluja, das in einzigartig wunderbaren Melodien am Karfreitag durch die Gotteshäuser zum erstenmale hallt und emporjubelt bis in des Himmels Höhen und das seitdem nicht mehr verstummen will und wird.

Das Alleluja des Ostertages ist nicht nur ein Ruf, der frühlingshaft aus einem im Überfluß des Glückes aufjubelnden Herzen empordrängt. Er hat vielmehr einen Klang, der an Kampf und Sieg erinnert, der auf einem Riesenschlachtfeld ertönt, ein Triumphlied und ein Heldengesang . . . Von einem Jahrhundert zum andern hat dieser Ruf über die Geschichte des Christentums geschwebt, eine Fahne gegrüßt, die immer siegreich blieb, die Fahne Christi. Dieser Ruf setzt eine Kirche voraus, die niemals verzweifelt, Herzen, die nie brechen, Kämpfer, die nie ermüden. Dieser Ruf gehört einer Religion an, die um die Kräfte der Begeisterung weiß, ist der Ausdruck ihrer in Gott verankerten Sicherheit, das strahlende Auge eines Glaubens der Berge versetzt.

Möchte doch an Ostern in der Seele aller jener, die noch allzusehr den ängstlichen Jüngern gleichen und vor den Feinden des Christentums zittern, ein gleicher Umschwung eintreten. Millionen im christlichen Europa folgen anderen Fahnen. Verweltlichung hat die breitesten Gebiete der Kultur säkularisiert. Die Stimme des Christentums scheint keine Geltung mehr zu haben. Wir sind Zeugen von Christenverfolgungen, die mit dem Anspruch auftreten, die Reste der Religion zu vernichten.

Lind dennoch! Ostern ist wieder da! Das Fest des gläubigen Optimismus! Für den aufrechten Christen gibt es keine Mutlosigkeit, keine Verzagtheit, kein Minderwertigkeitsgefühl. Die feindlichen Mächte, die gegen Christus aufgeheizt wurden vom Feinde von Urbeginn, sind immer die gleichen, mag auch der Name wechseln. Die Zukunft ist nicht bei denen, die das Grab des Heilandes versiegelten. Christus, einmal gestorben, stirbt nicht mehr! Aus ewigen Kräften lebt unser Herr und Gott, aus ewigen Kräften seine Gemeinde. Aus diesem Glauben heraus sind wir stark.

Der Osterglaube ist etwas Herrliches! Surrexit Christus spes mea. Christus, meine Hoffnung! Auch ich werde mich erheben! Wie tief drückt oft bitteres Leid! Vielleicht Sünde! Schwere Sünde! Alles scheint verloren! Sei Optimist! Kämpfe nur mutig mit Christus und seiner Gnade! Einmal muß die Auferstehung kommen!

An den Toren Europas pocht mit ungestümer Gewalt die asiatische Unkultur und Gottlosigkeit. Sie verlangt wie einst zur Zeit der Türkenkriege Einlaß in Europa.

In dieser düsteren Zeit und Lage ruft Ostern uns zu: Blicke hoffnungsfroh in die Zukunft! Christus ist stärker als alle Dämonen. Er ist Sieger über die Hölle! Sie knirscht im tiefsten Grund! Alleluja!

Vor uns steht der bittere Tod! Der Sünde Sold! Unser Inneres erschauert bei dem Gedanken an den Tod. Doch „wie Jesu Auferstehung an Glorie weitaus das traurige seiner Passion überstrahlt, so sollte auch unsere Auferstehungsgewißheit unsere Todesfurcht und Todesstrauer überstrahlen.“ Auferstanden ist Christus, meine Hoffnung! Er ist Sieger über den Tod. Er ist das Haupt, wir die Glieder. Ist das Haupt auferstanden von den Toten, so wird es auch die Glieder nach sich ziehen. „Wo ist nun dein Stachel, o Tod?“ Alleluja!

So laßt uns Ostern feiern in freudiger Hoffnung! Hoffnung auf die überlegene Macht und Kraft des Herrn. Laßt uns Ostern halten mit tiefem Gottvertrauen, mit heiligem Optimismus, der sich gründet auf den Glauben an die Vorsehung Gottes. Sie lenkt alles zum Besten. Surrexit Christus, spes mea. Alleluja!

— d —



Auferstehung

Albrecht Altdorfer (1480—1538) Kunsthistor. Museum Wien

Zeige uns Dein Reich!

39.

Die drei Reiche um uns, in uns und über uns, nämlich das Naturreich, das Gnadenreich und das Glorienreich bilden ein Gesamtreich. Schon das sichtbare Reich um uns ist von so gewaltiger Ausdehnung und Inhaltenfülle, daß weder des Menschen Auge jemals seine Grenzen erreicht, noch sein Geist die Summe der materiellen Schöpfung erfassen kann.

Wie kurzichtig und klein ist der Sterbliche z. B. gegenüber der unermesslichen Sternenwelt! Darum beugten sich die Philosophen und Astronomen ersten Ranges in Erfurcht vor dem Urheber des Weltalls, als dem höchsten Wesen von unbeschränkter Macht und Weisheit. Daß eine solche Menge der Dinge, solche Fülle des Lebens und solche wunderbare Harmonie des Ganzen ohne überzeitlichen Schöpfer und allesordnende Intelligenz werden, sein und fortbestehen könne, ist absolut undenkbar.

Die gesunde Vernunft kennt im Kleinsten und Größten und Ganzen das Walten und Wirken des Herrn des Naturreiches, welchen wir Gott nennen. Seine Existenz bleibt das Selbstverständliche für jeden Denkenden unter der Sonne.

Das unverdorbene Herz kann sich auch nicht enthalten, dem Spender des Seins und Lebens zu huldigen und seine Güte mit Gegenliebe zu erwidern. Beides ist des Menschen angenehmste Pflicht und edelste Tat. Nur irregeleiteter Verstand leugnet einen Herrn der Natur. Nur verkehrte Freiheit weigert sich, ihm untertan zu sein. Widerspenstiger Wille versagt ihm Gehorsam und führt zur vollendeten Gottlosigkeit.

Diese vergewaltigt des Menschen Vernunft und seine edelsten Anlagen, welche ihn erst zum Menschen machen, erhaben über Stoff und Tier . . . Der Gottesleugner hat sein Kostbarstes hinweggeworfen und der Religionsfeind tritt es mit Füßen. Beide machen sich zu Ungeheuern der Disharmonie im Naturreiche und zu den unglücklichsten Wesen des modernen Zeitalters. Sie sind das Non plus ultra der Unordnung, Reisende ohne Ziel, Bauleute ohne Plan, aus der Bahn geschleuderte Sterne im Weltraum.

Herr aller Dinge und Zeiten, lasse uns aus dem wunderbaren Zusammenhange deiner Werke auch den Zweck und Sinn unseres Daseins erkennen und zeige uns das wahre Glück im Frieden deines Reiches!

Mariannhiller Missions - Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, CMM.

Segensreiche Tätigkeit der Eingeborenen Schwestern: 40 Meilen von der großen Missionsstation Lourdes, im Apostolischen Vikariat Mariannhill, entfernt, liegt die Außenstation Mahobe. Diese Station wurde im Jahre 1926 gegründet und anfänglich vom Missionar einmal im Monat besucht. Im Jahre 1934 bezogen 4 Eingeborenen-Schwestern die Neugründung und übernahmen alle Arbeiten in der kleinen Missionskapelle, in der Sakristei und auf der Station. Die Schwestern betätigen sich ferner in einer Kinderschule, unterrichten Katechumenen und besuchen die Kranken in ihren Hütten. Sie legten auch einen Gemüsegarten an, der die Bewunderung aller Eingeborenen der Umgegend hervorruft. — Als die Schwestern am Anfang noch an vielem Mangel litten, wurden sie von den Eingeborenen, deren Vertrauen sie bald erworben hatten, weitgehend unterstützt. — Europäer welche die Missionsstation besuchen, nehmen die besten Eindrücke mit fort. Alles ist sauber und in bester Ordnung. Es ist alles so, als ob europäische Schwestern dort wären. —

Die Eingeborenen Schwestern-Kongregation wurde vom Apostolischen Vikar von Mariannhill, Sr. Erzellenz Bischof A. Fleischer am 8. Dezember 1922 ins Leben gerufen. Am 8. Dezember 1926 wurden die ersten 19 Novizinnen eingekleidet und zwei Jahre später legten diese Schwestern ihre ersten Gelübde ab. Gegenwärtig zählt die junge Kongregation 73 Professschwestern, 33 Novizinnen, 23 Postulantinnen und 45 Kandidatinnen. 24 Schwestern sind bereits gestorben. Auf zwei Missionsstationen arbeiten die Eingeborenen-Schwestern allein, auf sieben Missionsstationen arbeiten sie mit europäischen Missionsschwestern zusammen. Mehrere der Schwestern sind als Lehrerinnen tätig, andere sind Katechetinnen, wieder andere verrichten jede Art von Haus- und Gartenarbeiten. 18 Kandidatinnen bereiten sich noch auf das Lehrerinnen-Examen vor.

Bergleichende Statistik aus der Apostolischen Präfektur Lümtata:

Letzte Nummer des Taufbuches:	1930	1936
Missionsstation: Maria Linden	1990	2747
" " Maria Bell	2158	2675
" " Far View	1340	1789
" " Lümtata	711	1041
" " Cala	778	927
" " Convent Farm	413	627
" " St. Gabriel	192	260
" " Cofimvaba	30	253
" " St. Patrick	37	252
" " Landsend	—	220
" " Civele	—	203
" " Port St. John's	—	32
" " Butterworth	—	16
" " Dumbu	—	1
zusammen:		7649
		11 043

		1930	1936
Zahl der Priester	—	9	23
" " Brüder	—	8	18
" " Schwestern	—	81	132
" " Katecheten	—	9	23
" " Lehrer	—	25	72
" " Schulkinder	—	685	2282
" " hl. Kommunionen	—	25 680	132 292
" " Katechumenen	—	422	1043

Obige Angaben müssen unter Berücksichtigung folgender Tatsachen betrachtet werden:

1. Die katholischen Missionare begannen ihre Arbeit im Gebiete der Apostolischen Präfektur Lümtata (Transkei) nahezu 100 Jahre später als die protestantischen.
2. Da das Gebiet nun schon voll mit protestantischen Kirchen und Schulen ist, besteht für die Katholiken praktisch fast keine Möglichkeit mehr, Bauplätze für Kirchen, Schulen und Missionsstationen zu erhalten.
3. Die Apostolische Präfektur Lümtata wurde gerade zu Beginn des allgemeinen Weltwirtschaftsniederganges ins Leben gerufen und hatte von allem Anfang an mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen.
4. Seitdem die Andersgläubigen sehen, wie eifrig die katholischen Missionare sich dem Befehlungsverf gewidmen, strengen sie sich auch ganz



Hochw. P. Xaver Brunner CMM. (rechts) mit seinem Kaplan,
Hochw. P. Hilmar Salzberger CMM. und heidnischen Burschen
Photo: Mariannhill Mission

gewaltig an und wollen die „Römische Gefahr“ unter allen Umständen bannen.

Kürzlich stellte der erste Regierungsvertreter im Eingeborenen-Parlament des Transkeis öffentlich fest, daß von der Regierung in diesem Gebiete viele Baupläze für Kirchen und Schulen bereit gestellt wurden, die nach mehr als 10 Jahren noch nicht bebaut wurden. Sie wurden von verschiedenen Religionsgemeinschaften lediglich angefordert, damit andere Missionare nicht mehr gut die Arbeit beginnen können.

Erste Priesterweihe im Mariannhiller Eingeborenen-Priesterseminar: Wie schon im Januar berichtet wurde, fand am 10. Dezember vorigen Jahres im Eingeborenen-Priesterseminar bei der Missionsstation Mariatal die erste Priesterweihe statt. Die Weihe des Auserwählten, des Hochw. Fr. Malachias Mthiwane, vollzog der Apostolische Vikar von Mariannhill, Se. Exzellenz, der Hochwst. H. Bischof Adalbero Fleischer. Von nah und fern waren zu diesem einzigartigen Ereignis Festgäste herbeigeeilt, Eingeborene und Europäer, Priester und Laien. Unter anderem waren erschienen: Der Apostolische Präfekt von Umtata, Msgr. E. Hanisch; ferner der Hochwst. Vater Abt Gerard Wolpert, der 3. Abt von Mariannhill; dann Mr. Wallace, der Magistrat des nahen Provinzstädtchens Zopó und 24 Mariannhiller Missionare. Am glücklichsten waren bei diesem Hochfest wohl: Der Auserwählte selbst; dann der Weihebischof, der das Priesterseminar ja auch ins Leben rief; ferner die betagte Mutter, die dem Neupriester einst das natürliche Leben schenkte und der Hochw. P. Alexander Hanisch, der dem Neupriester vor vielen Jahren auf der Missionsstation St. John die hl. Taufe spendete und ihm so das übernatürliche Leben der Gnade und die Gotteskindschaft vermittelndurfte. Der Neupriester ist im Jahre 1903 geboren. Vom 10. Lebensjahr an besuchte er die Missionschule seiner Heimat. Im Jahre 1917 begann er dann im Lehrerseminar in Mariannhill sich auf den Lehrerberuf vorzubereiten. Der liebe Gott hatte ihn aber noch zu etwas Höherem berufen. Er sollte Priester werden. Deshalb trat er im Jahre 1924 in das neu eröffnete Eingeborenen-Priesterseminar auf der Missionsstation Mariatal ein. Mit der Gnade Gottes hat er nun sein hohes und erhabenes Ziel glücklich erreicht. Die Freude darüber ist besonders auch bei den Eingeborenen groß. In hellen Scharen waren sie schon zur Priesterweihe herbeigeeilt, um den Auserwählten des Herrn zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Noch größer war aber der Zustrom der Eingeborenen zur Feier der ersten hl. Messe des Neupriesters in seiner Heimat. Möge Gott der Herr das Wirken des Neupriesters reichlich segnen und noch vielen Eingeborenen-Jünglingen die Gnade des Priesterberufes schenken. — Lasset uns beten in dieser Meinung! —

Nachrichten aus unseren europäischen Missionshäusern

Einkleidungs- und Profeßfeier im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen: Am hl. Abend erhielten im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen (Schwaben), sieben Postulanten als Weihnachtsgeschenk das hl. Ordenskleid. Die kleine Hauskapelle hatte ein würdiges Festtagsgewand angelegt. Unter Psalmengesang wurden die Postulanten ins Haus des Herrn geleitet. Freude, Glück und Frieden strahlte aus ihren Augen. Der Chor der Brüder trug in feierlichen Weisen vor, wovon das Herz der Auserwählten erfüllt war: „Wie wundersam ist dein Gezelt, o Herr der Himmels-

scharen! Verlangend nach den Hallen Gottes meine Seele sich verzehrt. — Glückselig alle, die in deinem Hause wohnen, Gott, sie werden preisen dich in alle Ewigkeit. — Ja, wahrlich, besser ist ein Tag in deinen Hallen weit mehr denn tausend sonst —.“ Das war die Überzeugung der Postulanten, und das war noch mehr die feste Überzeugung der singenden Brüder, die zum Teil schon viele Jahre das Glück hatten, im Hause Gottes wohnen zu dürfen. Nach dem feierlichen Einzug der Postulanten, denen der Chor im Namen des Heilandes noch zugerufen: „Ich habe euch auserwählt aus der Welt, damit ihr hingehet und Frucht bringet und euere Frucht bleibend sei!“ folgte der Gesang des Hymnus: „Veni Creator!“ Darauf wandte sich der Offiziant in einer Ansprache an die Postulanten, deren Angehörigen, und die Klostergemeinde. Nach der Ansprache und der Befragung der Postulanten, was sie begehrten, erfolgte die Weihe und Übergabe des Ordenskleides, des Gürtels und des Regelbuches. Unterdessen sang der Chor die Psalmen 26 und 22: „Der Herr ist meine Leuchte und mein Heil. Wen sollt ich fürchten? — Und sollt' ein Kriegsheer lagern wider mich, mein Herz bangt nicht. — So harr' denn auf den Herrn und handle männlich; sei starken Herzens, harre auf den Herrn!“ Nach einem feierlichen Weihgebet, das die nun Eingekleideten mit einander sprachen, erfolgte schließlich die Aufnahme in das kanonische Noviziat und die Zuteilung des Klosternamens.

Postulant	Karl Propst	erhielt den Namen	Br. Edelbert
"	Stefan Steiner	"	Br. Gerald
"	Alexander Löffler	"	Br. Joachim
"	Andreas Albrecht	"	Br. Erhard
"	Konrad Maier	"	Br. Dietrich
"	Hans Hörmann	"	Br. Alban
"	Josef Spinner	"	Br. Severin

Mit dem sakramentalen Segen fand die eindrucksvolle Feier ihren Abschluß. —

Um hohen Weihnachtsfest legten 23 Brüder ihre heiligen Gelübde ab und weihten alle Kräfte des Leibes und der Seele Christus dem König und Heiland der Welt. — Der Einzug in die Kapelle vollzog sich wieder wie am hl. Abend. Durch die große Zahl war aber der erste Eindruck schon viel stärker, zumal jetzt noch alle brennende Kerzen trugen. Bei der hl. Kommunion las jeder vor dem Priester, der die hl. Hostie in den Händen hielt, seine selbst geschriebene und unterschriebene Professformel vor, und empfing darauf den König des Himmels und der Erde, dem er soeben Treue geschworen. — Feierliche Stille herrschte in der kleinen Kapelle in diesen ergreifenden Augenblicken. Jeder spürte, hier geschieht etwas Erhabenes, etwas Heiliges. — Gott wird eine große Ehre erwiesen. Deshalb neigt er sich auch in Liebe herab zum Menschen und zieht ihn zu sich empor. —

Ihre ersten Gelübde legten ab: Br. Gerulf Schindler, Br. Warin Herz, Br. Sebald Hummel, Br. Erminold Wittmann, Br. Rhaban Weiler, Br. Ehrenfrid Schmitt und Br. Hathumar Rathgeber.

Ihre Gelübde erneuerten zum zweiten und dritten Mal: Br. Willehad Pfaff, Br. Plazidus Graf, Br. Sigitus Brunner, Br. Leander Fürka und Br. Lothar Limbacher. — Br. Hildegard Hehn, Br. Osmund Kiwus, Br. Roland Weidhofer, Br. Oswin Dost und Br. Waldemar Biehr.



Gruppe von Missionsbrüdern, die am hl. Weihnachtsfest (1936) im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen, ihre Gelübde ablegten

Photo: Br. Lothar Limbacher, Reimlingen

Für immer weihten sich dem Herrn: Br. Ladislaus Czernia, Br. Arnulf Herrmann, Br. Urban Kühn, Br. Anselm Dippold, Br. Norbert Brunner und Br. Rochus Ahr. —



Osterpflicht im Heidenland

Nach dem Bericht eines Missionars

Auf einer Missionsstation der Mariannhiller Mission in Südafrika war's . . . Die Nacht hatte ihren schwarzen Schleier ausgebreitet. Auch über der armseligen Hütte des Missionars, die zugleich Notkirchlein und Wohnung des Heilandes war, lag tiefes Schweigen.

Da . . . hat nicht jemand geklopft? . . . nochmals . . . draußen vor der Türe. Der Missionar erhebt sich und forscht nach dem nächtlichen Besucher. Vielleicht ein Krankenruf? Ein schwarzer Junge steht draußen. Der Missionar spricht dem schüchternen Störenfried Mut zu: „Nun, was möchtest Du denn?“ — „Beichten und kommunizieren“, ist die Antwort. Der „Vater“ schaut auf seine Uhr — 12 Uhr nachts — er weiß nicht, was er zu dieser Bitte jetzt um Mitternacht sagen soll. Er beruhigt den jungen Gottsucher und lädt ihn ein, in der kleinen Hütte am Fuße des Altars sich erst ein wenig auszuruhen bis zum Morgen. „Und dann kommst du beichten und kommunizieren.“ Er denkt sich, wer weiß, was diesem zugeschossen ist; ein bisschen Ruhe tut ihm sicher gut!



Eingeborene Frauen (Almabaca)
Photo: Mariannhiller Mission

Aber der Bittsteller geht nicht auf den wohlgemeinten Vorschlag ein: „Zeit möchte ich beichten und den Heiland empfangen; bis Morgen kann ich nicht warten; da muß ich wieder daheim sein. Ich bin dort bei dem Farmer N. Ochsenbub (Hirtenjunge); und da muß ich um 5 Uhr wieder mit den Stallarbeiten beginnen. Bitte, Vater, geht es nicht jetzt? Ich konnte schon zwei Jahre nicht mehr in die Kirche gehen, weil ich dort jeden Morgen, auch am Sonntag, um 5 Uhr aufstehen muß und erst abends um 9 Uhr von der Arbeit frei bekomme. Zeit bin ich einfach fortgelaufen, als ich mit der Arbeit fertig war, und hieher gekommen...“

Allso seit 9 Uhr abends — 3 Stunden — pilgert der nächtliche Gottsucher, damit er wieder einmal beichten und kommunizieren kann! . . . damit er um 5 Uhr morgens wieder an seiner Arbeitsstätte sein kann! Nun wird das fragende Gesicht des Missionars klarer. Er führt den treuen Neuchristen in die Hütte Gottes, zündet ein paar Kerzen an, hört dessen Beicht; zündet dann zu dieser nächtlichen Feierstunde alle Kerzen am Altare an und reicht dem echten Jesu-Jünger seinen Gott und Heiland. Missionar und Kommunikant knien dann noch ein Stündchen vor dem Tabernakel, beten in traurlicher Stille vor dem König der Herzen, loben ihn, danken ihm . . .

Dann wird es Zeit für den Negerjungen zum Rückweg; er macht sich auf und eilt, mit seinem Gott im Herzen, voll neuer Lebenskraft, voll Opfermut hinaus in die geheimnisvolle Nacht, . . . in die Nacht des Heidenlandes . . . mit dem Licht der Welt im Herzen! Ein Marienliedchen auf den Lippen befundet seine Freude, und jubelt sein frohes Glück hinaus in die Welt . . . So eilt er heimwärts, — dem rauhen, harten Alltagsmorgen entgegen . . .

„Was hörst du da? Diese ungebildeten Heiden erfassen den wahren Glauben, erkennen Gott, reißen den Himmel an sich . . . und wir Ge-

bildeten, Kulturmenschen, versumpfen im Unglauben, — stehen einst beim Gericht beschämt vor diesen" — rief einst der gelehrte Professor Augustinus Aurelius von Tagaste aus. — Er machte sich auf . . . fand seinen Glauben, fand Gott wieder und — wurde jener große, heilige Augustinus!

— mer —

lym

Ein Tag im Mariannhiller Kleriker-Noviziat zu Reimlingen in Schwaben

In der weiten Riesebene des schwäbischen Landes liegt ein gar berühmtes Städtchen, das sich allen Stürmen der Jahrhunderte trohend, bis auf unsere Zeit hindurchrettete. Es ist jene Stadt, deren Namen in jedem Geschichtsbuch zu finden ist, Nördlingen. Da tauchen schon die bunt bekleideten Landsknechte eines Wallenstein, eines Tilly und die schwedischen Soldaten eines Gustav Adolf auf. Pulverdampf aus Musketen und Kanonen, Staub, Blut, all das gibt ein Bild von den Geschehnissen um Nördlingen 1634.

Unweit von Nördlingen liegt auf einer kleinen Anhöhe ein stolz in die Riesebene hineinragendes Schloß, in dem sich einst das kaiserliche Quartier befand. Ehemals war es der Herrensitz der Deutschritter, jener Männer, die unter einem Hermann von Salza den Osten kolonisierten und wohnbar machten, die christliches Glaubensgut in das Ostland brachten, die allüberall die Herzen für Christus entflammtten. Diese stolzen Wachposten im stets umkämpften Grenzland holten ihre Kraft vom Altare ihrer Stiftskapelle her, vom Brote der Starken. Nun bewohnen gegen 20 Jungritter Christi des Königs dieses Schloß. Junge, gottbegeisterte Männer sind, unter Leitung eines Priesters, um den hell leuchtenden Altar der kleinen Hauskapelle geschart, um sich in einem Jahr der Weltabgeschiedenheit zu prüfen, ob sie tauglich sind für das Reich Gottes und seine Ausbreitung.

Was die Rekrutenausbildung beim Militärdienst, das ist die Schule des Noviziaten für den Orden. Dort, wie hier deshalb starke, bleibende Eindrücke. Entsprechend der Bedeutung und dem Endzweck des Noviziaten ist der Tagesplan festgelegt. Der Name Noviziat gibt das Ziel des Jahres an: nova vita d. h. neues Leben soll sich als Frucht dieser religiösen Formung zeigen.

Der Ordensmann ist ein Frühaufsteher. 4,25 Uhr bereits ruft die Glocke zum arbeitsreichen Tagesbeginn. Er ist gewohnt, sein Tageiverk unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit zu betrachten. Das gibt ihm Schwung und Rhythmus und freudigen Gehalt. Während des Waschens und Anziehens schon weiht er die Erstlinge seiner Gedanken seinem großen König. Es gibt kein langes Überlegen beim Aufstehen und Ankleiden; denn schon 20 Minuten später — also um 4,45 Uhr — beginnt die ganze Ordensgemeinde den Morgengruß in der trauten Hauskapelle. Jedes Zuspätkommen dazu erfordert Buße.

Auf das Morgengebet folgt eine halbstündige Betrachtung, wobei der Ordensmann mit seinem König sich bespricht über Ziel, Weg und Hilfsmittel des geistlichen Lebens. Hier liegt einer der Kernpunkte und Kraftquellen des Novizen, die ihn vorausschauend auf alle Schwierig-

keiten des kommenden Tages wappnen. Kern und Stern des ganzen Tageswerkes aber ist ihm die Mitfeier des eucharistischen Opfers mit dem Empfang des eucharistischen Christus in der hl. Kommunion. Bei der Opferbereitung legt er selbst alle seine Anliegen und die seiner Angehörigen und Wohltäter auf die Opferschale des Priesters, damit sie bei der Opferweihe auch geweiht und gesegnet werden. Und wenn er im Opfermahl sein Herz selbst zum Zelt des Allerhöchsten gemacht hat, dann ist für ihn der größte Augenblick des Tages gekommen.

Nach aufrichtiger Danksgung grüßen die Novizen auch ihre himmlische Mutter Maria im englischen Gruß.

Nun geht es bereits an die Arbeit. Die Zelle (Schlafstätte) muß sauber hergerichtet werden. Da gilt es fein säuberlich sein Bett zu ordnen, Schuhe zu putzen, Waschwasser zu besorgen usw.

Uhr 6,45 Uhr wohnen alle einer zweiten hl. Messe bei, die im Laufe der Woche sehr abwechslungsreich gestaltet wird: bald Hochamt, bald einfaches Amt, bald Requiem, bald Singmesse, bald Gemeinschaftsmesse. Wer berufen ist zum Priesterstand, muß voll Freude an diesem mannigfachen Gottesdienste teilnehmen. So ist es bei uns; will ja doch ein jeder einmal selbst die heilige Handlung am Altar würdig vollziehen.

Uhr 7,30 Uhr, nach Beendigung des Morgendienstes vor dem Herrgott, soll auch der Leib das Seinige erhalten. Das einfache aber reichliche Frühstück steht für jeden bereit.

Nach dem Frühstück hat jeder nach Wunsch und Anordnung unseres jugendbewegten Novizenmeisters in Gottes freier Natur die Morgen-gymnastik vorzunehmen. Je nach Temperament läuft, rennt, geht, steht jeder in der frischen würzigen Luft unseres Noviziatsparkes. Jeder ist längst von der Wahrheit des Wortes überzeugt: Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper.

Wenn es auch nur wenige Minuten sind, die uns für diese Übung zur Verfügung stehen, so sind sie doch überaus nützbringend für die Gesunderhaltung unseres Körpers.

Uhr 8 Uhr ruft die Glocke — die Stimme Gottes — zur Lesung der hl. Schrift. Der eine sucht einzudringen in den tiefen Gehalt der paulinischen Briefe, ein anderer hat vor sich liegen die Evangelien, wieder ein anderer beschäftigt seinen Geist mit den ernsten Worten eines alttestamentlichen Propheten. 8,30 Uhr betritt P. Magister (Novizenmeister) unseren Studiersaal zu einem halbstündigen Unterricht. Da kommt die griechische Sprache wiederum zu ihrem Recht im Übersetzen der Heiligen Schrift aus der griechischen Ursprache. Da treiben wir Latein durch Übersetzen von Texten aus Brevier und Missale, des römischen Katechismus, der Konstitutionen (Satzungen) unserer Kongregation. Jetzt ist es eine Freude, diese Sprachen zu betreiben, denn nicht mehr pedantischer Schulbetrieb herrscht bei uns, sondern froh bewegte Gemeinschaftsarbeit.

Anschließend an diesen Unterricht versammeln wir uns alle zu einer kurzen Anbetung in der Kapelle.

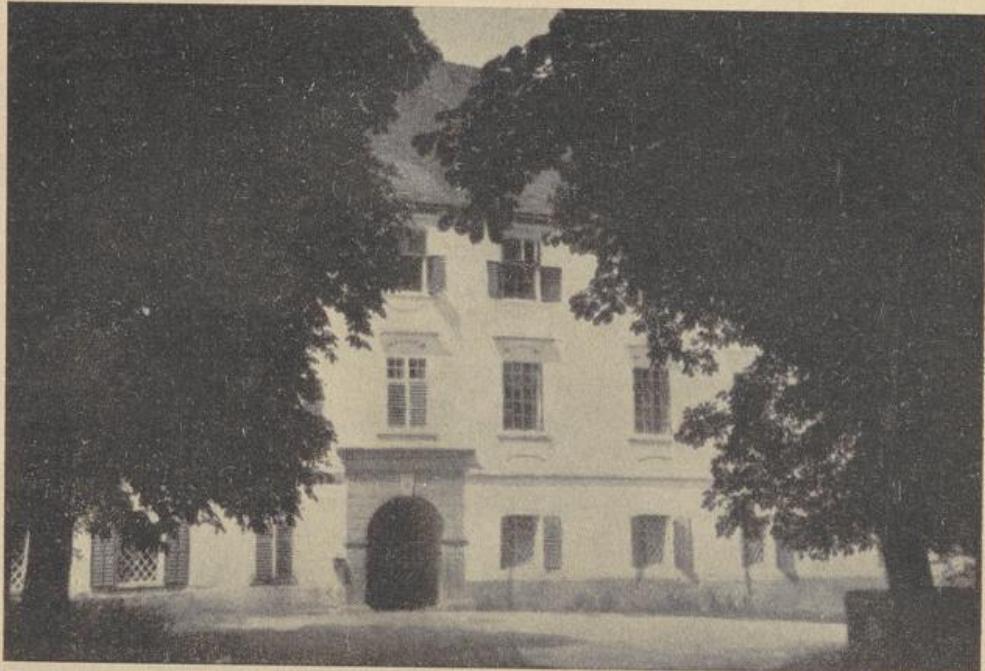
Gemäß der Lösung unseres Stifters, Abt Franz Pfanner, besteht unser Tagewerk nicht nur im Ora — Gebet, sondern auch im Labora — in der Arbeit. Der Missionar muß ja auch die körperliche Arbeit üben und lieben, weil sie für die Mission so überaus notwendig ist. Da sieht man einige aus unseren Reihen Fenster putzen, andere Gänge und Zimmer fegen, wieder andere arbeiten im Garten mit Hacke und Spaten. Nur kurz — eine halbe Stunde — ist diese vormittägliche Arbeit, aber der



„O Haupt, voll Blut und Wunden!“

Albert Bouts (1470—1490)

Geist ist durch sie wieder erfrischt und mit neuen Kräften gehen wir an die folgenden Übungen des Noviziatstagesplanes. Da finden wir uns um 10 Uhr zum Kreuzwegbeten in unserer Hauskapelle ein oder verbringen die freie Zeit im Studiersaal mit der Lektüre eines guten Buches.



Klosterpforte zu St. Georgen am Längsee
Photo: Sauerland, Riedegg

Um 10,45 Uhr folgt der wichtigste Unterricht des P. Magister, die sogenannte Konferenz. Da wird uns die Herrlichkeit der Asketik erschlossen, da werden wir eingeführt in die Regel des heiligen Vaters Benedikt und die Säjungen unserer Missionskongregation, da werden uns die Gebete des Missale (Messebuches) und die Psalmen und Lesungen des Breviers verständlich gemacht. Täglich lauschen wir von 10,45—11,30 Uhr den Worten unseres geistlichen Führers, der uns all das in so überzeugender, gewinnender Art näher bringt. Die tägliche Konferenz des Novizenmeisters soll ja dem jungen Anfänger im Ordensleben das Gepräge und Rüstzeug geben fürs kommende Leben, sie soll ihn für seinen heiligen Beruf begeistern, sie soll ihm alle Freuden und auch alle Schwierigkeiten des Ordensstandes vor Augen führen, damit er selbst freie Wahl treffen könne zu bleiben oder zu gehen.

Fleißig machen wir Novizen bei dieser täglichen Konferenz Notizen, denn manchmal heißt es Rechenschaft geben über das Gehörte!

11,30 Uhr. Auf der Tagesordnung lesen wir: Rosenkranz, privatim in der Kapelle oder im Freien,

11,45 Uhr erschallt das Gotteslob der kirchlichen Tagzeiten. Vesper und Komplet aus dem Brevier — dem Gebetbuch der hl. Kirche — verrichten wir gemeinsam in der Hauskapelle. Frohbegeistert schallen die hl. Lieder und Gebete hinaus in die weite Riesebene. Segen erflehen wir dabei für Kirche und Vaterland. Die ans Kompletorium anschließende allgemeine und besondere Gewissenserforschung lässt jeden einen Einblick tun in seinen Fortschritt bezüglich der Verfehlungen des verflossenen Vormittags und der Ablegung seines Hauptfehlers.

12,20 Uhr grüßen wir unsere Mutter Maria mit dem Engelsgruß und gehen schweigend zu Tisch.

Bei dem nun folgenden Mittagessen und der leichten Tischlektüre kann Körper und Geist die nötige Abspannung und Erfrischung erhalten. Noch mehr für Abspannung und Erholung sorgt die anschließende Recreation. In einzelnen Gruppen zu etwa 5 Mann verbringen wir diese teils beim Faustballspiel, teils mit Ergehen im nahen Wald, teils bei gemütlicher Unterhaltung. Allzuschnell ruft die Glocke um 1,35 Uhr von der kurzweiligen Erholung zu einer längeren körperlichen Arbeit. Abwechselnd gibt es Beschäftigung im Haus, Feld oder Garten. In der Erntezeit kommt es nicht selten vor, daß diese normalerweise ein und eine halbe Stunde dauernde Beschäftigung verlängert wird. Das Vesperbrot mundet um 3,15 Uhr nach angestrengter Garten- oder Feldarbeit gar trefflich.

Die anschließende freie Zeit bis 4 Uhr sucht jeder möglichst nützlich zu verbringen. Da sieht man manchen den Vortrag des Vormittags verarbeiten, ein anderer macht Auszüge aus irgendeinem gelesenen Buch.

Punkt 4 Uhr klingen wieder die herrlichen Psalmen in der Noviziatskapelle. Matutin und Laudes aus dem römischen Brevier sollen uns einführen in den Festgedanken des kommenden Tages.

Zum drittenmal am Tage betritt P. Magister den Unterrichtsraum. Da kommt auch die englische Sprache zur praktischen Übung. Nicht selten üben wir uns zu dieser Zeit in herrlichen Melodien des gregorianischen Chorals.

Für eine viertel Stunde holen wir uns um 5,45 Uhr Kraft und Mut und Weisheit aus dem goldenen Büchlein des gottseligen Thomas von Kempen: Nachfolge Christi. Daran fügen wir eine halbstündige Betrachtung in der Kapelle.

Um halb sieben Uhr gehen wir zum Abendtisch und hernach versammeln wir uns alle um unseren P. Magister im Unterrichtssaal zu einem Plauderstündchen. P. Magister erzählt uns aus seiner Studienzeit, seinen Erfahrungen und Erlebnissen. Zuweilen hören wir bei dieser Gelegenheit auch das Neueste, das in Welt und Kirche vor sich geht.

Alfons M. Rodriguez: „Übung der Vollkommenheit“ zieht alle um 7,30 Uhr für eine halbe Stunde in den Bann der Mönchsväter. Ernst Wahrheiten über das Ordensleben wechseln hier mit heiteren Darstellungen. — Der Rosenkranz um 8 Uhr wird von uns Novizen täglich für die Wohlfahrt unseres geliebten Vaterlandes verrichtet. Das anschließende Abendgebet mit Gewissenserforschung, Betrachtungspunkten und Salve Regina bilden den Abschluß unseres Tageverkes. Um 8,45 Uhr ist es bereits still in unserem trauten Noviziatshaus. Alles hat sich zur Ruhe begeben, um Kräfte zu sammeln für den aufsteigenden Morgen.

Lieber Leser! Kennst du den einen oder andern Abiturienten, der Priester und Missionar werden will? Oder stehst du selbst zwischen Wollen und Nichtwollen, hast so eine heilige Sehnsucht nach dem Ordensleben und Missionsberuf? Eine innere Stimme sagt dir: Du bist zu Größerem geboren. Wenn du den Frieden und das Glück willst, wenn du den schönsten Beruf ergreifen willst, dann komme zu uns ins Kleriker-Noviziat St. Joseph. Wir beglückwünschen dich dazu und heißen dich willkommen.

Unerlässliches Mittel dazu ist der gute, ja beste Wille, dich formen zu lassen zum Soldaten Christi des Königs. Christus sucht Arbeiter, komme in seinen großen Weinberg und hilf Heidenseelen in den Himmel führen!

(Ein glücklicher Novize).

Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch CMM.

(Schluß)

Die Verkündigungskirche, die 1730 erbaut und 1877 renoviert wurde, ist sehr gut erhalten. Mehrere gute Gemälde stellen Szenen aus dem Leben Jesu zu Nazareth dar.

Etwa 100 Meter nördlich von der Verkündigungskirche befindet sich auch die Werkstatt des hl. Josef, wo Jesus durch seiner Hände Arbeit sich den Lebensunterhalt erwarb. Sie wurde 1914 in eine Kapelle umgewandelt.

10 Minuten davon liegt der Marienbrunnen, wo Maria, wie es die Frauen von Nazareth noch heute tun, Wasser schöpft. Wir kosteten natürlich das Muttergotteswasser. Die Quelle des Brunnens ist etwas weiter oben im Kloster der nichtunierten Griechen eingeschlossen, überbaut mit einer sehr schönen Kapelle.

Zu erwähnen ist noch meine Begegnung mit einer frommen Pilgerin. Nach meiner heiligen Messe begrüßte mich am Eingang der Kirche ein in den mittleren Jahren stehendes Fräulein mit dem deutschen Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ Auf mein Befragen erzählte mir die Person, daß sie aus dem früheren österreichischen Polen sei und sie habe mehrere Jahre ihre Lahme felige Mutter in einem Handwägelchen an viele Heiligtümer gefahren. Nach ihrem Tode habe sie sich nun entschlossen, ihre Pilgerreise fortzusetzen bis der liebe Gott sie zu sich nimmt. Sie gedenkt, zwei Jahre im hl. Lande zuzubringen, Buße zu tun und Sühne zu leisten für die Sünden der Menschen.

Um Nachmittag besuchten wir noch mit dem Auto den Berg Tabor. Er ist 562 Meter hoch und 10 Kilometer von Nazareth entfernt. Er erhebt sich zum Himmel wie ein mächtiger in Glorie strahlender Altar, von Gott selbst aufgebaut zur Verherrlichung seines Sohnes. Die Franziskaner haben ein herrliches Kloster und Hospiz, und jeder Pilger wird dort sehr freundlich aufgenommen.

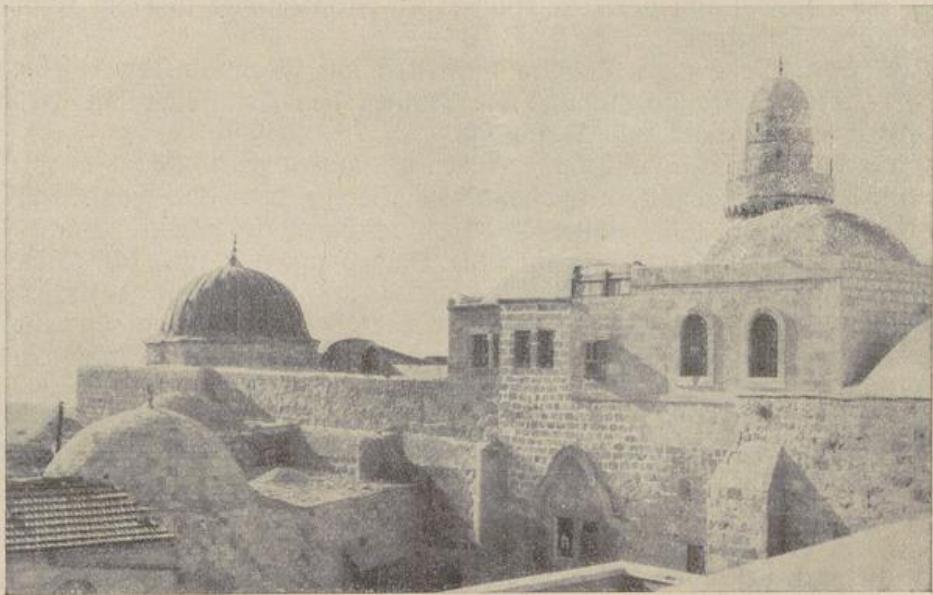
Auf den Ruinen der früher zerstörten Kirche, wurde eine neue Basilika errichtet und 1924 eingeweiht.

Wie man zu Bethlehem, Gethsemani und auf dem Kalvarienberg den Heiland in seiner Verdemütigung und in seinen Schmerzen anbetet, so betet man ihn auf Tabor in seiner Herrlichkeit an. Spät am Abend, es war schon dunkel, kamen wir wieder in Nazareth an und übernachteten bei den harmh. Brüdern.

Unser nächstes Ziel war Tabgha. 10 Kilometer von Nazareth liegt Kana, das uns ja so gut bekannt ist. Wir machten einen Besuch in der schönen Kirche, die an der Stelle des Hauses gebaut wurde, in welchem die Hochzeit gehalten und wozu auch Jesus eingeladen war und auf die Fürbitte seiner Mutter sein erstes Wunder wirkte. Das Städtchen zählt heute 1400 Einwohner; zwei Drittel sind Christen und ein Drittel sind Muslemen.

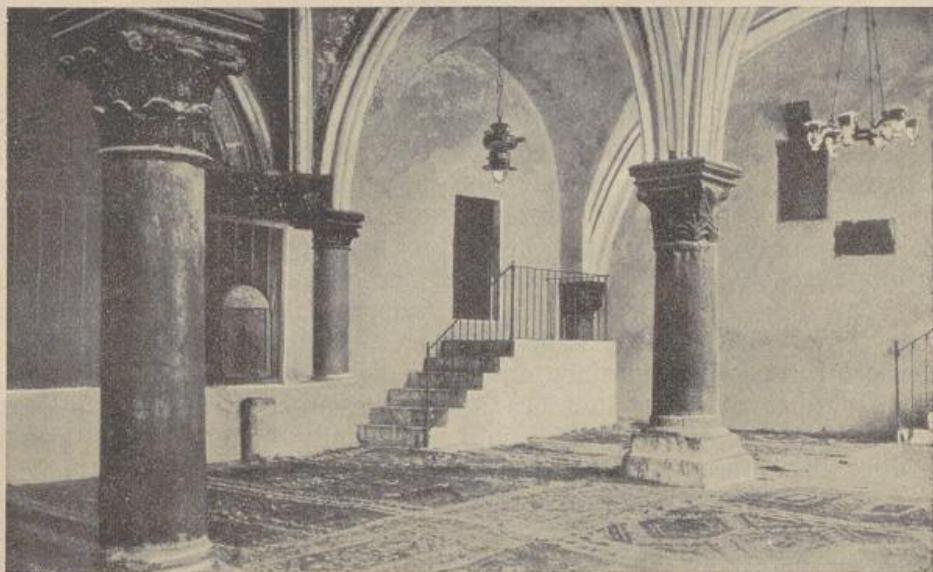
Bald kamen wir in die Ebene Sahel el-Asma, wo im Jahre 1187 das Heer der Kreuzfahrer unter Saladin vollständig aufgerieben wurde.

Nicht lange dauerte es und wir waren am Rande des Hochlandes, wo wir zu unserer großen Freude zum erstenmale in der Tiefe den See Genesareth erblickten. Nach fünf Minuten weiterer Fahrt, waren wir in



Außenansicht des Abendmahlssaales

Photo: P. Florian, Köln



Innern des Abendmahlssaales

Photo: P. Florian, Köln

der Stadt Tiberias. Sie liegt am Westufer des Sees, 208 Meter unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres und zählt nicht ganz 9000 Einwohner, von denen 5400 Juden, 2600 Muslemen und 600 Christen sind. Es befindet sich dort ein Kloster der Franziskaner und ein Konvent der Franziskanerinnen.

Auf dem Wege nach Tabgha passierten wir Magdala, den Geburtsort der Maria Magdalena und die Ruinen von Bethsaida, die Heimat des Petrus, Andreas und Philippus.

Das Auto brachte uns in wenigen Minuten nach Tabgha. Dieses traute Plätzchen gehört dem deutschen Verein vom hl. Lande. Zwei Lazaristen-Patres und einige Borromäusenschwestern halten Wache an diesem Heiligtum. Tabgha und seine Umgebung ruft uns die schönsten Episoden aus dem Leben des Heilandes ins Gedächtnis zurück. Vor allem sei erwähnt das große Wunder der Brotvermehrung, das Jesus hier wirkte. Die Stelle liegt am Rande der Ebene von Sahel Hittin und man nennt sie den Tisch des Herrn. Dreiviertel Stunde von hier ist auch der Berg der Seligkeiten, wohin sich der Heiland öfter zurückzog. Hier wählte er auch seine zwölf Apostel und heilte viele Kranke. Mit Recht wird daher dieser Berg, Berg Christi und Berg der Apostel genannt.

Unweit von Tabgha entfernt liegt Zel-Hum, das alte Kapharnaum, das wir auch besuchten. Aber von Kapharnaum sind nur noch die Ruinen der jüdischen Synagoge übrig. Die Franziskaner haben hier ein kleines Kloster. Wenn man die Ruinen von Bethsaida und Kapharnaum sieht, wird man an die furchtbaren Worte erinnert: „Wehe dir, Korozain, wehe dir, Bethsaida, denn, wenn zu Thrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind, so würden sie längst in Sack und Asche Buße getan haben.“

Kehren wir zurück zu Tabgha. Die kleine Mission liegt nahe am See Genesareth und macht einen recht lieblichen Eindruck auf die Pilger. Der großen Hitze wegen, die dort herrscht, weil, wie ich bereits bemerkt habe, der See über 200 Meter unter dem Meeresspiegel liegt, müssen die Patres und die Schwestern große Opfer bringen. Wir kamen nicht mehr aus dem Schweiße heraus und wegen der niedrigen Zimmer hatte wohl mancher von uns keine angenehme Nachtruhe. Am Abend machten wir noch eine Kahnfahrt auf dem See und sangen dabei so manches deutsche Lied zu Ehren des Heilandes, der dieses Meer ja so oft befür und vom Schifflein aus, das arme hungrige Volk mit dem geistigen Brote seiner Lehre speiste. Die Mission Tabgha ist noch ziemlich arm und verdient gewiß Unterstützung.

Am nächsten Tage, es war der 3. Oktober, nachdem wir das hl. Opfer gefeiert und ein frugales Frühstück genommen hatten, verabschiedeten wir uns. Wir fuhren wieder nach Nazareth zurück und von da nach Haifa, wo uns die „Milwaukee“ erwartete. Bevor wir aber auf das Schiff gingen, machten wir einen Ausflug auf den Karmel. Am nördlichen Abhang des Berges ist ein Karmeliterkloster mit einer schönen Kirche, deren Kuppel weithin sichtbar ist, im italienischen Stile gebaut. An einem Seitenaltar, zeigt eine alte Holzschnizerei den Elias, einen Balspriester vertretend. Unter dem Hauptaltar wird eine Grotte als Wohnstätte des Propheten gezeigt.

Am Nachmittag nahmen wir Abschied von Haifa und somit auch vom hl. Lande mit den innigsten Gefühlen des Dankes gegen Gott,



Unsere Altdorfer (St. Josef) Missionsstudenten bei einem Aufmarsch
Photo: St. Josef, Altdorf

für das große Glück und Segen und die vielen Gnaden, die er uns auf unserer Reise verliehen.

Unser Schiff brachte uns zunächst nach Beirut, dann nach Neapel, wo wir noch einen kurzen Besuch in Pompei machten und bei Besichtigung der Totenstadt nachdachten über das Gottesgericht, das im Jahre 79 vor Christus hier stattfand.

Am 9. Oktober kamen wir nach Genua und von da per Bahn über Mailand, Basel in die deutsche Heimat zurück. Unsere Pilgerreise ins hl. Land war beendet und wird wohl für einen jeden von uns eine der schönsten Erinnerungen des Lebens sein. Mit dem Gruße: „Auf Wiedersehen im hl. Lande“ nahmen wir voneinander Abschied.

Altes Österlied

O Jubel, o Triumph, o Tag!
Der Heiland, der im Grabe lag,
Erstand mit Majestät und Pracht,
Und überwand des Todes Macht.

Die Hölle triumphierte schon,
Doch des allmächtigen Vaters Sohn,
Der unser Gott und Heiland ist,
Bernichtete des Satans List.

Besiegelt und bewahret war
Durch die gedungene Römerschar
Die Gruft, die ihn drei Tag verschloß:
Er riß des Todes Bande los.

Er schwang sich im Triumph empor,
Ihm jubelte der Engelchor;
Wie er es längstens prophezeit,
Erstand er zu der Jünger Freud'.

O Christe Jesu! Unser Gott!
Wir hoffen dich nach unserm Tod
Zu seh'n in deiner Herrlichkeit
Von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

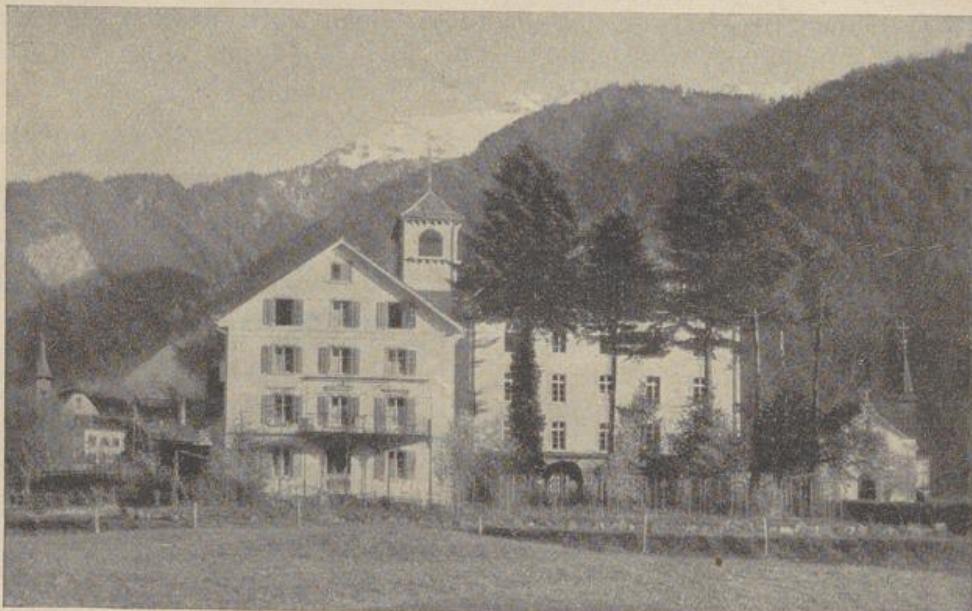
St. Jakob im Urwald

(Schluß)

Hier im St. Jakobswäldchen lagern riesige Steinmassen zwischen den Bäumen. Man wundert sich oft, wie sie daselbst überhaupt wurzeln und wachsen können. Zuweilen zwängt sich ein Stamm dünn und breit wie ein Brett aus der Felsenpalte. Dorngebüsch und Lianen bilden undurchdringliche Dicke. An den gelichteten Stellen wuchert Gras und Unkraut. Im unteren Teile windet sich ein Bergbach durch die Felsenmauern. An den Kurven staut er sich zu ansehnlichen Tümpeln, bei klarem Wasser feine Badestellen. Im Hintergrunde des Wäldchens stürzt der Bach gegen 40 Fuß senkrecht in die Tiefe, ein brausender Umpopomo (Wasserfall) zur Regenzeit. Die Sonne spannt in den Vormittagsstunden einen prachtvollen Regenbogen darüber. An gewisser Stelle auf dem Grunde des Felsenbettes schallt ein gewaltiges Echo von den Wänden der Tiefe wider. Zierliche Schlingpflanzen und Gebüsche der Wildnis bekleiden die östliche Mauer. Rechts streben knorrige Baumstämme zur Höhe. An sonnigen Tagen blüht hier ein Paradies heiliger Einsamkeit.

In den Frühlingsmonaten prangen verschiedene Baum- und Straucharten in purpurleuchtendem Blütenfleck. Das unbeschreiblich zarte Grün mancher Gewächse und Baumkronen verleiht dem Urwald einzigartigen Reiz. Das Ganze vom gegenüberliegenden Hügel geschaut, dürfte an wenig Punkten der Erde seinesgleichen finden. Mit gläubigem Gemüte betrachtet, reißt der Anblick das Herz zum Preise des Schöpfers hin, der in entlegener Wildnis solche Naturschönheiten schafft. Botaniker könnten hier wochenlang forschen und ihre Wissenschaft mit neuen Funden bereichern.

Die Flora ist also in dieser Gegend verhältnismäßig üppig entwickelt, die Fauna indessen weniger vertreten. Der Urwald liegt auffallend still und



Missionshaus St. Josef, Altdorf, Uri
(im Hintergrund Bürglen, die Heimat Wilhelm Tell's)
Photo: Missionshaus St. Josef, Altdorf

stumm. Außer Wildtauben und einigen Habichtarten nisten nur kleinere Vögel in den Zweigen. Ihre Stimmen sind selten hörbar und eigentlicher Vogelsang zählt zu den Ausnahmen. Dafür läßt die Waldeule in nächtlicher Stunde ihren monotonen Schrei durch die Stille geistern. Bei Tage geben die Turteltauben oft ihr anheimelndes Frei-Konzert. An Wild bietet das St. Jakobswäldchen nicht mehr viel. Hasen und Rehe verschwinden immer mehr, denn Afrikaner und Europäer sind auf ihren Fersen. Seit Gründung der Mission ist es mit dem Wildreichtum vorbei. Die Menge der Tauben bietet noch einen kleinen Ersatz. Kleine Steinhasen halten sich am längsten in den zahllosen Felsentrümmern ringsum. Da behaupten auch sieben Schlangenarten ihr Heimatrecht, fast alle von giftsprühender Art. Eigentliche wilde Tiere sind in der Gegend längst ausgerottet, während zu früheren Zeiten Leoparden, Tiger und selbst Löwen hier häuften.

Südlich vom Lriväldchen ragt auf gigantischem Bergkegel ein weithin sichtbares Kreuz in die würzige Luft. Der Punkt bildet zugleich die Grenze des engeren Missionsgebietes von St. Jakob. Vor Jahren wurde das Wahrzeichen der katholischen Glaubensverbreitung hier feierlich errichtet. Jüngere Kräfte wählen gerne solche Höhen zu Missionsfeiern und Marksteinen kraftvoller Tätigkeit. Älteres Missionspersonal wagt sich nicht leicht so weit, denn der Aufstieg nach dem Kreuzberge bedeutet auch für Jugendfeuer keine geringe Leistung. In regenlosen Zeiten war einmal die Not so groß, daß sich sogar eine Bittprozession am Fuße des Rettungszeichens einfand. Prüfungen wecken im Menschen den Höhendrang und nötigen heilsam die Erde, zum Himmel emporzuschauen.

Im Osten der Station rauscht ein im Sommer wasserreicher Fluß durch die Talwindungen. Jenseits wohnten manche Neubefehrte. So spannte der Induna von St. Jakob ein zolldickes Drahtseil über den Wasserarm, beschaffte ein Fährboot und stellte so dauernde Verbindung zwischen den Ufern her. Die Kirchenbesucher konnten auch bei Hochwasser zum Heiligtum und der Missionar war nie von Kranken und Sterbenden abgeschnitten. Einst kam ich mit einem weißen Begleiter zu Pferd von der anderen Flußseite und wir hätten ohne das Fährseil umkehren müssen. Der zum Strom geschwollene Fluß wälzte gewaltige Wogen durch die Berge, beinahe berührten sie das hochgespannte Seil. Der Bruder wagte sich trotzdem herbei; wir bargen die Sättel und uns selbst im Kahn und nahmen die Pferde an fester Leine mit. Sie schwammen feuchend durch den Strom, aus welchem fast nur noch die Ohren herauslugten. Menschen und Tiere langten aber glücklicher ans trockene Ufer wie so manche Passanten vorher, die in den Wellen untergingen als noch keine Fähre bestand.

In der Nähe des Flusses liegt ein merkwürdiger Ort. Schwefelgeruch macht ihn kenntlich und eine ziemlich starke Quelle mit Schwefelgehalt und entsprechenden Ablagerungen. Die Tiere des Feldes löschen mit Vorliebe hier ihren Durst. Chemiker würden vielleicht eine Heilquelle feststellen samt Schwefellager im Innern des angrenzenden Berges. Schade, daß die Gesundheitsbader nicht in der Nähe einer Stadt fließt. Ein starker Nebenbach treibt unweit davon die einsame Mühle der Gegend. Das acht Fuß hohe hölzerne Wasserrad zählt wohl zu den Seltenheiten des Landes. Die Anlage lohnte sich seit Jahren, denn bessere Mühlen sind viele Stunden entfernt und die Straßenverbindungen mangelhaft. Inzwischen hat es St. Jakob schon auf zwei eigene Außenplätze der Mission gebracht, deren

Beschreibung vielleicht später folgt. Einstweilen jedes Quartal eine Skizze über die 12 kleinen Apostelforts wie die bisherigen fünf. Die Vergißmeinnichtleser haben Interesse an Einzelheiten im einfachen Erzählerstil. Darum hier noch einige kleine Erlebnisse auf den häufigen Dienstreisen in dieser Gegend.

Vor längerer Zeit machte ich den einsamen Weg über den Nebelberg mit einem landeskundigen Eingeborenen. Wir kamen an eine Stelle auf der menschenleeren Hochebene, zugleich Quellgebiet mehrerer Flüßchen. Da blieb der Begleiter plötzlich stehen, deutete auf ein Wasserloch und sagte: „Hier wurde der Zulu N. N. von seinem eigenen Bruder, einem Heiden wie er selbst, ermordet! Die beiden lebten in Streit, wie es scheint wegen einer Heirat. Eifersucht und Zorn verführten ihr Herz. Aber eines Tages stellte sich der eine versöhnt und bat den Bruder, ihn auf die andere Seite des Berges zu begleiten. Er machte ihm so freundliche Versprechungen, daß der andere schließlich glaubte und mitging. Wie gewöhnlich unter den Eingeborenen, trugen sie wuchtige Knotenstöcke auf der Fußwanderung. In friedlichem Gespräch waren sie auf diesem schmalen Pfad hintereinander hergegangen bis zu dieser Stelle, weit von jedem menschlichen Auge. Auf einmal schwang der hinterwärts Gehende seinen Stock und schlug den Bruder zu Boden. Dann schleppte er den Halbtoten zum Wasserloch hier und hielt den Kopf so lange hinein, bis er tot war.“ Bei dieser Erzählung wurde mir wohl etwas gruselig und auch später, sooft ich die Stelle wieder passierte. Man hatte den Ermordeten nach einiger Zeit in dem Wasserloch gefunden, während der Täter verschwunden war. Es dauerte geraume Zeit, bis er gerechter Strafe überliefert wurde. Solche Fälle kommen freilich unter Afrikanern selten vor. Viel häufiger griffen sie ehedem — und noch jetzt — zur Giftwaffe, die unauffällig meistens sicherer Erfolg hat. Menschen sind die Adamsköhne — hier im Süden, dort im Norden, — ob ein Kehla-Ring (Häuptlings-Abzeichen) sie kröne, ob sie gottlos Völker morden. —

Auf unserer Missionswanderung kamen wir an einem verlassenen Farmgehöfte vorbei. Der ehemalige Besitzer war in tragischer Weise urplötzlich aus dem Leben geschieden. Eines Abends saß er am Tische seiner Wohnstube; da krachte durch das niedere Fenster ein Schuß und tötete den Farmer. Die Verbrecher aber suchten das Weite. . . . Es soll ein Racheakt gewesen sein.

Ganz in der Nähe befindet sich der größere Urwald. Später machte ich den Weg oft durch diese Gegend und den Urwald. Hier stehen noch echte Urgrößen von Bäumen, Sneezywood und Gelbholz besonders, bis über 100 Fuß hoch und bis 5 Fuß Durchmesser. Um solche Gelbholzriesen in Balken und Bretter zu verwandeln, wird eine lange, über mannstiefe Grube ausgeworfen, der Stamm über dieselbe gewälzt und bearbeitet. Unter und auf dem Block steht ein Mann der die acht bis zehn Fuß lange Bit-saw auf- und abzieht. Nach der Schnurlinie sägen sie beliebige Längen und Holzstücke genau nach Maß. Sogar unsere Zulus und Christen sind Meister in dieser einfachen Waldkunst. Ich kenne einige, die fast genauer als eine Maschine nach Schnur und Winkel sägen; tadellose Balken und glatte Bretter bis 25 Fuß Länge!

Eine gute Stunde westlich von diesem immergrünen Urwaldtempel führt der Reisepfad nach der „Königin der Apostel“ an hochaufgetürmten Felswänden vorbei. Im spärlichen Gebüsch hausten damals noch die berüchtigten Baboons, die größte Affenart Südafrikas. Diese Bewohner der



Landschaft bei Citeaue

Wildnis sind nicht ungefährlich mit ihrem fürchterlichen Gebiß, starken Vierhänderkrallen und von Statur etwa wie Bernhardinerhunde. Die Räuber der Maisfelder und Schrecken der Schafffarmer könnten mit Leichtigkeit Menschen umbringen. Einmal kam ich dort ganz allein des Weges, ohne Schuh und Waffe. Von der Felsenmauer herab stiegen drei dunkle Ungetüme mir entgegen. Zähnefletschend, mit drohenden Gebärden kamen sie näher und näher. Ich tat als ob ich sie nicht bemerkte und hütete mich wohl, etwa Steine nach ihnen zu werfen. Die drei Baboons hätten es wahrscheinlich mit mir aufgenommen und hatten von oben herab weit mehr Kraft und Steine zur Verfügung. So aber ließen sie es bei harmlosen Annäherungsversuchen und Grimassen bewenden. Friedlich zog ich meine Straße weiter in der menschenleeren Wildnis.

Am gleichen Weg liegt die imposante Hügelturmspitze, ein auffallend geformter Kegel von beträchtlicher Höhe und weithin sichtbare Landmark. Oftmals war ich schon unten daran vorbeigezogen, heute aber sollte zum erstenmal die Spitze erobert werden. Mit Stock und Tasche kletterte ich mühsam empor durch endlose Boulders höher und höher. Der Gipelpunkt hat nur wenige Quadratmeter Fläche, aber ungezählte Meilen Fernsicht nach allen Richtungen. Bei klarem Himmel ein herrlicher Lohn für den ermüdenden Aufstieg! Zu Füßen die dunkelgrüne Pracht des Urwaldes in der Tiefe. Ringsum die Tausend Hügel und Berge des Landes auf Hunderte von Meilen. Verstreute Farmgehöfte mit ihren Feldern und Plantationen. Die Hütten der Eingeborenen an den Abhängen fern und nah! Zu meinem Erstaunen fand sich hier auf der Hügelturmspitze etwas, das ich niemals hier gesucht hätte: das leuchtende Weiß der wilden Belladonia, mitten aus den Gesteinmassen hervorsprossend! An solcher Stelle wirklich ein überraschender Fund.

Aus und von St. Jakob wäre noch gar manches zu erzählen. Schon die langwierigen Reisen der früheren Jahrzehnte mit verschiedensten Mit-

teln sind nicht ohne Interesse. Meistens im Sattel oder im Apostelmarsch. Oft auch „per Achse“, einspännig, zwei- und viespännig. Letzteres gilt vom südafrikanischen Ochsenwagen und den 20 bis 40 Hörnern seines Gespannes. Die Buren reisten ehedem hunderte von Meilen mit diesem damals einzigen Beförderungsmittel. Aber sie bedienten sich gedeckter Zeltwagen mit häuslich eingerichteten Sitzen. Das gibt es auf den gewöhnlichen Ochsenwagen nicht. Trotzdem haben viele Mariannhiller ungezählte Tagereisen im offenen Hörnerwagen gemacht. Den Erzähler traf es einst noch vornehmer und sonderbarer. Von einer gewissen Stelle aus sollte er viele Meilen die „gute Gelegenheit eines Ochsenwagens“ zur Fahrt nach St. Jakob benützen. Der Wagen fand sich richtig ein — aber als Schweinefäfig eingerichtet, weil er eine Ladung Schweine transportiert hatte. Wer mitkommen wollte, dem blieb nichts anderes übrig als — einsteigen! So geschah es auch und man kam in diesem wenig sauberen Zeltwagen auf einer Kiste sitzend nach endlosen Rüttelstunden und durch Straßenstaubwolken dennoch ans Ziel. Ein zweitesmal würde ich freilich den Fußweg entschieden vorziehen!

Die Apostel sollen größtenteils bescheiden zu Fuß gewandert sein. Möge der Segen ihrer Mühen auch den kleinen Missionsorts zugute kommen, die im entlegenen Afrika ihre altehrwürdigen Namen tragen!

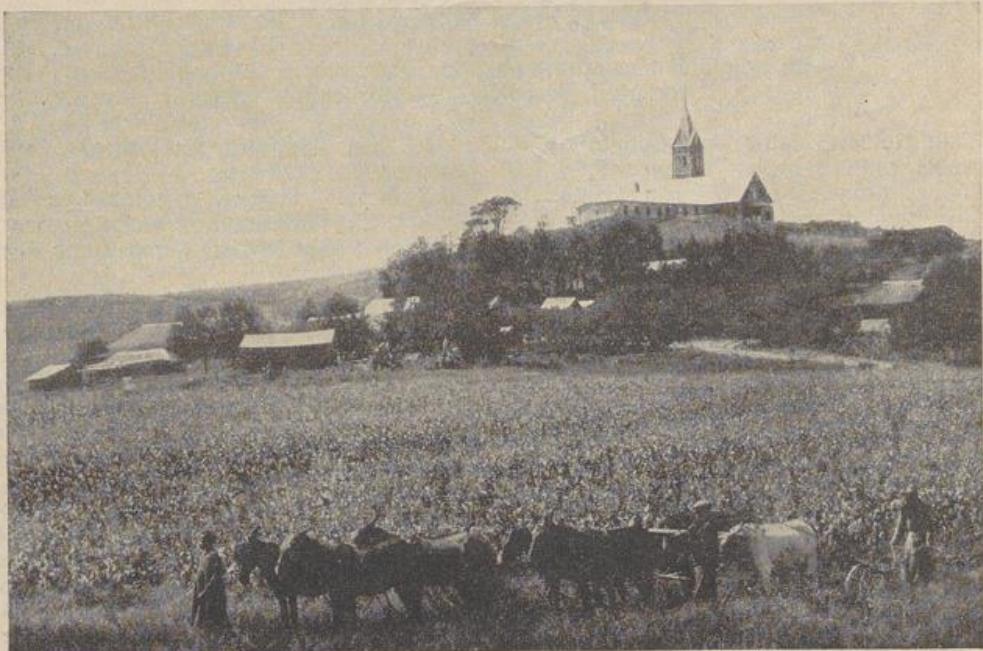
Liturgie und Mission

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Es hat einmal ein berühmter Kirchenfürst gesagt, daß es viele Wege gebe, an die die Gnade anknüpfte, wenn Gott, der Herr, einen Außenseitenden zum wahren Glauben in der hl. katholischen Kirche berufen will. Die einen, sagte er, kommen durch das Studium der Kirchengeschichte zur Überzeugung, daß sie nur in der katholischen Kirche die wahre Kirche Christi finden werden, die anderen werden durch die Großartigkeit des Glaubensgebäudes der kirchlichen Lehrsätze zur Wahrheit berufen, wieder andere zieht das Leben guter Christen an und wieder andere werden durch die Schönheit und Erhabenheit der katholischen Liturgie zum wahren Glauben geführt. Gerade in unseren Tagen wird man letzterem volles Verständnis entgegenbringen, in einer Zeit der liturgischen Bewegung, in einer Zeit, in der man sich im katholischen Lager selbst wieder darauf besinnt, welchen wunderbaren Schatz wir doch eigentlich besitzen in unserer Liturgie. Wenn nun auch der Missionar nicht gleich so schnell zu den übertriebenen Liturgikern zählen wird, ist er sich aber doch wohl bewußt, daß die Schönheit unserer Liturgie auch das Befehlungswerk in der Mission und das Seelenleben der schwarzen Christen entscheidend beeinflussen kann. Darum tut es ihm dann in der Seele weh, wenn die armen Verhältnisse in der Mission gar oft den Wert der Liturgie bedeutend herabmindern. Ganz besonders gilt das, wenn manchmal die Außenschulen so weit entfernt sind, so daß man Taufe, Erstkommunion und Ehe, ja vielleicht auch die hl. Firmung nicht immer in das bescheidene Missionskirchlein auf der Hauptstation verlegen kann. Der armelige Bau einer Außenschule vermindert dann gar sehr diesen Wert der Liturgie, weil eben die Schönheit der Liturgie in dieser Armut absolut sich nicht entfalten kann. So muß ich

immer die Christen weit entfernter Außenstationen bedauern, die nie Gelegenheit haben, einen schönen Gottesdienst zu sehen. Es besteht dann da in etwa die Gefahr, daß auch unsere Christen ein etwas protestantisches Gepräge bekommen, da ja auch der katholische Gottesdienst in den Außen- schulen wenigstens nach außen etwas von der Armut des protestantischen Gottesdienstes an sich hat. So muß es natürlich das Bestreben des Missionars sein, so viel als möglich den Gottesdienst, hl. Messe und Sakramentenempfang auch auf den Außen- schulen so feierlich als möglich zu gestalten. Lassen wir da einen unserer Lehrer zu Wort kommen, bei dem die Gnade an der Schönheit der Liturgie angeknüpft hat, um ihn in die hl. katholische Kirche zu führen, obwohl er schon einige Jahre in einer protestantischen Schule lernte. Lassen wir ihn selbst erzählen.

„Ah“, sagte er, „die Kirche in Empanden ist wirklich fein. Es war die erste katholische Kirche, die ich gesehen habe. Damals ging ich noch in die protestantische Schule und da kam ich zufällig mit einem meiner Freunde nach Empanden. Bisher hatte ich keine andere Kirche gesehen als die protestantischen Außen- schulen und die waren wohl armselig genug als Kirchen. Daher war ich verwundert, was das für ein hoher Bau wäre. Da sagte mir mein Freund: das sei die Kirche der Alma Roma. Da er mein Interesse sah, wollte er mit mir in die Kirche eintreten, aber anfangs war ich aus Furcht dagegen. Er aber beruhigte mich und sagte: da passiere uns garnichts, da dürfen alle hineingehen. So ging ich denn schließlich mit ihm in die Kirche in Empanden. Wie staunte ich aber da, als ich das Innere einer katholischen Kirche zum erstenmal sah. Aus meinem Staunen wurde ich gerissen, als der Pater Missionar mit seinen Mönchen an den Altar trat, um die hl. Messe zu lesen. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Nun hatte ich im Religionsunterricht in der protestantischen Schule immer



Missionsstation „Mariis-Stella“, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

gehört: es gibt einen Gott und dieser Gott hat Engel, die ihm dienen. Was war das da vorne am Altar? Das konnte nach meiner Auffassung nur Gott selber sein und da waren ja auch zwei Engel, um ihm zu dienen. Das griff mir tief an das Herz und als ich hernach hörte, daß das der katholische Gottesdienst war, da dachte ich mir, in diese Kirche möchte ich auch eintreten, die einen so schönen Gottesdienst hat, daß man meinen möchte, der Himmel selber wäre auf die Erde versetzt. Da ich dann bald in die Stadt ging um Arbeit zu suchen, so wollte ich dort einmal alle die Kirchen und den Gottesdienst der verschiedenen Bekenntnisse sehen, um dann wählen zu können, wo es am schönsten wäre. So bin ich jeden Sonntag in eine andere Kirche gegangen, aber nirgends fand ich einen Gottesdienst wie in Empandeni. Schließlich kam ich auch in die englische Hochkirche. Da war es schon etwas besser und schöner als in den Kirchen, die ich bisher gesehen hatte, aber Empandeni war es auch noch nicht. So kam ich dann zuletzt auch nach St. Patricks in die Nachmittagsandacht (Predigt und Segen mit dem Allerheiligsten), und da sah ich sogleich, ja hier ist es wieder so schön wie in Empandeni. Da wirst du also in Zukunft daheim sein. Als dann nach dem Segen alle die Kirche verließen, blieb ich noch allein in der Kirche. Da kam der Pater und er sah es mir gleich an, daß ich etwas auf dem Herzen hatte. Ich gestand ihm, daß ich gerne katholisch werden möchte, da es mir hier am besten gefalle. Da nahm er mich gleich liebend mit auf sein Zimmer und hat gleich den Unterricht angefangen und so bin ich katholisch geworden."

Ja, und er ist wirklich katholisch geworden, denn er dient der katholischen Kirche schon viele Jahre als ausgezeichneter Lehrer und Katechet.

„Auserwählt“

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm.
Nachdruck verboten! — Fortsetzung

Ein anderer hätte das klanglose Gebrödel nicht verstehen können; aber der Lohner hatte Ohren wie ein Luchs. Er pfiff kaum hörbar durch den zugespitzten Mund und drückte einen Augenblick die Lider zu. Dann knurrte er:

„Ahan.“

Und der andere sagte drauf:

„Ja.“

Damit wußte der Lohner alles. Was später gesprochen wurde, war nur mehr ein redefreudiges Befrästigen ihres Gemeinsinnes.

Sie traten in die Stube ein und setzten sich auf die Ofenbank. Fürs erste stopften sie die längst entbehrte Pfeife, und während sich der Hallweger anzündete, paffte er vor sich hin:

„Dös han i mir glei denkt.“

Der Lohner, der qualmend schnurgerade durchs Fenster sah, gab seinem Freunde recht:

„Zeigt waar er auf amal Garneam.“

Erst ein Weilchen Schweigen. Dann murkte der Hallweger:

„Paß auf, Lohner, i han's schoo gspannt: So kloan wolln f' eahm machen.“

Er hielt seine schwere Hand knapp über den Fußboden.

„I han ma 's guat gmerkt“, sprach er weiter, „was er gsagt hat, der Herr Dekan. Die Kirche wird euch ein Gotteshaus bauen, herrlich und mächtig, wie es dieser stille Bergwinkel noch niemals sah.“ So hat er gsagt und i han's gsprüft, wie's gmeint ist. Al Kirchen werden sie baun, groß und mächtig, und ehs di umdräbst, is allsam von die andern kommen und mir Bauern jan wieder der Neam̄d gaben. Koa Mensch werd fragen, wer der Stockreiter war, koa Mensch werd wissen, daß der Kooprater a Bärnmooser Bauernsohn ist. Naa, Lohner, dös is unser Sach, und jetzt las i erscht recht nimmer aus. Net a Wörts, daß unser Kooprater vom Bärnmooserberg abakommen is. Oder hast du was ghört?“

„Koa Wörtl davon. Dös hat mi aa verschmacht.“

„Du muäst dös verstehn, Lohner, da steckt mehr dahinter. Jetzt möchten die Herrn Kirchen baun, und i han's angfangt und mei Sach is's. Und unser Sach. Und auslassen tua i nimmer. Wenn die z' bauen anfangen, nacha habn mir gar nig mit zreden. Naa, mei Lieber, dös gibt's fei net, und so schlau is der Unterrauschberger allweil noo, daß er dös kennt, wo die auswollen.“

„Was möchst nacha toan?“ frug der Lohner.

„Baß 'auf: Die Arnt is vorbei, die Knecht habn Derweil. Die mein gehn glei morgen umi auf Achleiten und fangn an den Grund ausheben. Und du und der Bärngschwendner und der Xaver, dös geht einsagn auf van jeden Hof, daß a jeds sein besten Prügel glei umisahrt aufn Kapellenplatz. Aber a guats Holz muäst sein, a ganz a alts, und wo's sein kann, a Föhrenholz oder a Eich. Buachn fönn ma aa brauchen. I schau noo heut um d' Bimmerleut und nacha geh' s auf.“

Jetzt war der Lohner doch erstaunt:

„A hölzerne Kapelln? Wie kummt'n dir dös in Sinn?“

„Hölzern muäst sein, akrat hölzern. Schau an mei Haus! Guatading dreihundert Jahr steht's und steht guat. Hölzern is! Dös hebt her! Dös is Bauernsach, dös Holz. Da gibt's foan Sprung und foane Riß, dös fügt si aneinand und läßt net aus. Und wannst a wenig naßsinnierst, nacha kummt aa drauf, warum's herhalt: weil a Leben drin is. Gwachsen is auf insern Berg, in der Hoamat. Dös hat a Kraft. 's Hohlz stirbt net. Wegen dem muach unser Kapelln aa aus Holz werden, und nacha werden d' Leut immer wieder sagen müässen: Dös habn's baut, Lohner, und dös muäst i habn!“

Der Lohner war so betroffen, daß er die Pfeife aus dem Munde nahm.

„Dös geht ma ein, Unterrauschberger, sauber hast du dir dös denkt. Da werden s' aber schauggn, wann mir glei z'baun anfangen.“

„Schaun derfn sie. Aber baun team mir. Und noo epas Guats hat's: A hölzerne Kapelln, die steht in sechs Wochen. Von Stoan, wann ma s' baun, wann's guat geht, wird der Rohbau fertig und 's andre kummt erscht im Frühjahr. Und was bis dorthin is, woaz foaner. Alsdann, jetzt hast mi verstanden, und jetzt glei weiter und guat einsagn. Die mehreren werden si freun, und wann di etla net verstehn, dann deutsch's eahner halt aus. Und a guats Holz, gest, fei a alts. Net, daß

oaner mit an feichtenen Prügel daher kommt.“

„Woaz schoo, Unterrauschberger. Na-cha geh i.“

„Pfua Good!“

„Pfua Good!“

Der Lohner schritt wieder Bärnmoos zu und dachte vor sich hin:

Dös hätt i net gmoant, daß der Unterrauschberger so hintersinnig ist. A jeder Bauer muäst a Holz hergebn und auf amal steht da a Bauernkirchen, safradi, dös is a Sach! Dös werd noo net leicht dagwien sein.

Unterwegs traf er auf einige. Sie gingen vom Pfarrdorf heimzu.

Er hielt den ersten an, den Almersepp, einen, der zuhöchst oben haust:

„Sepp, hast schoo ghört?“

„Naa,“ brumte der.

„Morgn werd anfangen mitn Kapellnbau. A jeder Bauer fahrt seinen besten Prügel auf Achleiten. A harts, a alts Holz muäst sein. Gell!“

„Werd die Kirchen aus Holz?“

„Dös moanst. Aus Bauernholz! Verstehst?“

Der Almersepp sah den Lohner groß an. Ein klein wenig streckte er sich und unter den hochgezogenen Brauen leuchtete ein Blick auf.

„Guat! I bring oans. A alts, a harts.“

„Und sagst es aa deine Nachbarn.“

„Is recht. Pfua Good!“

Der Sepp ging weiter, die Rauchfahne seiner Pfeife zog ihm nach.

Der Lohner aber hielt schon den nächsten Bauern auf und sagte diesem sein Sprüch vor.

Anderer gesellten sich dazu. Einer sagte es dem Nächsten. Und ehe Lohner nach Bärnmoos kam, wußten die Bauern von Mitterzell, was sie am nächsten Morgen zu tun hatten.

Keiner widersprach. Sie frugen nicht lange. Sie versprachen zu kommen und trollten sich heimzu.

Nur einer, der Kohlgruber, hatte noch einen besonderen Gedanken und fragte den Lohner:

„Kann i aa doo mein Namen in den Prügel einihau?“

„Dös glaubst, Kohlgruber. Hau eahm nur eini!“

„Dös team ma, daß si aufweist, wer noo a Holzbauer is,“ rief der Kohlgruber.

Und auch dieses Wort trug einer dem andern zu.

In Bärnmoos suchte Lohner seine Freunde auf.

Sie fanden keinen, der nicht versprach:
„I kimm. I bring a guats, a harts
Holz.“

Und dann zogen sie in den vier Richtungen davon, von Hof zu Hof, von Bauer zu Bauer.

14. Birnbacher

Der Deelan war fortgegangen. Er hatte viele praktische und lebensstarke Vorschläge für die kommenden Tage zurückgelassen.

Birnbacher sah von seinem Fenster aus den Eifrigen über den Dorfplatz schreiten. Kinder drängten an ihn heran, ihm die Hand zu küssen, Frauen und Männer befreuten sich unter seinem Segen. Und von des Hohenpriesters Antlitz strahlten Freude, Hoffnung und Zuversicht.

Bis Griesenböd schlängelnd an ihn herantrat. Da verschloß sich sein Gesicht.

Als Birnbacher dies sah, dachte er:

Gelt, Bauernglauben ist eine stärkere Sach als Krämerfrömmelei.

Und er verzichtete dem Gestrengen manch nüchternes Denken an diesem seltsamen Tag.

Nachdem er seinen Blicken entschwunden war, wandte sich Birnbacher schnell um, griff entschlossen nach Hut und Stock und eilte vor das Pfarrhaus.

Denn Herz und Seele sehnten sich längst, nach dem Stück Erde zu kommen, auf dem unergründbare Geheimnisse ineinanderwoben.

Doch er scheute eine Zusammenkunft mit den vielen Menschen. So schritt er den schmalen Weg entlang, der hinter der Kirche Achleiten zuführte.

Dort war es einsam und still. Durch grüne Weidewiesen schlängelte sich der Weg, an breiten Hängen vorbei, über springlustige Bächlein, die vom Brandler-Berg herab über Stock und Stein hinweglachten wie übermüdige Kinder.

Birnbacher weitete sein Herz. Er fühlte sich wohl und befreit von aller irdischen Last. Selig schritt er dem Föhrenplatz zu.

Da sah er vom Brandler-Berg einen alten Bauer herabschivansen.

Erst wollte der Pfarrherr eilen, um allein zu bleiben. Als er aber in dem Manne den Austragbauern von Lugauf, den Freund des Stockreiters, erkannte, verweilte er. Der Lugauf war ihm als Begleiter recht.

Schon auf Rufweite nahm der Alte seinen Hut vom Kopfe und trat mit entblößtem Haupte vor seinen Pfarrherrn.

Der begrüßte ihn:

„Lugauf, grüß Gott! Mußt heut auch runter von dein'm Berg?“

„Muß schoo, 's treibt ein jeden ummi. Von dem Segn kann oanß net gnug habn. In alte und junge Täg.“

Eine Weile schritten die beiden schweigend den Pfad entlang. Es hatte ein jedes sein Denken und Sinnen.

Das Schweigen war behaglich. Es war so innig und gefürt wie die heimliche Sprache dieser stillen Landschaft, aus der keine Schloete, wie Dornen der Erde, ragten; in der keine Maschinen und Sirenen in nimmersattem Werken und Treiben heulten; durch die keine Menschen in ewiger Flucht vor dem Leben jagten; in der nicht die Sorge um das Morgen die Wangen höhlte.

Diese Landschaft war geruhsam hingebreitet und schuf Menschen, die ihrem Gesichte glichen.

Der alte Lugauf trug ihr Bildnis in sich: Wie die Wettertannen aus tiefster Erdschicht Saft und Kraft sogen, so schlügen auch seine Wurzeln in den Heimatboden. Waren verrannt und verkelet mit hundert und abermals hundert andern Strängen und Aldern und alle sogen an demselben Wasser. Und ward in dem Menschen zu einem Blut, zu einem Kreislauf, zu einem Wesen.

So schien es Birnbacher in seinem stillen Sinnen, als schreite neben ihm nicht nur dieser eine Bauer, sondern das ganze Geschlecht der von Lugauf am Brandler-Berg und mit ihm das alte, unerforschbare Bauerntum.

Und Birnbacher erkannte mit tiefer Ergriffenheit den heiligen Ring, der Bauer zu Bauer umschließt.

„Unverhofft blieb der Alte stehen und wandte sich an den Pfarrer:

„Moamen S' net, 's muß a bsonders Holz sein?“

„Meinst d' den Valentin?“

„Ja. Weil der Stockreiter akrat den oan hergnommen hat. Er hätt noo mehra da hoam.“

„Ja siehst, Lugauf, 's gibt auf der Welt noo immer etwas, auf dem ein bsonderer Segen drauf liegt. So werd's da auch sein.“

„Muß schoo. I moan, an andern wann er abträgt, nacha waar nix given. Der oane hat's sein misslassen.“

Das sagt der Bauer mit innerer Bestimmtheit. Wie ein Glaubensbekenntnis.

Und Birnbacher dachte ganz heimlich bei sich:

„Oh, meine lieben Kinder. Bald fünfzehnhundert Jahr ist's her, daß ihr zum

Christentreuz aufblieb. Aber die Altvor-
dern lassen euch nicht aus. Der uralte
Funke glimmt weiter und kann nicht ver-
löschen. Und soll nicht verlöschen.

„Woah, Herr geischli Rat“, sinnierte
der Lugauf weiter, „dös Holz hat fei a
hoamliche Sach. Inwendig hat's dös. Dös
kann ma net deuten und net sagen. Aber
i moan, dös werd schoo so wie bei die
Menschen sein. Da san so viel: daß d' sie
gar net zählen kannst, und is oaner was
Bjonders. Auf amal aber is oaner da,
is großmächtig und schaut übern ganzen
Menschenwald weg. Inwendig schaut er
weg. I moan, daß der a bjonders Saftl
derwisch hat, akrat der oane. Und siehst,
der oane muaz aa akrat zu dem Holz
zukippen. Ob dös net überhaupt van
Blut is, dös von dem Holz und von dem
Menschen? Was moanen S', Herr geischli
Rat?“

„Was ich da mein, Lugauf? Weißt,
heimlich will ich dir was sagen, grad nur
für uns zwei Alten: Ich trau mich net
hintrü schaun. Aber ich mein, was du
gsfürst, 's könnt stimmen.“

Der Bauer sah Birnbacher mit großem,
stillem Erstaunen an. Er nickte ihm zu
und brummte nur:

„Ahan!“

In dem Klange seiner Stimme lag al-
les, was er sagen wollte, aber geheim-
nisvoll zurückbehielt:

„Iwegen was traust di net? Dös woah
doo a jedz, daß wir und der Wald oan
Trumm san, daß in uns und dem Holz
oan Bluat sließt. Wann's net so waar,
nacha waarn wir oder der Wald ver-
dorben. Aber 's san wir da und is der
Wald da und 's is immer so given
und werd so bleiben. Gott geb's, daß so
bleib.“

Birnbacher hielt dem Blick des Alten
nicht stand. Verlegen strich er sich mit der
Hand über die Stirne und ging weiter.

Sie schwiegen, bis sie an den Föhren-
platz kamen.

Es knieten noch immer Leute vor dem
Heiligenbild. In inbrünstiges Beten ver-
sunken.

Sie kümmerten sich nicht um den Un-
terrauschberger, der eben mit den Zimmer-
und Bauleuten das Stück abgrenzte,
über das die Kirche errichtet werden sollte.

Als Birnbacher mit dem Lugauf in die
kleine Lichtung heraustrat, schlug der
Bauer mit mächtigem Schwunge den er-
sten Edpfosten in die Erde.

Der Pfarrer blieb betroffen stehen. Es
entglitt ihm die laute Frage:

„Was ist jetzt wieder das?“

Mit weitem, offenem Blick umfaßte
Lugauf, was unter ihm geschah, und
sprach:

„Dös is der Unterrauschberger und dös
is der Baumeister und dös san die Zim-
merleut und dös“, er wies mit der Hand
vor sich hin, „dös san die Achleitner. Die
tragen die ersten Prügel zuawi. Verstehn
S' jetzt, Herr geischli Rat?“

Birnbacher verstand. Aus seinem Her-
zen flog ein Jubel auf:

„Das glaubst, Lugauf! Ich versteh's.
Gut versteh ich! Recht habts, Bauern!
Recht habts!“

Und vom Kapellenplatz drang Unterrauschbergers tönender Baß. Er hatte die
Hacke geschultert und sah auf den ein-
geschlagenen Pfosten herab.

„Ein Eck steht! Jetzt kommt 's zweite
dran!“

Da überquoll sich die Freude in des
Pfarrers Herzen. So schnell ihn seine al-
ten Füße tragen konnten, eilte er von der
Straße zur geweihten Erde und sank ge-
rührt und erschüttert vor diesem geheimen
Walten in die Knie.

Erst beten und danken! rief es in ihm.
Er tat es mit aller Liebe und Hingabe sei-
nes treuen Vaterherzens und betete für
seinen jungen Freund, für seine Bauern
und für das Gelingen des Werkes.

Das Gebet glich die Freude seiner See-
le aus. Er erhob sich wieder und trat an
Unterrauschberger heran. Der kennzeich-
nete eben das dritte Eck.

Birnbacher sprach:

„Unterrauschberger! Auch der Apostel
Petrus hieß Simon, wie du. Und baute
eine Kirche, die auf Felsen steht.“

Erst wurde der Bauer ob dieser An-
sprache verlegen. Aber er besann sich
schnell und antwortete:

„Auf Stoan steht die infere aa. Aber
baut werd s' aus Holz!“

„Ja, aus Holz“, nickte ihm Birnbacher
zu. „So und net anders muß es sein.“

Da freute sich der Bauer, daß ihn
Birnbacher verstand.

Fröhlich erklärte er ihm seinen Plan
und den Bau der Kapelle:

„Die Föhren muaz stehen bleiben. Die
hat jetzt ihr Weih und derf nimmer weg.
Und mir baum die Kapelln an d' Föhren
dran. Interscht kimmst der Altar hin und
düber ist nacha der heilige Valentin. Als
wann er's gwißt hätt, der Stockreiter, so
hoch hat er eahm schoo aufitan, daß der
Altar leicht Platz darunter hat. Und um-
adum is Holz und der Wald ist glei dabei
und der Bach, Herr geischli Rat, dös
werd sei schön!“ (Schluß folgt)



Christkönigsverlag vom Weißen Kreuz,
Meitingen b. Augsburg:

Die „Lebensschule der Gottesfreunde“ ist nun wieder um vier Bändchen bereichert worden.

St. Ignatius von Loyola dargestellt von Hildegard von Bingen, v. Dr. Agnes Hertommer.

St. Hildegard von Bingen, v. Dr. Angela Rossmann.

St. Brigitta von Schweden nach Lucie Stüh. Diese Bändchen sind zu haben in Vollausgabe 25 Pfg., Pergamentausgabe 65 Pfg., Leinenausgabe 95 Pfg.

Salve Regina. Ein Marienleben in Gedichten, mit liturgischen Texten und Bildern alter Meister von E. Heberle. In Pergamentumschlag 75 Pfg.

Verlag Benziger, Köln-Einsiedeln:

„Die Antwort des Herrn“ von Alphonse de Chateaubriant. 244 Seit. kart. RM. 3.30, geb. RM. 4.40.

Der berühmte gewordene Dichter legt der Öffentlichkeit einen literarisch u. inhaltlich wertvollen Roman vor. Gotteserkenntnis und Gottesbewußtsein wird und wächst durch die Betrachtung, durch das Sich-Verstellen in die Schöpfung Gottes. Wie der Schmetterling durch starke Konzentration gleichsam zum Blatt wird, so soll der Mensch durch die religiöse Betrachtung Gott in sich aufnehmen, ja Gott ähnlich werden.

Verlag Herder & Co. Freiburg i. Br.:

„Jungchristliches Heldenamt in China“ v. Joseph Maria Wiget S. J. 99 Seit.; kart. RM. 1.10, in Leinen RM. 1.80.

Zwei junge Helden, Zyrill Sen und M. Theresia Wang, vom Heldenamt umgeben, hören den Ruf des göttlichen Heilandes zu seiner besonderen Nachfolge im Ordensstand und Kreuztragen. Doch schon früh haben sie ihre Lebensaufgabe erfüllt. Der Herr holt sie heim.

Nonni erzählt. Von Son Svensson. Erlebnisse und Geschichten vom frohen Dresdner. Mit Bildern von Johannes Thiel. 166 Seiten. In Leinen geb. 2.80. M.

In seiner bekannten Art, in natürlicher Spannung und echter Bewegung, erzählt uns der nun bereits 80 jähr. Verfasser von seiner Entdeckungsfahrt durch das dänische Land. Erwachsene und Kinder werden auch zu diesem Buch mit Freuden greifen.

Schott-Liturgisches Mess- und Gebeibuch im Großdruck, herausgegeben von der Erzabtei Beuron. 732 Seiten, Leinen Rotsch. 4.80 RM., Goldschn. 5.80 RM.; in Biegeln. 7.— RM. Durch diese Neuauflage des Schott-Messbuches im Großdruck ist man einem Bedürfnis entgegengekommen. Auch die älteren und schwachsichtigen Kirchenbesucher können jetzt aus dem Schott die hl. Messe beten und mitfeiern.

Verlag „Ars Sacra“ Josef Müller, München, Friedrichstr. 9:

Wir daheim! Ein sonniges Buch zum Nachleben. Von Marga Müller. 352 Seiten Text mit 32 Einschaltbilder. Brosch. 4.— RM., geb. 6.— RM.

Eine köstliche Gabe ist dieses Familienbuch. Wie sie doch das Alltagsleben mit seinem Ernst und seiner Freude zu meistern weiß, und sich so ihr trauriges Familienglück schafft, diese Ungeheuerfamilie mit ihren 6 heranwachsenden Kindern. Ein lehrreiches und erzieherisches Buch für die Familie, besonders als Brautgeschenk geeignet.

Verlag Laumann, Dülmen Westfalen:

August Reichensperger v. Leo Schwering. 272 Seiten, kart. 3.50 RM.; geb. 4.20 RM.

In der Sammlung „Katholische Männergestalten, Laien, die zu Christus führen“ ist ein weiterer Band erschienen: August Reichensperger. Ein heldischer Charakter ersteht hier vor dem Leser. Ein ganzer Christ, ein wahrhaft katholischer Mann, der sein Christentum nicht nur lebte, sondern es auch andern mitteilte. Ein Mann, der seine Lebendigkeit für Volk und Vaterland hinzugeben wußte.

Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen Berlin NW 7, Neue Wilhelmstraße 1

Katholische Kolonialmission, bearbeitet von Dr. Richard Mai; herausgegeben von Dr. Emil Clemens Scherer.

Dieses Sonderheft des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen bringt einen guten und interessanten Überblick von der fruchtbaren und segensreichen Arbeit der katholischen Missionare in den deutschen und fremdländischen Kolonien. Da heute die Frage der Wiedereinführung Deutschlands in seine Kolonialrechte sehr stark in den Vordergrund gerückt ist, sollten alle Missionstreunde durch Beschaffung des Sonderheftes ihr Interesse an der erfolgreichen Tätigkeit der katholischen Missionare befinden. Allen Verghimmeinleseern wird das Werk bestens empfohlen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantw. Verantwortl. Schriftsteller P. D. Sauerland; Mariannhiller Mission Gallneukirchen, Ob. Hstr. Mariannhiller Mission, Würzburg. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben.

VERGESSMEINNICH

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 4

April 1937

55. Jahrgang

Zum Weißen Sonntag

Weiße Kinder, weiße Blüten,
Weißes Wehen durch die Welt,
Weil der Heiland in den reinen
Kinderherzen Einzug hält.

Weiße Kerzen brennen golden,
Herzlein wollen Leuchten sein.
Selig lassen all die holden
Kleinen ihren König ein.

Sieh, ein Reich ist dir bereitet,
Heiland, frühlings schön und groß.
Liebe hat dich hergeleitet,
Wie als Kind im Mutter Schoß.

Bleibe, bleibe, süßer Heiland,
Wenn der Wille Treue hält.
Jedes Herz sei dir ein Eiland,
Wo du wohnst im Strom der Welt.

Weiße Kinder, weiße Blüten,
Frühlings segen für und für.
Stelle, um dein Heim zu hüten,
Starke Engel an die Tür!

Ilse Franke

Weißer Sonntag

Mit kindlicher Unschuld und gottinniger Einfalt traten die Neugetauften nach vollendeter Festwoche in das gewöhnliche Christenleben, bei welchem oft nur zu schnell die erste Begeisterung einer gefährlichen Abkühlung und und störenden Mutlosigkeit weicht . . . Aber bevor die Kirche die Kinder ihrer Muttersorge der besonderen Obhut entläßt, führt sie dieselben heute zum Grabe ihres 14 jährigen Pankratius. (Pankratius galt als Patron der Unschuld und Hüter der Eide. Der Name „Weißer Sonntag“, kommt von den an diesem Tage abgelegten weißen Taufkleidern, die in der Kirche aufbewahrt blieben). Pankratius starb in der diokletianischen Christenverfolgung den Marthrertod für Christus. An seinem Grabe predigte die Kirche den neuen Christen den Sieg des Glaubens!

„Teuerste! Alles was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt. Und das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube! Wer ist es, der die Welt besiegt,“ die Welt mit all ihren Lockungen und Täuschungen, „als der, welcher glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist? Dieser, nämlich Jesus Christus, ist gekommen durch Wasser und Blut, nicht mit Wasser allein kam er, sondern mit Wasser und Blut.“ (Epistel I. Joh. 5, 4—10). Die Erinnerungen, die wir in den verflossenen Tagen begangen haben, sprechen so laut und erschütternd vom Wasser der Seelenreinigung, vom Blute der Erlösung!

Diesen Glauben bekannte Thomas, als er die Wundmale seines Herrn sah. Nun hatte er auch den Frieden, wie ihn nur der Glaube Christi bringt. Thomas war wie ein seliges Kind, denn er hatte den wiedergefunden, an dem trotz allem seine ganze Seele hing, der den Frauen schon eine Woche vorher ihren Glauben und Eifer mit der Auferstehungskunde, ja Auferstehungsfreude belohnt hatte.

Denselben Auferstandenen suchen wir jetzt mit unseren Gaben, unserer inneren Vorbereitung. Er ist der Sieger über Tod, Welt und Hölle. Er wird auch uns zum Sieg verhelfen. Ihm vertrauen wir mit ergebenem Herzen und werkbereiten Händen. Es ist etwas Großes, einem so glorreichen Herrn die Treue zu bewahren! . . .

Legen wir betrachtend unsere Hände in die Wundmale Jesu, im Sakrament, dem Heiland näher als der Apostel Thomas. Christus selbst in seiner herablassenden Heimsuchung fordert uns dazu auf. Denken wir lebendig und anschaulich an die leuchtenden Merkzeichen göttlicher Liebe! Schöpfen wir demütig, beschämt einen alles überwindenden Glauben aus der triumphierenden Nähe des Herrn!

Einst hat es auch bei uns gefehlt . . . Aus dem innigen Verkehr mit dem gekreuzigten, glorreich erstandenen Gott erstehe aber bessere Erkenntnis, lebendigerer Glaube und tiefere Dankbarkeit!

Unseretwegen hat der Erlöser sein Blut vergossen und sich durchbohren lassen . . . Christ, dieser Gedanke wird dich kräftigen. Denke daran in zukünftigen Gefahren und Prüfungen! . . .

Und nachdem du betend und sinnend deine Hand in Christi Wunden gelegt hast, erhebe sie auch zum Treuschwur, zur ernsten Erneuerung deines Taufgelübdes und Christusbekenntnisses! —d—

Zeige uns dein Reich!

40.

Über dem sichtbaren, materiellen Naturreiche steht das unsichtbare, geistige Gottesreich der Gnade, größer und weiter, höher und tiefer als alles, was die Sinne wahrnehmen, ebenso wirklich und noch wunderbarer als die Summe und Fülle des Weltalls vor unseren Augen. In den gutgewillten Engeln und Menschen baut es sich auf und in den treuen Seelen wächst es täglich bis zu seiner herrlichen Vollendung im Jenseits.

Dieses Reich in uns bleibt im Diesseits verhüllt und verborgen. Nur der Glaube schaut es, die Hoffnung erfaßt es, die Liebe besitzt es. Der Demütige und Reine allein betritt die Vorhallen des kommenden Reiches der Glorie, aus dem Gnadenreiche hervorsprossend wie die unverwesliche Zeder aus ihrer Wurzel und die Alpenrose aus dem Frühlingskeim . . . Glücklich, wer immer eine Ahnung des Ganzen in den Tiefen der Seele trägt; wem der König dieses Drei-Reiches wie aus dunkler Ferne gezeigt hat!

Der gewaltige Eindruck wird ihn das Leben hindurch begleiten und stärken in den Zeiten der Prüfung und in den Gefahren der Gegenwart. Der alte Feider will dem modernen Menschen den seligen Glauben an die Größe und Herrlichkeit des Gottesreiches, ja an seine Existenz überhaupt, entreißen. Er soll nur noch Eintagsfliege und intelligentes Tier sein . . . Die Begriffe: Seele, Unsterblichkeit, Ewigkeit, Glaube, Kirche, Religion, Christus, Gott und ewiges Leben in himmlischer Glückseligkeit will der Zerstörer aller Herzentsfreude vom Erdboden vertilgen. —

Doch das Gesamtreich Christi bleibt unantastbares Gotteswerk und unveränderte Tatsache auf ewige Zeiten. Die Irrungen und Frevel der Atheisten und die Angriffe der Gottlosen berühren seine erhabene Größe so wenig wie die Wolken und Nebel der Erde den Glanz des Polarsternes. Mücken werden niemals die Sonne auslöschen noch Ameisen den Himalaya erstürmen und dem freudenferischen Erdboden gleichmachen. Die Engel des Himmels würden über den naiven Wahntanz der Betrogenen auf dem Erbsenfügelchen Erde mitleidig lachen, — wenn die Folgen für die Menschenseelen nicht so überaus ernst und traurig wären. . . . Herr, öffne uns die Augen und zeige uns die Unvergänglichkeit Deines Werkes und Allreiches!

„Mich erbarmt des Volkes!“

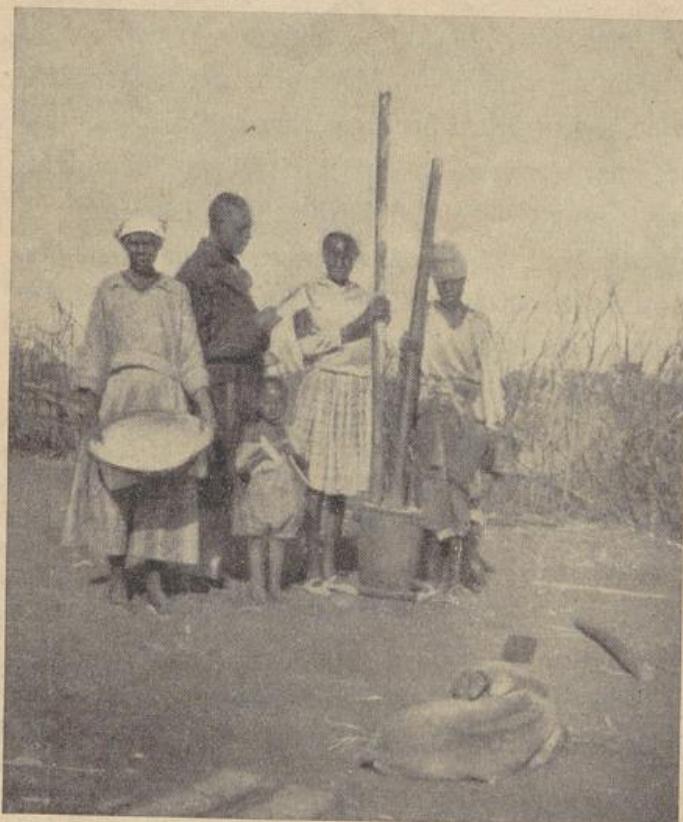
Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Wir wissen, wie der Heiland diese Worte gebrauchte, als er die Leute bei sich ausharren sah und sie nichts zu essen hatten für drei lange Tage. So ähnlich hat aber auch das geklungen, was unser H. H. P. Bernhard Huß sagte, als er hier bei uns in St. Patrick über zwei Stunden zu den Leuten und mit den Leuten gesprochen und alle ihre Nöten angehört hatte. Er sagte wörtlich zu mir, als er die Halle verließ: „Misereor super turbam.“ Ja, das war sein Eindruck, den er von hier, von St. Patrick, mitgenommen: Armes Volk. So ähnlich hat aber auch das geklungen, was unser Hochwst. Herr Msgr. Arnoz, unser apostolischer Präfekt, zu mir sagte, als er neulich in der Gwaai war, um dort 78 Christen das hl. Sakrament der Firmung zu spenden. Als er nach der Feier dem Treiben der in großer Zahl erschienenen Christen zusah, sagte er: „Es sind doch wirklich arme Leute.“

Ja, arme Leute mitten unter Heiden und unter den vielen Sektlein, derer Zahl Legion ist hier in Afrika. Wie hart ist es da wohl, immer den heiligen Glauben und das Glaubensleben zu bewahren. Ja, sie brauchten es so notwendig, das hl. Sakrament der Stärkung.

Wir hatten wirklich einen schönen Tag erlebt auf unserem Außenposten in der Gwaai Reserve. Aber es hat auch manches gekostet, bis

wir diesen Tag erleben durften. Es scheint, daß der Höllenfürst uns die Freude gerne ein wenig verdorben hätte. Ich wollte einige Wochen früher weggehen, um alles vorzubereiten und hatte meine Abreise auf den Freitag festgesetzt. Alles war in schönster Ordnung, der Gaul (Motorrad) fertig gesattelt und beladen, da zeigte sich, daß noch eine Reparatur nötig war. Also verschieben wir halt die Fahrt bis morgen. Der Schaden wurde also behoben und am nächsten Tag sollte es dann sicher losgehen. Aber o weh, als wieder alles fertig war zur Abfahrt, zeigte es sich, daß der Motor abso-



Beim Maisstampfen in St. Patrick (Bulawayo)
Photo: Mariannhiller Mission

lut nicht zündete. Wir konnten den Schaden selbst nicht beheben und da politischer Feiertag war an diesem Samstag, so verschob sich meine Abreise dadurch bis zum Mittwoch der folgenden Woche. Aber jetzt mußte es endlich klappen. Schwer beladen war der Gaul, aber es ging. Da, etwa 18 Kilometer von Bula-waho bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich eine Seiten-tasche an meinem Motorrad verloren hatte. Es war einiger Proviant darin verstaut und mein Brevier.

Also blieb mir nichts übrig, als umkehren und das verlorene „Kals“ suchen. Aber ich fand die Tasche nicht mehr und da

ich somit ohne Brevier war, mußte ich also nochmals heimfahren und ein anderes Brevier holen. So hat sich alles ganz gewaltig verzögert. Da ich auch noch die neue Straße ausprobieren wollte und die elektrische Bündung an dem Motorrad auch bald wieder versagte, so bin ich dann so ungefähr bei Sonnenuntergang totmüde zur ersten Außenschule gekommen. So mußte ich mir die geistlichen Freuden diesmal redlich verdienen, denn es war immer eine Heidenarbeit, wenn der Motor längere Zeit stand, ihn wieder zum Bünden zu bringen. Das hat mich unzählige Schweißtropfen gekostet und hat öfter zur vollständigen Ermattung geführt. Aber die Firmung war trotz alledem und sie war schön. Ich habe den Hochwst. Herrn mit seinem Begleiter H. H. P. Andreas Bausenwein erst am Morgen des Firmungstages erwartet, aber sie haben mich schon am Vorabend überrascht und hernach war ich sehr froh darum; denn am Firmungstag gab es am Morgen Arbeit über Arbeit. Es waren noch mehrere zur Taufe da, andere Firmlinge waren erst am späten Abend gekommen, die wollten also morgens vor der hl. Firmung noch beichten, und so mußte der Hochwst. Herr selber und auch P. Andreas sich der Beichtleute erbarmen und ihre Beichten hören, denn für den Pfarrer gab es über und über zu tun, um alles zur Firmung vorzubereiten. Die Täuflinge aber erwartete noch eine andere Freude. Der Hochwst. H. Apostolische Präfekt erklärte sich bereit, die Taufe selbst zu spenden. Bei der Firmungsmesse gingen dann über 90 Personen zur hl. Kommunion. Das ist eine Zahl, die wohl noch keine



Tor in der Feldereinfriedung (Bula-waho, Südafrika)

Photo: Mariaanhüller Mission

Außenenschule hier in der Präfektur Bulawayo an einem Tage aufzuweisen hatte. Die Leute zeigten wirklich guten Willen. Sie haben sogar von ihrer Armut beigesteuert, um dem Hochwst. Herrn seine Auslagen für die Firmungsreise zu decken. Ein alter guter Christ hat eine Ziege gestiftet, damit der Bischof auch etwas zu essen habe. Da alle drückten ihre Freude darüber aus, daß der Bischof zu ihnen gekommen sei und das zeigte den katholischen Geist der Unabhängigkeit unserer Givaachristen an ihre Priester.

So sah der Apostolische Präfekt überall guten Willen und als alter Missionar wußte er aber auch nur zu gut, wie wahr gerade für unsere Eingeborenen das Wort des Heilandes ist: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Da, wenn das Fleisch schwach ist und die vielen Gefahren für unsere Christen dazukommen, was kann man dann wohl für die Zukunft erwarten von allen denen, die nun gerade das hl. Sakrament der Stärkung empfangen hatten. Darum also der Seufzer des Hochwst. Herrn: „Es sind doch wirklich arme Leute.“ Da ich noch mehrere Wochen nach der Firmung in der Givaai blieb, so habe ich noch oft Gelegenheit gehabt, an diese Worte meines Obern zu denken. Da, es sind wirklich arme Leute, sie haben wirklich den guten Willen, gute Christen zu sein und als solche zu leben, aber es wird ihnen so furchtbar schwer gemacht. Oder soll das vielleicht nichts Besonderes sein, wenn unsere christlichen Mädchen in manchen Gegenden fast keine Gelegenheit haben, christlich zu heiraten, weil die Burschen und Männer fast alle der Vielweiberei ergeben sind? Können wir einen Stein auf sie werfen, wenn sie erliegen und ohne das hl. Sakrament mit einem Mann zusammenleben? Es wird das niemand wundern und wir können auch nicht verlangen, daß alle Mädchen auf die Heirat verzichten, da es auch ein hl. Paulus nicht verlangt hat, sondern nur einen Rat gibt zum Nutzen der Vollkommenheit. Wer seine Jungfrau verheiratet tut recht, und wer sie nicht verheiratet, tut besser. Ich habe darüber mit Mädchen gesprochen, daß so viele verloren gehen durch die Vielweiberei. „Ja“, sagten sie, „was sollen wir dann machen, wenn eben der Bursch nicht heiraten will, weil er zwei Weiber haben will?“ Ich sagte ihnen: „Eben bei den Eltern zu Hause bleiben.“ Ja, bei den Eltern“, meinten sie, „wenn wir christliche Eltern hätten, wie die Elisabeth Sazi.“ Die Elisabeth weigerte sich nämlich in den Burschenkraal zu gehen, und hat damit ihren Burschen gezwungen, katholisch zu werden. „Ja, wenn wir auch gute katholische Eltern hätten“, aber heidnische Eltern jagen das Mädchen vielfach aus ihrem Kraal, wenn es nicht heiraten will. Was kann man also da tun? Sind das nicht wirklich arme Leute? Sie möchten so gerne gute Christen sein, aber es wird ihnen so furchtbar schwer gemacht.

Nun haben sie das hl. Sakrament empfangen, wir können da nur den hl. Geist bitten, daß er überreiche Gnade verleihen möge, auch die Gnade zum heldenmütigen Verzicht auf die Freuden des Familienlebens. Wir können nur den hl. Nikolaus bitten, daß er Fürsprecher sei am Throne Gottes, damit alle, die den guten Willen haben christlich zu heiraten, auch die Gelegenheit dazu bekommen möchten. Der hl. Nikolaus hat ja, nach dem Brevier, einst auf Erden durch eine große Summe Geldes drei Mädchen zur christlichen Heirat verholfen, die in größter Gefahr waren, ein Leben der Sünde zu beginnen, weil es ihnen an Mitgift fehlte. Möge dieser hl. Fürsprecher unseren christlichen Mädchen zu einer christlichen Ehe verhelfen. hl. Nikolaus, bitte für sie. Und auch ihr guten Seelen in



Amabaca-Frauen, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

der Heimat, helfet uns beten, damit der Teufel der Vielweiberei seine Macht immer mehr und mehr verliere im Matabelelande. Betet alle mit uns aus tiefstem Herzensgrunde: Hl. Nikolaus, bitte für sie! X

„Den Heiden das Licht zu bringen, in dessen gnadenvollem Schein wir wandern, ihnen die Segnungen zu vermitteln, die im Hause Gottes ihrer warten, das ist der Wunsch und Wille des Papstes, das muß mehr als bisher auch das Streben aller sein, die sich zur Herde und Kirche Christi zählen.“ (Kard. Pacelli).

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.M. †

Auf Wunsch unseres Hochw. P. General wurde mir der angenehme Auftrag zuteil, unserm P. Apollinaris Schwamberger, der am 28. April 1936 in Centocow im Alter von 64 Jahren verschied, einen längeren Nachruf zu widmen. Mehr als zwei Drittel seiner Lebenstage — nämlich 44 Jahre — gehörte er der Mariannhiller Mission an. Mit ihm hat ein Erzpriester unseres Vikariates seine Mission vollbracht. Mit dem neuen Jahrhundert hat er als Jungpriester seine Mission begonnen. Mit jugendlichem Feuereifer wirkte er zunächst in St. Michael, der ältesten Missionsstation in Natal; dann einige Jahre hindurch in Reichenau am Polela, sodann in Lourdes, Mariannhill und Ratschiz; zuletzt viele Jahre hindurch in der dichtbevölkerten Mission von Centocow.

Personlich habe ich an ihm hier auf Erden einen treuen Freund verloren. In der Tat, wir waren große Freunde, besonders seit den Jahren, wo ich Gelegenheit fand, ihn als lieben Nachbarn, sei es von Telgte, sei es hauptsächlich von St. Leonard aus, in seinen letzten Lebensjahren besuchen und ihm in seiner beschwerlichen Missionsarbeit, besonders gelegentlich des Herannahens von großen Festtagen aushelfen zu können. Noch ganz kurz vor seinem Tode war es mir gestattet, während der Karwoche und über Ostern mit ihm zusammen zu sein, ohne zu ahnen, daß es das letzte Mal sei und daß der Sensenmann dieser unserer Freundschaft hier auf Erden ein so plötzliches Ende bereiten würde. Dementsprechend ging mit sein Verlust auch für lange Zeit sehr zu Herzen.



Hochw. P. Apollinaris mit dem Missionspersonal in Centocow
Photo: Mariannhiller Mission

Im Nachfolgenden gebe ich in zwangloser Aufeinanderfolge einige Erinnerungen an ihn, welche hauptsächlich aus Beiträgen von solchen herstammen, die mit ihm teilweise viele Jahre hindurch zusammenlebten und ihn deshalb gut kannten. Mit freudigster Bereitwilligkeit sind alle, an die ich mich gewandt habe, meiner Einladung nachgekommen. Auf Grund der verschiedenen Berichte seitens unseres Missionspersonals über ihn, konnten manche Wiederholungen nicht gut vermieden werden, um so mehr, da er jahrelang an manchen unserer Hauptstationen, die örtlich weit voneinander entfernt sind, seine Tätigkeit ausübte. Diese Wiederholungen jedoch geben nach meinem Dafürhalten ein um so ausgeprägteres und wahrheitsgetreueres Bild von ihm.

1. Aus St. Leonard, Lourdes

Der erste in der Reihe meiner Berichterstatter ist unser Br. Rufin Seyfried, ein Vorarlberger und der vielseitige Verwalter von St. Leonard. Er ist noch einer von jenen 39 Postulanten, unter denen sich auch P. Apollinaris befand, welche Abt Franz Pfanner von seiner letzten Europa-Reise von dort mit nach Mariannhill gebracht hat. Hierüber macht Br. Rufin folgende Mitteilungen:

„Am 27. November 1891 traf ich in Würzburg ein; dort hatten wir Postulanten uns zu sammeln; nach zwei Tagen kamen wir in Köln an, wo wir mit Abt Franziskus Strunk von Olenberg, der als Visitator auch nach Mariannhill reiste, zusammentrafen. Am nächsten Tage reisten wir nach Blissingen, um unser Schiff zu besteigen, das uns am 5. Januar 1892 nach Durban brachte. Am Nachmittag desselben Tages begaben wir uns mit der Eisenbahn nach Pinetown, wo uns die ganze Klostergemeinde von Mariannhill zum feierlichen Empfang an der Bahnstation erwartete. Der Einzug in Mariannhill war geradezu großartig. Auch die umwohnenden Engländer hatten sich eingefunden. In bescheidener Entfernung am Rande der Straße von Pinetown erblickte man eine große Anzahl von Eingeborenen, die durch die lebhaftesten Bewegungen und Ausrufe ihrer Freude Ausdruck gaben. Zahlreiche Scharen von eingeborenen Kindern, Knaben und Mädchen, geführt von ihren Lehrern und Lehrerinnen, näherten sich mit einem deutschen, lauten und freudigen „Gelobt sei Jesus Christus“, um sich hernach der Prozession anzuschließen. Bei letzterer machte die Musikkapelle, welche aus lauter Religiosen und Brüdern des Klosters, alt und jung bestand, ihren Anfang. Daran schloß sich eine Abteilung von schwarzen Kindern, hierauf die Kutsche des Chrw. Vaters mit seinen Gästen. Es folgte die ganze Klostergemeinde, wohl 200 an der Zahl. Dann kamen die Wagen mit den Postulanten, denen die Zöglinge der Knaben- und Mädchenschule in erstaunlich großer Zahl nachfolgten. Den Abschluß bildeten die erwachsenen Eingeborenen, ein lärmender Haufen in den buntesten Trachten.

So bewegte sich der lange Zug dahin auf wohlgebahnter Straße und bot in dem dunklen Grün der hiesigen reichlichen Vegetation mit den weißen Habiten der Väter, den braunen der Brüder, den roten Kleidern der Schwestern und Lehrerinnen, mit den bunten Trachten und schokoladefarbigen Gesichtern der Eingeborenen, dies alles beschien von der untergehenden Sonne Afrikas ein Bild so farbenprächtig, wie es nur ein Maler sich hätte wünschen können. — Unter dem Gefrache von Böller-salven geht es den Hügel hinab, bei nächster Wegbiegung — dort liegt

Mariannhill! — Eine ganze Gruppe großer, neuer Gebäude wird in der Abenddämmerung sichtbar. — Und völlig Nacht war es, als wir unter feierlichem Glockengeläute das Ziel unserer langen Reise, mit Gottes Gnade das Ziel unserer Lebensreise erreicht hatten, das schöne Gotteshaus von Mariannhill.

Nach drei Tagen war große Musterung unter den Postulanten; die Studenten wurden unter die Religiosen eingereiht, die anderen kamen zu den Brüdern. Als die Aufstellung für die Brüder-Postulanten noch im Gang war, kam P. Pazifikus im Auftrage des Abtes, um unter diesen noch einen für den Chor auszuwählen, der von der Landwirtschaft etwas versteht. Die Wahl fiel auf P. Apollinaris, der nun unter die Religiosen kam.

Von da an bis zu seiner Priesterweihe befand ich mich nicht in Mariannhill; erst um 1903 herum sah ich ihn wieder als Rektor von Reichenau und später in Lourdes; an beiden Orten weilte ich mehrere Jahre hindurch unter ihm. In Reichenau wurde unter ihm das St. Josephs-Heim ausgebaut und mit Ziegeln und Steinen die jetzigen Gebäude hergestellt. Die Missionsgebäulichkeiten auf der Filiale St. Emmanuel wurden unter ihm aufgeführt, wofür er selbst die Holzarbeiten herstellte. In Lourdes rührten von ihm die nachfolgenden Schulen her: St. Bernard und St. Xaver; am Großen Ibi, in Mahobe und Emmaus wurde die Mission begonnen.

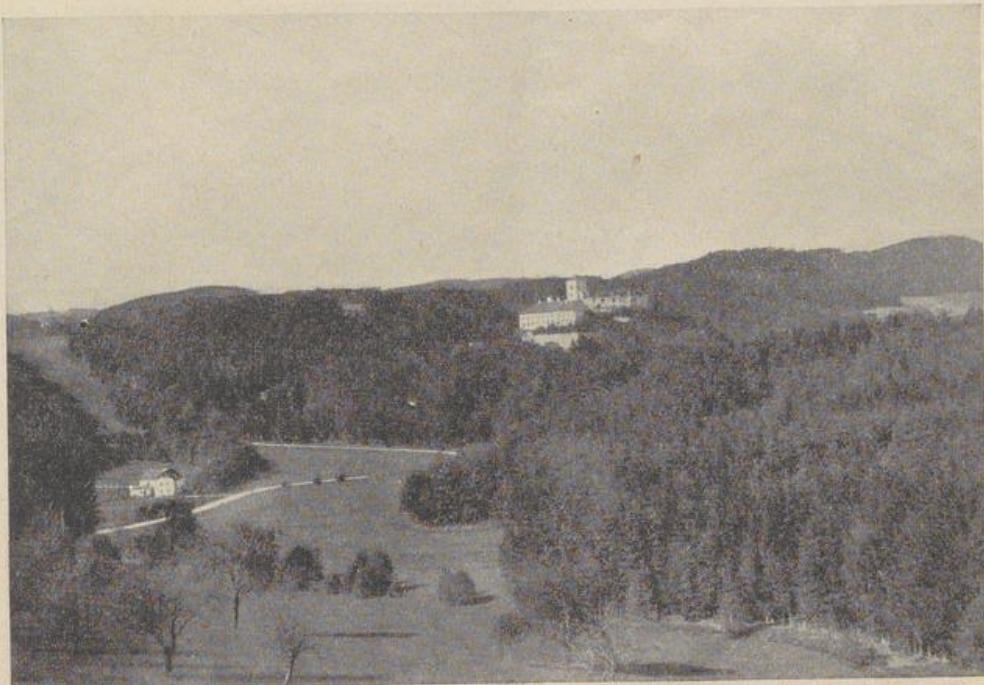
P. Apollinaris war niemals müßig; sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, stets vorwärts zu kommen. Er war ein guter Vater für alle Armen, Hilfsbedürftigen und Bedrängten. Wo er es nur vermochte, half er ihnen mit Wort und Tat. Bei Tag und bei Nacht wurde er gerufen, und immer, mochte die Witterung auch noch so ungünstig sein, folgte er sogleich dem Ruf zu den Kranken und Sterbenden. Oft geschah es, daß er vom Pferde fiel, aber das verdroß ihn wenig; er bewahrte dabei stets sein heiteres und fröhliches Gemüt; so war es und blieb es unter den schwierigsten Verhältnissen. Dabei besaß er ein unbegrenztes Gottvertrauen. Der Erfolg davon war immer gekrönt mit dem allgemeinen Wohle der Mission. Jeder, der ihn besuchte, wurde von ihm auf das freundlichste aufgenommen, zuweilen zwar derb, aber herzlich; man mußte ihn nur kennen. Für jeden, ob Pater oder Bruder, zeigte er großes Interesse und teilsnahmsvolles Entgegenkommen."

2. Aus Reichenau

Einer unserer Brüder sandte mir über die Tätigkeit des P. Apollinar speziell in Reichenau folgenden Bericht ein:

„Es war Ende Juni 1903, daß ich P. Apollinar kennen lernte. Er zählte damals etwa 30 Lebensjahre, war vor kurzem zum Priester geweiht und hatte als erste Station meines Wissens St. Michael, die älteste Missionsstation in Natal versehnen. Von dort wurde er nach Reichenau versetzt und trat am Feste der hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus als Rektor und Missionar sein Amt an.

Mit allem Zugendeifer widmete er sich seiner Aufgabe im Polela-Distrikte. Außer Josephsheim und Maria Wald besaß Reichenau noch keine Außenstation oder Missionsfiliale. P. Apollinaris eröffnete die erste außerhalb der Reichenauer Farm, und zwar beim vier Reitstunden entfernten Almafaza-Stamme. Dort gründete er hart an der Grenze der



Missionshaus Maria-Anna-Höhe bei Gallneukirchen in Ober-Oesterreich
Photo: Sauerland, Niedegg

Eingeborenenensiedlung auf der Farm von Mr. Housten die Missionskapelle und Schule St. Emmanuel. Von 1904 bis 1905 war diese Außenstation sein Sorgenkind. Damals zimmerte er mit seinem Assistenten, P. Arsenius, ein transportables Haus von Holz und Blech für St. Emmanuel. Es wurde in Reichenau hergestellt. Der Baumeister zählte damals 33 Jahre und sein Seniorgehilfe 58. Letzterer glaubte zu jener Zeit sicher nicht, daß er noch 31 Jahre zu leben habe und seinen jüngeren Baumeister um eine Woche überleben werde. Von allen Mariannihilfern Patres erreichte P. Arsenius als unser Senior das höchste Lebensalter: 89. Davon hat er 57 Jahre in Afrika zugebracht.

Im Juni 1904 hatte ich glückliche Gelegenheit, dem P. Apollinaris beim Bau von St. Emmanuel behilflich zu sein. In früher Morgenstunde ging es zu Pferd in jene Gegend südwestlich von der Polela-Station, jenseits vom Umzimkulu-Flusse. Dort suchten wir zusammen den günstigsten Platz und stellten die St. Emmanuel-Kapelle aus, nebst einer kleinen Wohnung für den Missionar. Beides war bis Jahresende fertiggestellt, und schon am 3. Dezember weihte P. Apollinaris die Neugründung ein. In der Folge bauten wir noch manches daselbst, legten einen Friedhof an und zimmerten in Reichenau ein transportables Haus für die Missionsschwestern in St. Emmanuel.

Fast jeden Sonntag besuchte der Missionar seinen Matuza-Stamm und bald hatte eine kleine Gemeinde von Neuchristen sich in der Kapelle versammelt.

In jenen Jahren verfah er gleichzeitig mit Reichenau Mariawald, St Emmanuel auch das abgelegene Citeau. Freitags oder Samstags ging es dorthin über alle Berge. Nach dem Sonntag-Frühgottesdienst



Brüder-Postulanten und Aspiranten im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Photo: Missionshaus St. Joseph, Reimlingen

in Citeau rasch zu Pferd zurück nach Reichenau zur Abhaltung von Hochamt, Predigt und Segen. Ebenso die andere Woche in St. Emmanuel. Sowohl in der Geschäftsverwaltung als auch praktischen Seelsorge hatte sich P. Apollinaris in langjähriger Erfahrung ausgebildet und ausgezeichnet. Seine offenherzige, echt bayrische Art, seine absolute Entschlossenheit und Ausdauer nebst unverwüstlichem Humor kamen ihm dabei sehr zu statten. In gesunden Tagen verfügte er als Prediger über eine mächtige Stimme und gebrauchte sie in drei Sprachen. Seine deutschen und englischen Ansprachen sowie die unzähligen Unterweisungen in Zulu sind noch in vieler Gedächtnis. Die Eingeborenen verstanden ihren „Baba“ sehr wohl und er besuchte sie bis in die entlegendsten Hütten der Lokation. Fast alle Sonntage und mehrere Tage der Woche saß der Unermüdliche im Sattel und pastorierte seine vielen Außenstationen rings um seine Mission.

In den drei Jahren, in denen ich in näheren Beziehungen zu dem idealen Missionar stand, habe ich ein solches Missionsleben schätzen und bewundern gelernt. Sein beinahe vier Jahrzehnte langes Wirken bleibt den Weißen und Schwarzen unvergeßlich, und die Früchte seiner Tätigkeit im Lande und Volke verewigt. Herrlich wird seine Krone und groß sein Lohn sein im Himmel.“ —

Einen ähnlichen Bericht erstattete mir auch eine Mariannhiller Missionsschwester, die zur Zeit des P. Apollinaris in Reichenau als Lehrerin für die eingeborenen Kinder wirkte. Sie fügte noch bei, daß er beim Bau der Kapellen und Schulen persönlich mit Hand anlegte und gar wohl mit Schnur und Meßgeräte, Hammer und Beil umzugehen wußte. Ganz besondere Freude bereitete es ihm, wenn er einmal wieder einige Schäflein für die Mission gewonnen hatte. Während der Schulferien gab es für die Kinder ein großes Hallo, wenn der „Baba“ mit ihnen auf die Felder

ging, um Mais und Bohnen einheimsen zu helfen; da wurde dann um die Wette gearbeitet. Woran wir uns besonders erbauten, war seine tiefe Frömmigkeit und sein unerschütterliches Gottvertrauen. Er ging niemals an den Altar, ohne vorher seine Betrachtung gemacht zu haben.

3. Aus Lourdes

Im November 1905 berief der damalige Visitator und Administrator von Mariannhill, Abt Edmund Obrecht O. C. R., unsern eifrigen P. Apollinaris zum Rektorposten der Hauptstation Lourdes. Auch im dortigen Missionsgebiet gründete er mehrere Außenplätze. Seit 1908 ragt dort ganz nahe von unserem St. Leonard die St. Bernards-Kapelle und -Schule auf hohem Bergesrücken weit ins Land. Wer mit der Bahn bei Riverside Natal verlassen hat und ins romantische Ost-Griqualand hineinfährt, gewahrt sofort den festungsartigen Bau aus Granitstein mit Turm als massiven Wegweiser nach dem südafrikanischen Lourdes. Das ist das Werk des P. Apollinaris. Die Aussicht von dort aus, besonders an hellen Tagen, ist großartig. Ganz steil geht es tief hinunter in das Malenge-Tal mit seinen unzähligen Kraalen der Eingeborenen, durch das sich die Kap-Natal-Eisenbahn hindurchschlängelt, ganz nahe auf der anderen Seite von den zwei massiven zu beträchtlicher Höhe aufsteigenden Entsfeni-Bergen, als Wahrzeichen der Mission von Lourdes, abgeschlossen. Hinter denselben gegen Süden zu breitet sich noch in ziemlich weiter Entfernung, aber in klaren Umrissen, die mächtige Kette der Drakensberge als getreue Wächter des Basutolandes aus, nicht selten vorübergehend, aber manchmal auch für geraume Zeit hindurch von Schnee bedeckt, der, seltener jedoch, sich auch auf den Entsfeni und auf die benachbarten südöstlichen Gebirgsgruppen des Mt. Currie und Ingeli erstreckt.

Alle diese großartigen Gebirgsstöcke breiten sich von St. Bernard in scheinbar nächster Umgebung mit scharfen Umrissen aus. Eine gute Reitstunde davon entfernt, mehr nach der westlichen Richtung zu, kann man die malerisch gelegene Außenstation von Centocow, Maria Loreto wahrnehmen. Sie ist auf einen einzelnen spitzigen Hügel nahe bei Riverside, aber bereits in Natal, hingebaut, ganz am Rücken des bewaldeten Berges, hinter dem unmittelbar Centocow gelegen ist und der uns dasselbe verhüllt. Über diesem Bergesrücken jedoch sieht man wieder andere Berge, die schon dem Reichenauer Gebiete angehören, unter denen sich hauptsächlich der einem ruhenden Löwen ähnliche Mahala, das Wahrzeichen von Reichenau, auszeichnet. Auch der Gebirgszug von der Kewelaer-Mission tritt noch etwas mehr nördlich deutlich zum Vorschein.

Im Osten aber bietet sich unserm Anblick in unmittelbarer Nähe das Gebiet von St. Leonhard dar mit seinen Gebäulichkeiten, mit seinen Urwäldern des Boboy und Mnhembe, mit seinen Gebäulichkeiten, mit seinem ganzen Kranz von katholischen Schulen, die zur Lourdes-Mission gehören und von dort aus betreut werden; und so geht es hinan bis nach Emmaus und dem kleinen Ibisi. Aber auch die Berggruppen, die bereits über dem Limpimkulu in Natal liegen, grüßen herüber bis hinunter zu unserem eingeborenen Priesterseminar bei Mariatal und zum Großen Ibisi bei Mahobe und Harding.

Das ist ungefähr das riesige Gebiet, abgesehen von Ratschiz im Norden von Natal, und von Mariannhill selbst, wo P. Apollinaris seine gesegnete Missionsarbeit ausübte. Heute stehen gegen 20 Missionskapellen und Schu-

len in Natal und Ost-Griqualand als Beweis und Andenken seiner unermüdlichen Fürsorge und seines Seeleneifers. Tausende von Eingeborenen verdanken ihm Unterricht, Zivilisation und Christentum, leiblichen und geistigen Beistand in der Krankheit, erbaulichen Tod, christliches Begräbnis und Hilfe über das Grab hinaus. (Fortsetzung folgt).

Ein Bittbrief vom Zauberermisionar

In der Oktobernummer letzten Jahres konnte ich den Lesern einiges berichten von dem so segensvollen Wirken des Missionars Gregor Bier.

Sein Beruf gilt den Verworfensten unter den Heiden, den Zauberern und Zauberinnen. Aus eigener Einsicht in seine Tätigkeit glaube ich, daß ihm der liebe Gott eine besondere Aufgabe zugewiesen hat. Ohne wieder weiter darauf eingehen zu wollen, möchte ich doch zum bessern Verständnis für das Nachfolgende auf den oben erwähnten Artikel hinweisen.

Vor etwa 14 Tagen bekam ich einen Brief von ihm, der uns etwas Einblick gibt in seine Nebenbeschäftigung, die ihm die Sorge um seine Schäflein erleichtert. Er berichtet von seinen Sorgen um die Schulden, die er gemacht hat durch Ankauf von Kleiderstoffen zur Bekleidung der bekehrten Heiden und Zauberern. Er schließt den Brief mit einer Bitte, die wohl jeder geneigte Leser, ohne ein besonderes Opfer bringen zu müssen, erfüllen kann. Ich lasse den Brief hier folgen.

„Ihren Brief vom 7. Juni 1936 habe ich schon längst beantwortet und auch allerhand kleine und größere Bitten eingeschlossen. Wie sehnsgütig ich auf deren Erfüllung warte, können Sie wohl niemals ganz verstehen, weil Sie kein Uhrmacherherz haben. (Der Brief enthielt die Bitte um alte, wenn auch kaputte Taschenuhren, um einige große Uhrenräddchen-Altsen verschiedener Größe und Form). Bis jetzt habe ich leider noch keine Mitteilung von Ihnen auf Erfüllung meiner Wünsche erhalten. Trotzdem gebe ich die Hoffnung nicht auf. Vielleicht finden Sie auch noch einige nützliche Werkzeuge für meinen Nebenberuf im Uhrmachersgeschäft.

Ich sollte zur Bitte wohl auch etwas Geld schicken, aber ich habe eben erst wieder einen größeren Posten Stoffe für Kleider gekauft; meine letzte Rechnung ist auch noch nicht ganz bezahlt; so belaufen sich meine Schulden heute auf etwa 50 Pfund (Tausend Franken). Darum bin ich augenblicklich nicht in der Lage eine Vergütung zum Voraus zu schicken. Ich mache aber die besten Vorsätze für die Zukunft, wenn Sie mich erhören!

Die Stoffe mußte ich kaufen. Ich brauche sie notwendig, um den bekehrten Zauberern und Heiden zum ersten Kleid zu verhelfen. Durch Bekehrung verlieren sie ihren oft sehr einträglichen Beruf und die Angehörigen, soweit selbe noch heidnisch sind — was meistens der Fall ist — versagen ihnen dann jegliche Unterstützung; so muß dann ich herhalten.

Freie Zeit habe ich wenig oder keine. Wenn ich nicht draußen bin bei den Heiden, dann sitze ich in meiner Werkstatt am Uhren-Tisch und repariere all die alten Uhren, die ich geschenkt erhalten habe. Vielen fehlt gar nicht viel. Die reparierten verkaufe ich dann um etwas Geld und so trage ich meine Schulden ab, die ich der armen Geschöpfe wegen gemacht habe.

Lege Ihnen ein Bildchen bei, wie ich am Tisch sitze und die von Ihnen gesandten Uhren repariere. Eine ist schon fertig, sechs andern fehlt gar nicht viel, sie sind ohne Schwierigkeit zu richten.

Sonst geht es mir ordentlich: besser könnte es ja sein, und schlechter täte ich es verdienen. — P. Apollo und Schwester Franziska werden wohl schon längst einander im Himmel getroffen haben und schauen nun auf uns hernieder, wie wir noch so mühselig hier herumkrabbeln, wie auch sie es noch vor kurzem mit uns taten. Einmal kommt auch für uns die Stunde des Heimganges!

Heute am 8. Dezember hat die achte der neun bekehrten Centochauer Zauberinnen die erste heilige Kommunion empfangen. Zwei sind hier noch zu befehren übrig, die ich einfach nicht bekommen kann. — Seit einem Jahre schon möchte ich von hier weg, um ein neues Gebiet in Angriff zu nehmen.

Wenn nur der H. H. Bischof einsehen würde, wie glücklich er mich machen würde, wenn er mich ausschließlich für diese Arbeit allein benützen würde.

Nun will ich zum Schluß übergehen. „Kehla, itemba ali-bulali!“ — man lebt von der Hoffnung (Zulusprichwort).

Darum hoffe auch Ihnen hier sehr willkommen seien und in meiner Werkstatt in Kleider für Zauberer und Heiden umgewandelt werden!“

Darum im Namen des Zauberer-Missionars meine Bitte an die Leser: bei sich und beim Nachbar und bei Bekannten in diesem Sinne Umschau zu halten. Wie manche kaputte Uhr käme da zusammen! Welche Freude könnten wir dem Missionar machen mit einer ganzen Kiste voll! Natürlich dürfen es auch solche sein, die nicht kaputt sind! Wir wollen ihm unbedingt helfen, daß er seine Schuld bald bezahlt hat. Auch einige Buben werden in diesem Sinne dankbarst entgegengenommen. Gute solide Stoffe für Frauenkleider oder fertige Kleider sind auch willkommen, aber solide Ware muß es sein!

Wer etwas tun kann und will in diesem Zusammenhang, der schicke alles dorthin, von wo er das Vergißmeinnicht bekommt und versehe es mit dem Vermerk: es sei für den Zauberer-Missionar P. Gregor Zier. — Herzliches Vergelts Gott! X

—vf—



Der Zauberer-Missionar als Uhrmacher

Photo: P. Vitalis, Brig

„Nachschrift:
Wenn Sie meinen,
daß es helfen könnte,
oder daß unter
den Vergißmeinnichtlesern auch Uhr-
macher sind oder Le-
ser, die solche ken-
nen, oder selbst au-
ßer Dienst gesetzte
Uhren haben, dann
wäre es vielleicht
gut, wenn Sie hin-
einschrieben, daß
eventuell alte und
so auch kaputte

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara C.M.M.

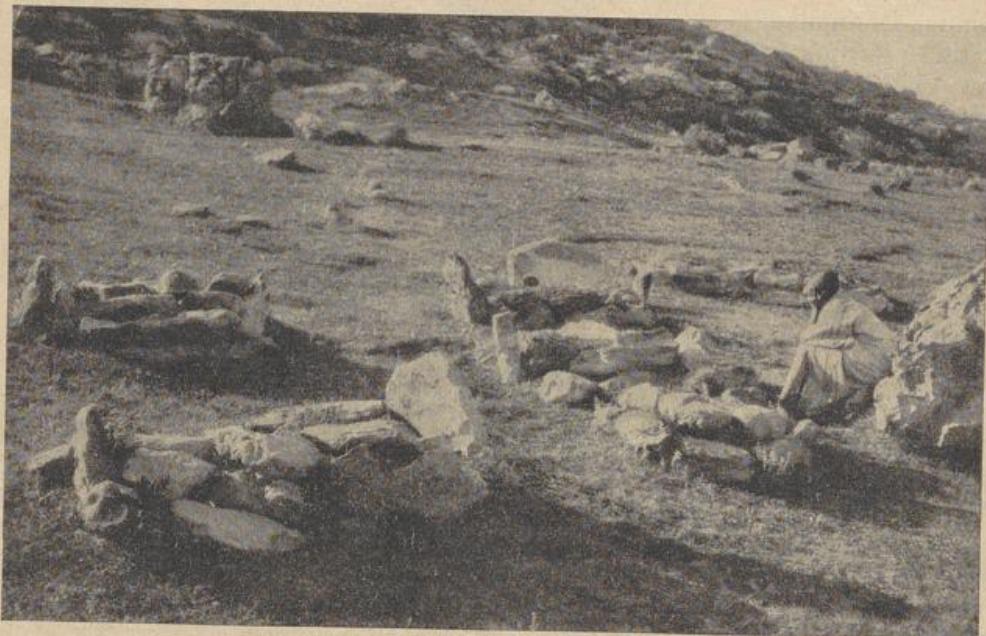
1. Die erste Nacht in Mariannhill

Es ist spät abends. Eben sind wir jungen Missionare angekommen in der neuen Heimat. Wir steigen vom Wagen, der uns von der Bahnhofstation abgeholt hat. Der Klosterfriede von Mariannhill empfängt und umfängt uns. Ein Bruder geleitet uns mit einer Laterne zu unseren Quartieren.

Wortlos gehen wir zwischen den träumenden Bäumen hindurch. Der Sand knirscht unter unseren Tritten. Das Land scheint angeschwemmter Meeressboden zu sein. Dunkel und still ist es ringsum. Nur die Glühwürmchen fliegen uns voraus wie unerlöste Seelchen und hie und da raschelt es heimlich im Gezweig und Geäst oder ein Vöglein piepst aufgeweckt vom Lichtschein. Feierlich schweigend ragen die Palmen und darüber funkeln die Sterne des nächtlichen Himmels. Dann und wann faust mir so ein summendes und brummendes Ungeheuerchen wie eine Libelle, ein beflügelter Nachtschwärmer an den Kopf. Ich denke: so lange es kein Dumdum-Geschoß ist, geht es an.

Seltsame Gedanken wogen in mir auf und nieder. Mir ist zumute wie einem, der zum Alpfelstehlen geht und nicht weiß, wie das Abenteuer ausgehen wird.

Bald bin ich auf meinem Zimmer, eine schlichte Klosterzelle. Aber der Strohsack raschelt doch seltsam! Die Sache wird sofort wissenschaftlich untersucht. Puh tausend! Das ist ja Maisstroh! Und das Kopfkissen, das ist aber hart! Ist das schon der Sand der Wüste? Ich mache es nun ähnlich wie der Junge, der der Puppe seiner Schwester den Kopf



Basuto-Gräber (Südafrika)
Foto: Mariannhiller Mission

abreift, um zu sehen, was drinnen sei. Und siehe! Es ist Sägemehl! Ich liege zu Bett. Der Kopf rollt immer zur Seite. Nun packt mich die Wut. Du afrikanischer Bengel! Die Faust trommelt eine Grube in das Kissen; so jetzt kann der Kopf nicht mehr abgleiten, ich liege fest wie eine Mumie.

Lange arbeiteten hinter der heißen Stirne noch die Gedanken. Über Länder und Meere eilen sie zurück in die alte Heimat und im Traume grüßen mich wieder Vater und Mutter.

2. Der erste Tag in Mariannhill

Der junge Tag ist noch nicht 4 Stunden alt, da weckt mich ein gräßliches Geschrei aus dem Schlummer: jaa — jaa — jaa! Ich fahre empor, schlaftrunken. Ich horche gespannt: sind das etwa schon die Wilden? Ich spähe vorsichtig durchs Fenster. Ach, nein! Das sind ja nur die Esel, die frei im Garten herumlaufen und nach Futter schreien, diese Freßsäcke! Ich darf mich noch fünfmal umdrehen unter der Decke. 4,30 Uhr, Glockengeläute, das Zeichen zum Aufstehen. Es ist schon heller Tag. Es ist zwar Dezember 1922, aber Hochsommer. — Weihnachten im Hochsommer. 4,45 Uhr, alles ist schon in der Klosterkirche versammelt, Patres und Brüder, eine etwa 100 Köpfe starke Klostergemeinde. Morgengebet und Betrachtung. 5,20 Uhr, heilige Messen. Auf 9 Altären wird das geheimnisvolle Opfer gefeiert. 6,30 Uhr Frühstück: Kaffee, Maisbrei, Brot, Käse und Früchte. Die Kost ist einfach, aber kräftig; die Missionare haben ja auch etwas zu leisten: die Brüder die schwere Arbeit in den Werkstätten, in Garten und Feld, die Patres auf den stundenlangen Missionsritten. Erst nach dem Frühstück finden wir Zeit, Mariannhill anzusehen.

Wir Neulinge treten aus dem Klosterkreuzgang heraus. Vor uns liegt das lebensvolle und farbensprühende Bild einer riesigen Missionsstation.

Da weiden frei und friedlich die Esel und Pferde in den weitgedehnten Anlagen mit edlen Palmen, fleischigen Kakteen, schlanken Eukalyptus, ernsten Zypressen und dichten Bambusstauden. Ein großes Dorf von kleinen und großen Hütten und Häusern tut sich vor uns auf. Wir stehen vor diesem Schauspiel des Lebens wie ein Kind, das zum erstenmal auf den Jahrmarkt kommt. Ein reges Treiben überall! Brüder im Arbeitsanzug, in Hose und Hemd und Schwestern mit weißen Schleieren auf dem Kopf eilen zur Arbeitsstätte, schwarze Knaben und Mädchen laufen vorüber, eingeborene Jungs in offenem Hemd und kurzer Hose, den wolligen Kopf übermütig herumwirrend, den lachenden Mund voll blühender Zähne, mit Augen dunkel wie die Nacht und sprühend von Leben. Deutsche, englische und kaffrische Laute schwirren durcheinander. Ein Karren mit Milchkannen rollt herbei, von flinken Eseln gezogen; lustig läßt der junge schwarze Fuhrmann die Peitsche knallen. Ein Ochsenwagen mit 16 Zoch hält vor einem Waren schuppen, Kisten und Ballen werden aufgeladen von flinken, schwarzen nervigen Armen, frohes Geplauder, laute Kommandos und fröhliches Lachen begleiten die Arbeit.

Wir besuchen einige Werkstätten: in der Schmiede die Hammerschläge dröhnen und die Funken sprühen an Amboß und Esse, 3 Brüder mit einem Dutzend schwarzer Gehilfen und Lehrlingen; in der Schreinerei ein Hobeln, und Sägen, und Klopfen, die Symphonie der Arbeit; in der Schneiderei: Hei! Wie die Nadeln fliegen und die Maschinen summen surren. Ein ähnliches Bild der Arbeit und des Lebens begegnet uns in

der Schuhmacherei, Gerberei, Sattlerei, Klemptnerei, Wagnerei, Glaserei, in der Mühle, in Buchbinderei und Buchdruckerei. Wir beobachten das Gießen und Zäten, das Hacken und Pflanzen in dem weitausgedehnten Gemüsegarten, der Sommer und Winter grün bleibt unter dieser südlichen Sonne; wir wandern mit Staunen durch unüberschbare Obstgärten mit Bananen- und Boposstauden, Orangen und Mandarinenbäumen. Ananasfeldern und Weingärten und verschiedenen anderen afrikanischen Fruchtbäumen und Sträuchern. Dazwischen wieder Verwaltungsgebäude mit ratternden Schreibmaschinen. Im Museum bestaunen wir den reichen Schatz an Präparaten aus der afrikanischen Tierwelt vom kleinsten Käfer bis zur Riesenschlange, dann die völkerkundliche Abteilung: Wehr und Waffen der Eingeborenen; lederne Schilde und eiserne Speere, doppelschneidige Kriegsbeile und blitzende Dolche, dann wieder lederne Lendenschürzen und phantastischen Kopfschmuck, bunte Hals- und Armringe, farbenreiche Perlengehänge und allen möglichen Hausrat. Im photographischen Atelier schauen wir dem Bruder und seinen schwarzen Gehilfen zu beim Entwickeln und Abziehen neuer Aufnahmen. Auch die Schwarzen lieben es sehr, sich selbst im Bilde zu sehen und zu bewundern. Im Altersheim begrüßen wir die ehrenwürdigen Missionsveteranen: Patres und Brüder, gebeugt von der Last des Lebens und gebleicht von der Fülle der Jahre. So mancher Kranke und Altersschwache findet hier liebevolle Pflege von der Hand zweier Ärzte und zweier Brüder mit ihren schwarzen Gehilfen und ruft den Segen Gottes auf das Missionswerk herab durch sein Leiden und Gebet.

Die großen Ökonomieanlagen mit ihren Ställen und Schuppen sind ein Bild für sich voll Leben und Bewegung. Viele Brüder und Schwarze tummeln sich hier im Schweiße ihres Angesichtes.

Vor dem Pfarrhause der Missionare warten Eingeborene: heidnische Burschen, die christliche Mädchen heiraten wollen und nun für die Taufe lernen, schwarze Väter und Mütter mit Familiensorgen.

Wir schreiten langsam auf die große Pforte zu, das Wahrzeichen von Mariannhill. Oben am großen Torbau thronen 2 Wappenbilder in Mosaik und darüber der Wahlspruch Mariannhills in großen, eisernen Lettern: Ora et labora. Das Labora (arbeite) erfüllen die Werkstätten und Schulen, die Industrie- und Ökonomieanlagen mit ihrem Heer von Schwarzen unter Leitung der Patres, Brüder und Schwestern und das Ora (bete) finden wir in den Kirchen und Kapellen: die Marienkirche (Klosterkirche der Ordensgemeinde), die Annakirche (alte Kaffernkirche), die Josephskathedrale (Pfarrkirche der schwarzen Gemeinde), die Herz-Jesu-Kirche (Klosterkirche der Schwestern) und die Herz-Jesu-Kirche in der Mühle. Dazuwohnt der eucharistische Heiland in der Haustapelle des Altersheims, im Eingeborenenhospital und im bischöflichen Palais. Zur stillen Andachtstunde ladet ein der Rundbau der Herz-Jesu-Botikapelle, erhaben thronend auf einem Hügel mit dem Blick auf das ferne freie Meer. Ergreifend wirkt darin auf den andächtigen Besucher die überlebensgroße Marmorstatue des göttlichen Heilandes mit seinen zum Segen erhobenen Händen.

Wir kehren wieder zurück zum Torbogen. Missionare reiten hindurch hoch zu Roß mit dem weißen Tropenhelm, in weißer Jacke und ledergpanzter Reithose; Autos rasen herein und heraus. Neben dem Torbogen hören wir das Telefon klingeln im Post- und Telegraphenamt. Ein

Bruder ist hier Postmeister. Außerhalb des Torbogens besuchen wir noch das Lehrerseminar, die Präparandenschule (um mich deutsch auszudrücken) die Industrieschule, die Volksschule, die Fortbildungsschule, die Nähsschule, die Haushaltungsschule, das Kloster der Missionsschwestern vom kostbaren Blut, das Eingeborenenhospital, den Kaufladen, wo heidnische Frauen, halbnackt mit hohem seltsamen Kopfschmuck, Tauschhandel treiben mit Mais. In den Parkanlagen liegen aus dem dichten Grün saubere rote Häuschen aus roten Backsteinen hervor: Wohnungen für Lehrer und Angestellte und Unterkunftsräume für Gäste.

Nun, lieber Leser, wenn wir das Bild der Missionsstation von Mariannahill überschauen, so müssen wir sagen: Mission bedeutet nicht bloß einige „Wilde“ den Katechismus lehren, sie taufen und mit ihnen dann den Gottesdienst feiern, wie manche Leute meinen, nein, Mission bedeutet viel mehr, es bedeutet nichts weniger als Aufbau einer neuen Welt, einer ganzen Kultur, einer christlichen Kultur, einer Welt voll Leben und Schaffen, voll Friede und zwar nicht mit Gewaltmitteln und Zwang, sondern mit evangelischer Freiheit und Wahrheit. Mission bedeutet Gründung einer christlichen Kultur im heidnischen Lande, die Wandlung eines primitiven Volkes in ein menschenwürdiges Kulturvölk, und das nicht nur zur Ehre Gottes und zur Rettung der Seelen, sondern auch zum Ruhme unseres deutschen Vaterlandes. Ohne Übertriebung dürfen wir sagen: der deutsche Missionar ist der vornehmste Vertreter des Deutschtums im Ausland: der Missionar trägt deutsches Heldenhum, deutsche Arbeit und deutsche Gründlichkeit, deutschen Fleiß, deutsche Art, deutsche Industrieerzeugnisse in ferne fremde Länder und dient so seinem Vaterlande und seinen Volksgenossen im Ausland. Wie oft schon wurden die gigantischen Leistungen deutscher Missionare von den Vertretern fremder Nationen gepriesen. Mariannahill empfängt täglich Besucher der verschiedensten Nationen, manchmal bis zu 150 an einem Tage, die dieses deutsche Kulturzentrum in einem noch unzivilisierten Lande bewundern, und nicht selten in den Tagesblättern darüber schreiben. Mariannahill ist ein Stück Deutschtum im Ausland und zwar heroisches, heldenhaftes Deutschtum zur Ehre und zum Ruhme unseres Volkes.



Zuluskinder

Photo: Mariannahiller Mission

(Fortsetzung folgt.)

Der Tisch des Herrn

Von Marga Thomé

Wolfgang, der junge Hirt aus den Bergen, war am Sonntag in die Klosterkirche gekommen. Dort sah ihn der Meister, der für die Mönche den Tisch Gottes schuf. Dieser Tisch des Herrn war eine Darstellung des letzten Abendmahles. In Lebensgröße saßen die aus Stein gehauenen Apostel um einen großen Tisch in einem Raum, der neben der Kirche lag. Die ganze Gegend sprach von diesem heiligen Tisch. Aber noch keiner hatte die Steinbilder gesehen. Doch wußten die Leute, daß manche der Apostel Büge von Männern der Gemeinde trugen. Petrus sei nach dem Bauer Rodermeier gebildet und Andreas und Jakobus nach den Steinhauerbrüdern vom Flughof, hieß es. Der Johannes sei der jüngste Mönch des Klosters, auch der Judas sei schon fertig. Aber das sei keiner aus der Gegend. Nur für den Herrn und Heiland selbst habe der Meister Reinhard noch kein Gesicht finden können.

Damit hatten die Leute recht. Und als der Meister den jungen Hirten Wolfgang in der Kirche sah, begann sein Herz rasch und freudig zu schlagen. Das, ja, das war das Antlitz, nach dem er jetzt so lange schon suchte. Diese reinen, schönen Büge, diese klare Stirn, vom Atem der Höhe überhaucht, diese Augen, hell und tief wie ein Bergsee, das war ein Gesicht, das er dem Herrn leihen konnte. Ein Geschenk des Himmels war der Anblick dieses Menschenantlitzes. Man mußte sich freuen, daß es etwas so Schönes gab.

Als der Gottesdienst zu Ende war, trat der Meister zu dem Hirten und fragte ihn, ob er sein Gesicht in Stein aushauen dürfe für den Tisch des Herrn.

„Tisch des Herrn?“ fragte Wolfgang. Er hatte in seiner Einsamkeit noch nichts davon gehört.

Da führte der Meister ihn in den Saal neben der Kirche, und der Hirt sah erschauernd den steinernen Tisch und die Apostel, die daran saßen. Er ging von einer Figur zur andern, und sein offenes Gesicht spiegelte die Freude wider, die in ihm aufstieg, da er das Kunstwerk sah. Der Meister merkte auch, wie ein Schatten über die klare Stirne Wolfgangs hinglitt, da er den Judas erblickte. Er konnte sich an dem Antlitz des Hirten nicht satt genug sehen. Immer wieder mußte er über seine adelige Schönheit staunen.

Als er dem Hirt dann den leeren Platz des Herrn zeigte und ihm sagte, daß die Figur Christi seine Büge tragen solle, da war Wolfgang bestürzt. „Ihr findet sicher einen bessern als mich“, sagte er bekommene.

Lange und eindringlich mußte der Meister ihm zureden, bis er endlich zustimmte. Erst aber wollte er zu seiner Herde zurückkehren. „Ich muß einen andern suchen, der sie an meiner Stelle hütet. Ich kann sie nicht im Stich lassen.“

Nach einigen Tagen kam er zurück, und nun konnte der Meister mit der Arbeit beginnen. Er hatte ausgemacht, daß Wolfgang im Kloster wohnen sollte. Die Mönche nahmen ihn gerne auf. Und da sie merkten, wie klug er war, da beschlossen sie, ihn lesen und schreiben zu lehren und ihn dann auf eine ihrer Schulen zu schicken.

Dem Hirt kam es wie ein Märchen vor, daß die Mönche ihn studieren

lassen wollten. Er freute sich wie ein Kind, und nie war wohl ein gelehrigerer Schüler im Kloster gewesen als er.

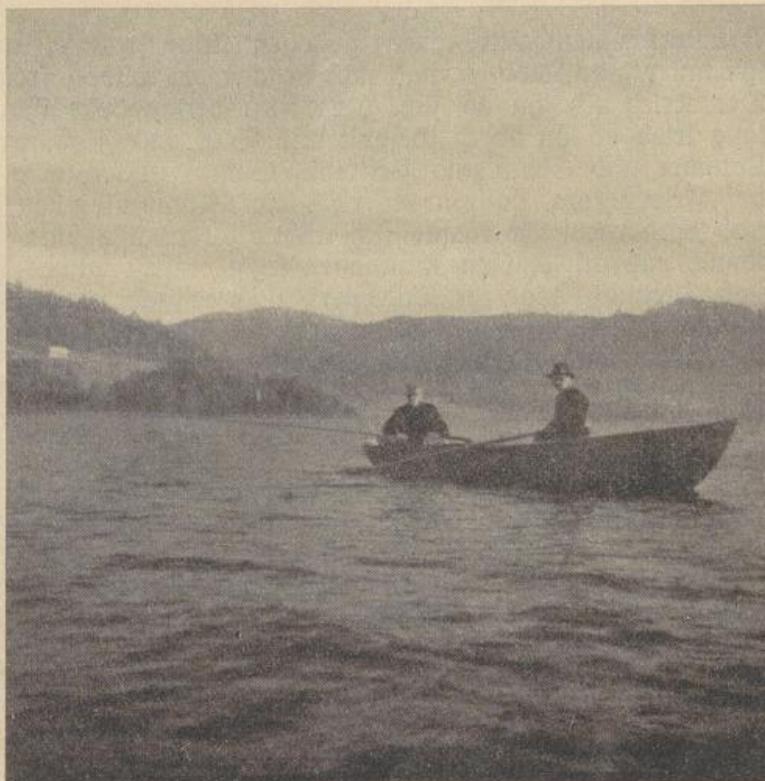
Als der Meister die Figur Christi fertig hatte, kamen ganze Prozessionen, die den Tisch des Herrn sehen wollten. Sie staunten das große Werk an. Mit bloßen Füßen gingen sie an der hl. Tafel entlang, und Ehrfurcht erfasste sie, daß sie hier den Herrn sahen.

Von wunderbarer Schönheit war sein Amtsz. Und die Reinheit und Güte darin nahmen ihre Herzen gefangen und rissen sie hin zur Andacht.

Scheu zeigten sie später Wolfgang einander. Und sie flüsterten sich zu, daß dieser es sei, der dem Herrn seine Züge geliehen habe, und er schien ihnen wie ein Heiliger.

Auch Wolfgang selbst betrachtete oft das Bild des Heilandes. Und jedesmal durchrauschte ihn dann eine große Freude, und er fühlte sich Gott wunderbar nahe. Es schien ihm aber auch jedesmal, als lege dieses Amtsz ihm die Verpflichtung auf, sich immer mehr zu Gott empor zu arbeiten. Und begeistert gelobte er sich, das zu tun.

Als der Meister Reinhard sein Werk vollendet hatte, blieb er nicht mehr lange in dem Kloster. Ein neuer Auftrag rief ihn in eine ferne Stadt. Da die Mönche in dieser Stadt eine Schule besaßen, so nützten sie diese Gelegenheit und ließen Wolfgang mit dem Meister dorthin reisen. Um diese Zeit wütete aber schon der Krieg, der dreißig Jahre dauerte und das deutsche Land elend machte. In der Einsamkeit jener Gegend, in der das Kloster lag, hatte man bisher wenig von der wilden Zeit bemerkt. Der Krieg war fern gewesen, man hatte nichts von ihm gespürt, und man konnte denken, alles, was darüber gesagt wurde, sei leeres Gerede. In jenem Teil des Landes aber, dahin der Meister und Wolfgang reisten, häusste er gerade mit wilder Gewalt. Meister Reinhard wurde erschlagen. Wolfgang aber irrte umher, hungernd und elend und suchte die Stadt zu erreichen, die sein Ziel war. Als er nach unsäglichen Nöten und Mühsalen aber hinkam, fand er sie verwüstet und leer. Die Mönche, bei denen



Auf dem Längsee (Missionshaus St. Georgen)

Photo: Sauerland, Riedegg

er unterkommen sollte, waren geflohen. Was sollte er tun? Die Not trieb ihn unter die Soldaten, und nun begann ein wildes, freies Leben für ihn. Der Krieg riß ihn an sich, der Krieg verwandelte ihn. Zwanzig Jahre lang trieb er ihn durch Gewalt und Blut und Flammen, trieb ihn durch Zämmer und Elend und Pest und Sumpf und Sünde. Und als endlich der Friede kam, da war er noch ein Mann in guten Jahren, aber alt und verdorben. Er konnte sich nicht denken, wie man ohne Krieg leben könne, und mit einigen Kumpaten setzte er sein wildes Leben fort. Raub und Diebstahl war ihr Tagewerk, und es gab nichts, was sie zurückgeschreckt hätte, wenn sie Beute witterten. Wälder und Schluchten waren ihr Heim, und wenn sie in einer Gegend ihre Ernte gehalten hatten, dann zogen sie in eine andere.

Einmal kamen sie auch in die Heimat Wolfgangs. Er selbst hatte den Vorschlag gemacht, dorthin zu gehen, weil ihm eingefallen war, daß in der Klosterkirche goldene und silberne Gefäße gewesen waren. Sie hatten in der letzten Zeit wenig Beute gemacht, und die Not begann nach ihnen zu greifen. Da mußte man schon jede Gelegenheit ausnützen. Wolfgang wollte diese Sache allein machen. Er kannte ja die Kirche und hoffte nur, daß in den Jahren des Krieges keiner ihm zugekommen war.

Die Nacht war mondhell, als er mit kundiger Hand die Kirchentüre öffnete und hineinschlüpfte. Das Schiff der Kirche war gefüllt mit Licht. Deutlich konnte man die alten Heiligen an den Wänden sehen. Aber es berührte den Mann nicht. Er schlich bis zum Altar. Als er aber den Fuß auf die Stufen setzte, fiel ihm ein, daß er erst auch in der Sakristei Beute machen könne. Es war nämlich plötzlich eine geheime Bangigkeit in ihm, die Türe des Heiligtums zu erbrechen. Und wenn auch zwanzig böse Jahre sein Herz verdorben hatten, in diesem Augenblick stieg etwas in ihm auf, das nicht hatte untergehen können. Ein Fünfchen Glaube aus seiner Jugend, ein Fünfchen nur, aber er trat vom Altar hinweg und suchte die Türe zur Sakristei. Es waren mehrere Türen da. Er öffnete eine davon. Und stand in einem Saal, der vom Mond voll beleuchtet war und sah einen großen Tisch und viele Personen daran sitzen. Ihm stockte der Herzschlag. Wohin war er da geraten?



Anna Winder †
eine eiftrige Missionsförderin
Photo: Heim, Dornbirn

Die am Tisch blieben stumm, kein Wort wurde laut. Mit einem Mal blitzte es in ihm auf: dies war ja der Tisch des Herrn, waren die steinernen Figuren, die der Meister Reinhard vor zwanzig Jahren geschaffen hatte. Befreit atmete er auf und trat näher an den Tisch. Staub und Spinngewebe bedeckten die Bilder. Man merkte, daß schon lange Zeit niemand mehr hier gewesen war. Den Mann aber



Kloster-Kreuzgang zu St. Georgen am Längsee

Photo: Sauerland, Riebegg

erfaßte der Wunsch, sich selber zu sehen, so wie er damals vor zwanzig Jahren gewesen war. Und er neigte sich zu dem Antlitz des Herrn. Hell schien der Mond darauf. Mit dem Zipfel seines Rockes begann er Staub und Spinngelebe wegzuwischen. Da wuchs die Stirne weiß und klar heraus. Und das herrliche Bild sah ihn an.

Er stand und starnte es an. So war er einmal gewesen. So rein, so gut. Und jetzt! Unfähig häßlich und alt kam er sich vor.

Er konnte den Blick nicht von dem wundervollen Gesicht nehmen. Eine unendliche Trauer erfaßte ihn. Was hatte er aus sich gemacht? Was hatte er aus dem Bilde Gottes gemacht? Dort bei dem dunklen Judas war sein Platz. O, warum war keiner gekommen und hatte das Bild des Herrn zerstört? So mußte er immerzu sein Antlitz tragen.

Ohne sich Rechenschaft über sein Tun zu geben, fing er wieder an, die Figur zu reinigen. Eine glühende Sehnsucht nach Entföhnung verbrannte dabei sein Herz. O, so seine Seele reinigen können, so alle Sünden wegwaschen!

Der Mond war weitergewandert. Aber auch in dem Dämmerlicht, in dem der Saal jetzt lag, löste der Mann seine Blicke nicht von dem Antlitz Christi. Gebeugt stand er davor und sah es an. Und ihm war, als könne er sich nie mehr davon trennen.

Dies war eine Nacht, die viele Jahre aufwog, eine Nacht der frischendsten Reue und des glühendsten Sehnens nach Entföhnung.

Als im anbrechenden Morgen die ersten Vogelstimmen draußen erklangen, trennte Wolfgang sich von dem steinernen Bild und ging dem Walde zu, wo seine Gefährten warteten. Sie würden ihn verspotten, weil er keine Beute gemacht hatte. Und sie würden ihn verlachen, wenn er ihnen sagte, daß er von nun an sein Brot ehrlich verdienen wolle. Als Hirt vielleicht in den Bergen, so wie er es in seinem Anfang gewesen war. Ein Leben der Reue und Buße sollte es sein. Damit er dem Bilde seines Morgens wieder näher kam. Dem Bilde Gottes in ihm selbst.

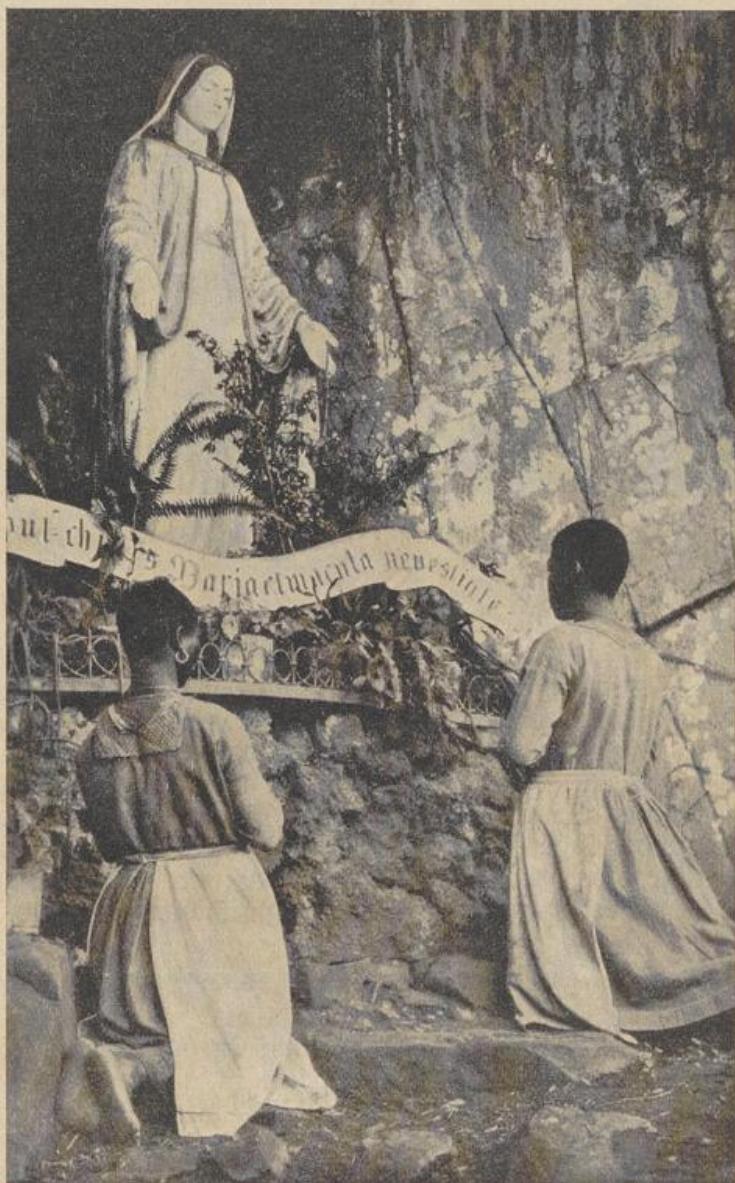
X

Ein Besuch in Lourenzo Marques in den Jahren 1903 und 1936

Von P. Isembard Lehendeder CMM.

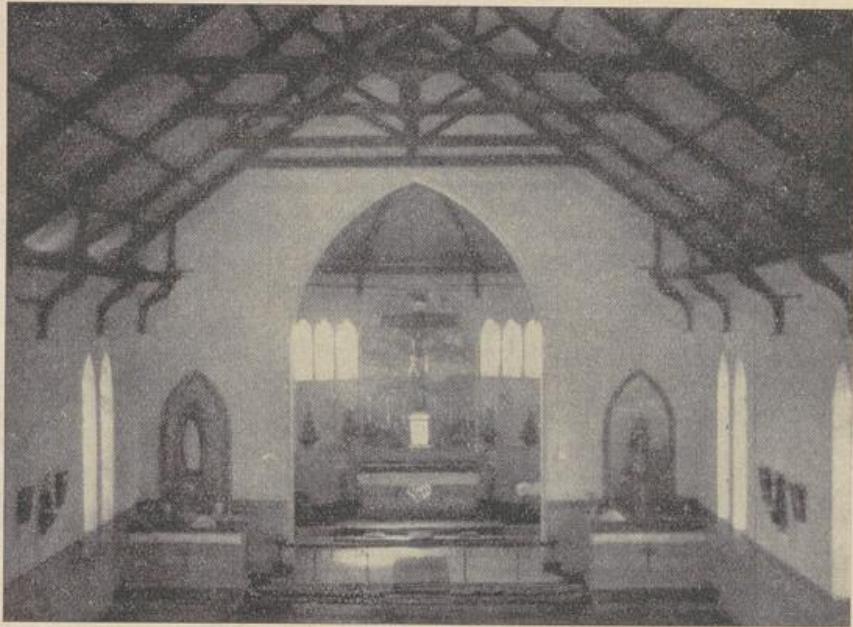
Die deutschen Missionsfreunde werden auch gern einmal hören, was in portugiesischen Ländern in der Mission geschieht und so dachte ich, eine freie Stunde dazu zu benützen, um zu zeigen, was hier in den letzten 33 Jahren geleistet wurde. Als ich im Mai 1903 Bischof Allgeyer von Sansibar nach Ost-Afrika begleitete, stiegen wir in Lourenzo Marques ans Land und besichtigten, was an katholischen Einrichtungen zu sehen war; fanden eine kleine katholische Kirche, ein von Josefschwestern (französische) geleitetes Hospital und eine kleine Mission für Eingeborene. Auf letzterer waren fast ausschließlich Knaben, die vom Gouvernement zur Erziehung dahin geschickt worden waren. Alles war ziemlich primitiv. Was fand ich nun nach 33 Jahren, als ich wieder per Bahn nach hier kam, um den Schwestern vom kostbaren Blute hier Exerzitien zu geben. Dieselben haben hier ein kleines Klösterlein, wo sie portugiesische Kinder erziehen. Auf einer etwa 200 Kilometer entfernten Station in einer dicht besiedelten Gegend besorgen sie auch eine Eingeborenen-Mission, die sehr aussichtsreich sein soll. Die Josefschwestern haben das Hospital aufgegeben, wie auch das, welches sie in Sansibar hatten. Die kleine katholische Kirche für die Weißen ist noch immer in Gebrauch, aber sie ist viel zu klein. Da jetzt die portugiesische Regierung dem Glauben gewogen ist, sind aber Anstalten getroffen für den Bau einer großen Kathedrale, für welche bereits 50 Tonnen Rundisen aus Deutschland angekommen sind. Die Mission von 1903 kannte ich nicht wieder. Es waren an zwei Stellen außerhalb der Stadt zwei neue Stationen errichtet worden unter Leitung je zweier portugiesischer Priester und jenen Franziskanerinnen, welche in der ganzen Welt viele große Anstalten leiten. Auf jeder der beiden Stationen ist eine schöne neue, geräumige Kirche erbaut, daneben aber auch je eine große Schule für Knaben und Mädchen; zusammen über 600 Kinder. Auf der einen Station hat man eine Druckerei eingerichtet, wo eine wöchentlich erscheinende Zeitung gedruckt wird. Außerdem besteht eine geräumige Schreinerei, Schmiede und Schusterei. Auch die Betonblöcke für den Bau einer großen Schule mit Internat, der in der Stadt in Angriff genommen wurde und bis über Kellerhöhe gediehen ist, werden auf der einen Station von den Eingeborenen gemacht. Auch die Kathedrale soll ausschließlich von Missionspersonal gebaut werden.

Wenn ich so überdenke, was hier in den letzten Jahren geleistet worden ist und bereits von neuem Bauten in Angriff genommen wurden, muß ich sagen: Es herrscht doch Leben in der hiesigen Mission und man sieht, was unter einem energischen kirchlichen Obern geleistet werden kann. Leider ist der bisherige Bischof nach Cap. Verde (West-Afrika) versetzt worden und der neue noch nicht angekommen; der wie man sagt, eine ansehnliche Anzahl neuer Priester und andere Missionskräfte mitbringen soll. So scheint sich Portugal unter seiner jetzigen Regierung, die auch die Freimauerei verboten hat, auf seine glorreiche Vergangenheit zu besinnen und das nachzuholen suchen, was unter den früheren religionslosen Regierungen versäumt wurde. Die Loge der Freimaurer, die dicht neben dem Pfarrhaus hier steht, ist von der Regierung geschlossen worden. Wie es



Brave Marienkinder empfehlen sich dem Schutze
der reinsten Jungfrau

Photo: Mariamhiller Mission



Missionskirchlein St. Patrick
Photo: Mariannhiller Mission

scheint, ist man noch nicht schlüssig geworden, was man damit anfangen soll.

Es ist noch nicht entschieden, wer die Leitung in der neu zu erbauenden großen Schule mit Internat bekommen wird, aber es wäre den Schwestern vom kostbaren Blute nur zu wünschen, daß sie diesen übertragen würde. Vielleicht wäre es gut, wenn sich auch in der Erziehung, besonders in der religiösen, deutscher Geist betätigen könnte. Es ist gewöhnlich gut, wenn frisches Blut und frischer Geist sich in einem alten Lande betätigen kann. So wie englisches Geld Lourenco Marques materiell hebt, würde deutsche Erziehung sich sicher in religiöser Beziehung fühlbar machen.

So manches arme Kirchlein gibt es, zumal in den Missionsländern, in denen Christi Leib nicht viel besser gekleidet ist als bei seiner Krönung. Hunderten und tausenden von Gliedern dieses heiligsten Leibes fehlt es in eben jenen Weltgegenden an der notwendigen Bedeckung. In ganzen Scharen sterben sie oft vor Elend und Armut dahin. Verwendet deshalb das überflüssige Geld, statt es sündhafterweise zu verschwenden, zur Bekleidung Jesu Christi in einer der angegebenen Weisen, dann werdet Ihr am Jüngsten Tage nicht von ihm den Vorwurf hören: „Ich war nackt, und Ihr habt mich nicht bekleidet. Hinweg von mir in das ewige Feuer!“ (Matth. 25, 43.)

S. Grönings S. J.

„Wie weit ist der von der echten Liebe, die Gott und den Nächsten umfassen muß, abgeirrt, der sich um die nicht kümmert, die außerhalb des wahren Schaffstalles Christi umherirren!“ (Papst Pius XI.).

„Auserwählt“

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm.
Nachdruck verboten! — (Schluß)

Ein neues Geschehen in dieser geheimen Welt wurde Birnbacher offenbar. Es ergriff ihn sehr. Er sah vom Bauern zum Bildnis des Heiligen und von diesem glitt sein Auge den alten Föhrenstamm hinauf und vertiefe sich in die dunkle Krone.

Wie ein formgestaltetes Gebet strebte sie dem Lichte, dem Himmel zu.

15. Die Mutter

Abend wurde es und Nacht. Eine stille, dunkle Bergnacht.

Wie mächtige, schwarze Gespenster ballten sich die Forste zum Himmel. Zärtig stießen die roten Felsen in die mattscheinende Sterne.

Friede ruhte ringsum. Die Erde atmete im Segen des vergangenen Tages.

Die Bergmenschen saßen in ihren Stuben, bewacht von dem dunklen Holz, bewacht von dem lebenden Geist des Glaubens. Des Glaubens, der ihrer Erde entwuchs und nicht locker ließ, die Bände der schweigenden Kraft um sie zu schmieden.

Und die Nacht schließt den Bauern die Lider zu. Sie schlichen in ihre Kammer, befreuzten sich und schliefen.

Nur eine wachte: die Kohler-Mutter. Sie hatte auf ihrem kleinen Tisch ein glimmendes Talglicht hingestellt. Davor den hölzernen Christus. An einer Seite den heiligen Valentin, auf der anderen die Mutter des Herrn.

Aber vor ihr, so daß ihre gefalteten Hände darauf ruhen konnten, lag das Bild ihres Sohnes.

Es war ein kleines, plumpes Lichtbild. Es stellte Franz als jungen Priesterhüler dar. Er stand hölzern da, den rechten Fuß etwas vorgestellt, den Hut in der Hand. Wuchtige Postamente und Kulissen umgaben ihn. Sie sollten von einem fernen Schloß zeugen. Und sein Auge starrte in die weite, ferne Welt.

Das sah die Kohlerin alles nicht.

Ihr flutete aus dem Bilde ein himmelweites Licht entgegen: die Gnade, daß sie, die alte Bäuerin, die Mutter dieses Sohnes sein durfte.

Sie hatte ihn in ihrem Schoße getragen, ihn behütet für sein Werden und Kommen, ihn, ihren Franzl, ihren „Buabn“.

O du guater Herr Jesus! rief ihre Seele auf, Mutter Gottes und du, heiliger Valentin! I woäß ja nimmer, was i für a

Danksagung machen muß. I bin doo grad a arms Leut, a so was Kloantwings, und ös habts so a Bauernweib für enger Gnad ausge sucht. Heiliger Vater, die Gnad, die Gnad! I woäß net, wie i tragen soll. Beten fann i, glauben fann i a, aber jetzt gar soviel Gnad tragen, Herrgott i dermaß's nimmer. I han eahm tragn, i han eahm geboren, i han eahm gßtift. Und er is mehra wördn wie a Mensch. Da kann oans nimmer sinnieren, nur glaubn, glaubn und staad sein.

Sie drehte wieder den Rosenkranz in ihren Fingern und betete einen Vers nach dem anderen.

Die Nacht zog über sie hinweg.

An der Glocke der Bärnmooser-Kirche schlügen die späten Stunden.

Die alten, verhallenden Töne flangen hinüber ins Kooperator-Zimmer.

Franz floh nach dem feierlichen Danke in der Kirche in seine Stube.

Er sank in die Knie und weinte vor Gottes Angesicht.

Stürme wühlten seine Seele auf.

Leid zerriß sein Herz, schlug ihn nieder.

Ihn, dem Gewalt gegeben war, zu segnen; ihn, der mit jedem Atemzug wußte, daß die Erde an ihm haftete.

Der Bauer wachte in ihm und schrie auf.

Der Gottesgesegnete in ihm verhüllte sein Antlitz vor dem Höchsten.

Gott forderte ihn und die Erde verlangte nach ihm: Ein brennender Kampf warf den Gequälten unter das Kreuz.

Die milde Gewalt der Tränen erleichterte sein Gemüt.

Er erhob sich und schaute wie ein Verlorener über seine Heimat hinweg.

Und wußte sich einsam, menschlich ungänglich einsam.

Auf schwindende Höhen wurde er hinaufgetrieben, aus denen ein Hinabgleiten zum Sturze wird in unendliche Tiefen.

Und auf den Höhen empfing ihn ein Feuer, als lohender Brand, der den Leib versengt.

„Und ich will doch leben! Leben unter euch, Menschen. Ist keiner, keiner, der mich aufnimmt!“

Da traf sein Blick den Bärnmoosberg, wo ein Holzhaus stand, in dem ihn ein Bauernweib gebar.

Ein wilder Jubel erfaßte ihn:
„Da oben ist eine!“

Wie ein Dieb schlich sich der Kooperator durch das schlafende Dorf. Vorsichtig eilte er entlang der Schatten durch die Nacht.

Hinauf zum Kohler-Hof. Wo der Mensch wartete, der gleich um gleich ihn in die Arme schließen wird. Wo er sein junges Herz an eine alte, gute Bauernbrust drücken kann.

Als er aus dem Walde heraustrat und ihm aus dem Zuhäuschen ein fahles, mattes Licht entgegenschien, begann der Kohler-Franz zu laufen.

Mit zitternden Händen pochte er an die kleinen Scheiben.

Nur ein Weilchen verhoffte die Mutter im Beten.

Dann öffnete sie die Türe:

„Du bist es? Franz?“

Er weinte auf:

„Mutter ich bin's.“

Und er lag an ihrem Herzen und hörte ihre Stimme über sich hinwegflüstern:

„I woäß. I woäß.“

Sie führte ihn sachte in die kleine Stube.

Er sah, daß sie für ihn gebetet hatte. Da überkam ihn ein tiefes Schweigen und er faltete mit der Mutter die Hände.

Im Beten trafen sich ihre Augen.

In den seinen leuchtete die Erlösung und er hauchte:

„Mutter, jetzt weiß ich, daß i noo a Hoamat hab.“

Langsam antwortete sie. Dunkel klang ihr Wort, als bete sie:

„Aber in dei Hoamat kann koans. Du hast den Segn. Und wir grad die Bitt. Und a jed's hat sei Reich und muäß darin leben und hausen.“

Franz glitten die Hände herab. Mit einemmal befiel ihn eine niegekannte Müdigkeit. Das Haupt fiel auf die Brust, sein Leib sank in sich zusammen.

Und aus seinen Lippen stöhnte die Klage:

„Mein Reich. Dein Reich.“

Dann raffte er sich mühselig auf und schlich in die Nacht.

In seiner Stube fand er sich wieder.

Mit einem letzten Aufbäumen umflammerte er das Kreuz seines Meisters.

Und der Schrei seiner wehen Seele gellte durch die Nacht:

„Herr! Herr! Wie kann ich es tragen?!“

16. Das Heiligtum

Goldenrot erglühnten die Buchenwälder. Morgens schillerte Laureif in ihren Kronen. Er brach die Blätter. Und sie flatterten müde zur Erde. Noch mußten sie Fruchtbereiter werden fürs kommende Jahr. Dann war ihr Leben vollendet.

Die Berge leuchteten. Erster Schnee hüllte ihre Gipfel ein.

Aus der Achen wallten Novembernebel. Gespenstige Gebilde schlängeln sich durch das enge Tal: riesige Leiber mit langen Hälzen, mächtige Vögel mit weißen, grauen Schwingen.

Sie umschatteten die Sohle des Tales.

Zur Turmspitze der Bauernkirche reichten sie nicht mehr. Die sah in die Sonne. Sie floß ins Firmament. Denn in einem unendlich zarten Rauch verjüngte sich der Turm.

Unter ihm war die Kirche aus der Erde gewachsen. Breit wuchte sie empor, mächtig grobe Pfosten und Bälten trugen sie.

In jedem stand der Name des Bauern eingehauen, der das Stück herzuschleppte: Bärngschwendner, Lugauf, Achleitner, Fuchsauer, Unterrauschberger, Kohlgruber und wie sie alle hießen, die seit Jahrhunderten Wächter und Bebauer dieses Tales waren.

Immer feiner, immer zartgliedriger flügte sich das Gebälk ineinander, bis es sich an des Daches First wie die Finger einer gefalteten Hand fand. Einer riesigen, betenden Hand: Sie war gewohnt, in die Erde zu greifen und nach dem Himmel zu flehen.

Lebensstarkes Holz ragte, gesormt zu einem hingebenden Gebet, zur Höhe Gottes empor.

Und innen, am Altar, an Chorstühlen, Geländer und Wandschmuck lachten derb-frohe, bäuerlich-fromme Schnitzereien. Schnörkel, Maschen und Windungen verwoben und verstrickten sich. Die Bauern brachten hölzerne Heiligenbilder aus ihren Stuben. Mit weltfernem Antlitz und wundervoll vergeistigten Augen. Die Frauen stellten Muttergottes-Figuren an Säulen und Fenster. Die Erhabene blickte verklärt, lichtumflossen, zerrissen von Leid und Weh in den Raum. Andre trugen Kreuze herbei, und der Erhöhte sah auf das Werkeln der Seinen herab: liebumfassend, tröstend, verzeihend, schmerzdurchwühlt.

Wie eben einst ein Schnitzer sein Bild in sich trug.

Die Orgel hatte Hermann Pasteter, ein Bauer von Arnolding, gebaut.

Diese Kunst ward ihm ins Leben mitgegeben. Aus Büchern und Schriften framte er in Jahrzehntelangem Bemühen das zusammen, was ihm noch fehlte. Still und heimlich betrieb er die Arbeit in seinem talversteckten Hof. Der stand draußen in den Hügeln, wo sich die Vorberge des Hohenstaufen und des Untersberg ins Flachland verlieren. Feierabend um Feierabend saß er an der Werkbank, hobelte, schnitzte, leimte und löste. Blies in die Röhren hinein und horchte mit seinem Ohr auf den Ton. Schnitzte und richtete, bis das Werk gelang: eine große, feine Orgel.

Er stellte sie in seinem Alstraghauß auf. Mit stillem Behagen und andächtiger Freude fügte er eine Pfeife an die andere, drehte die Blasröhren, schnitt die Pedale zurecht, schreinerte das Harmonium und die Verschalung und sagte zum Schluß dem Herrgott ein Dankschön.

Und dann saß der Bauer vor seinem Werk. Seine schrundigen, schweren Hände glitten die Tasten entlang, seine erdigen Füße traten in die Pedale; sein Haupt war gebeugt von der Last der Jahre und der Arbeit; der graue Schnauzbart hing ihm in die Lippen. Die Haare strähnten zerzaust über die Stirne; die Koppe war alt und arbeitsverschunden.

Aber sein Auge spiegelte die Musik der Welt wider.

Und der Arnoldinger spielte die alten Meister Bach, Mozart und Hahdn so gut wie die modernen.

Der „Orgelbauer“ hieß er ringsum, und auch die Bärnmooser wußten von ihm.

Und weil die Kirche Bauernarbeit sein mußte, spannte der Unterrauschberger eines Morgens seinen Gaul ein und fuhr zum Arnoldinger.

Der sagte:

„I komm.“

Er packte sein Ränzel und fuhr mit.

Nun stand er auf dem Kirchenthor und fügte wieder Pfeife neben Pfeife.

Und empfand ein frohes, tiefes Behagen in seiner Seele: Jetzt wußte er, warum ihm das Schicksal dieses Körnen ins Leben mitgegeben hatte.

So war das Heiligtum aus häuerlichem Gemüte entwachsen: Der Unterrauschberger gab seinen harten Willen zum Bau; die Bauern brachten das Holz; der Stockreiter schnitzte Leben darein; der Arnoldinger schuf die Töne der Weihe.

Und der hl. Valentin sah von seiner Höhre aus mit gütigem Holzgesicht der vielfältigen Arbeit zu. Sein Baum ragte über den First hinaus und die Äste wölbt sich zur gotischen Krone empor.

Schon während der Bauzeit knieten unter dem Gnadenbilde immerzu Menschen. Aus den nahen Dörfern, aus dem Flachlande, aus den Bergen waren sie herzugeilt. Getrieben von ihrem glaubfrohmen Herzen, von ihrer Sehnsucht nach unsfaßbaren Geheimnissen.

Ehe sich's der gute Heilige versah, mußte er in Nöten und Krankheiten helfen, um die er zu seiner Werdenszeit nicht bejorgt zu sein brauchte. Dazumal, als die Menschen ihn als Heiligen erkoren, begnügten sie sich, ihn bei der hinfallen den Krankheit und bei Wassernöten um Fürsprache anzuslehen.

Aber nun kamen sie mit einemmal mit großen Bürden einher, und bald gab es kein Leiden mehr, ob dessen nicht unter ihm die Hände gefalstet wurden.

Dem guten Heiligen war es recht.

Er nahm die Menschen auf, wie sie kamen, Männlein und Weiblein, Sorgbelastete und Kranke, Hoffende und Gesunde, Beter und Sünder. Und streute in jedes Herz das Samenkorn: Hoffnung.

So wurde er der Sendbote vom Menschen zur himmlischen Gnade in allen Widrigkeiten und Unliegen des täglichen Lebens, des Werkens um das Brot des Seins.

Und er half den Bittenden, Knienden und Flehenden, den zermürbten Herzen, den geplagten Leibern und den dürstenden Seelen.

„Sankt Valentin, hilf!“ räunte und rief es durch die Lande. Von Dorf zu Dorf, über Berge und Täler hinweg, hinein in die Steinriesen, hinaus in das weite Land.

17. Kooprater!

Seinem Erwecker konnte der Heilige nicht helfen.

Franzens Leid war Menschheitsnot.

Ward die lodernde Flamme zwischen Gott und Erde, die ewige Sehnsucht nach dem Garten Eden.

Franzens Seele blieb unerlöst.

Sie verzehrte sich an dem Feuer seiner Liebe zu Gott und seiner Liebe zur Erde. Daran begann sein Leib zu kranken.

Aber noch erkannte er das tiefste Geheimnis seines Erdenseins nicht: Wie die Bauernkirche als gestaltetes Symbol ewiger Wunschgedanken zum Throne des

Allmächtigen emporwuchs, so schwand sein Leben dahin.

Das Heiligtum sog seine Kraft ein. Es griff nach ihm, es forderte ihn, den Kohler-Sohn.

Damit das Werk vollendet sei.

Damit die Erde überwunden werde um des Glaubens willen.

Noch blieb der Segen in seinen Händen: Wo immer er sie ausstreckte, strömte er aus ihnen. Wo er sie auslegte, flutete Licht und Heil ein.

Aber mit jedem Segen gab er ein Stück seiner selbst hin.

Die Menschen priesen ihn. Viele waren versucht, ihn anzubeten.

Vielen wurde er ein überirdischer Sendbote des Himmels, lichtverklärt wie die Schar der Heiligen selbst.

Immer höher erhoben sie ihn.

Immer tiefer, immer abseitiger wurde ihm die Erde. Aber die Sehnsucht rief, das Blut pochte im Herzen, schlug heftiger, je müder der Leib wurde, je mehr das Heiligtum am Höhrenplatze wuchs.

Wieder und wieder trieb es ihn in die Landschaft hinaus. In die Berge, in die Wälder und zur Grindlwand. Dort, wo er des Herrgotts Gnade und Machtpruch das erstmal erkannte.

Stunden um Stunden ruhte er dort.

Frage nach den Rätseln, zermarterte sich Hirn und Herz, schlug die Hände vors Angesicht und schrie:

„Nicht denken! Nicht denken! Glauben! Glauben!“

Und wurde müder mit jedem Tag.

Mit diesem Schrei der Verzweiflung rief er den Stockreiter.

Eines Abends stand er an der Grindlwand und wartete auf den Kooperator.

Franz erschrak, als er des Bauern gewahr wurde.

Der sprach leise:

„Mußt di net schrecken, Kooperator. I han's gspürt, wie's di umtreibt. Und hab kommen müßten, daß d' alßam woäst. Und an Frieden kriegst.“

„Stockreiter, es ist zuviel Gewalt“, stöhnte Franz, „wer kann das tragen?“

„Du, Kooperator! Du und sonst keiner!“ Der Meister nahm den Priester bei der Hand und führte ihn zur Grindlwand vor.

Unter ihnen lag das Alenthal im Abendfrieden.

Schau, Kooperator, wie's hoamlich still

is da drunt. Grab gspüren tuast die Ruah. Und siehgst, da hint steht dei Kirchen. Kooperator, i sag, dei Kirchen! Sie wart auf di, daß all der Segn einifimmt, der mein Valentin angfangen hat. Und der Frieden und die Ruah is jetzt in deiner Hand. Du hast den Frieden bracht, du kannst ihn aa wieder zerstörn. Verstehst, Kooperator? Dös is dei Givalst! Und a so is: Auf der van Seiten treibt di der Böse und jagt di um. Auf der andern Seiten ruast di der Guate, der Himmel, der Herrgott. Und a so is: Der Böse schenkt dir eppas für dös Leben und der Herrgott nimmt dir dös Leben. Und a so is: Wann du dir für dös Leben eppas schenken laßt, nacha nimmt es die Menschen. Wann aber du dei Leben herjehnst, nacha gibst es die Menschen. Damal werd Streit und Zank und Unfried. Und im andern Fall wird dei Segen in Bärnmoos ewig dauern. Verstehst mi?“

Franz schloß seine Augen. Er neigte sein Haupt und heilige Demut erfüllte seine Seele.

Licht um Licht umflutete ihn, Segen um Segen strahlte aus ihm wider.

Er verstand den Stockreiter.

Verklärt, erleuchtet rief er:

„Ja, Stockreiter! Ich will!“

Als er die Augen öffnete, stand er alleine an der Grindlwand.

Der alte Meister war in das Abendunten des Waldes verschwunden.

Und Franz breitete die Arme weit aus und erhob das Haupt zum Himmel.

Er fühlte, daß er im Beichen des Kreuzes stand.

Birnbacher erstaunte, als er an diesem Abend seinen Kooperator in frohseliger Miene antraf.

Er hatte den Kampf des Segnenden erkannt. Aber er wußte, daß seine Kraft zu irdisch war, um helfen zu können. So schwieg er.

Nun aber freute er sich und sprach, als sie allein waren:

„In einer Woche weißen wir die Kirche ein. Dann erfüllt sich der ganze Segen.“

„Ja!“ hauchte Franz.

Aus seinem Auge dämmerte die innere Erfenntnis.

Von diesem Tage an verbarg sich Franz in seiner Stube.

Die Welt um ihn erstarb. Und mit ihr seines Leibes Verlangen.

Die Babett klopfte leise an seiner Tür; Birnbacher rief ihn mit zagender Stim-

me: es hauchte nur weihevolle Stille zurück.

Da ahnte Birnbacher das Kommande. Und er wußte, daß er nichts ändern könne.

Er beugte sich vor der Macht der Geheimnisse. Aber heimlich weinte er.

Mit jedem Tage wuchs die Kraft der Erlösung in Franzens Seele.

Niemals Geahntes wurde ihm offenbar, Geheimnisse von Werden und Sein enthüllten sich seinem Geist. Frieden strömte in ihn ein und seine Lippen sprachen nur mehr das Wort:

„In Dein Reich!“

Das Heiligtum am Föhrenplatz harrte der Weihe.

Aus allen Gauen eilten die Gläubigen herbei. Tausend und aber tausend Bitten brachten sie mit. Tausend und aber tausend Herzen priesen Gott, die Weihe und den jungen Priester.

Sie raunten und flüsterten sich manches über ihn zu. Und erhöhten ihn noch viele Male. Und sahen ihn nicht anders als im Lichte des Himmels.

Am Abend vor der Weihe versammelte sich viel Volk vor dem Pfarrhofe.

Allmählich schwoll der Wunsch an, den Geweihten zu sehen.

Es flog der wortlose Gedanke von Herz zu Herz und drängte mit wachsender Ungeduld nach den Lippen.

„Bis da und dort einer zaghaft rief:
„Kooprater! Kooprater!“

„Und ein nächster:
„Helfer Gottes!“

Das Wort pflanzte sich von Mund zu Mund fort. Immer lauter wurde es, immer dichter ballte es sich, bis ein jubelnder Schrei in die Bergnacht von Bärnmoos verhallte:

„Kooprater! Kooprater! Helfer Gottes!“

Der Ruf traf den Verklärten.

Er öffnete seine Seele Gott. Unermeßlich weit, bis sie das Licht des Himmels ahnte.

Dann sammelte er noch einmal die schwindenden Kräfte seines Leibes und trat ans Fenster.

Er weitete die Arme im Zeichen des Kreuzes und sandte die Garben seines Segens auf die Menschen nieder.

Ein Schauer des Glaubens, ein Schauer der Furcht ergriff die Menge. Sie sank in die Knie und verbarg ihr Antlitz vor der Gewalt des Segens.

Und über sie hallten die Worte:

„Warum ruft ihr den Knecht?
Der Herrgott wartet auf euren Ruf!
Ihn ruft und euch wird geholzen sein.
Sein Hauch walzt über euch.
Sein Segen schützt den Glauben.
Darum ist nur der Glaube weise.“

Wer dies begreift, der hat den Frieden.“

Langsam sanken seine Arme. Langsam die Nacht über seine Augen. Die Nacht der Erde.

In ihrem Niedersinken öffnete sich das Tor zum Garten Eden.

Und sein Licht überstrahlte den Geweihten.

Und es hauchte die Erde aus ihm das letzte Wort:

„Bu Dir!“

Mit diesem Worte drängte der Stockreiter in den Pfarrhof und rief zu den versammelten Hohenpriestern:

„Es ist erfüllt!“

Sie verstanden ihn nicht. So befahl er ihnen, ihm zu folgen.

Sie fanden den Erlösten in seiner Kooperatorstube.

Weihe umfing sie, die Kraft des Geheimen fühlten sie.

Bitternd hob Birnbacher den Freund auf. Er sah in das verklärte Antlitz und rief leise zu den Umstehenden:

„Selig! Selig!“

Und Stockreiter murmelte:

„Sich selb'n hergeschickt.“

Und alle wußten, daß es so war.

Mit dem Eingang der Weihe trugen die Bauern den Kohler-Sohn in ihre Kirche.

So wünschten sie es. Ihr Wunsch ward Gesetz.

Und es senkten ihn in die Erde: der Stockreiter, der Unterraufschberger und seine Garde. Sie legten die schweren Pforten wieder darüber, während der Arnoldinger gebeugt über der Orgel saß und aus dem Tiefften seines Herzens sein Werk einweihte.

Von seinem Föhrenholze sah der hl. Valentin zu.

Von seinem Antlitz leuchtete das Wort:

„Erfüllen und dienen. Das ist alles!“

Franz Eisenbichler, Kohler-Sohn und Kooperator, hatte wissend gedient und erfüllt.

Drum riefen ihn die Menschen an.

Und er wurde ihr Helfer bei Gott.



Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Blätter für Beicht und Kommunionkinder 1936/37. Schriftleiter Kaplan Dümpeleman. Bilder von Schwestern Eberhardis. Ein Jahrgang (12 Nummern) einschließlich Mappe 60 Pfg., bei 50 Exemplaren je 55 Pfg., bei 100 Exemplaren je 50 Pfg.

Diese Zeitschrift bietet in kindlicher Sprache gute, kurze Erzählungen und Belehrungen. Passende Gedichte und verschiedenfarbige Bilder machen die ganze Aufmachung recht lebendig und gesättigt. Die Kinder werden mit viel Freude und Nutzen immer wieder darin lesen.

Maria, aller Gnaden Vermittlerin. Von P. Paulus Sondergeld O. F. M. 272 Seiten, Kunstdleder mit Rotschnitt RM. 1.30.

Dieses Büchlein will die Lehre von Maria, der Gnadenvermittlerin, allüberall verbreiten und Verständnis für die Marienverehrung unter einem neuen Titel fördern.

Katholisches Beten. Von P. Felix Hardt. 312 Seiten, Preis in Kunstdleder, Rotschn. RM. 2.— Ein zeitnahe Gebetbüchlein für den kath. Christen unserer Tage. Mit Sorgfalt hat der Verfasser die schönsten Gebetstexte aus der Liturgie zusammengetragen und vor jedem Abschnitt eine belehrende Einführung gegeben.

Nach der Väter Art. Von Hermann Karthaus O. S. C. mit 9 Bildern alter Meister. 494 Seiten, Kunstdleder, Rotschnitt RM. 2.25. Ein katholisches Gebetbuch aus dem Andachtsgut des deutschen Mittelalters zusammengestellt. Das deutsche Mittelalter war tief gläubig. Wie hat die deutsche Seele so innig und herzlich zu ihrem Gott gebetet wie ehedem. Wir sollen es hier wieder lernen.

Verlag Fredebeul & Koenen, Essen:

Der Kinderfreund im Sakrament, Jahrgang 1937 Nr. 1—12. Herausgegeben von Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, mit vielen Originalbilbien von W. Sommer. — Preis des Jahrgangs 60 Pfg., Sammelumfang 10 Pfg., geb. RM. 1.— „In der Schule des Heilandes“ hat der bekannte und beliebte Vollschriftsteller die Blätter zum Erstkommunionunterricht der Kinder überschrieben. Text und Bild veranschaulichen und erleichtern das Eindringen in die Geheimnisse des hl. Sakramentes.

Verlag: Franziskusdruckerei Werl in Westf.:

Die Lauretanische Litanei, geschichtlich, biblisch, äsztisch in 52 Betrachtungen dargestellt von P. Athanasius Bierbaum O. F. M. 271 Seiten, Preis RM. 2.60.

P. Bierbaum weiß kurz und gut zu schreiben. Deshalb sind auch seine neuesten marianischen Betrachtungen so praktisch. Jeder wird es immer wieder gerne zur Hand nehmen.

Die Psalmen der allerseligsten Jungfrau Maria nach dem hl. Bonaventura. Bearbeitet von Prof. Dr. Paul Riebler. 88 S., kart. RM. 1.20. In fließender, klarer Übersetzung werden die 150 Psalmen in Anwendung auf Maria gebracht wie es schon der hl. Bonaventura getan hat.

Der Weg der Liebe. Anleitung zum innerlichen Leben. Von P. Ivo Maria Gaudrean O. F. M. 127 Seiten, kart. RM. 0.90.

Es ist eine autorisierte Übersetzung des Werkes „La voce d'amour“ von A. Eilers. Eine ausgezeichnete Darlegung, die die Seele zu begeistern weiß den Weg der Liebe zu wandeln und so die Liebesgemeinschaft zwischen Gott und Seele herzustellen.

Die Dornenkrone unseres Herrn Jesu Christi.

Bearbeitet von Dr. Albert Groetken. Gebete zum leidenden Heiland vom gottseligen Franziskanerpater O. Kolde. 20 S., geh. RM. 15.

Jesus mein alles! Und alles für Jesus! 6. Auflage, 64 Seiten, Preis geh. RM. 20.

Ein Büchlein für alle, die den Heiland lieben lernen wollen.

Zwölf Heilige Stunden in Lektion, Betrachtungen und Wechselgebeten aus Schrift u. Liturgie abwechselnd zusammengestellt von P. Athanasius Bierbaum. 144 Seiten, Preis geh. RM. 15. Bei Massenbezug billiger.

Geduldibüchlein v. P. Athanasius Bierbaum. 32 Seiten, Preis geh. RM. 20.

Besonders geeignet für Krankenhäuser und Krankenstuben.

Gibt's Teufel? v. Athanasius Bierbaum O. F. M.

Gibt's eine Hölle? von Athanasius Bierbaum O. F. M. 36 Seiten, geh. RM. 20.

Der Priestersamstag. (Aufopferung, Betstunde, Lieder). 32 Seiten, geh. RM. 20.

Die Frau in China von P. Klaus O. F. M. 48 Seiten, geh. RM. 20.

Auf Apostelfäden durch das schöne Albanien. Von Marie Amelie Treitl von Godin. 48 Seiten, geh. RM. 20.

St. Georgs-Verlag, Frankfurt a. Main,

Eine Kreuzweg-Fete der Kinder. Von M. Irene Liesmann. 10 Stück RM. 3.50, 1000 Stück RM. 120.

Ist sehr geeignet den Kindern eindrucksvoll die Passion Christi in Betrachtung und Gebet miterleben zu lassen.

Verlag „Ars Sacra“ Jos. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Das Erlösungsleiden Jesu. Von Kanonikus F. Altrac. 32 Seiten, Preis RM. 40.

In ergreifender Weise zeigen uns die fünf Kapitel unseres persönlichen Anteils am Leiden des Herrn. Es gibt uns Trost und fordert uns auf zur Sühne. Besonders für die hl. Fastenzeit geeignet.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen O.-Österr. Kommissionsverlag Rud. Puchner in Linz, Landstraße 33

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 5

Mai 1937

55. Jahrgang

Pfingsten

Die Herzen auf! Der Tröster kommt!
Jetzt wirst du reich, wo du einst arm,
Und wo es kalt, wird es nun warm,
Und übervoll, wo einst es leer.
Sankt Petrus kennt sich selbst nicht mehr
Und Gottes Engel staunend steh'n
Vor diesem wundersam' Gescheh'n.

Die Tore auf! Die Botschaft kommt!
Schon tritt der Felsenmann heraus
Und wirft die Menschenmenge aus.
Nun, Sion, mach die Straßen breit!
Es strömt herein die neue Zeit.
Horch auf! Was für ein neuer Ton!
Sieh hin! Die Jungen glühen schon!

Die Welten auf! Die Kirche kommt!
Schon ist enthüllt ihr stolz' Panier.
Jetzt gilt nicht dort und gilt nicht hier,
Es gilt nicht Zaun, es gilt nicht Zoll,
Die ganze Welt wird Gottes voll
Und hat nun Richtung, Ziel und Nat.
Der Geist ist kommen! Auf zur Tat!

L. Schuck

Pfingsten!

Weihnachten und Pfingsten, zwei Geburtsfeste, die sich dem Geiste nach innerlich so nahe stehen. Zu Weihnachten kam der Sohn Gottes hernieder wie der Tau auf das Fell Gedeons, zu Pfingsten regneten die Gaben des Heiligen Geistes auf die Apostel herab. Zu Weihnachten ward Christus geboren, zu Pfingsten erblickte seine geliebte Braut, die Kirche, das Licht der Welt. Und was damals begann, das wurde zu Pfingsten vollendet. Zu Weihnachten bezeugte die Christrose, daß die kalte Erde doch noch Lebenskraft besaß, und weissagte vom zukünftigen Frühling. Jetzt schmückt die Pfingstrose unsere Gärten.

Ein wenig veraltet und als „Bauernblume“ verachtet, aber doch prangend im leuchtenden Rot, der Farbe des hochheiligen Pfingstfestes, zeigt sie sich eben jetzt in voller Pracht. Und schauen wir hinein, so erblicken wir auf ihrem Fruchtboden zwei Täubchen. Die eine Taube ist uns ein Symbol des Heiligen Geistes, die andere versinnbildet Maria, von welcher der Bräutigam im Hohen Liede singt: „Deine Augen sind wie Taubenaugen!“ (H. 1, 15), „der Jungfrauen ist keine Zahl, aber eine ist meine Taube, Mafellose.“ (H. 6, 8). „Zu mir auf, meine Freundin, meine Schwester, meine Taube, meine Mafellose!“ (H. 3, 5, 2). Zum zweitenmal vermählt sich ihr der Heilige Geist, um Christus geistiger Weise in einzigartiger Vollkommenheit in ihr zu verklären, damit man an ihr sehe und erkenne, was es heißt, ihm gleichförmig sein. Durch ihr ganzes Wesen wird sie verkündigen, was die Apostel mit Worten predigen. Als „Braut des Heiligen Geistes“ steht sie ihm innig nahe. Pfingstgeist, durch die Mutterhand Mariens sende uns reiche Gnaden als schönste Pfingstgabe; laß uns der Pfingstrose gleichen, laß uns gekleidet sein in das Rot der Liebe Gottes und schenke uns Tauben-Sanftmut, Tauben-Reinheit, Tauben-Einfalt durch die sanfte Taube Maria, die Gebenedeite unter den Weibern.

Johannes Vorzing (aus „Maimond als Marienmond“).

Erster C.A.U.-Kongress in Kimberley

Nach Originalberichten von „Southern Cross“, „Ulm-Afrika“ und „Natal-Witness“
Von P. Albert Schweiger CMM.

Der 13. Kongress der Katholischen Afrika-Union (C. A. U.) wurde vom 30. Dezember 1936 bis zum 6. Januar 1937 in der St. Bonifaz-Mission in Kimberley abgehalten. Ein überaus reichhaltiges Programm nahm die Kongress-Woche in Beschlag. Eine sehr große Anzahl von Missionaren und Abgesandten von Eingeborenen aus der ganzen Union von Südafrika und weit darüber hinaus, nämlich aus dem Betschuanaland-Protektorat, Swaziland, Basutoland und Rhodesien besuchte denselben. Teilnehmer daran waren u. a. Se. Exz. der Apostolische Delegat Erzbischof B. Gijselsvijf, O. P., Bischof J. Meysing, O. M. I., (von Kimberley), Bischof A. Chichester, S. J. (von Salisbury), Msgr. G. Hanisch, CMM. (von Umtata), 65 Priester-Missionare, darunter zwei Eingeborene) aus den verschiedenen Apostolischen Vikariaten und Präfekturen von Südafrika,



„Komm, Schöpfer, Geist des Friedens und der Liebe,
Und kehre segnend in die Herzen ein!“

(Unterfränkisch um 1510)

Missions-Schwestern von mehreren Kongregationen und 72 eingeborene Delegaten von den sämtlichen weit über die Union und darüber hinaus zerstreuten Zentralstellen der C. A. U.

Wie bereits bekannt sein dürfte, entstand die C. A. U. vor etwa 14 Jahren, als Msgr. Hanisch und P. Bernard Huß, beide CMM., dieselbe gründeten. Antrieb dazu gab ihnen die Notwendigkeit von einer Organisation solcher Art, um die auf das höchste gespannte kommunistische Propaganda zu bekämpfen, welche unter die eingeborenen Völker von

Südafrika von außen her (hauptsächlich von Russland) eingeführt und unterstützt wurde. Durch die Bemühungen der Gründer der C. A. U. wurden alljährlich soziale Kurse in Mariannhill (Natal) und Lourdes und Maria-Zell (Ost Griqualand) abwechselnd einberufen, welche sich verhältnismäßig in sehr kurzer Zeit zu der Errichtung und Begründung der C. A. U. in allen Teilen des südlichen Kontinentes von Afrika entwickelten.

In den letzten Jahren dehnte man die Tätigkeit dieser sozialen Kurse mit großartigem Erfolge auch auf die größeren Städte aus. Durban und Johannesburg hatten bereits solche; auch die Regierung und die europäische Bevölkerung, besonders die katholische, soweit sie sich am Wohle der Eingeborenen beteiligt, nahmen daran das lebhafteste Interesse und gewährten ihnen großmütig auch finanzielle Unterstützung. Für die Abhaltung des 13. Kongresses war die Diamantenstadt Kimberley aussersehen.

Die Konstitution der C. A. U. hat folgende Gesichtspunkte im Auge: 1. Förderung und Sicherstellung der Grundsätze der katholischen Kirche in Südafrika; 2. Förderung der geistigen, ökonomischen, sozialen, intellektuellen, industriellen, politischen und gesundheitlichen Wohlfahrt der Bantu-Rasse von Südafrika; 3. Förderung der gegenseitigen Zusammenarbeit und Übereinstimmung zwischen der europäischen und Bantu-Rasse, um auf diese Weise für das Friedenswerk und den Fortschritt von Südafrika günstige Richtlinien zu legen.

Das Bestreben der C. A. U. war es vom Anfange her, in die Bantu-Völker die Notwendigkeit eines weisen Gebrauches ihrer eigenen innenwohnenden guten Fähigkeiten einzupfen, um unter der Leitung von geeigneten Beratern sich selbst helfen und ihre Stellung verbessern zu können. Das Motto, das man sich aneignete und an dem man bisher entschieden festhielt, war: „Bessere Herzen, bessere Häuser, bessere Felder“. Es wurde den Mitgliedern, die bereits viele Tausende zählen, Gelegenheit geboten, in verbesserten und mehr modernen Methoden betreffs Ackerbau und Viehzucht ausgiebige Unterweisungen zu erhalten und dieselben praktisch auszuführen. Die Anwendung der Sparsamkeit wurde ihnen durch die Einführung von Sparkassenvereinen in den verschiedenen Zentralen beigebracht. Endlich machte man einen Versuch, dem Strom der Eingeborenen vom Lande in die größeren Städte zu dämmen und sie zu ermutigen, daß sie kleinere Grundbesitzer würden. Für diesen Zweck wurden von der Hauptzentrale Mariannhill einige größere Farmen aufgekauft und für die Eingeborenen zu kleineren Parzellen aufgeteilt. Dieses erwies sich bis jetzt, besonders in jüngerer Zeit als äußerst erfolgreich.

Man unterrichtete die Mitglieder, auf welche Weise sie ihre Versammlungen gemäß eines regelrechten Vorgehens abhalten sollen. Ebenso, wie sie die ihnen zu Gebote stehende Freizeit gut verivenden können, indem man sie zu der Teilnahme an gesundem Sport und der Entfaltung von nutzbringenden Liebhabereien anleitete.

Die geistigen und religiösen Wirkungskreise der C. A. U. stehen von jeher an der Spitze; die Mitglieder räumen diesen mit Stolz den Vordergrund ein. Auch die den Unterricht und die Erziehung betreffenden Angelegenheiten stehen allzeit im größten Ansehen. In der Frauenabteilung legt man ein besonderes Gewicht auf einen gründlichen Unterricht über die standesgemäßen Sorgen für die Wohlfahrt des Kindes und heimatlichen Kreises. Auch werden nutzbringende Nebenbeschäftigungen, wie Hühner- und Bienenzucht, nicht aus den Augen gelassen. Der Unterricht von Kunst



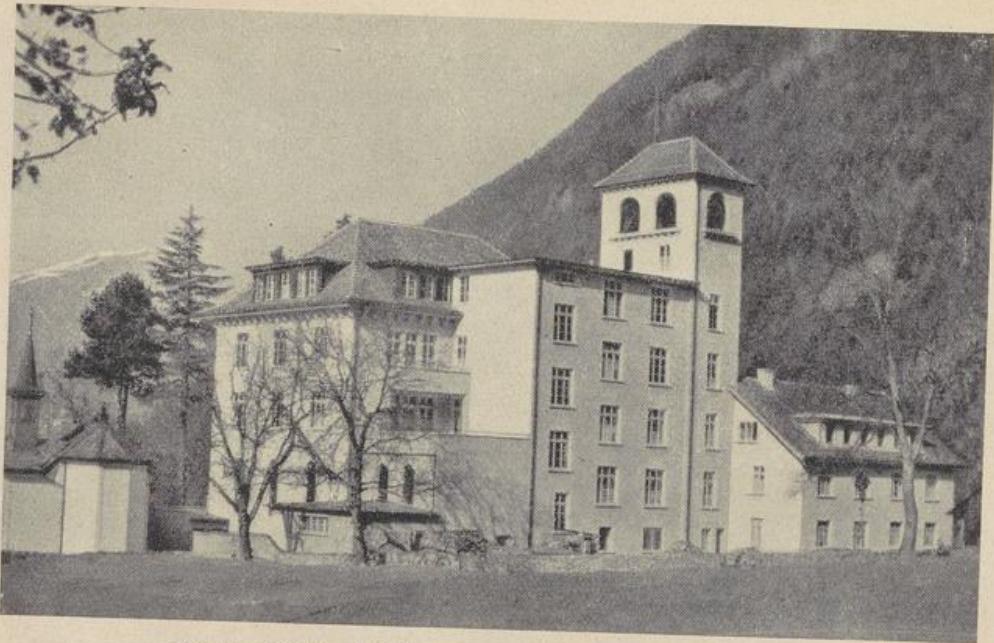
Der erste Neupriester des Eingeborenenseminars mit dem Bischof von Mariannhill, dem apostolischen Präfekten von Umtata und Abt Gerard und vielen Missionaren
photo: Mariannhiller Mission

und Gewerbe wird betreffs der Bantu-Völker als ein wichtiges Hauptfach erachtet; auch das Erlernen der Musik und die Wertschätzung derselben wird ihnen beigebracht.

Die Kongresse, welche alljährlich abwechselnd an verschiedenen Zentralstellen abgehalten werden, sind für die C. A. U. von weittragender Wichtigkeit, und werden jedesmal von einer großen Anzahl der Mitglieder — nicht bloß von den eigentlichen Delegaten — aus allen Landesteilen besucht. Auch die Regierung, sowie die staatlichen Unterrichtsbehörden zeigen dafür ein reges Interesse. Die C. A. U. wird in einer jeden einzelnen Zentrale von einer Hauptzentrale aus geleitet, welche letztere in Mariannhill ihren Sitz hat.

Bei der offiziellen Eröffnung des 13. Kongresses der C. A. U. in Kimberley, in der Abatho-Bantu-Halle der St. Bonifaz-Mission, führte Bischof Meysing, O. M. I., den stellvertretenden Oberbürgermeister Mr. G. Doherty ein und hieß die ungewöhnlich zahlreichen Teilnehmer am Kongresse herzlichst willkommen, von denen viele hunderte von Meilen weit herkamen, und einige fast tausend Meilen. Ganz besonders bewillkommte er Bischof Chichester, S. J., von Salisbury und Msgr. Hanisch, CMM., von Umtata, welch letzterer der geistliche Berater von der Zentralstelle der C. A. U. sei.

Mr. Doherty, der in Begleitung von Mr. Beet, dem Stadtsekretär, auf der Bühne erschien, hieß alle Versammelten im Namen der Einwohner von Kimberley willkommen. Er pries das Werk der C. A. U. und nahm besonders Bezug auf das hauptsächlichste Ziel der südafrikanischen Union, das in der Konstitution niedergelegt ist. Er erklärte, daß das eingeborene Volk von Südafrika einen nicht zu unterschätzenden Teil des Hauptbestandes für Südafrika ausmache, dem durch die Arbeit der Eingeborenen in den Gold- und Diamantenfeldern der gegenwärtige Wohlstand des ganzen Landes zuzumessen sei. Auch legte er dem Kongresse einige



Mariannhiller Missionshaus St. Josef, Allendorf, Uri
Photo: Missionshaus St. Josef, Allendorf

praktische Vorschläge vor, welche er im Verlaufe der Verhandlungen beherzigen möge.

P. Daub, O. M. I., welcher als Ceremonienmeister aufgestellt war, führte sodann Msgr. Hanisch ein. Letzterer gab einen übersichtlichen Entwurf vom Werke der C. A. U. und erklärte, daß sie nicht auf der Schule von Lenin und Trotski fuße, sondern sie sei begründet auf den Richtlinien der sozialen Reform, welche in den päpstlichen Enzykliken „Rerum Novarum“ und „Quadragesimo Anno“ von Papst Leo XIII. und Papst Pius XI. niedergelegt sind. Er wies darauf hin, daß diesbezüglich bereits Bedeutendes geleistet wurde und daß noch viel mehr zu tun übrig bleibe, weshalb es ihm nur sehr lieb sein könne, falls eine aufbauende Kritik vorgelegt werde.

Mr. Z. Kesiva, der langjährige Präsident der Hauptzentralstelle (wohnhaft auf der Lourdes-Mission) stellte fest, daß die Bantu-Völker darauf vorbereitet sein müssen, Opfer zu bringen und für ihren sozialen Fortschritt den höchsten Preis zu bezahlen. Er sprach über eine dreifache Art von Pflichten, nämlich solche Gott, sich selbst und den Mitmenschen gegenüber.

Bischof Chichester, S. J., sprach in einem mehr humorvollen Tone und gab allen Anwesenden den Rat, es ihm nachzumachen zu wollen, indem sie so viel als möglich während des Verlaufes der Verhandlungen lernen und hernach die durch die Vorträge erworbenen Kenntnisse praktisch verwirklichen sollen.

Das Programm nahm täglich mit der Feier der hl. Messe und darauf folgendem geistlichen Vortrage seinen Anfang. Die behandelten Gegenstände für letztere waren: „Über den Wert der Zeit; Entschlüsse für den gut katholischen Afrikaner zu Anfang des Neuen Jahres; praktische Lehren, welche für Katholiken und Nicht-Katholiken aus den kommunistischen Grausamkeiten in Spanien gezogen werden können; Haupt-

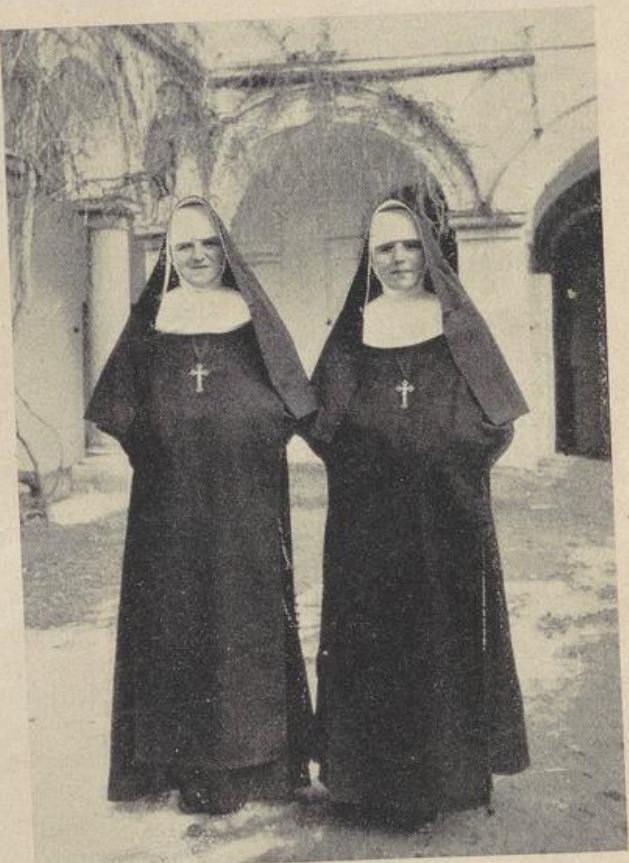
ursachen der gegenwärtigen Unordnung in der Welt; Kritik, eine allgemeine Schwäche unter den Afrikanern; nicht verderbliche, sondern aufbauende Kritik wird gewünscht; Sursum corda — in allen möglichen Lebenslagen".

Am Sonntag zelebrierte der Apostolische Delegat ein Pontifikalamt im Freien, wobei ihm zwei eingeborene Priester — P. G. Mabathoana als Subdiacon und P. Mohasi als Ehrendiacon — assistierten. Obwohl die Sonne an diesem Tage echt afrikanisch herniederbrannte, so waren dennoch die Eingeborenen aus der Lokation sehr zahlreich erschienen; auch Europäer befanden sich darunter, wie der oben erwähnte Mr. Doherty nebst seiner Gemahlin und anderen.

Im Verlaufe des ganzen Kongresses gab P. Bernard Huß tagtäglich eine Reihe von Vorträgen über die Bedeutung der zusammenarbeitenden Bewegung der C. A. U. P. Huß wurde bekanntlich bei zahlreichen Gelegenheiten von der hiesigen Regierung eingeladen, über dieses Thema vor den verschiedenen Bantu-Stämmen und deren Häuptlingen im Transkei Vorträge zu halten; ebenso tat er dasselbe im Basutoland, unter den Swazi, Betschuanas und in Rhodesien. Selbst in Ost-Afrika, in Uganda, Kenia und Tanganjika, und selbst in Indien wollte man ihn dafür haben.

Eine andere zusammenhängende Reihe von Vorträgen über mannigfaltige, die Gesundheit betreffende Gegenstände wurde von Dr. A. Ruben, M. D. gehalten.

B. J. Malinga sprach über den Wert der katholischen Erziehung; Mr. McDonald, der Oberaufseher der eingeborenen Lokationen, über die Bantu in den Städtebezirken, welchem Vortrage eine lebhafte und überaus aufklärende Erörterung folgte. P. W. Kick, CMM., der Herausgeber der Eingeborenen-Zeitung „Ulm-Afrika“, der soeben von seiner Romreise zurückgekehrt war, bei der er die katholische Presse-Ausstellung im Vatikan besichtigte, sprach über den Wert der katholischen Presse; dieses hatte zur Folge, daß sich sofort ein Komittee bildete, um über Mittel und Wege zu beraten, auf welche Weise man die kath. Bantu-Presse befördern könne.



Schw. M. Herbertis und Schw. M. Ermenhilde, die Erstlinge des Klosters Wernberg, Kärnten, traten ihre Afrikareise an

Photo: Bollig, Wernberg

An jedem Nachmittag waren einige getrennte Sondersitzungen für die männliche und weibliche Abteilung der C. A. U. Auch der katholische Lehrerverein (C. T. U.) hatte seine geschlossenen Versammlungen. Bei den Männern wurde über nachfolgende Gegenstände verhandelt: „Der katholische Mann in seinem Heim; der katholische Mann im öffentlichen Leben; der sittliche Wert des Alferbaues; geschichtlicher Überblick über die katholische Aktion“. In der Frauenabteilung: „Die katholische Frau in ihrem Heim; die katholische Frau im öffentlichen Leben; der sittliche Wert und Segen der Arbeit.“ Mjz. M. Robertson, die Matrone vom Kimberley-Hospital, gab noch eine besondere Vorlesung für die Mütter.

Die Verlesung der jährlichen Berichte von den einzelnen Hauptzentralstellen der C. A. U., sowie manche Verbesserungen in Bezug auf die Konstitutionen, auf die Wahl der Beamten an den Zentralstellen u. dgl. Die Behandlung der geschäftlichen Angelegenheiten nahmen einen weiteren Teil der Zeit in den Versammlungen in Anspruch.

Auch an Abendunterhaltungen in der Batho-Bantu-Halle gab es eine reichliche Abwechslung; die katholischen Jugendvereine beiderlei Geschlechtes von der St. Bonifaz-Mission und der von Beaconsfield sorgten für ein reichhaltiges herrliches Programm. Zweimal wurden auch lebende Bilder vorgeführt und einmal belehrende Lichtbilder aus dem Leben der Betschuanas-Stämme.

Ein angenehmes Zwischenspiel während des geschäftlichen Kongress-Ganges bildete ein höchst interessanter Ausflug zu den Gehensivürdigkeiten von Kimberley, der auch einen Besuch zu den verschiedenen Methoden der Diamanten-Industrie in sich schloß. Die De Beer-Kompanie sorgte dafür, daß sämtlichen Kongressmitgliedern alles Diesbezügliche gezeigt und erklärt wurde.

Eine Kunstausstellung der Eingeborenen war in der Batho-Bantu-Halle von der St. Bonifaz-Mission zu sehen; ebenso ein anderer Teil davon im oberen Saale des städtischen Rathauses. Mjz. Billie Street brachte die ausgestellten Gegenstände in eine geschmacvolle Anordnung. Die Handarbeiten stammten hauptsächlich von den Händen der Missionskinder vom Kimberley-Bikariat, unter denen die von der St. Bonifaz-Mission und der St. Mary von Mafeking ganz besonders hervortraten. Überraschende Kundgebungen aus der Näherei, Stickerei, Häfelei, Perlensickerei, Korb- und Flechtereи und aus erhabener Wollarbeit zeigten sich da. Einige wunderschöne Musterarbeiten darunter fielen vor allem auf. So eine eingefärbte Teppicharbeit, welche die ganze Mission im Bilde darstellte. Die Szene war äußerst lebhaft und ganz naturgetreu in ihren Farbenton, während die Gesamtansicht auf den Besucher unübertreffbar wirkte. Das Ganze glich fast einem feinen Ölgemälde. Zwei große Polster erregten berechtigtes Aufsehen, besonders wegen ihres südafrikanischen Aufrißes. Eines davon bestand aus mathematischen Mustern, während das andere einen Springbock darstellte, schön ausgearbeitet in lebhaften und glühenden, rehfarbenen Tönen, auf einem dunkelgrünen Hintergrund absteckend. Die Wirkung war malerisch, der anmutige Umriss des Springbockes genau und unverfälscht.

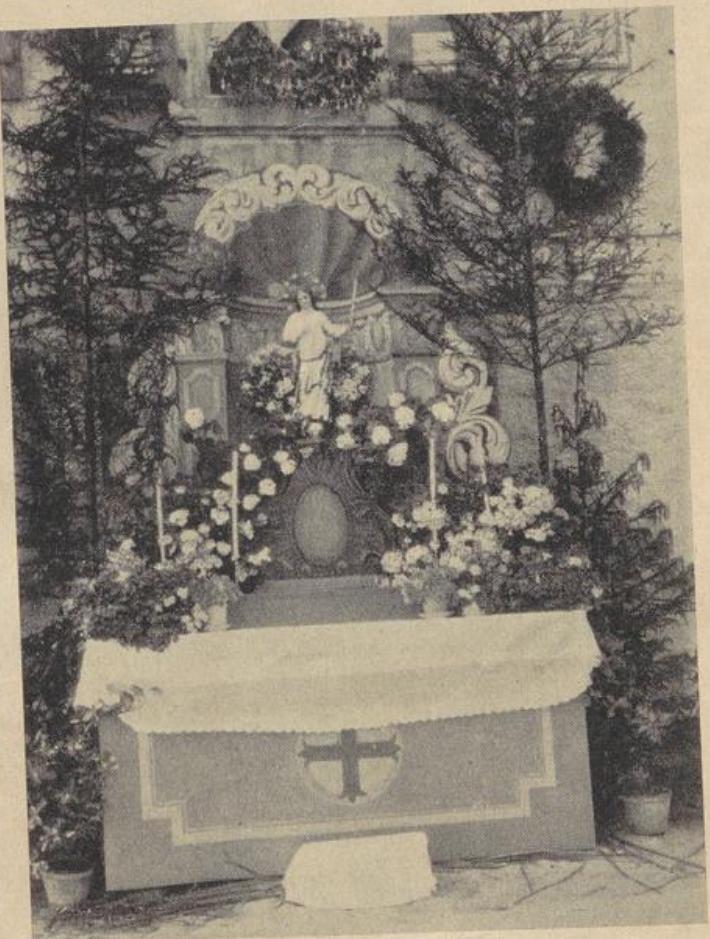
Je mehr im Herzen der katholischen Christenheit die Überzeugung von der absoluten Wahrheit der katholischen Religion Wurzel schlägt, um so stärker wird sich der katholische Missionstrieb äußern.

Was dem eucharistischen Heiland im afrikanischen Busch nicht alles passieren kann

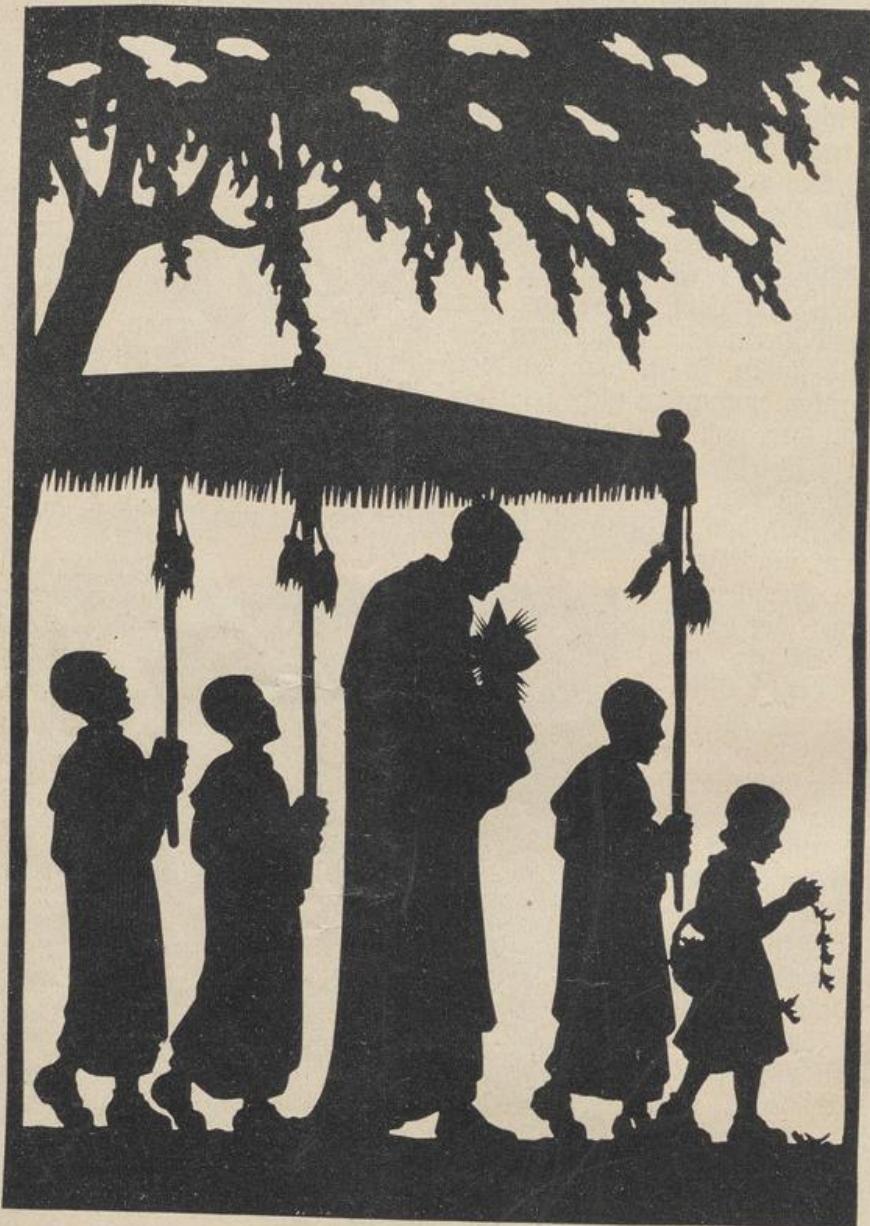
Von P. Joseph Kammerlechner C.M.

Als ich noch in der bayerischen Heimat als Seelsorger war, hat mir einmal auf einem Versehgang ein Hund den Chorrock heruntergerissen. Nun ist das gar nicht angenehm, wenn man das Allerheiligste trägt, denn man fühlt sich so wehrlos mit dem „Verborgenen Gott“ in der Hand. Man kann sich nicht verteidigen, weil man sonst ja die Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten verlezen würde. Wenn so etwas schon in christlichen Gegenden geschieht, wo man das Allerheiligste feierlich übertragen kann, und dann alle Gläubigen, die dem Priester begegnen, anbetend in die Knie sinken, so ist leicht zu verstehen, daß in der Mission, wo man die Krankencommunion nicht feierlich bringen kann, schon wegen der weiten Entfernungen und noch aus viel anderen Gründen so manches vorkommt, was dem Priester schmerzlich berührt, wenn es die Ehrfurcht verlezt gegen dieses hochheilige Sakrament. Was will man hier in der Mission anderes tun, als eben den Heiland an seiner Brust bergen und irgendein Fahrzeug besteigen, um schnell zu dem Kranken zu kommen, der nach seinem Erlöser verlangt in letzter Stunde. Aber der Weg ist oft so weit und so schwierig und die afrikanische Sonne ist so unbarmherzig mit dem einsamen Wanderer, dem Missionar, der seinen „Verborgenen Gott“ trägt, ohne daß es jemand merken könnte, daß da der Heiland, der König der Welt, auf einem gewöhnlichen Fahrrad durch die afrikanische Einsamkeit gefahren wird.

So möchte man es nicht glauben, daß selbst im afrikanischen Busch auf den einsamen Fahrer mit seinem Heiland auf der Brust solche Gefahren lauern, die man nur in Städten mit ihrem Riesenverkehr



Fronleichnamsaltar auf dem Land
photo: Br. Lothar Limbacher, Reimlingen



H. Koehler

„Kommt und lobet ohne End',
Das hochheilige Sakrament,
Welches Jesus eingesetzt
Uns zum Testament!“

vermuten möchte. Es ist mir früher schon einmal begegnet, daß ich mit meinem Motorrad im Busch mit einem einfachen Radfahrer zusammen-
rannte. Das ist gerade hier in der Nähe der Stadt gar nicht so ungefähr-
lich. Da das Leben in der Stadt zu teuer ist, so wohnen viele Eingeborene,
die hier in der Stadt arbeiten, außerhalb und sie legen diese Entfernung
von einigen Stunden täglich mit dem Fahrrad zurück. Wenn man also am
Morgen die entgegengesetzte Richtung fahren muß, d. h. von der Stadt
kommt, so begegnet man ungezählten Radfahrern. Nun ist die Sache
durchaus nicht so ungefährlich, denn die eigentliche Straße ist wegen des
vielen Sandes mit einem Fahrrad fast nicht benützbar, so geht alles auf
dem schmalen Nebenweg, der nur so breit ist, daß eine Fahrradspur Platz
findet. Dazu aber haben diese Wege mehr die Gestalt einer Schlangenspur,
da sie sich um jedes Bäumchen in einer Kurve herumwinden. Auf diesen
Wegen aber fährt der Eingeborene in einer rasenden Geschwindigkeit,
gerade als müßte er täglich den Preis gewinnen.

Am einem Samstag habe ich einen Krankenruf bekommen. Da das Motor-
rad wieder einmal streikte, so mußte ich den 2 bis 3 Stunden weiten Weg
mit dem Fahrrad machen. Es war schon etwas spät als ich mit dem
Allerheiligsten auf der Brust von St. Patrick wegführ, so daß ich hoffen
konnte, nicht mehr allzu vielen rasenden Radfahrern zu begegnen. Es ist
das immer ein schönes Erlebnis für den Missionar, so durch den afrika-
nischen Busch zu fahren mit seinem Heiland auf der Brust, so richtig der
„unbekannte Gott“ für noch so viele, ja für die meisten, die ihm auf seiner
einsamen Fahrt begegnen. So fühlt sich der Missionar so recht allein mit
seinem Heiland auf diesen stillen, einsamen Fahrten. Mit dem Heiland auf
seiner Brust fährt man selbstverständlich kein Renntempo und so möchte
man meinen, es sollte auch kein Verkehrsunfall möglich sein. Doch auf den
erwähnten Schlangenpfaden ist alles möglich, da man vielfach um die
scharfe Kurve nicht sehen kann, bis der entgegenkommende Fahrer schon
unmittelbar vor dem eigenen Rad auftaucht. So kam es denn, daß ich
auf einsamen afrikanischen Buschpfad von einem Radfahrer überrannt
wurde als ich den „Verborgenen Gott“ hinausfahren mußte zu einer
sterbenden, alten Frau. Ich sah das Unglück schon kommen, der Weg war
so schmal, daß nur ein Rad darauf Platz hatte. Es kam eine scharfe Kurve
ganz vom Busch verdeckt. Da sah ich plötzlich einen Eingeborenen per Rad
entgegenkommen. Er war nach vorne gebeugt, um ein möglichst schnelles
Tempo zu erzielen, dazu ging es für ihn etwas abwärts. Da der Weg
auf der rechten Seite war, unmittelbar am Busch, so mußte ich nach links
ausweichen, da wir hier links, nicht rechts, ausweichen. Ordnungsgemäß
konnte er gar nicht ausweichen, da der dichte Busch unmittelbar am Wege
kein Ausweichen zuließ. So wollte ich also vom guten Fahrweg weggehen
und auf die linke Seite fahren, die aber sehr sandig war. Da sah er im
letzten Moment auf und erkannte in mir den Missionar und in seiner
Einfalt und Höflichkeit wollte er mir den guten Fahrweg freigeben. Richtig
ausweichen konnte er nicht, so ging er also auf der falschen Seite vom
Wege ab und so mußten wir natürlich zusammenrennen, da ich eben daran
war richtig auszuweichen. So saß ich also am Boden auf meinem verbo-
genen Rad und obwohl ich kaum einmal in meinem Leben Nasenbluten
hatte, so rann jetzt das Blut in Strömen aus meiner Nase. Doch dem
Heiland war nichts passiert, der ruhte noch immer unversehrt auf meiner
Brust. So sagte ich auch nicht viel, denn wer wird denn da lärmten, wenn
er seinen Heiland bei sich trägt. Vielleicht war es ein kleines Teufelchen,

das dem Burschen zur verfehlten Höflichkeit ermahnte, um den Christusträger mit dem Christus niederzurennen. Ich konnte zu meiner Freude feststellen, daß das Rad nicht zu arg beschädigt war, so daß ich weiterfahren konnte. Aber das Rad und mein weißer Tropenanzug ist voll Blutspritzer geworden, einer ist sogar auf den weißen Überzug meiner Versehburga gefallen, und so durfte ich das erste Mal in meinem Priesterleben mein Blut im Dienste des unblutigen Opferlammes im heiligsten Sakrament vergießen. Möge der liebe Heiland diese Blutstropfen angenommen haben als ebensoviele Röslein der Opferliebe seines Missionars. Doch die Erinnerung an diesen Versehgang war noch viele Wochen eine sehr lebhafte, denn noch viele Wochen hernach hatte ich bei längerem Sizzen immer das Gefühl, als ob mein Kreuz ein Ladestock wäre. Also so etwas kann einem im einsamen Busch inmitten Afrikas passieren. Das alles aber vergißt der Missionar, wenn er nur Seelen retten kann, und diese Frau, obwohl sie schon lange Zeit nicht mehr Gelegenheit hatte die hl. Sakamente zu empfangen, ist so ruhig und friedlich hinübergegangen, wie mir ihre Verwandten hernach sagten, und auch auf ihrem Todesantlitz hat sich dieser Friede gespiegelt. So hat das kleine Teufelchen, das uns auf dem Hinweg niederrannte doch am Schluß das Nachsehen gehabt und das ist es, was der Missionar bei all seinen Mühen und Sorgen hoffen kann, daß er, sein Meister, der Heiland im Sakrament, doch zuletzt Sieger bleiben wird.

Auch im dunklen Afrika wird es, muß es Frühling werden, Frühling in den unsterblichen Seelen unserer lieben Schwarzen.

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

3. Der erste Ritt

Die größte Lust, aber auch das größte Leid kann für einen Missionar das Reiten werden. In der Mission heißt es auch wie in Schillers „Glocke“: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben“. In seiner Hütte auf der Missionsstation befehrt der Missionar keinen Heiden. Hier gilt es den Schäflein nachgehen oder besser gesagt, weil in der Mission die Wege zu weit sind, nachreiten. Wenn der Missionar ein gutes Pferd hat, zahm und lenksam, treu und folgend dem leisensten Wind, dann ist das Reiten ein Genuß, aber wehe, wenn es beim Gaul „menschelt“, wehe, wenn der Gaul eine hysterische Stute ist oder ein eigensinniger Bock, dann werden die langen Ritte aufregend und aufreibend, zumal, wenn der Reiter selbst schon aufgeregt und aufgerieben ist.

Als ich vor Jahren die Heimat verließ und auszog in die Mission, da quälte mich auf der langen Seereise oft der Gedanke, wie wird das mit dem Reiten werden; mein Sizzfleisch nicht ledern genug, die Knochen zu kantig, nicht fettgepolstert, die Beine wackelig und die Nerven zappelig — ein vierjähriger Militärdienst im Kriege hatte seine Spuren zurückgelassen.

Nun kamen wir jungen Missionare in Mariannhill an und schon nach einigen Tagen sagte mir der Superior des Klosters: „Mein Vater, morgen



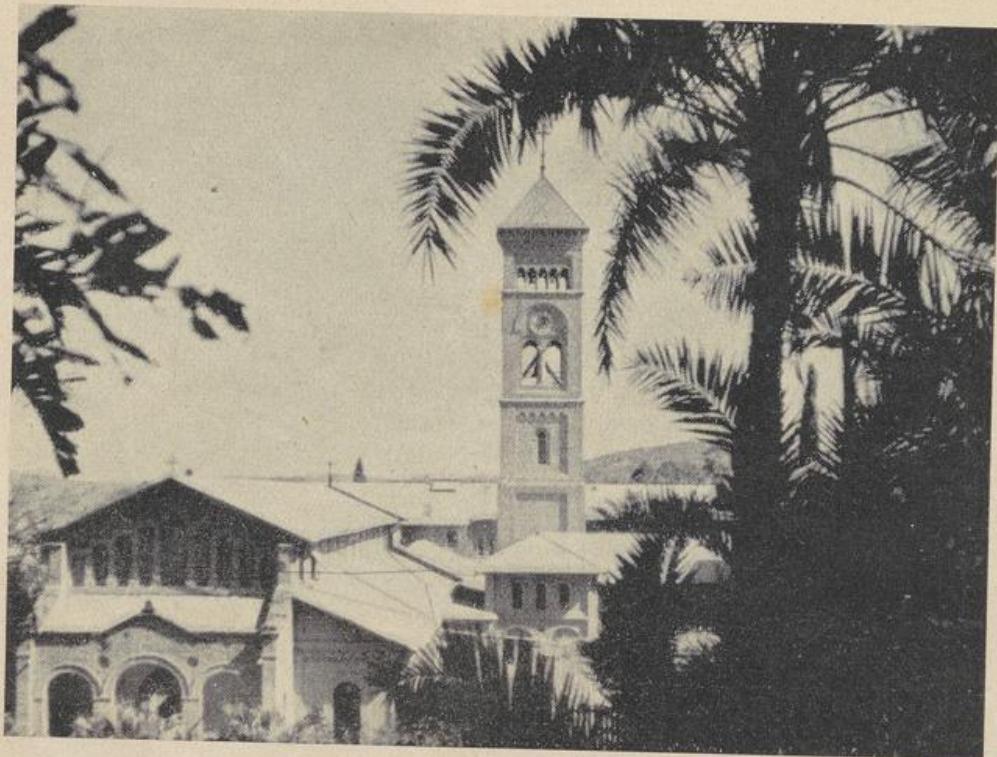
„Hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars!“
Mariannhill Missionaries and Scholasticate brothers at the Corpus Christi procession
(Würzburg)

Photo: Pius-Seminar, Würzburg



Hochgelobt sei ohne End' — das hochheil'ge Sakrament!
Mariannhill Priesterkandidaten and Missionaries at the parish Corpus Christi procession
(Würzburg)

Photo: Pius-Seminar, Würzburg



Kloster Mariannhill, vom Park aus gesehen
Photo: Mariannhiller Mission

reiten wir aus, gehen Sie also gleich zum Br. Bestiar und lassen Sie sich eine vollständige Reitausrüstung geben.“

Ich sagte gar nichts, ich schluckte nur und fühlte mich seefrank. Es war mir recht zweierlei zumute und am nächsten Tage sogar dreierlei. Mein Vater war Volkschullehrer gewesen, wir hatten keinen Gaul zu Hause gehabt, wir waren als kleine Knirpse nur mit dem Besenstiel geritten. Wir hatten überhaupt keine Haustiere gehabt, nur einmal eine Ziege und die war bald krepiert. So war ich an das Pferd gar nicht gewöhnt wie die anderen Missionare, die meist von früher Jugend an auf dem Lande mit Pferden umgegangen waren.

Ich ging also zum Bestiar: „Bruder, bitte, geben Sie mir eine vollständige Reitausrüstung.“ Der Bruder, ein brummiger, aber gutmütiger Russe, musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen, kratzte sich hinter den Ohren und meinte: „Mein Vater, das wird schwierig sein für Ihre Größe“, und schon fing er zu kramen an in seinem großen Kleiderlager. Eine Hose um die andere wurde hervorgezogen, aber sie waren alle zu groß. — Schließlich suchte er die kleinste aus, aber auch die war noch zu groß. Lachend meinte der Bruder: „Mein Vater, die Hose wäre schon recht, aber Sie sind zu kurz.“ „Ja, leider“, seufzte ich, mit einem tiefen Atemzug und guckte verzweifelt an mir hinunter: „Niemand kann seiner Leibeslänge eine Elle zusehen, sagt die Schrift.“ Nun erhielt ich noch einen Tropenhelm, eine weiße Jacke, Ledergamaschen, eine Satteltasche und sogar eine Reitpeitsche aus Nilpferdhaut. Prüfend ließ ich die Peitsche durch die Finger gleiten und dachte: lieber reite ich immerhin noch einen europäischen Gaul, als so ein Monstrum von einem afrikanischen Nilpferd.

Voll gespannter Erwartung schlepppte ich meine Beute auf meine Zelle und hielt sofort die erste Kostümprobe. Mit Todesverachtung schlüpfte ich in meine erste Reitausrüstung. O weh! Als ich vor dem Spiegel stand, mußte ich mir erst selber den Bauch halten vor lauter Lachen. Ich konnte es kaum glauben, daß die Karikatur im Spiegel wirklich mein Ich darstellen sollte. In der ledergepanzerten Hose hätten noch 2 andere Sizifleische Platz gefunden, und die Jacke hing so schlottig an mir, daß aussah wie eine echte Vogelscheuche auf dem Krautacker.

Am nächsten Tag wurde die Tragikomödie aufgeführt. In meinem Vogelscheuchenkostüm ging ich also fühl — wenigstens äußerlich — zum Pferdestall. Wer mich sah, blieb stehen, guckte mir nach und lacherte. Ich schluckte. Mit Gelächter wurde ich schon am Pferdestall empfangen. Das war ein Spießrutenlaufen. Nun wurde mir der Gaul vorgeführt; Riffsha hieß er, ein kleiner Springer, aber, wie ich bald erfuhr, ein recht bockiges Exemplar. „Mein Vater“, sagte P. Superior, „dieses Gäßchen ist für Sie; wenn Sie herunterfallen, fallen Sie nicht tief.“ „Ja, wenn ich drunter liege, was soll ich tun?“ fragte ich beklommen. „Wieder aufsteigen!“ erwiderte er lachend. „Feine Aussichten!“ dachte ich. Nun ging es in den Sattel. Zum erstenmal stieg ich in einen Steigbügel. Als ich mit einem Fuß im Steigbügel zu hüpfen begann, guckte der Gaul um und betrachtete mich verwundert, er hatte wohl noch nie einen so dummen Reiter getragen und merkte wohl auch, daß es für mich das erstmal war, weil ich so viele Anläufe nehmen mußte. Endlich war ich glücklich oben, ich fühlte mich sehr gehoben, setzte eine Feldherrnmiene auf, obwohl mir innerlich gar nicht so zumute war, hielt die Reitpeitsche in der Faust wie ein Königszepter, zog die Zügel an und — fort ging es, hinunter zur Straße und durch den berühmten Torbogen hinaus. Rechts von mir ritt P. Superior, links Bruder Tropimus.

Erst ritten wir vorsichtig und langsam, dann allmählich schneller. Aber sobald meine Riffsha zu hüpfen begann, fing ich zu schreien an: „Halt, halt, ich habe den Steigbügel verloren!“ „Suchen Sie ihn wieder“, rief der Superior lachend zurück. Mir war etwas wohler zumute, als wir aus Mariannhill herauskamen und keine spähenden Augen mehr folgten. Plötzlich bogen wir von der Straße ab und ritten in eine Wildnis hinein. Wir folgten den schmalen Fußpfaden, die durch das hohe Gras liefen. Wilde Palmen und Bananenstauden, stacheliche Kakteen und verkümmerte, verkrüppelte Bäume belebten die Landschaft. Manchmal versperrte uns ein Steinblock den Weg. P. Superior bemerkte: „Das ist das Gebiet der Riesenschlangen!“ Mir lief es kalt über den Rücken. Forschend spähte ich nach rechts und nach links, ob nicht schon ein solches Ungeheuer auftauche. Ich fühlte keine Lust, kaum angekommen, schon das Gabelstück einer Pythonschlange zu werden. Wir ritten weiter, aber es zeigte sich nichts, nur hie und da flog ein Vogel aufgeschreckt aus dem Gesträuch und die afrikanische Sonne sandte ihre glühenden Pfeile auf unsere Tropenhelme.

Wir kamen zur Mühle. Wir wollten hier vorbereiten, meine zwei Begleiter waren immer voraus. Als mein Gaul die Mühle sah, wollte er unbedingt vom Wege abbiegen und in die Mühle hinein; offenbar witterte er den Mais, der dort gemahlen wurde. Ich mochte ziehen am Zügel, wie ich wollte, der eigenfinnige Tropf begann zu bocken und ich begann zu schwitzen. Die Situation wurde kritisch. P. Superior kam zu Hilfe. „Halten Sie sich fest im Sattel“, rief er mir zu, „ich schlage hinten

auf den Gaul und Sie vorne.“ Mir wurde jetzt nicht nur zweierlei, sondern fünferlei. Ich erweckte kurz Reue und Leid und dann ging das Trommelfeuer los. Krampfhaft hielt ich mich im Sattel fest und biß die Zähne aufeinander, während ich mit schrechhaft großen Augen die tollen Sprünge des Gauls verfolgte. Gott sei Dank; mein Ritscha dachte: Der Gescheitere gibt nach und folgte den beiden anderen Pferden. Ich hatte also doch gesiegt und nun war mir gottlob wieder etwas wohler geworden.

So war der erste Ritt verlaufen, ganz nach dem Sprichwort: „Aller Anfang ist schwer.“ Aber die Sache endete doch glücklicher für mich.

Als mir 4 Monate später der Gaul auf einem Ritt durchgegangen war, merkte ich, daß das Galopprennen viel angenehmer ist, weil man dabei nicht „gehüpft“ wird, sondern Ross und Reiter wie ein Stief dahinfliegen und so wurde ich allmählich immer frecher zu Pferd, bis ich schließlich von den Eingeborenen den Namen bekam: Majara, das heißt frei übersetzt: der Galoppvater. (Fortsetzung folgt).

Zahlenbilder der Apostolischen Präfekturen Umtata und Bulawayo

Apost. Präfektur Umtata (Stand 1935)		
Priester	20	Ausländer Katholiken
Brüder	16	Mischlinge Katholiken
Schwestern	108	Katechumenen männliche
Katechisten	18	Katechumenen weibliche
Lehrer	66	Heiden
Elementarschulen	30	Pfarreien
	mit 708 Knaben	Hauptstationen
	mit 843 Mädchen	Nebenstationen
Lehrer(innen)-Seminar	1	Kirchen (größere für 400 Personen)
	mit 82 Knaben	Kirchen (kleinere unter 400 Personen)
	mit 66 Mädchen	Krankenhaus (mit 14 Betten)
Höhere Schulen	1	Apotheken
	mit 6 Knaben	Konsultationen
	mit 5 Mädchen	Waisenhaus
Krankenhaus	1	mit 22 Knaben
Missionsarzt	1	mit 20 Mädchen
Druckerei	1	Kindergarten (mit 26 europ. Kindern)
Osterkommunionen	3542	Elementarschulen
Andachtskommunionen	129 138	mit 1082 Knaben
Katechumenen	849	mit 932 Mädchen
Kirchen (größere für 400 Personen)	8	Mittelschulen
Kirchen (kleinere unter 400 Personen)	22	mit 259 Knaben
Taußen	791	mit 267 Mädchen
Katholiken	6500	Höhere Schulen
		mit 66 Knaben
		mit 105 Mädchen
Apost. Präf. Bulawayo (Stand 1936)		Religionsschule
Priester	13	mit 13 Knaben
Brüder	7	mit 8 Mädchen
Schwestern	73	Taußen in Artifulo mortis
Katechisten	2	Osterkommunionen
Lehrpersonen	65	Andachtskommunionen
Eingeborene Katholiken	3458	Ehen unter kathol. Eingeborenen
		Mischiehen

Zeige uns Dein Reich!

41.

Vor 120 und mehr Jahren hatten Katharina Emmerich und andere heilige Seelen Blicke in unsere Zeit. Sie sahen den Tempel der Kirche Gottes von allen Seiten belagert, bedroht und angegriffen. Unabsehbare Feindscharen hatten sich verschworen, das sichtbare Wunderwerk des Drei-Einen auf Erden zu zerstören und Sein Heiligtum dem Boden gleichzumachen.

Da erschien in höchster Not eine lichtstrahlende Frau über der Peterskirche. Vor ihrem Anblicke flohen die Widersacher in ohnmächtiger Wut. Ein Bote vom Himmel entrollte das Banner der Königin und alle Gutgesinnten ergriff eine mächtige innere Ahnung und starke Rührung vor der Nähe des Reiches Gottes. . . .

Wir kennen die gottgesandte Ritterin aus der Höhe, die hehre Schützlin der Kirche, die Sachwalterin des Wohles der Menschheit. Maria, die Königin über das Gesamtreich in der Zeit und Ewigkeit! Wenn die Not am größten ist, wird Sie nach göttlicher Anordnung uns am nächsten sein. Schon wirkt sie an tausend Orten in der Welt zum Besten ihrer Kinder und aller, die sie vertrauensvoll anrufen. Letzteres zählt allerdings zu den Bedingungen baldiger Hilfe, auch Rettung aus den Abgründen der gegenwärtigen Gesamtlage.

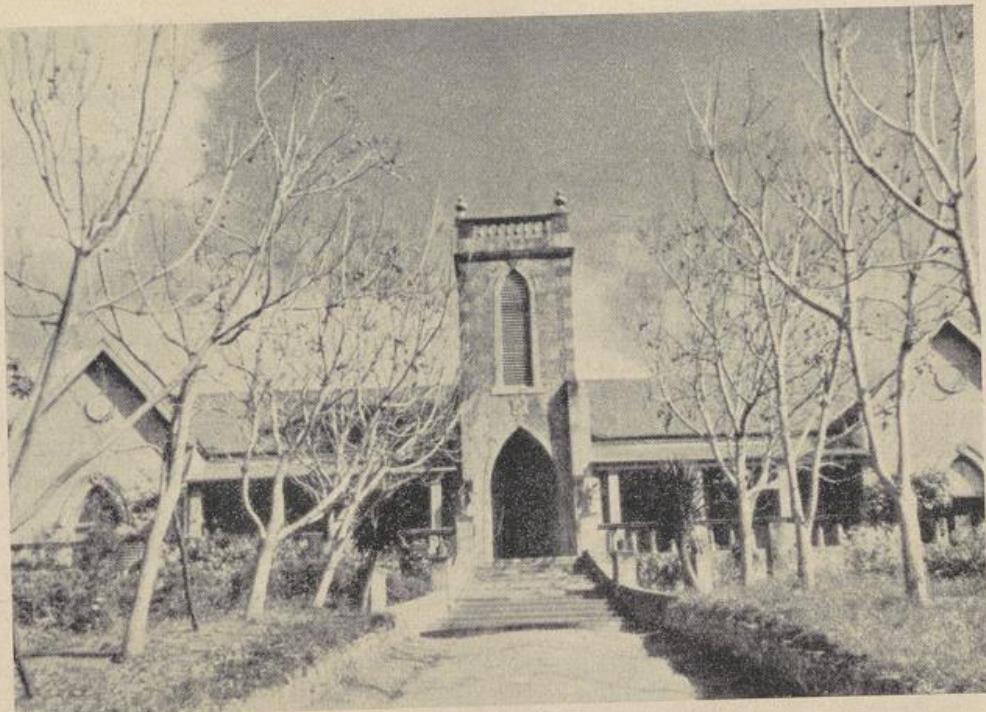
Darum auf, zum Vertrauen auf Jene, die der Allerhöchste zur endgültigen Siegerin über alle seine Feinde gesetzt hat! Wenden wir uns einstimmig und eines Herzens an Maria und rufen wir sie besonders in diesen 31 Tagen ihres Ehrenmonates mit großer Zuversicht an: „Maria, Jungfrau, Mutter und Königin! Wache über uns und beschütze Dein Eigentum! Durch Dich komme die ersehnte Hilfe in äußerster Not! Mutter der Menschheit! Ausspenderin aller Gnaden des Himmels! Wende uns Dein Herz voll der Liebe, Güte und Hilfsbereitschaft zu. Wir sind in großen Bedrängnissen des Leibes und der Seele. Von Feinden des Glaubens und Gefahren des Heiles von allen Seiten umringt, mit dem Fluche des Völkerunfriedens beladen und von der Hölle der Gottlosigkeit bedroht. . . . Zu Dir rufen wir aus tiefster Seele und vollem Vertrauen: Zeige, daß Du Mutter bist, wenn die Not am größten ist! Hilf uns! Rette uns o Maria!

45 Jahre Missionar in Südafrika

Von P. Ildefons Wohlgenannt CMM.

Wunderbar sind die Wege Gottes! Als 18 jähriger junger Student aus Feldkirch in Vorarlberg hatte ich „Josef Wohlgenannt“, jetzt P. Ildefons, am 20. November 1891 das schöne Klans in Vorarlberg verlassen, um es mit Südafrika zu vertauschen. Der Chri. Vater, P. Franz Pfanner, Abt und Gründer von Mariannhill, auch ein Landsmann von mir, war mein Führer und Begleiter ins gelobte Land Südafrika, wo ich mit noch 40 anderen Postulanten am 28. Dezember 1891 im Kloster Mariannhill in Natal anlangte. Groß waren die Entbehrungen, viele der Enttäuschungen, unzählig die Gefahren, zahlreich die Krankheiten, ohne Zahl die Heimsuchungen Gottes, denen ich begegnete während dieser vielen Jahren beschwerlichen Missionslebens. In dieser kritischen Lage irdischen Elendes und Kummers erinnerte ich mich öfters an das Wort des hl. Apostels Paulus, der da sagte: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“, — ferner: „Mit der Gnade Gottes kann ich alles“. Und in der Tat es ging, wenn auch hart und unter ungeheuren und unbeschreiblichen Opfern jeglicher Art. Oft, wenn ich allein war, dachte ich mir: Wenn dieser oder jener alte Vater oder Bruder es aushalten kann, dann kannst du es auch. Darum harre aus, Josef, verzag nicht, dem Tapferen gehört die Welt; leide bis zum Ende, denn „das Himmelreich leidet Gewalt“. Wirklich es ging, ich harrete aus als Missionar volle 45 Jahre lang — ohne je meine Heimat Vorarlberg wieder gesehen zu haben während all dieser vielen Jahren tropischer Hitze und Beschwerden in der Mission, die meine Gesundheit zu untergraben drohten.

Endlich nach Verlauf dieser langen Jahre bekam ich von den Obern Urlaub auf sechs Monate um meine Heimat Klans in Vorarlberg einmal wieder aufzusuchen. Es sollte zugleich eine Erholungs-Reise sein. Am 27. April 1936 schiffte ich mich im Hafen von East-London in Südafrika ein auf dem italienischen Dampfer „Guilio Cesare“. Dieser fuhr um die Westküste Afrikas über Port Elizabeth, Capetown nach Dakar in Senegal und Gambia, durch Gibraltar nach Marseille im Mitteländischen Meere nach Genua. Am Sonntagmorgen, den 17. Mai stieg ich ans Land. Von dort ging es mit der Bahn nach Mailand, über den Brenner-Paß, Innsbruck und über den Arlberg-Paß nach Vorarlberg, wo ich am 18. Mai glücklich und gesund in meinem Vaterhause in Klans anlangte. Aber welch ein Wiedersehen! Im ersten Augenblicke hatte mich kein Mensch in meiner Heimatgemeinde wieder erkannt, nicht einmal meine eigenen drei noch lebenden Brüder. Endlich nach längerem Prüfen und Schauen erkannte ich meine jetzt ergraute Brüder, die ich damals vor 45 Jahren als Buben verlassen hatte! Unbeschreiblich war die Freude meiner Angehörigen, Bekannten und Verwandten und der ganzen Gemeinde über den wiedergefundenen Josef. Vor lauter Freude veranstaltete die Gemeinde zu meiner Ehre ein Konzert und der Schützenverein feuerte eine Salve ab. Im Gasthof zum Adler in Klans, Vorarlberg, in meinem Vaterhause, logierte ich in demselben Zimmer, wo ich einstens vor 63 Jahren das Licht der Welt erblickt hatte. Niemals hätte ich mir geträumt, meine schöne Heimat je wieder zu sehen, allein Gott in seiner Güte hat mir diese Kunst erwiesen, wofür ich ihm von Herzen danke. In Vorarlberg besuchte ich alle meine Verwandten von nah und fern; eine davon ist bereits 80 Jahre alt;



St. Anna-Kirche der Missionsstation Lmzinto (Südafrika)
photo: Mariannhiller Mission

die bei meinem Besuche in die Worte des greisen Simeon ausbrach: „Nunc dimittis Domine ancillam tuam in pace“, d. h.: „Nun, o Herr, laß deine Magd in Frieden scheiden, denn sie hat den „Josef“ wieder gesehen.“ Das sagte sie aus lauter Freude und Überraschung, denn sie glaubte, daß ich schon längst nicht mehr unter den Lebenden weile. Eine andere Verwandte, meine Stiefschwester, ist 78, eine andere 76 Jahre alt; beide waren außer sich vor Freude. Alle ohne Ausnahme betrachteten mich mit größtem Staunen und konnten eines nicht verstehen, daß der „Josef“ nach so vielen Jahren Missionsleben im dunklen Afrika bis heute noch nicht schwarz geworden sei, — doch da können sie noch lange warten.

Vorarlberg ist ein Wunderland, landschaftlich ein wahres Paradies. Da gibts gigantische Berge, die Gipfel mit Schnee bedeckt, unten mit Buchen- und Tannenwäldern umrahmt, in den Tälern und auf den Hängen grünes Gras und Viehweide, elektrische Staatsbahnen, herrliche Kirchen mit imposanten Türmen und Turmuhren, ein Dorf und Marktflecken neben dem anderen, in jeder Pfarrei wunderschönes Geläute, freundliche Leute und alles Katholiken, — mit einem Worte eine Schönheit unbeschreiblich! Von all diesen Wundern der Natur hat Südafrika wenig und die Eingeborenen können sich keine Vorstellung davon machen. Wer ein Naturfreund ist, kann nur staunen und Gott lobpreisen für all das Große, das er erschaffen hat für uns armeselige Menschenfinder. Aber anstatt ihn zu loben und zu preisen für alles was er uns gegeben, beleidigen wir ihn. Welch eine Blindheit der heutigen Menschheit, die den Schöpfer Himmels und der Erde nicht mehr kennt, ihn am liebsten abschaffen möchte! O wie schön waren die alten Zeiten, wo das Volk noch Glauben hatte, wo alle in Frieden und Eintracht miteinander verkehrten.

ten, in Geduld und Ergebenheit ihr Kreuzlein dem lieben Heiland nachtrugen im Hinblick auf eine herrliche Vergeltung im besseren Jenseits. Heutzutage ist leider alles anders geworden, zum Schaden des einzelnen sowohl als auch ganzer Nationen. Gebe Gott, daß die heutige Generation zur Einsicht gelangen möge bevor es zu spät ist. — Während meines Aufenthaltes in Europa sah ich herrliche Landschaften, die das Auge eines jeden Ausländers ergözen müssen. Was mich aber besonders erbaute, war der Bienenfleiß des hiesigen Landvolkes. Hier gibt es keine Faulenzer, wie man sie in Afrika antrifft und ich bin fest überzeugt, ein Volk, das noch betet und arbeitet, wie es in Österreich der Fall ist, wird und kann nicht zugrunde gehen, denn gerade durch fleißige Handarbeit und Gebet werden dem Teufel die Waffen aus der Hand genommen! — Das Vorarlberger Volk und ganz Österreich hat neben seinem Fleiß und Glauben an Gott manch gute Eigenschaften, die man ihnen nicht abstreiten kann, und das ist seine Freundlichkeit und Gastfreundschaft gegenüber Reisenden, wie ich selber erfahren habe in Klans, meiner Heimat und auch an allen anderen Orten wie: Weiler, Röthis, Sulz, Koblach, Frastanz, Fraxern, Rankweil, Gözio, Feldkirch und Bregenz am Bodensee; aber nicht zu vergessen das europäische Mariannhill auf „Maria-Anna-Höhe“, Post Gallneukirchen in Ober Österreich.

Mit dankerfülltem Herzen nahm ich am 29. Juni, dem Feste der hl. Apostel Petrus und Paulus, Abschied.

Von Linz a. D. reiste ich nach Ficht bei Schwaz in ein Benediktinerkloster, wo ein alter Schulkamerad und Verwandter von mir als Priester residiert, den ich vor meiner Abreise nach Südafrika noch einmal besuchen



Blick auf den Indischen Ozean bei Lanzimto
Photo: Mariannhiller Mission

möchte. Ich werde nur noch einige Monate Gelegenheit haben, meine schöne Heimat Vorarlberg zu besichtigen und mich mit meinen Landsleuten zu freuen, bis endlich auch für mich die Stunde schlagen wird, wo ich „Lebewohl mein liebes Vaterland!“ sagen muß und zwar auf „Nimmer-Wiedersehen.“

Zum Schlusse danke ich dem lieben Gott auf den Knien für das große Glück und die Gnade, nach 45 Jahren mein wunderschönes Vaterland, meine lieben Verwandten und Bekannten und all meine Freunde wieder gesehen zu haben, was jedenfalls das letztemal in meinem Leben gewesen sein wird. Möge Gott Vorarlberg, Alt und Jung und ganz Österreich segnen und sie alle gesund erhalten, und mögen wir alle das Glück haben, einander im Himmel oben wieder zu treffen, wo keine Trennung mehr stattfinden wird. Lebet wohl, all ihr Österreicher und Landsleute!

(A. d. R.): P. Ildefons ist bereits wieder in seinem afrikanischen Missionsgebiet eingetroffen. Wir wünschen dem wackeren Vorarlberger Pionier des Glaubens und christlicher Kultur noch viele Jahre rüstigen Schaffens im Weinberge des Herrn und grüßen ihn herzlichst.

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.M. †

Im Osten aber bietet sich unserem Ablücke in unmittelbarer Nähe das Gebiet von St. Leonard dar mit seinen Gebäuden, mit seinen Urwäldern des Boboy und Mnyembe, mit seinen Anlagen und mit einem ganzen Kranz von katholischen Schulen, die zur Lourdes-Mission gehören und von dort aus betreut werden; und so geht es hinan bis nach Emmaus und dem Kleinen Ibisi. Aber auch die Berggruppen, die bereits über dem Umzimkulu im Natal liegen, grüßen herüber bis hinunter zu unserem eingeborenen Priesterseminar bei Mariatal und zum Großen Ibisi bei Mahobe und Harding.

Das ist ungefähr das riesige Gebiet, abgesehen von Ratschiz im Norden von Natal, und von Mariannahill selbst, wo P. Apollinaris seine gesegnete Missionsarbeit ausübte. Heute stehen gegen 20 Missionskapellen und Schulen in Natal und Ost-Griqualand als Beweis und Andenken seiner unermüdlichen Fürsorge und seines Seeleneifers. Tausende von Eingeborenen verdanken ihm Unterricht, Zivilisation und Christentum, leiblichen und geistigen Beistand in der Krankheit, erbaulichen Tod, christliches Begräbnis und Hilfe über das Grab hinaus.

4. Mahobe, eine Gründung von P. Apollinaris

Als ich im Jahre 1913 von Keilands nach Lourdes versetzt wurde, hatte ich außer Emmaus und St. Xaver die am weitesten entfernte Außenstation St. Anton am Großen Ibisi in der Mlenjane-Lokation zu betreuen. Es war dies dortmals die jüngste Filiale von Lourdes, und zwar war sie ein Kind von P. Apollinaris. Ich ließ mir dort des öfteren von den daran unmittelbar Beteiligten aus der Maduna-Familie den geradezu wunderbaren Ursprung dieser Filiale erzählen. Von verschiedenen unserer Hochw.

Patres Missionare und einigen Schwestern vom kostbaren Blut, welch letztere sich in Emmaus befanden, wurden mir diese Mitteilungen von Seite der Maduna-Leute als Tatsachen bestätigt. Auch nahm ich von einem von einer Schwestern ausführlich niedergeschriebenen diesbezüglichen Bericht Einsicht. Tatsächlich schrieb ich selbst vor Jahren einen längeren Bericht hierüber, der mir leider abhanden gekommen ist. Immerhin erinnere ich mich noch ganz klar und deutlich an sämtliche Einzelheiten.

Ein etwa 13 jähriges Mädchen aus dem Kraale der Maduna in der Mlenjane-Lokation am Großen Ibi si war sterbenskrank. Das Kind, das noch nicht getauft war, hatte zu wiederholten Malen eine Vision. Es sah einen großen, weißen Mann mit langem roten Bart in einem weißen Habit und, wie sich das Kind ausdrückte, mit einer hinten und vorne bis über die Knie herabhängenden schwarzen Schürze (Skapulier mit Kapuze), einen ledernen Gürtel darüber und mit Sandalen um die bloßen Füße. Dieser Mann sagte dem Kind, es müsse sich taufen lassen, damit es nach dem Tode in den Himmel komme. Es sah aber auch zugleich ein weißes „Fräulein in roter Kleidung, weißem Schleier, schwarzer Schürze“, ähnlich der des „Mannes Gottes“, wie es ersteren nannte, und ebenfalls mit einem Gürtel und mit Sandalen an den bloßen Füßen.

Nun drängte das schwerkrank Kind seine Eltern und älteren Brüder, daß sie doch den „Mann Gottes“ zu ihr bringen möchten, um ihr zu helfen. Diese jedoch, die nur zu bereit waren, für das liebe Kind alles zu tun, waren ganz ratlos. Sie wußten absolut gar nichts von dem Dasein weder eines solchen „Mannes Gottes“, noch eines solchen „Fräuleins“ in der ganzen weiten Umgebung. Sie hatten nämlich noch niemals eine Gelegenheit, weder einen Trappisten noch eine Schwestern gesehen zu haben. Emmaus und Lourdes waren weit von dem Maduna-Kraale entfernt. — Endlich entschlossen sie sich, den nächsten weslehanischen Minister zu rufen, um das Kind taufen zu lassen. Jedoch das Mädchen sagte ganz entschieden, als er kam: „Nein, den will ich nicht; der kann mir nicht helfen; ich will den wahren Mann Gottes“, daß er mich taufe.“ — So mußte der Reverend wieder abziehen.

Man rief nun einen anglikanischen Minister. Doch auch diesen wollte das Kind nicht haben. Es sagte: „Der wäre schon besser, aber er ist auch nicht der wahre Mann Gottes.“ Man redete dem Mädchen zu und suchte es davon zu überzeugen, daß es keinen solchen „wahren Mann Gottes“ gebe, wie es ihn wünsche. Da der Tod nahe bevorstand, gab es endlich seine Einwilligung dazu, daß es von dem Anglikaner getauft wurde. Es fühlte sich hernach ganz ruhig und glücklich; es äußerte den sehnlichsten Wunsch, ein weißes Kleid und einen Schleier zu bekommen, um so sterben zu dürfen. Dieses bewilligte man ihm sehr gerne, und so starb dann das Kind, immer noch von dem „wahren Manne Gottes“ und der „wahren Dienerin Gottes“ phantasierend, in größter Freude und in himmlischem Frieden.

Bald darauf hatte der älteste Bruder von diesem Kinde, der spätere Wendelin Maduna, ähnliche Visionen. Er sah auch den „wahren Mann Gottes“ und die „wahre Dienerin Gottes“, gerade so wie das Kind vorher. Er fühlte sich ganz unglücklich und betrübt, daß er sie nicht finden konnte. Er fing an, ruhelos zu werden; er konnte es zu Hause nicht mehr aushalten. So machte er sich denn entschlossen auf die Suche nach ihnen. Nach mehrtägigem Herumsuchen in der ganzen Umgebung kam er eines Tages



Hochw. P. Alpollinaris auf der neugegründeten Außenschule Mahehle
Photo: Mariannhill Mission

nach unserer Missions-Station Emmaus in der Nähe von Lourdes. Zu seinem größten Erstaunen erblickte er dort, nach dem er schon lange sehnlichst verlangte, nämlich Abt Franz Pfanner, den Gründer von Mariannhill und Schwestern vom kostbaren Blut. Das war ja tatsächlich der „wahre Mann Gottes“, und das waren die „wahren Dienerinnen Gottes, die sowohl das Kind als auch Wendelin selbst fortwährend in ihren Visionen zu sehen bekamen.“ —

Schwester Angela, das dortmalige Factotum vom Chrw. Vater Abt Franz und die Oberin von Emmaus, erzählte mir hierüber folgendes:

„Eines Tages am späten Nachmittag erblickte ich einen schwarzen Mann, niedergekauert am Gartenzaun. Er machte den Eindruck auf mich, als ob er recht traurig und zugleich überaus aufgeregt sei. Er war müde und hungrig. Ich ließ ihn hereinkommen und gab ihm zu essen. Er bat dann dringend, man möge ihn doch taufen; er habe keine Ruhe mehr in seinem Herzen. Allmählich teilte er uns von den Visionen mit, die beide, er und seine junge Schwester, gehabt haben. Wir behielten ihn für einige Wochen hier und ließen ihn unterrichten. Dann ging er, noch ungetauft, nach Hause zurück, um die frohe Kundschaft zu bringen, daß der wahre Mann Gottes endlich gefunden sei. — Alle waren nun voll Erwartung, was geschehen werde.“ —

Kurz und gut, Emmaus gehörte dortmals — es war um 1906 herum — zur Mission von Lourdes. Der Rektor war P. Alpollinaris, dessen Sache es war, die näheren Schritte betreffs Missionierung am Großen Ibißi einzuleiten. Er begab sich dorthin, untersuchte die Angelegenheit und fand einen höchst günstigen Boden für die Eröffnung einer neuen Filiale. Auch stellte er einen residierenden Katecheten an, um die Leute auf die Taufe vorzubereiten.

An Schwierigkeiten aber fehlte es fürwahr nicht. Es erhob sich ein entsetzlicher Lärm seitens des Chief Mlenzane und seiner Leute, und ein noch größerer seitens der Wesleyaner, die sich dort schon seit vielen Jahren niedergelassen hatten und keine — wie sie es nannten — fremden Ein- dringlinge dulden wollten. Da die Maduna auch mehr oder weniger zur Chiefsfamilie gehörten, so konnte man sie nicht gänzlich ignorieren, um so mehr, da sie einen ziemlichen Einfluß auf die umwohnenden Eingebo- renen ausübte. — P. Apollinaris besuchte sie des öfteren. Wendelin, seine zwei Brüder und deren Kinder nebst verschiedenen Verwandten und ihnen Geneigten wurden in der Folge getauft. Um Kraale des Joseph Maduna wurde eine provisorische bessere Hütte zwecks Abhaltung des Gottes- dienstes erbaut, eine größere Glocke wurde ebenfalls hinbefördert und dann katholischer Gottesdienst mit hl. Messe gefeiert. Später wurde dann Joseph Maduna als Katechet angestellt.

Zur Zeit, als ich St. Anton, wie die Filiale dortmals hieß, zur Missionierung erhielt, galt sie als eine unserer besten von Lourdes. Noch selten fiel es mir so schwer, eine Mission verlassen zu müssen, als dies der Fall war mit St. Anton. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich dort an einem Nachmittag 17 Kinder von 4 bis 10 Jahren tauftete, und welche Freude und welcher Jubel dort hernach unter allen Anwesenden herrschte. Acht Jahre später, im August 1922 kam ich von Keilands her mit einigen unserer dortigen Lehrerinnen gelegentlich der Konsekration unseres Bischofs Adalbero Fleischer nach Mariannhill. Auch mehrere dieser von mir in St. Anton getauften Kinder hatten den weiten Weg dorthin gemacht und befanden sich zu gleicher Zeit dort. Sie waren nun schon ziemlich herangewachsen und ich kannte sie nicht mehr. Sie aber kannten mich noch. Sie folgten mir für längere Zeit Schritt auf Schritt und wiederholten fortwährend zum größten Gaudium unserer Xosa-Lehrerinnen: „Du bist es, der uns das Wasser auf den Kopf geschüttet hat; du hast uns getauft; du bist unser Baba.“

Zu jener Zeit versuchte ich auch, ein passendes Steinkirchlein von 70 Fuß Länge nach St. Anton zu bekommen. Ich bettelte in unserem Bergiß- meinnicht um Beiträge von Baustenen, und siehe da, von Amerika erhielt ich dafür einige hundert Dollars, und das Kirchlein, das auch als Schule diente, wurde errichtet. — Ich könnte noch manchen schönen Zug von diesem schlichten Volke mit echt kindlichem Gemüte erzählen.

Was ist heute aus St. Anton, dieser Gründung von P. Apollinaris, geworden? — Der alte Platz, wo wir Gottesdienst hatten, besteht allerdings nicht mehr als solcher. Etwa zwei englische Meilen davon entfernt jedoch, hart an der Hauptstraße von Umzimkulu nach Harding und Pondoland, befindet sich ein hübscher neuer Konvent von fünf eingeborenen Töchtern des hl. Franziskus; ebenso eine Schule und eine für die hiesigen Verhältnisse ganz imposante Kirche, die Platz haben mag für 500 bis 600 Gläubige; und diese Kirche ist an den Sonntagen gedrängt voll. Diese Filiale von Lourdes heißt jetzt Mahobe und ist dem hlst. Herzen Jesu geweiht. Sie ist noch nicht selbstständig, sondern verschiedener Gründe wegen steht sie noch seelsorglich unter der Leitung von Lourdes. Jede zweite Woche am Freitag begibt sich ein Missionar aus Lourdes dorthin, um bis zum darauffolgenden Dienstag zu bleiben.

(Fortsetzung folgt).

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre

Von P. Jakob Ermeteit CMM.

Im deutschen Museum zu München stand einmal ein junger Mann. Er bewunderte all die Siegeszeichen deutschen Geistes und deutscher Arbeit. Er schien von allem etwas zu wissen, wenigstens wußte er seine Begleitung zu beschäftigen. Alles schien so gut — bis drei junge Priester in denselben Raum kamen. Da meinte spöttisch der Weltkluge: „Nun, was tun denn die hier, deren Schwindel hat doch hier, wo der Menschen Geist siegt und herrscht, gar keinen Raum mehr. Wir haben doch jetzt alles ergründet“ — ohne Gott. Es ist dieselbe Geisteshaltung, wie sie ein bekannter russischer Freidenker in seiner Weisheit an den Tag legte. „Wenn die Sterne in geheimnisvoll regelmäßigem Lauf dem ängstlichen Reisenden den Weg durch Wüste und Meer zeigen, so glauben sich die unwissenden Menschen in der Gegenwart höherer, überirdischer Mächte. Der moderne Mensch aber findet den Ort der Sterne im Almanach der Seeleute im voraus berechnet, er steht diesen Erscheinungen also ganz anders gegenüber“. Es ist wie ein ängstliches Haltmachen vor der letzten Frage: „Woher“, vor dem Ewigen, der am großen Schöpfungsmorgen durch sein Allmachtswort den Keim zu allem legte. Ohne den nichts Leben und Dasein hätte. Wie St. Augustin in seinen Confessiones (X, 6) sagt. Er fragt die Winde und die Sterne, alles was er sah und hören konnte nach Gott — ob sie vielleicht Gott selbst seien — und alles antwortete ihm: „Wir sind nicht Gott, denn er hat uns erst gemacht.“ „Ich fragte die gesamte Welt über meinen Gott und sie antwortete mir: „Nicht ich bin es, sondern er hat mich gemacht“. Die Welt ist eine Abspiegelung Gottes in unendlich vielen Graden und Formen. Dem betrachtenden und aufgeschlossenen Menschen ist die ganze Schöpfung eine Wegweiserin zu Gott, ein Heimruf zur ewigen Allmacht und absoluten Schönheit Gottes.

Sonntags mittags ist oft mein Spaziergang in die nahen Wälder, ein liebes Buch unter dem Arm, um da im kühlen Schatten zu lesen. Aber meistens lasse ich das Buch auf einem Steine liegen, so daß ich nachher meine Mühe und Not habe es wieder zu finden. Dann schlendere ich gemütlich im Walde herum — ob ich nichts Interessantes finden kann. Einmal saß ich auf so einem alten Steine — und hieß Umschau. Nicht weit von mir hatte zwischen zwei Waldriesen eine riesige Spinne ihre Wohnung und Falle aufgeschlagen. Das war ja nichts besonderes. Aber was mir auffiel war, daß die Spinne wie wild in ihrem eigenen Haus herumlief, von einem Ende zum anderen. Das mußte ich doch sehen, vielleicht daß die Spinne gar einen Freudentanz aufführte. Daß ich auf einem kleinen Ast nahe beim Spinnennetz einen Hottentott-Gott sah, interessierte mich noch nicht. Die Spinne war wirklich ein großes, fettes Exemplar und der Hottentott-Gott oder Gottesanbeter ein kleines Tierchen. Aber als ich näher beobachtete, sah ich, daß der Gottesanbeter der Angreifer war. Langsam bewegte er seinen Kopf von rechts nach links und die arme Spinne war ganz in seinem Bann — und rannte wie toll hin und her. Ich wartete um den Ausgang zu sehen. Es mag so fünf Minuten gedauert haben, als die Spinne ganz erschöpft aus ihrem Netz fiel. Der Hottentotten-Gott kroch, immer noch mit seinem Kopf hin- und herfahrend, an seine Beute heran, um seinen Leckerbissen zu genießen.

Ein andermal saß ich still im Wald. Ich hatte verschiedene Blumen gesammelt, die ich sorgfältig untersuchte. Da wird es über mir ganz in der Nähe lebendig. Ich schaute mich um und sah eine lange Baumsschlange (2 Meter) in den Ästen eines Baumes. Die Schlange hatte ein Vogelnest mit kleinen Jungen entdeckt und war gerade daran, den letzten Ast zum kleinen Vogelbau zu erklettern. Aber da kamen die zwei Alten und machten einen Heidenlärm, daß man sich wundern möchte, wie solche kleine Vögel so schreien und lärmten könnten. Sie tanzten über dem Kopf des frechen Störenfrieds — und immer ließen sie sich im raschen Flug auf den Schlangenkopf nieder und pickten mit dem kleinen Schnabel. Der Schlange wurde die Sache auch ungemütlich. Aber ehe sie sich umsah, pickte schon wieder ein Vogelchen mit seinem langen Schnabel auf ihren Kopf ein. Sie stellte sich züngelnd und dräuend aufwärts. Da kamen die Verteidiger des kleinen Vogelbaues von hinten und pickten der Schlange gegen die Augen. Was ich nie vermutet hätte — die 2 Meter lange Baumsschlange ließ sich doch auf den unteren Ast nieder und suchte das Weite. Voll Freude, das Heim und die Kleinen gerettet zu haben, flogen die Vögel zum Nest und teilten sich wieder im elterlichen Geschäft, kleine Würmer und Spinnen für die kleinen, hungrigen Krägen herbeizuschaffen.

Nicht so glücklich war ein anderes Vogelpaar. Ich ging an einem heißen Nachmittag, mit einem Stocken bewaffnet, am Waldrand vorbei, um einige meiner Schutzbefohlenen zu besuchen. Da höre ich wieder ein Zwitschern und Vogelschreien. Ehe ich mich richtig umsah, ist schon ein Vogel fast auf meiner Nase und fliegt wieder den Weg voraus. Und schon kommt ein anderer Vogel auf mich zu — fliegt wieder auf eine bestimmte Stelle. So geht es zu, als ob die kleinen Vögel sagen wollten „komm und hilf“. Ich war nun auch neugierig und folgte den kleinen gefiederten Alarmrufern. Aber als ich nahe an die Stelle kam, wo die Vögel immer schreien, hingeflogen waren, bekommte ich doch einen kleinen Schrecken. Eine lange Baumsschlange stellt sich aufrecht im Grase und züngelt und droht. Es ist kein Spaß mit einer ausgewachsenen Baumsschlange Händel anzufangen. Sie sind sehr giftig und ein Biß würde wohl einen raschen Tod zur Folge haben. Aber die Kleinen schreien so herzerbärmlich. Ich hatte gutes Schuhwerk und auch eine zähe Hose — also machte ich Gebrauch von meinem Spazierstock. Ich bin sicher, daß ich dem lumpigen Schlangenvieh das Fell gut gegerbt habe, aber es gelang mir nicht, sie tot zu schlagen. Sie verkroch sich im Dickicht und Dorngestüpp. Dann schaute ich den Platz an und fand ein Junges — leider tot. Sicher waren die beiden Alten auf Lebensmittel aus, um den Hunger des Kleinen zu stillen, als die Schlange gefühllos die Brut aus dem Neste stahl. Vielleicht kamen die beiden Alten gerade, aber es war zu spät — um den Hausfrieden im Vogelnest war es geschehen. Vielleicht suchten sie dem Räuber die Beute zu entreißen — ohne zu ahnen, daß das Gift schon lange die Jungen getötet hatte. Aber rührend war es, wie sie zu mir flogen, um von da vielleicht Hilfe zu bekommen.

Man sollte einen kleinen Photoapparat haben, um all die Wunder in der Natur festhalten zu können. So fand ich kürzlich eine Eidechse im Spinnennetz eingewoben, daß sie sich nicht mehr wehren konnte. Eine kleine Spinne war daran, das Blut aus der Eidechse zu saugen. Zwischen zwei Bäumen fand ich ein Spinnennetz. Im Zentrum desselben hing ein kleines Blatt. Als ich aber mit meinem Stock das Blatt weg tun wollte,



Unsere Liebe Frau von Mainz

Gnadenbild in der Seminarkirche (1400)

Photo: Seminar Mainz

war das Blatt eine große Spinne, deren Rücken täuschend einem Blatt ähnelte.

Wenn ich so am Sonntagabend von meinem Spaziergang heimkomme und meine „Großerungen“ sammle, denke ich immer an das Wort Humboerts: „Das Ende und Resultat aller Naturkenntnis ist, daß wir in den Lobgesang der Engel mit einstimmend ausrufen: „Gloria in excelsis Deo!“ Ehre sei dem ewigen Schöpfer in der Höhe!“ X



Der Weg ins Licht

Von F. Schröngamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Karl Kraushaar war ein Sonderling, ein Mensch also, der sich absondert und abkapselt von der großen lebendigen Volkgemeinschaft und seine eigenen Wege geht. Es war nicht immer so gewesen bei Karl Kraushaar. Einst war auch er aufgeschlossen für das große lebendige Leben, bis ihn Krieg, Vermögensverlust und die bitteren Wehen der Nachkriegszeit um Brot, Beruf und Stellung brachten. Mit dem letzten Rest seines Vermögens erwarb er sich einen kleinen, verwahrlosten Bauernhof in einem abgelegenen Waldwinkel, den er mit seiner Frau Hanna bewirtschaftete und mit harter Mühe in die Höhe brachte, so zwar, daß die Nachbarn, die den ungelernten Landmann früher ausgelacht hatten, sich jetzt schon Rat bei ihm erholten.

So hatte er sich im Laufe weniger Jahre zu einem mustergültigen Landwirt emporgearbeitet, von dem die Einheimischen, altgesessenen Hofbauern nur lernen konnten. Aber der Sonderling war er geblieben, der mit seinem Schicksal haderte, während sich Frau Hanna mit echt fraulichem Einfühlungsvermögen sehr bald in die ungewohnnten Verhältnisse des einfachen Landlebens mit seinen vielerlei Pflichten gefügt hatte. Sie, das einst so verwöhnte Großstadtkind, hatte sich in diesen einfachen und natürlichen Pflichtenkreis einer ländlichen Hausfrau so eingelebt, daß sie ihr früheres Leben als unnatürlich empfand und es nicht mehr zurückwünschen mochte.

Ihr Gatte aber verbohrte sich in einen immer tieferen Grimm gegen Gott und Welt. Wenn er davon auch nicht sprach, Frau Hanna fühlte es zu deutlich. Wenn sie, aufgeschlossen für Gott und Welt, für alles Gute und Schöne, mit federnden Schritten über den Hof ging und eine fröhliche Weise trällerte, dann stülpte er verdrossen die alte Offiziersmütze auf den eckigen Soldatenschädel und stelzte mit steilen Schritten dem nahen Walde zu und seinen einsamen Wegen.

Frau Hanna aber dachte in solchen Augenblicken in ihrem ahnungsreichen Frauengemüte immer nur das Eine: Karl, dich überlasse ich Gott. Auch dich wird er noch finden, wie er noch jeden gefunden hat, sei es so oder so. Der Geist weht wo er will. Und wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Ist nicht aus dem grimmigen Saulus ein lammfrommer Paulus geworden?

Karsamstag ist's. Frau Hanna werk in der Küche. Das österliche Hochfest erheischt noch eine Fülle von Handgriffen für das festliche Mahl: An roten Eiern, an Krapfen und Strauben, an mancherlei sonstigem Backwerk, wie es das bäuerliche Brauchtum erfordert, darf es nicht fehlen. Da heißt es mit der Küchenmagd noch schaffen bis in die Nacht hinein.

Das übrige Gesinde strebt dem nahen Pfarrdorf zu zur Auferstehungsfeier. Karl Kraushaar geht seine einsamen Wege im Wald. Auf einer Waldblöße lässt er sich auf einem Birkenbänklein nieder. Auf nahen und fernen Wegen sieht er festliches Gevölk in Scharen zum Kirchdorf strudeln zur Auferstehungsfeier. Hoch im Wipfel einer Fichte singt eine Amsel ihr unsäglich seliges Lied in den milden Schein der Frühlingssonne, die die Welt verzaubert.

Eine Glocke schwingt auf und wallt mit ihrem Hall zum einsamen
Träumer auf dem Birkenbänklein: Auferstehung!

Noch eine schwingt und schwilkt. Auf einmal sind es viele Glocken, nahe
und ferne, die ihren Jubel hallend auf die Höhe tragen. Ein Schwall
von feierfrommen Glockenstimmen schwingt und schwimmt um den Ein-
samen, ein wunderbarer Choral übertönt von dem selig schluchzenden
Almsellied in besonnten Wipfel der Fichte. Und wenn es Karl Kraushaar
auch nicht wahr haben möchte, es ist dennoch so: sein Herz schwingt und
schwelgt mit in der herrlichen Harmonie der nahen und fernen Glocken-
stimmen im Wogen und Werben, im Schwingen und Schweben des
brausenden Chorals. Sein Herz zückt und schluchzt im Überschwang des
bräutlich werbenden, selbstvergessenen Almselliedes.

Und auf einmal stammelt das Herz des Einsamen ein scheues und doch
so frohes Bekenntnis:

„Gott ist die Liebe.“

Seine Seele, nach langer Grabesnacht zu neuem Leben erwacht, findet
mit diesem Zauberwort den Weg ins Licht: Ja, Gott ist die Liebe! Und
weil das so ist, und nicht anders sein kann, dann ist der Glaube an diese
Liebe auch nichts anderes als eben wieder Liebe. Religion — die lebens-
volle allzeit lebendige Rückbindung an die ewige Liebe und Leben aus
dieser ewigen Liebe. Liebe Gott über alles und den nächsten wie dich
selbst. Der Eine, der dies gelehrt hat, hat das auch gelebt. Er ist für
diese Liebe den bittersten Tod gestorben. Aber in dieser Liebe ist er auch
auferstanden am dritten Tage, sieghaft und glorreich. Der Geist wehet,
wo er will. — Wie Schuppen fällt es Karl Kraushaar von den Augen.
Sein Seelenblick ist hell geworden für das Wesentliche und Ewige, und
seine Seele heil.

Glaube, Hoffnung und Liebe.

Tausend Worte des ewigen Lebens, die er als Schulbüblein einmal
auswendig gelernt hat und längst vergessen wähnte, brechen wie Brunnen
in seiner Seele auf und weisen ihre inwendige Lebenskraft:

Und hättet ihr die Liebe nicht . . .

Das größte aber ist die Liebe . . .

Gott ist die Liebe . . .

In der Liebe ist keine Furcht . . .

Nur die Eigenliebe, die den Nächsten verachtet oder übervorteilt, ver-
krampft sich in sich selbst. Nur die Selbstsucht sondert sich aus der leben-
digen Liebesgemeinschaft des Gottesvolkes. Nur aus dieser Absonderung
wird man ein Sonderling, ein Sünder.

Liebe ist Leid, und auch Mitleid.

Wo ich nicht leiden kann, kann ich auch nicht lieben.

Christus hat geliebt und gelitten.

Er ist auferstanden. So will auch ich auferstehen.

Umwogt vom Schwall der Glockenstimmen, umjaucht vom Schmettern
Schluchzen des glaubenstiefen Almselliedes findet Karl Kraushaar den
Weg zurück in die Gemeinschaft des Gottesvolkes.

Frau Hanna nimmt es mit heimlicher Wonne wahr, wie er sich in der
Stube verstohlen umzieht und im Sonntagsstaat den Kirchgängern nach-
eilt, die frohzeitig zur Auferstehungsfeier in die Dorfkirche pilgern.

Die Bauern recken die Hälse, wie Karl Kraushaar in der Kirche dem
langverwaisten Erbstuhl zuschreitet. Der Pfarrherr ist über den neuen

Kirchengast so froherschrocken, daß er einen Augenblick in seiner Jubel predigte innehalten muß und den Text nicht gleich wiederfindet. Dann aber weiß er ein gutes und passendes Wort von der großen, heiligen Liebes- und Lebensgemeinschaft des Gottesvolkes: wie denn im Himmel mehr Freude ist über den letzten Sünder, der den Weg zum Vaterherzen findet, wie über neunundneunzig Gerechte. Der Geist weht, wo er will und alle Wege führen heim zum Vater, wenn man sie nur guten Willens und guten Mutes gehen mag.

Dann braust die Orgel hochfestlich auf, Posaunen schmettern, Weihrauch wogt, Licher flammen. Ein einzieger Jubel erfüllt die festlichen Hallen des Gotteshauses:

Christus ist erstanden,
Befreit von Todesbanden,
Allelujah, allelujah, allelujah!

Daheim in der Stube empfängt Frau Hanna ihren Gatten mit freudigen fragenden Augen. Aber statt einer Antwort macht sich dieser gleich über das ländliche Mahl her, das ihm Hanna sinnig auf den Tisch gestellt hat: rote Eier, Krapfen und Osterschinken.

Wortlos sitzt Hanna bei ihm und sieht ihm fragend zu. Dann aber reicht er ihr beide Hände über den Tisch hin und sagt fest und freudig: „Morgen ist Ostern. Da gehen wir zusammen den Weg ins Licht.“

Die Barmherzige des Dorfes

Nach einer Begebenheit erzählt von Hermann Weber

Man nannte sie die alte Rosel, doch hästete dieser Bezeichnung nichts Geringschätzendes, sondern nur Gutmütiges an. Ihren Familiennamen hatte man fast vergessen; nur die älteren Leute im Dorfe erinnerten sich noch daran, daß sie mit dem längst verstorbenen Tagelöhner Hoffmann verheiratet gewesen war und einem Sohne das Leben geschenkt hatte.

Nach dem Tode ihres Mannes war das Leben der nunmehr siebzigjährigen Frau ein recht arbeitsreiches und schweres gewesen; — noch schwerer aber war es ihr geworden, als damals ihr Sohn Johannes, von Albenteuerlust getrieben, nach Amerika ausgewandert war. Ihr Kummer war groß gewesen; aber schließlich hatte sie sich in das Unabänderliche fügen müssen.

Aber ihr Sohn hatte sie nicht vergessen, und seit Jahren sandte er ihr regelmäßig und reichliche Unterstützung. Er hatte ihr auch schon oft geschrieben, daß sie die Reise übers Meer wagen und zu ihm kommen solle. Aber gegen diese Möglichkeit hatte sie sich beständig gesträubt, denn sie konnte ihr Heimatdorf nicht verlassen.

Auch hätte die Tätigkeit, die sie aus gutem Herzen auf sich genommen, das

nicht zugelassen; denn sie war eine verständige und überaus gutmütige Frau, und wenn im Dorfe selbst oder in der Umgebung jemand von schwerem Leid getroffen worden war, so betrachtete sie es als ihre erste Aufgabe, nach Kräften zu raten und zu helfen.

Man hätte sie „die Barmherzige des Dorfes“ nennen können; denn ihre Trostreden famen aus ihrer tiefsten Seele, und ihr stärkstes und wichtigstes Beruhigungswort: „Unser Herr Gott wird schon recht machen!“ hatte schon manchen Notleidenden über die schwersten Stunden hinweggeholfen.

Der grauhaarige Gemeindevorsteher war ihr bester Freund; mit ihm beriet sie, wenn irgendwo eine helfende Hand gebraucht wurde, und die Dankesworte, die der alte Herr ihr schon gesagt, hatten ihr — wenn sie auch jeden Dank bescheiden und als überflüssig ablehnte — doch schon große Freude bereitet.

Dann aber sollte eine Zeit kommen, wo die alte Frau selbst des Trostes so dringend bedurfte.

Von ihrem Sohne nämlich, der ihr bisher fleißig und regelmäßig geschrieben, war in letzter Zeit gar keine Nachricht

mehr gekommen. Sie hatte gewartet und gewartet, und ihre Herzensnot war immer größer geworden.

Dann hatte sie mit Hilfe des Gemeindevorsteigers einen um Aufklärung bittenden Brief an die Behörde des Alsfenthaltsortes ihres Sohnes gerichtet; aber lange Zeit hatte keine Antwort eintreffen wollen.

Schließlich aber war von drüben eine Mitteilung gekommen; doch war sie so trostlos und niederschlagend, daß die alte Frau ihrem Kummer fast erlegen war.

Die Behörde jener Ortschaft hatte ihr nämlich geschrieben, daß ihr Sohn in einem nahegelegenen Bergwerk beschäftigt gewesen wäre. In diesem Bergwerk aber habe sich vor einigen Monaten leider eine verderbliche Explosion ereignet, und eine Anzahl der Bergleute sei — bis zur Unkenntlichkeit entstellt — an die Oberfläche geschafft worden. Wenn nun von ihrem Sohne seit längerer Zeit keine Briefe mehr angekommen wären, so müsse wohl bedauerlicherweise angenommen werden, daß er sich unter diesen unkenntlichen Toten befunden hätte. — Weiteres könne man ihr augenblicklich nicht sagen. Die Nachforschungen seien jedoch noch nicht abgeschlossen. Eine bestimte Nachricht würde man ihr vielleicht später noch zugehen lassen können. —

Nun folgten schwere Wochen für die alte Rosel, — Wochen voll Sorge und beständiger banger Erwartung; doch war eine gute, noch eine schlechte Nachricht wollte bei ihr eintreffen.

Noch ließ sie zwar die Hoffnung nicht gänzlich sinken; aber langsam kam doch eine qualvolle Verzagtheit über sie.

Man sprach ihr freundlich zu und gab sich die größte Mühe, ihr diese Verzagtheit überwinden zu helfen; doch alle Trostreden der Leute brachten die sorgenvolle Frau nicht über ihren Kummer hinweg. Sie befürchtete das Schlimmste, obgleich in ihrem Herzen immer noch ein Hoffnungsfünkchen lebte.

Als dann aber noch ein voller Monat ohne Nachricht von ihrem Sohne dahingegangen war, — da wurde sie still, und ihre kleine Gestalt sank förmlich in sich zusammen.

Für sie galt es nur noch, ihren Sohn zu betrauern; denn wenn ihr Johannes noch lebte, hatte er sie, seine Mutter, niemals so lange ohne Nachricht gelassen.

Nun kam ein tiefer Verlassensein über die alte Rosel, das sie zwar ängstlich vor den Leuten verbarg; ihr Haar jedoch wurde weiß dabei und ihre früher so lebensfroh blickenden Augen erschienen oft von vergossenen Tränen verschleiert.

Aber auch diese Prüfungszeit ging vorüber und der Alten gutes Herz wandte sich, im Wohltun Vergessenheit suchend, ihren Mitmenschen wieder zu.

Es gab ja immer etwas zu trösten im Dorf, und wo eine hilfreiche Hand begehrte wurde oder Tränen getrocknet werden mußten, da war die alte Rosel zu finden. Man wußte ja, was sie schon gelitten hatte und noch täglich litt, und darum fühlte sich auch jeder, der vom Leid getroffen, zu ihr hingezogen.

Der Gemeindevorsteher, der eifrig dafür sorgte, daß sie keine Not zu leiden brauchte, blieb nach wie vor ihr bester Freund; er wußte aber auch, daß er ihr seine geheimsten Sorgen anvertrauen konnte.

„Frau Hoffmann —“, sagte er eines Tages — „ich habe wieder ein großes Anliegen. Der Bauer Hegemann, dessen Anwesen kürzlich niedergebrannt ist, hat nichts versichert gehabt. Das ist von dem Manne gewiß eine sträfliche Nachlässigkeit, die sich auch durch seine große Armut kaum entschuldigen läßt. Aber die Familie befindet sich in harter Not, und da dachte ich, ob Sie für die armen Leute wohl ein wenig sammeln gehen möchten?“

„Aber gewiß, Herr Vorsteher!“ antwortete ihm eifrig die Alte. „Man kennt mich doch überall. Ich werde schon Brauchbares zusammenholen!“

Schon am folgenden Morgen machte sie sich auf den Weg, und was sie an Geld, Kleidungsstücke und Nahrungsmitteln erhielt, war mehr, als sie selbst erwartet hatte.

Als sie dann am Abend mit dem schweren Packen ihrer Heimstätte zustrebte, traf sie auf dem Wege einen bedürftig ausschenden Wanderburschen, der fast die Größe und Gestalt ihres betrauerten Sohnes besaß.

Sie fragte den Mann nach seinen Verhältnissen, und als sie hörte, daß er ein guter Gesinnung und anständiger Leute Kind sei, da gab sie ihm ihren Packen zu tragen, nahm ihn mit in ihre Wohnung, und bereitete ihm ein Abendessen. Dann schenkte sie ihm einige Groschen und schickte ihn zu einem Meister im Dorf, der einen Gesellen gebrauchte.

Wohl war sie zufrieden, als sie ihr gutes Werk vollbracht hatte; — aber der Anblick des jungen Mannes hatte alle Erinnerungen an ihr betrauertes Kind in ihr wieder wachgerufen.

Ohne Ruhe zu finden, irrte sie in ihrer Wohnung umher, betastete die alten Kleider, die ihr Sohn damals zurückgelassen, und fand keinen Ausweg aus ihrer Not.

Am anderen Morgen aber schien hell die Sonne ins Zimmer und es klopfte schon in aller Frühe an ihrer Tür. Sie öffnete und der alte Vorsteher trat hastig ein.

Die verwunderte Frau erschrak beinahe; denn ein solch früher Besuch bedeutete jedenfalls etwas Ungewöhnliches.

Auch der alte Herr sah merkwürdig erregt aus. Er hielt einen Brief in der Hand; seine Wangen waren gerötet, und in seinen Augen lag ein solch freudiger Ausdruck, wie die alte Rosel ihn noch nie gesehen hatte.

Der Vorsteher bat die Frau, sich niederzusezen. Dann schritt er einige Male im Zimmer auf und ab, als ob er das, was er jetzt sagen wollte, erst reiflich überlegen müßte. Dann faltete er den Brief auseinander.

„Wie Sie wissen, Frau Hoffmann —“, begann er langsam, „geschehen in unserer Zeit ganz merkwürdige Dinge. Ich habe ja auch schon so allerlei mitgemacht; — was aber in diesem Briefe steht, ist doch das Merkwürdigste und auch Freudigste, das ich in meinen vierundsechzig Jahren erlebt habe!“

„Wenn Sie so sonderbar reden, Herr Vorsteher“, antwortete ihm die Alte, selbst bewegt und in unruhiger Erwartung, „dann muß es ja etwas ganz Besonderes sein, was in dem Briefe steht. Betrifft es denn einen von uns beiden?“

Der Vorsteher nickte und fuhr fort:

„Da steht nun in dem Schreiben, daß sich mit einem jungen Manne aus unserem Dorfe — aus der Nachbarschaft, wollte ich sagen — etwas fast Unglaubliches ereignet hat. Dieser junge Mann hat bei einem Unfall eine gefährliche Kopfverletzung erlitten. Die Wunde ist so schwer gewesen, daß fast keine Rettung des Unglüdlichen bestand. Aber er ist doch geheilt worden. Dann aber hat es sich herausgestellt, daß das Gehirn des Alten unter der Verletzung gelitten hatte und der Mann sich früherer Vorgänge garnicht mehr entsinnen, nicht einmal mehr seinen Namen schreiben konnte. Sein Körper war genesen, aber sein Verstand war stark geworden. — Zum Glück hat sich dieser betrübende Zustand, wenn auch erst nach langen Monaten, gebessert. So ganz allmählich ist der Mann wieder in den Besitz seiner geistigen Kräfte gelangt. — Als er dann aber, geistig und körperlich genesen, sich seiner alten Mutter erinnert, da hat ihn Angst und Sorge erfaßt; denn er mußte ja glauben, daß seine Mutter ihn längst als einen Toten betrauert!“

Der Mann mußte eine Pause machen, denn die alte Rosel hatte seinen Arm ergriffen und starrte mit weit offenen Augen auf den Mund des Sprechers.

„Herr Vorsteher“, stammelte sie fliegend. „Um Gotteswillen, sprechen Sie schnell — ist es mein Johannes, von dem Sie reden?“

Beruhigend ergriff der alte Mann ihre Hände; auch seine Stimme zitterte, als er nun antwortete:

„Seien Sie stark, Frau Hoffmann — ja, es ist Ihr Sohn, von dem ich rede! Er ist wieder hergestellt und bereits auf dem Wege hierher, um nie wieder fortzugehen. Er hat mir diesen Brief geschickt, damit ich Sie vorbereiten könnte. Also er lebt und ist wieder gesund. Der Allmächtige hat seine Hand wunderbar über ihn gehalten!“

„Ist's wahr, Herr Vorsteher. — Ist's wirklich wahr?“ weinte und jubelte die Frau zu gleicher Zeit.

Der alte Mann nickte und reichte ihr den Brief hin. Dann deutete er auf die Sonnenstrahlen, die das Zimmer mit goldigem Licht erfüllten.

„Unser Herrgott“, sagte er noch, „schickt uns Leid und Ungemach, damit wir uns selbst erkennen lernen. Er läßt aber auch die Sonne wieder scheinen, auf daß wir nicht verzagen oder gar zweifeln an seiner Güte!“

Dann drückte er der wortlosen Frau die Hand und schritt still hinaus.

Im Zimmer drinnen aber sank die glückliche Mutter auf die Knie nieder.

„O Vater im Himmel!“ stammelte sie überselig, „ich wußte ja, daß du alles einrichtest, wie es für uns am besten ist! Aber dieses Mal hast du mir wirklich aus großer Not geholfen! — Ich danke dir, — o ich danke dir aus ganzem Herzen!“

Dann löste sich langsam der Druck, der auf ihrer Seele gelegen hatte, und sie weinte lange Zeit still vor sich hin. Aber die Tropfen, die aus ihren Augen drangen, waren Freudentränen, die all den Kummer der vergangenen Monate mit sich hinführten.

Ihr Wahlspruch: „Unser Herrgott wird's schon recht machen!“ hatte sich also auch an ihr erfüllt.

Ihr Sohn wollte sie nicht mehr verlassen, und an seiner Seite — das fühlte sie in ihrem Herzen — würde ihr ein Lebensabend voll Glück und Frieden beschert sein.

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 6

Juni 1937

55. Jahrgang

Herz-Jesu-Fest

O Herz Jesu, Herz der Herzen,
Sei mir tausendmal begrüßt!
Hast am Schmerzensbaum des Kreuzes
Schwer für meine Schuld gebüßt!

Sei begrüßt, du Born des Blutes,
Den vom Kreuz man rinnen sah;
Als der Speer das Herz durchschnitten,
Das der Welt so liebenah.

Sei begrüßt, du Brust des Heilands,
Mit der Wunde tief und breit!
Stehst nun allen Menschen offen,
Gnadentor der Seligkeit!

Zieh mein Herz zu deinem Herzen,
Senk es abgrundtief hinein,
Mach es selig, mach es heilig,
Soll dich allzeit benedein.

Und in dir es dreimal preist,
Ewig Vater, Sohn und Geist!

(Nach einem alten Lied)

Zum Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus

„Du segtest sie als Fürsten über alle Lande; deines Namens wird man eingedenk sein von Geschlecht zu Geschlecht“. Ps. 44. (Offertorium der Festmesse).

Die Peterskirche in Rom, zu der heute Angehörige aller Sprachen und Nationen kommen, ist ein irdisches Bild des Apostelruhmes. Die Peterskirche mit ihrer weltbekannten Kuppel, ihrer grandiosen Säulen und Pilastrern, ihren Heiligenstatuen und geschichtlichen Monumenten, gibt täglich Zeugenschaft für die unvergängliche Größe des ehemaligen Fischers von Galiläa . . .

Wie wahr sind des Heilands Worte zu Cäsarea Philippi geworden, die wir in der Peterskirche auf großer Goldmosaik geschrieben sehen: „Du bist ein Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und der Hölle Pforten werden gegen sie nichts vermögen . . .“ Hier an dem Orte der Gärten des Nero, wo die ersten Christen der Hauptstadt unter Hohn und Spott gemartert wurden, hier, wo in der Krypta die Päpste schlummern, die im Mittelalter die Kämpfe zwischen Priestertum und Kaiser macht ausgefochten haben, hier, wo alle Jahrhunderte der Neuzeit ihre Spuren zurückgelassen, hier erschauen wir die schöpferische Bedeutung der Worte unseres Herrn. Wir wissen, daß unsere Kirche auf Apostelgrund und Apostelschutz begründet fortleben wird in allen Leiden der Zukunft, über alle List und Gewalt des Antichrists hinaus triumphieren muß. Von Geschlecht zu Geschlecht wird sie das Andenken des Heilandes unter den Menschen fortpflanzen und ihn als alleinigen Retter zeigen durch die unfehlbare Wahrheit der päpstlichen Lehre und das immer alte und doch neue Opfer der Eucharistie.

Jeder Christ ist berufen für den Heiland und seine Kirche zu eifern, in Zeiten der Drangsal und äußerster sittlicher Not ein Apostel des Guten zu werden. Christus, der Messias der armen Menschheit, erwartet auch von dir, daß du ein Apostel des Beispiels, der Arbeit, des Wortes, des Gebetes, der Sühne werdest . . . Sprich zu ihm: „Ja, Herr, ich komme! Aber sei du meine Stärke! . . . Durch dein ewiges Opfer und dein Sakrament mache mich zum Apostel, der seine Kraft und sein Leben einsetzt, daß dein Andenken und deine Liebe in den Menschenseelen neu erblüht.“

Um ein Apostel deiner heiligen Sache zu sein, trotz der Widerstände und Widerwärtigkeiten einer verblendeten, entarteten Umwelt, gibst du mir in der Kommunion etwas von der Glaubenssicherheit, Glaubenszuversicht, Glaubenssinnigkeit der Heiligen. Du möchtest mir wenigstens davon geben, so viel nur ein Herz voller Sorgen, voll Eigensucht und Fehlerhaftigkeit davon fassen kann.

Jesus! Die kindlich treue Anhänglichkeit an den Papst soll mir allzeit ein Band sein, das mich mit dir selber, dem unerschütterlichen, starken Gott verbindet. Diese Anhänglichkeit muß mir Trost bleiben und in trüben Stunden meinen Mut aufrichten. Du hast ja in der Bergpredigt (Mt. 7, 21—25) den einen weisen Mann genannt, „der sein Haus auf Felsen gebaut hat. Da fiel Regen, es kamen Wasserbäche, es umtobten Stürme und Fluten jenes Haus; aber es fiel nicht ein, denn es war auf Felsgrund errichtet!“ Die Kirche und das Papsttum ist meine feste Grundlage,



St. Petrus
(nach einem alten Stich)

mein Felsgrund; auf ihr beruhen meine Ewigkeitshoffnungen . . . Heiland
in der Eucharistie, du Schöpfer und Retter meines übernatürlichen Lebens,
ich zähle auf dich! Ich vertraue auf dein Wort! — d —

Zeige uns Dein Reich!

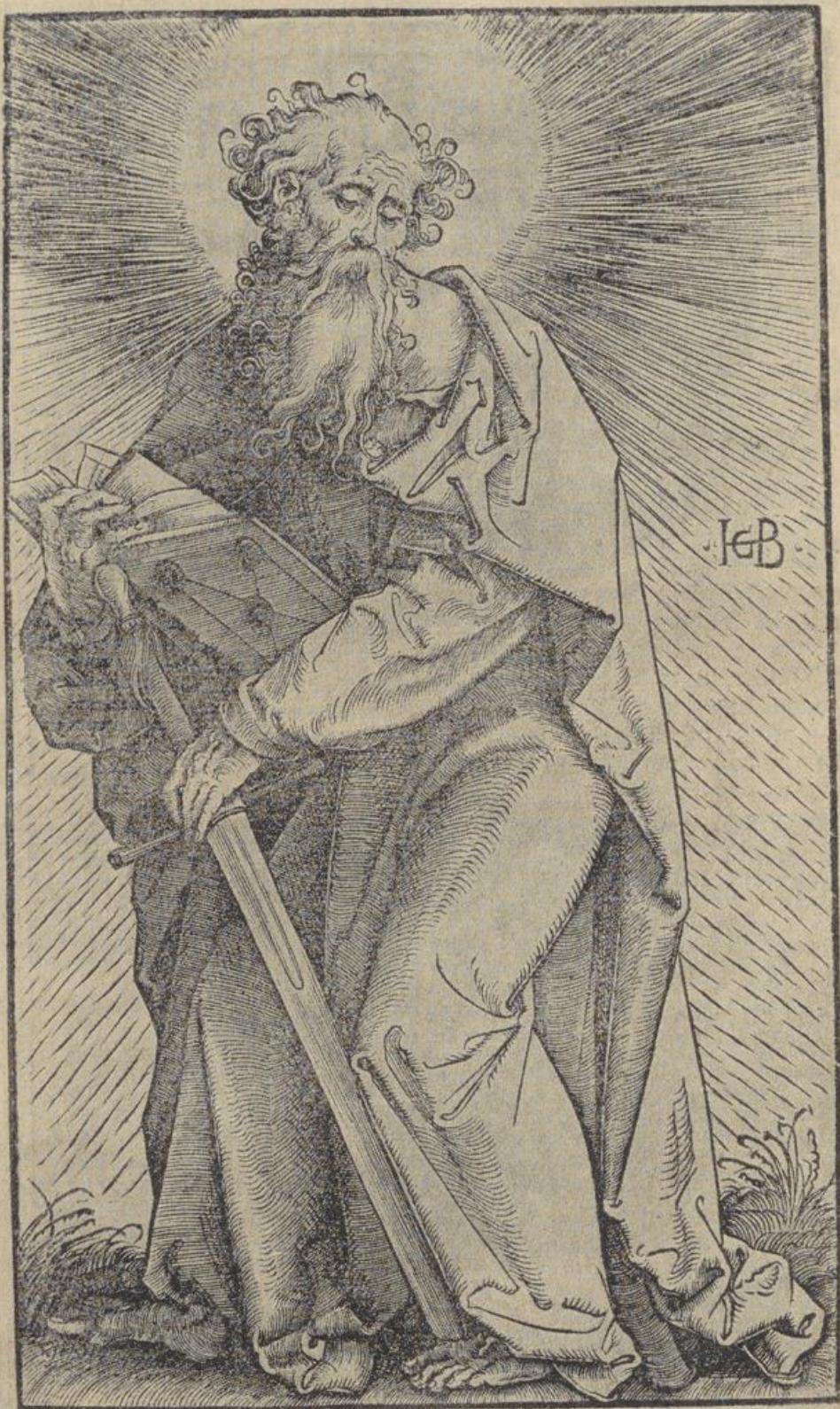
42.

Wir leben inmitten vieler „moderner Rätsel“, die fast niemand lösen kann. Eines der dunkelsten lautet: Wie ist es möglich, daß der fortgeschrittene, weltkluge Durchschnittsmensch von heute für gewöhnlich so wenig Verständnis und Aufgeschlossenheit zeigt für Religion und praktisches Christentum? Wie kommt es doch, daß Hunderte, Tausende und Millionen beides nicht bloß unterschätzen und ignorieren, sondern sogar verachten, verwerfen und — hassen?

Ein Versuch, in solch moderne Finsternis Licht zu bringen stellt fest: der Religionslose hat einzig nur Teile der unscheinbaren Schale, niemals aber den Kern gesehen. Sein Blick hält bloß am Äußersten und dringt nicht zum Wesen der heiligen Religion vor. Er hat keine Ahnung von den übernatürlichen Dingen und vom Zusammenhang alles Zeitlichen mit dem ewigen Reiche Gottes . . .

Überdies ist sein Denken und Trachten derart in das Augenblickliche, sinnlich Wahrnehmbare versenkt und darin aufgegangen, daß er weder Neigung noch Geschmack noch Zeit und Fähigkeit mehr dafür hat. Die Religion ward ihm allmählich fremd, entfallener Begriff, verschlossenes und versunkenes Paradies. So stürzt er sich ganz auf das Momentane, was er sehen, packen und genießen kann . . . Das Übersinnliche faßt er nur noch als Hindernis seiner Selbstbefriedigung auf.

Hat dieser Grundirrtum größere Volksmassen getäuscht und einen gewissen Grad erreicht, so wird der allgemeine Zustand fast unheilbar. Die entartete Intelligenz will nicht mehr sehen, verstehen und — weise werden. Sie stößt das Reich Gottes von sich. Wer und was kann da noch helfen? — Gnadenwunder von oben! Ein alles erneuernder Licht- und Segensstrom vom Herrn der Welt! Hat sie nach allem Bisherigen noch Anspruch und Hoffnung darauf? — Um so mehr müssen die Getreuen im Reiche Christi für die unglücklichen Verirrten eintreten mit Sühne, Opfer und Gebet: „Aus den heiligsten Herzen Jesu und Mariä entsende, o Herr, den erneuernden Segensstrom über die ganze Menschheit! Aus dem Gnadenmeere der göttlichen Eucharistie die Fülle alles Guten! Amen.“



St. Paulus
(nach Hans Baldung-Grien † 1545)

Auf Besuch bei unseren Missionaren

Missionsärztliche Praxis in Civele und Umgebung

Von Dr. med. Bertha Hardegger, Cala, Südafrika

„In Civele, do ischt's am schönsten uf der ganze wite Welt“, so singt ein Lied. Liebe Bewohner, eine herrliche, südafrikanische Hügellandschaft und in der Ferne der tiefblaue, indische Ozean müssen einem fast zur Überzeugung bringen, daß dieses Lied seine Berechtigung hat.

Ein liebes Plätzchen ist diese Missionsstation. Hochw. P. Vogel, ein Aargauer, ist ihr Vorsteher, eine opferfreudige Schar der Ursulinerinnen von Brig unterstützt ihn im Werke der unsterblichen Seelen.

Noch ist's früher Morgen, doch auf der Station ist schon alles rege. Es dauert nicht lange, da finden auch schon die ersten Patienten den Weg zur Hügelstation.

Eine Mutter bringt ihr frisches Kindchen auf dem Rücken hierher getragen; hier will sie ihm Linderung in seinem Leiden holen. Ein herziges Würmchen kommt da zum Vorschein aus den Decken. Es zählt erst ein paar wenige Tage. Ganz munter schaut es in die Welt hinein und lustig fuchtelt es mit seinen Händchen herum. Vor zwei Tagen schon war es zum ersten Mal auf unserer Station gewesen. Abzeßbildungen auf den beiden Brüstchen der Kleinen hatte die Mutter zu uns geführt. Nun ist der Herd reif geworden, das Messer bringt da Erleichterung. — Die alte Hobelbank im kleinen Spülchen gibt sich gerne hin als Operationstisch. Die Mutter kann es nicht mitansehen, wie wir auf so grausame Weise der Kleinen Linderung bringen wollen, doch gerne erscheint sie wieder, als der „schreckliche Eingriff“ vorbei ist. Voll Interesse schaut sie zu, wie der Eiter abfließt. Ganz strahlend verläßt sie uns wieder; sie ist überzeugt, daß



„Maria Cornelia“ mit Mutter, Patin und Schwester Juliana in Civele
Photo: Mariannhiller Mission



Grl. Dr. Hardegger, die neue Missionsärztin, auf Besuch bei den Kandidatinnen von St. Patrick. Die sind gesund an Leib und Seele
Photo: Mariannhiller Mission

wir ihrer Kleinen geholfen haben. 50 Rappen lohnt uns die Tat und den Verbandsstoff.

Bald meldet sich wieder einer, der in Not ist. Bauchschmerzen plagen ihn. Da ist es natürlich nötig, daß durch eine Untersuchung festgestellt wird, wo es fehlt. Untersuchungstisch ist zwar keiner vorhanden, doch eine Strohmatte auf dem Boden leistet da Vorzügliches. In Afrika ergibt es sich von selbst, daß der größte Teil der ärztlichen Praxis sich auf dem Boden vollzieht. Eine Magen- und Darmstörung ist die Ursache der Beschwerden. Eine große Flasche soll das genügende Quantum Medizin fassen, um die Krankheit zu heilen. Untersuchung und Medizin berechtigen uns wieder nach einem Geschenk von 50 Rappen zu fragen.

Da kommt einer, der seinen schmerzenden Zahn los sein möchte. Leicht ist seinem Wunsche entsprochen.

Dann wieder erhofft eine Mutter Hilfe von uns für ihren Knaben. Er ist etwa 4 Jahre alt. Eine beiderseitige Ohreneiterung belästigt ihn. Beide Trommelfelle sind durchbohrt. Fleißiges Außspülen der Ohren und Eingießen von Tropfen wollen es versuchen noch gut zu machen, was durch Monate hindurch versäumt wurde. Die Frau ist arm. Sie verfügt über keine Geldmittel. So hat sie in einem Tuch eingebunden etwas Mais mitgebracht, er soll Entgelt sein für unsere Leistung.

Es wird allmählich Mittag. Da kommt eine Mutter mit ihrer Kleinen. Ganz abgemagert ist das Geschöpfchen, die Haut ist welf, das Kind schwach. Am frühen Morgen ist die Mutter mit ihrem Sorgenkind aufgebrochen, stunden- und stundenlang war sie unterwegs. Das versetzt uns nicht in Staunen; denn oft genug können wir es erleben, daß die Schwarzen 50—60 km zurücklegen, um zu einem Arzte oder zu einer Krankenschwester zu gelangen, von der sie sich Hilfe versprechen. Das Abholen

einer Medizin nimmt so ungefähr 4 Tage in Anspruch. Zwei Tage fordert die Hinreise und ebenso viel Zeit beansprucht der Heimweg. Selbstverständlich wird die ganze Strecke zu Fuß zurückgelegt.

Das kleine Kind ist wohl schon zu schwer daran, als daß wir ihm noch helfen könnten. Die schon lange andauernde Ernährungsstörung hat ihm alle Widerstandskraft geraubt. Es ist ihm wohl bestimmt, bald in die Ewigkeit hinüber zu gehen. Dürfen wir in diesem Fall keine Hilfe in leiblicher Not bringen, so freuen wir uns um so mehr, daß wir dazu beitragen dürfen, einem armen Menschenkinde den Himmel zu sichern. Wir teilen der Mutter unser Vorhaben mit, daß wir die Kleine gern taufen möchten. Ihr Kind sei so schwer krank, nun möchten wir ihm Heilung in der Seele und damit den Himmel bringen. Die Mutter gibt ihre Einstimmung dazu. Ich darf dem kleinen Negerlein Patin sein. Feierlich wird es in unserer Kapelle getauft und als Maria Cornelia verläßt die Kleine das Gotteshaus wieder.

Der Nachmittag verläuft gewöhnlich ruhig auf der Station. Da spendet die Afrikajonne ganz freigiebig von ihrer Wärme. Da hat der Schwarze keine Lust auszuziehen. Ein gemütliches Ruhestündchen daheim ist ihm lieber. Gegen Abend wagen sie sich wieder hinaus. Da findet eine Frau den Weg zu uns.

Schon lange ist sie krank, sie weiß nicht seit wann; denn für den Schwarzen gibt es keine Zeitbegriffe, was bedeutet ihm ein Monat, ein Jahr. Nur ihre Brust sagt uns deutlich genug, daß ein jahrelanges Leiden hier an der Arbeit war. Narben und Wunden, zum Teil verheilt, zum Teil mit Krusten bedeckt oder Eiter absondernd, durchziehen in verschiedenen Richtungen die Brust bis in die Achselhöhle, wo ein Paket stark angeschwollener Drüsen sitzt. Die Narben und Wunden sind mit den darunter liegenden Rippen verwachsen. Die Diagnose: Rippentuberkulose ist nicht schwer. Wohl überschätzt die gute Frau unser medizinisches Können, wenn sie glaubt, daß wir ihr noch helfen können. Sicher wollen wir ihr Linderung bringen. Ein fühlender Verband und eine schmerzstillende Medizin helfen für ein paar Tage über das Schwere hinweg. Doch noch viel mehr soll ihr Besuch bei uns eintragen. Sie soll hören von einer Ewigkeit, von einem großen, gütigen Gott, der sie für alle Ewigkeit glücklich machen will. Noch scheint die Frau nicht viel Verständnis für solche Worte zu haben, da muß erst noch die Gnade wirken. Da nehmen wir Zuflucht zu unsren lieben Mitmenschen daheim in Europa, sie müssen uns den Segen vom Himmel erbieten. Sicher wird da der Tag kommen, wo es auch in der Seele dieser Frau Licht wird.

Wieder läßt sich einer vor dem Schwesternhaus im Grase nieder. Auf die Frage: „Was willst du?“ heißtt die Antwort: „Ich wünsche Medizin für mein Kind, es hat einen Ausschlag.“ So sechs Jahre alt mag der Knabe sein, schon muß er die Folgen der Sünden seiner Eltern tragen. Was bedeutet dem Heiden oft Sittlichkeit? Er frönt den Genüssen des Lebens. Die scheußlichsten Krankheiten sind deren Folgen, die schon am Kinde im Mutterschoße nicht achtlos vorübergehen. — Gerne werden wir dem Kleinen helfen. Doch wer weiß, ob der Schwarze die Aussdauer hat, immer wieder zur Behandlung zu erscheinen, bis alles ausgeheilt ist.

Es muß wieder ein Kranter draußen stehen; ein starker Husten meldet ihn an. Ein kleines Kind ist der Patient. Eine Lungenentzündung ist die Ursache dieses Hustens, doch das Kleine ist im guten Zustande, da wird

die Medizin schon helfen. Schon hatte die besorgte Mutter auch anderswo Hilfe gesucht, das verraten uns die zarten Tierpfötchen, die das Kind an Schnürchen um den Hals trägt. Das ist die Medizin, die der schwarze Doktor verschrieben hat. Ein Fellstreifen am Armband soll die Wirkung des ersten unterstützen. Ruhig mag das Kind diese Gegenstände tragen. Wir aber versprechen uns mehr von unserer Medizin.

Da kommt noch ein Mann angeritten. Er holt Medizin für den kranken Häuptling, der uns sagen lässt, wir möchten doch wieder einmal bei ihm zukehren, schon so weit liege unser letzter Besuch zurück. — Gut, morgen schon wollen wir seinem Wunsche gerecht werden, denn es wird Donnerstag, also Alusritttag.

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

4. Vom Mutterkloster an die Front

17. 1. 23. P. Superior ruft mich heute: „Vater, Sie sind versetzt nach der Missionsstation Citeaux. Übermorgen werden Sie dahin abreisen.“ Mir läuft eine Gänsehaut über den Rücken. „Ja, aber wo ist dieses Citeaux?“ „Ungefähr am andern Ende der Welt.“ Nochmals eine Gänsehaut. „Aber, was soll ich dort tun? Ich kann doch die Sprache noch nicht! Ich kann ja nicht einmal Gruss Gott sagen zu den Schwarzen.“ „Die Sprache! Machen Sie sich keine Sorge, mein Vater. Das kommt alles von selbst im Laufe des Jahrhunderts. Wissen Sie, wenn man den Hund ins Wasser schmeißt, lernt er am schnellsten schwimmen!“ Ich bringe den Mund nicht mehr zu.

18. 1. 23. Wie traumverloren gehe ich umher. Einstens freue ich mich. Also nun geht es an die vorderste Front. Den Armen das Evangelium zu verkünden, dazu war ich ja gekommen. Der Traum meiner Jugend geht in Erfüllung. Aber „Verkünden“, wie geht das ohne Sprache! Das ist es, was mir schwere Bedenken macht. Wenn ich mich auch noch so oft kraze auf meiner Glatze, diese Sorge liegt zentnerschwer auf meiner Seele. Sorgfältig wird eingepackt und hergerichtet für morgen.

19. 1. 23. Nachts ein Uhr. Ein derbes Klopfen an meiner Zelle. Es reißt mich mitten aus meinem Traum. Ich war schon auf der Missionsstation. „Aha, ein Überfall der Wilden mitten in der Nacht. Das geht ja schon gut an!“ Eine tiefe Männerstimme brummt draußen: „Vater, aufstehen! um einhalbzwei Uhr hl. Messe.“ Der Bruder Nachtwächter ist es. Ich bin also noch in Mariannhill. Gott Lob. Kein Überfall!

Schon stehe ich am Altar. P. Superior ebenfalls. Das „Introibo ad Altare Dei“ steigt diesesmal aus bebendem Herzen. Introibo, ja, ich will hintreten zum Altare Gottes, jetzt bin ich entschlossen mein junges Leben auf dem Altare der Heidenmission zu opfern. Herr, mache mich stark wie Gedeon! Ich will hinzutreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut. Ja, eine hl. Opferfreude durchrieselt meine Seele. Ja, ich habe diese Freude später noch oft gespürt, gerade an den Tagen, an denen ich die meisten Opfer bringen durfte wie an Sonntagen nach stundenlangen Ritten in sengender Sonne über eine gluthauchende Steppe, wenn ich heimkehrte nach schwerer Arbeit auf der Außenstation und



Hochw. P. Benedikt und Br. Winsried, der Schmied,
zur Zeit der Brüderergerüttungen in Kewelaer, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

noch nichts in mir hatte als die hl. Gestalten. Von 5 Uhr morgens bis 5 Uhr abends im Dienste der Seelen. Die Reisezehrung war meistens verschenkt an die armen schwarzen Kinder am Weg.

Wie ich bei der hl. Opferung die Patene hebe, lege ich mein Herz darauf. Herr, nimm es, dieses zuckende Herz, dieses Herz, das sich für dich verzehren möchte, obwohl es so schwach und so voller Fehler. Aber du hast ja das Schwache ausgewählt, um das Starke zu beschämen. Und wie eine Antwort vom Himmel kommt tiefer Friede in meine Seele: Fürchte dich nicht, ich bin bei dir! Es genügt dir meine Gnade. Entschlossen fahre ich weiter: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Die hl. Messe ist zu Ende. Wir sitzen beim Frühstück: P. Superior und ich. Es will mir nicht recht munden. Der Kopf ist so voller Gedanken. Was wird dieser Tag bringen? Eine neue Welt! Ein neuer Abschnitt des Lebens beginnt.

Drei Uhr morgens. Wir sitzen auf der Kutsche. Ein Peitschenknall. Schon dröhnen die Hufe der Pferde auf dem Pflaster unter dem berühmten Torbogen von Mariannhill. Es geht hinaus in Ferne und Finsternis. Eine halbe Stunde Fahrt. Mariannhill liegt hinter uns. Knirschend durchschneiden die Räder den Sand. Es geht gen Osten, dem Meere zu. Draußen auf einer Landzunge steht der Leuchtturm von Durban. Seine Kuppel dreht sich und immer wieder streift ein starkes Strahlenbündel Meer und Land in der Runde.

3,45 Uhr. Wir stehen am Bahnhof Pinetown. Nur etwa fünf Fahrgäste warten auf den Zug, der von Durban, von der Küste herkommen soll, und uns hineintragen soll ins Land. Endlich tauchen in der Finsternis zwei rotglühende Augen auf. Eine mächtige Lokomotive braust her-

an. Wir steigen ein. Vornehme, lange D-Zugszüge. Ein Angestellter öffnet uns ein Abteil der zweiten Klasse. Die Schlummersofas sind herabgelassen. Wir steigen also ein und gehen gleich zu Bett, d. h. wir strecken uns in den Kleidern auf den Lederpolstern aus. Diese neue Erfahrung trifft mich wie eine Orfeige ins Gesicht: In den Zug gestiegen und gleich zu Bett gegangen.

P. Superior scheint das gewohnt zu sein. Und bald sehe ich ihn regungslos daliegen wie im tiefen Schlaf. Nur meine Lider fallen nicht. Das Herz pocht und die Schläfen hämmern. Meine Augen bohren sich hinein in die Dämmerung. Allmählich wird die Landschaft draußen immer deutlicher. Der Zug eilt dahin. Bald zwischen Maisfeldern und Bananenplantagen, bald an den Abhängen der Berge, an denen das Vieh weidet. Hütten der Eingeborenen aus Lehm und Stroh liegen zerstreut an den Hügelhängen. Macke schwarze Kinder laufen an die rollenden Wagen heran und heben bittend die Hände. Sie sind hungrig.

Bis 12 Uhr mittags sitzen wir so in unserem Abteil. Da kommt die Station Deepdale, zu deutsch Tiefental. Es ist meine Endstation. P. Superior mahnt: „Vater, hier müssen Sie aussteigen!“ Der Zug hält. Schwarze stehen draußen, die Christen in europäischen Kleidern, die Heiden in ihrer bunten Tracht mit Perlenschnüren, Tierfellen usw. Sie lärmten und lachen. Ich steige aus. P. Superior bleibt im Zug. Er reicht mir die Koffer durch das Fenster. Zwei schwarze Jungs springen herbei und nehmen sie mir gleich aus der Hand. Ich bin einfach sprachlos und gucke wie ein Dackel, dem man die Wurst vor der Nase weggeschlappt hat. Schon ausgeraubt beim Einzug und zwar mitten unter den Leuten. Da höre ich ein Lachen und ein härtiger Weißer winkt mir und ruft mir zu: „Willkommen, mein Vater, in Afrika! Übergeben Sie das Gepäck unseren Boys!“ Jetzt geht mir ein Licht auf: Also wieder kein Überfall! Ein Missionar hat mich abgeholt mit der Kutsche. Er steht nun bei den Pferden, damit sie nicht scheuen vor dem Zug. An meinem langen Bart war ich natürlich sofort als Missionar gezeichnet.

Wir steigen auf unsere Staatskarosse, ein Modell von gestern. Mein Mitbruder lenkt die Pferde, ich sitze neben ihm, die 2 Jungs hinter uns beim Gepäck. Ein Peitschenknall. Wir rollen weg. Auf holpriger Straße geht es hinein ins wilde Land. Kein Wald, kaum ein Baum oder Strauch tröstet das suchende Auge. Eine sonnenverbrannte Steppe ringsum. Hohes dürres Gras, von ödem Felsgestein durchbrochen, nur einige verkrüppelte Zwergbäume fristen ein kümmerliches Dasein. Und zwischen den Felsen suchen Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen ihre farge Nahrung. Hier und da rollt der Wagen durch einen fast ausgetrockneten Bach. Armselige Hütten liegen über die Hügel zerstreut wie große Bienenkörbe.

Etwa 3 Stunden Fahrt. Ein einfaches Farmhaus steht am Wege, zugleich ein Kaufladen für die Eingeborenen. Ein großer Schild hängt am Eingang: Castle Beer. Wir halten. Mein Mitbruder meint: „Sie sind ein Vater, ich bin ein Vater. Wir haben beide Durst.“ Wir steigen ab und gehen hinein. Die Farmersfrau grüßt uns freundlich. Es ist mehr eine vornehme Wohnstube als ein ländliches Gastzimmer. Nur selten wird ein Gast sich hierher verlieren. Ein einziger Tisch genügt da. Mit Begegen trinken wir das kühle Nass. Aber man merkt es gleich. Es ist kein bairischer Stoff. Wir sind eine andere Marke gewohnt. Immerhin besser als gar nichts.

Ein fernes Rollen und Grossen mahnt uns zum Aufbruch. Ein Gewitter naht. Im Westen ziehen schwere Wolken herauf. Wir lassen die Pferde etwas schneller ausgreifen. Nur mehr 2 Stunden, dann sind wir daheim. Aber immer schwärzer und dichter ballen sich die Wetterwolken. Schon taucht unsere Missionsstation in der Nähe auf. Noch eine halbe Stunde. Da plötzlich bricht über uns das Unwetter los.

Der Regen prasselt nieder, Blitze zucken, Donner rollen. So schwer und dicht fallen die Tropfen, daß ich nicht unterscheiden kann, ist es Hagel oder Regen. Wir können uns auf dem Wagen nicht mehr unterhalten, die Worte gehen unter im Rauschen des Regens. Wir fahren auf einer Bergstraße abwärts. Tiefend wie Gießbäche stürzen die Wasser vom Abhang über die Straße, reißen ganze Felsen heraus und graben halbe Meter tiefe Rinnen und Löcher in den Weg und stürzen donnernd auf der andern Seite etwa 200 Meter tief hinunter in den Fluss Kurane. Die Pferde werden unruhig. Der Regen peitscht sie in die Augen. Sie können nicht mehr sehen und wollen nicht mehr voran. Der Wagen fällt von einem Loch ins andere. Wir steigen ab. Bereits durchnässt bis auf die Haut, trotzdem wir noch schnell in unsere Regenmäntel geschlüpft waren. Ich frage meinen Mitbruder, ob ich etwa meinen Regenschirm aufspannen soll. Er lacht laut auf: Eine solche Idee! Es würde ihn einfach in Fetzen hauen. Wir stehen am Wege und halten die Pferde. Ich frage: „Wie sollen wir da weiterkommen? Auf dieser Straße geht es nicht mehr. Dort unten in der Mulde steht das Wasser schon 2 Meter über dem Wege.“ Wir müssen umkehren und von der andern Seite des Berges heimzukommen suchen.

Nur etwa 20 Minuten hatte der Wettersturm getobt. Aber die Wirkung war einfach verheerend, die Straße fast unfahrbar geworden. Vorsichtig drehen wir unsere Pferde um und suchen wieder aufwärts zu fahren. Es geht nur schrittweise. Oft halb bis an die Achse versinken die Räder im Morast. Nach weiteren 3 Stunden mühsamer und gefahrloser Fahrt nähern wir uns der Station wieder von einer anderen Seite. Eine halbe Stunde noch, dann sind wir da. Aber der Wagen geht nicht mehr weiter. Die Räder sind nun bis an die Achse eingefunken. Es bleibt uns nichts übrig. Wir steigen ab. Wir wollen eben die Pferde ausspannen und den Wagen später von den Eingeborenen holen lassen. Aber da kommen uns schon unsere schwarzen Arbeiter mit Eseln entgegen. Die letzte halbe Stunde also legen wir zu Fuß zurück.

Voll Schmutz und durchnässt kommen wir auf der Missionsstation an. Es sind etwa 7 armselige Lehmhütten an einen Abhang gebaut. Die Schwestern kommen uns händeringend entgegen. „Vater, das Wetter hat alles zerstört!“ Sie führen uns nun hinab an den Fluss, der die Station mit Wasser versieht. Eine eiserne Hängebrücke hatte uns verbunden mit dem anderen Ufer, auf dem die Eingeborenen wohnen. Aber nun welche Verwüstung!

Der Fluss macht hier ein Knie, eingewängt zwischen Felsen. Das Wasser hatte sich hier gestaut. Der Fluss war hier in einer halben Stunde etwa 5 Meter gestiegen. Die Brücke war zerstört, die Betonpfeiler herausgerissen, die Eisenketten zersprengt wie Zirbensfäden, die Eisenschienen gebogen wie Streichhölzer, die Balken weggeschwemmt. Der Fluss war über die Ufer getreten und hatte die Felder mitgenommen. Wir hatten dort Mais und Kartoffel gepflanzt. Mein Mitbruder biß grimmig auf

seine Tabakspfeife, die er sich in Stunden höchster Erregung immer ins Gesicht steckte und knirschte: „Für dieses Jahr ist die halbe Ernte wieder vernichtet.“ „In Gottes Namen“, seufzten die frommen Schwestern. So standen wir sprachlos vor dem Greuel der Verwüstung.

Diese Missionsstation St. Katharina war noch nicht meine eigene Station, aber meine nächste. Vorläufig blieb ich hier zwei Tage, um mich von dem ersten Schrecken der Reise zu erholen. Dann erst setzte ich meinen Weg fort der neuen Heimat entgegen.

Etwas über den Wert der hl. Messe

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Es soll nun hier keine dogmatische Abhandlung folgen, sondern ich möchte nur zeigen, was man praktisch für eine hl. Messe Opfer bringen müßte, wenn man schon einmal überzeugt ist davon, daß es nichts geben kann auf Erden, was dem Wert einer einzigen hl. Messe auch nur annähernd gleich käme. Was tun die Menschen nicht alles und was für Opfer bringen sie nicht für ihren Sport, für ihr Vergnügen, ja, wagen wir es nur zu sagen, für ihre Sünden. Nun ist das alles, mit dem Auge des Glaubens gesehen, als nichts zu erachten im Vergleich mit einer einzigen hl. Messe. Was sollten dann erst die Katholiken für Opfer bringen für eine hl. Messe, wenn andere schon solche Opfer bringen für das absolute Nichts. Wir wagen es gar nicht zu sagen, daß wir hier mit so we-



Wellen und Felsen am Indischen Ozean bei Park Rynie

Photo: P. Grüter, Umzinto

nigen erfreulichen Beispielen dienen können, selbst unter unseren Katholiken, die das unbegreifliche Glück haben, im Besitze dieses Himmel und Erde überragenden Gutes zu sein. Wenn aber von irgend jemand, so erwarten wir, daß wenigstens der Missionar, der Bringer der Frohbotsschaft zu den noch in der Finsternis sitzenden Heidenvölkern, die richtige Wertschätzung für die hl. Messe hat, er, der das Feuer der Gottesliebe auch anzünden will in den kalten Heidenherzen. Wenn aber der Missionar die richtige Wertschätzung für das hl. Messopfer haben muß, so wird sich das wohl nach außen zeigen müssen in den Opfern, die er auf sich nimmt, um seine tägliche hl. Messe lesen zu können.

Ja, bei den Andersgläubigen wird er dafür wohl kein Verständnis finden. So kann es ein Kaufhausbesitzer in der Givaaï nie verstehen, wenn ich so höflich als möglich zwar seine Einladung, bei ihm zu übernachten, abschlage, weil ich gerne meine hl. Messe lesen möchte und er versteht es nur unter dem Hinweis, daß ja viele meiner Christen täglich zur hl. Kommunion gehen, wenn ich ihnen die Gelegenheit dazu gebe. Aber er würde es ganz und gar nicht verstehen, wenn ich ihm sagen würde, daß ich die hl. Messe auch ganz allein lesen würde, denn von allen Außenstehenden hat ja nur die englische Hochkirche noch eine Messe, und auch bei diesen ist es nicht mehr so recht als Opfer, sondern mehr als Kommunionandacht aufgefaßt. Da, wenn man auf weiten Touren ist, ist es tatsächlich manchmal mit Opfern verbunden, täglich seine hl. Messe lesen zu können. Hier bei rhodesianischer Wärme wäre es von großem Vorteil, seine Tour schon vor Sonnenaufgang antreten zu können. Aber man will doch seine hl. Messe lesen und auch den Christen so viele Tage als möglich die Gelegenheit geben, einer hl. Messe beiwohnen und auch die hl. Kommunion empfangen zu können. So wird es dann immer etwas spät bis man aufbrechen kann und man bekommt dann die ganze Stärke der mittäglichen Tropensonne zu fühlen für viele Stunden. Aber die hl. Messe ist es eben schon wert, daß man um einige Tausend Tropfen mehr Schweiß vergießt als es der Fall wäre ohne die tägliche hl. Messe. Für den Missionar ist es eines seiner schwersten Opfer, wenn er durch seine Missionsarbeit manchmal gezwungen ist, auf seine tägliche hl. Messe verzichten zu müssen. Was muß er oft für Opfer bringen, nur weil er seine hl. Messe nicht auslassen will, auch nicht einen Tag, wenn es nur irgendwie möglich ist.

Da will ich nun erzählen was einmal ein Kaplan von Triashill (Missionsstation im Mashonaland, gegenwärtig von den Jesuiten der englischen Provinz versehen), für Opfer brachte, weil er auch nicht einen Tag ohne seine hl. Messe sein wollte. Von Triashill aus hatten die Mariannhiller auch eine Außenstube in Rusapi zu versehen, der Bahnstation von Triashill, in einer Entfernung von 30 englischen Meilen, also ungefähr 10 Wegstunden. Das Gelände war sehr bergig und von Rusapi nach Triashill ständig ansteigend, da Triashill bedeutend höher liegt als Rusapi. Der Kaplan machte nun diese Tour immer mit dem Fahrrad, da es die Missionskasse nicht vertragen konnte, ein Auto zu kaufen, wie es die Missionare der anderen Bekenntnisse wohl alle taten. So passierte es einmal, daß auch die Schwester Oberin dabei war, weil gerade Ferien waren. Die Schwester fuhr mit dem Zweiräderwälzchen und ihrem kleinen Buben, den sie als Begleitung dabei hatte, schon einige Stunden früher weg, da der Kaplan noch auf die Post warten wollte. Da aber der Weg ohnehin mühsam genug war, so wurde alles auf dem Wagen



Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich!

Herz Jesu-Statue in Großenried bei Ainsbach

Photo: Br. Lothar Limbacher, Reimlingen



Die ersten Absolventen unseres Missionshauses
St. Bonifatius 1937 mit Hochw. P. Rector und dem Lehrerkollegium
Photo: P. Gotthard, Schurgast

verstaut und der Kaplan behielt für sich nur ein Stück Brot und ein Fläschchen kalten Tee, um etwas für den weiten Weg zu haben.

Kaum aber war Schwester Oberin abgefahren, so setzte ein sehr heftiger Sturm ein, weshalb der Radfahrer seine Abfahrt etwas verschieben mußte. Er entschloß sich noch in der Schule zu übernachten und am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang den Heimweg anzutreten. Das Stück Brot und der Tee bildeten so die bescheidene Abendmahlzeit und am frühen Morgen ging es dann noch beim Mondschein heimwärts, natürlich mit nüchternem Magen, denn er wollte doch seine hl. Messe auf keinen Fall auslassen. Anfangs ging es wohl ganz gut, aber bei Sonnenaufgang bekam er Gegenwind. So ging es nur langsam vorwärts und die Kraft wurde immer weniger, da er ja nüchtern war. Zwar kam er an bekannten Farmen vorbei, wo er wenigstens einen Trunk frischen Wassers hätte zur Erfrischung bekommen können, aber die hl. Messe wollte er ja noch daheim lesen. Also weiter. Nur noch eine gute Stunde war er von der Station entfernt, da verließen ihn vollständig die Kräfte. Die Erschöpfung war so groß, daß er nicht mehr weiter konnte, er mußte sich im Busch unter einen Baum legen und eine Stunde rasten. Auch nach dieser Rast konnte er sich nur mit Mühe weiter schleppen, so daß er erst gegen 10 Uhr in Triashill ankam. Aber Gott sei Dank hatte er's geschafft, er kam nüchtern an und konnte nach einer kurzen Rast, wenn auch mit großer Mühe, seine hl. Messe lesen.

Wie groß die Erschöpfung war, kann man daraus ersehen, daß er nur mit Mühe die hl. Kommunion nehmen konnte, denn der Gaumen war ganz ausgetrocknet. Er mußte gleich nach der hl. Messe etwas trinken, um sich wenigstens ein wenig zu erfrischen.

War diese hl. Messe zu teuer erkaufst? Ich bin überzeugt, der Kaplan von Triashill dachte nicht so. Wenn aber jemand überzeugt ist vom Wert

der hl. Messe, dann wird er auch so denken wie der damalige Kaplan von Triashill. Aber die Zeiten ändern sich und der Kaplan von Triashill ist in das Matabeleland gewandert und Pfarrer von St. Patrick in Bulawayo geworden. Als Pfarrer von St. Patrick hatte er auch das Kohlenbergwerk Wankie zu pastorieren. Da wollte er sich doch auch einmal die Eingeboreneniedlung ansehen, denn er hörte von seinem Lehrer in Wankie, daß die Eingeborenen dort gerne Schulen hätten. Auf die Frage, wie weit es eigentlich zur Siedlung sei, erhielt er zur Antwort: nicht gar so weit. Also so früh als möglich die hl. Messe gelesen und dann los. Doch durch die hl. Messe verzögerte sich die Abfahrt. Wer aber einmal die Wankiesonne zu spüren bekommen hat, der weiß, was es heißt, im Sonnenbrand zu wandern oder mit dem Rad zu fahren. Zedenfalls ist es schon etwas mehr wie ein kleines Fegefeuer. Der Pfarrer war kein Neuling mehr in Afrika, aber so etwas hatte er noch nie erlebt. Er hatte sich kaum träumen lassen, daß es so etwas gibt. Es wurde ziemlich spät bis er in die Reserve kam. Die Sonne brannte so stark, daß man das Rad fast nicht mehr halten konnte, denn der Stahl wurde zu heiß. Man konnte sich auch nicht ein wenig zur Rast niedersezen, denn der Boden war so heiß, daß es durch die Schuhsohlen durchbrannte. Kein Schatten weit und breit, denn die Bäume hatten nur noch kahle Äste, aber keine Blätter mehr. Dazu hatte der Missionar nur ein Stückchen Brot und etwas Käse als Proviant bei sich, denn er dachte, nachmittags wieder in Wankie zu sein. Doch es wurde Abend bis er zum Häuptlingskraal kam. Erst hier konnte er einige Bissen essen, da es kühler wurde. Die Begleiter waren auch totmüde und dachten nicht an eine baldige Umkehr. Da, sie wollten am nächsten Tag unbedingt noch an den Sambesi gehen. Das aber war durchaus nicht nach dem Sinne unseres Missionars, denn er wollte nicht gleich mehrere Tage ohne hl. Messe sein. So konnte der Missionar den Gedanken nicht mehr los bekommen, den Rückweg allein anzutreten, falls seine Begleiter nicht dafür zu haben waren. Man legte sich im Freien zur Ruhe.

Umgehr gegen 11 Uhr wachte der Missionar aus seinem Schlafe auf. Der Mond stand am Himmel und beleuchtete mit seinem Silberschein die Gegend. Da war auch sein Entschluß gefaßt. Er stand auf, nahm sein Rad und machte sich auf den Rückweg. Ganz allein in einer Gegend, die er erst vor einigen Stunden zum erstenmal gesehen hatte. Sein Weg führte an riesigen Tümpeln vorbei, die voll von Krokodilen waren. Aber er wollte wenigstens den Versuch machen, auch morgen nicht ohne hl. Messe sein zu müssen. Wenn es ihm gelänge noch bis zum Kaufladen zu kommen, dann konnte er es schließlich schaffen. Doch der gute Pater täuschte sich. Die Erschöpfung am Tage vorher war doch zu viel gewesen und gar bald stellte sich wieder starker Durst ein. Dazu kam ein neues Mißgeschick. Da der Durst fast unerträglich wurde und die Erschöpfung sich wieder bemerkbar machte, wollte der Pater noch in einen Kraal, den er nahe am Wege wußte, um Wasser zu trinken. In der Nähe sah er ein Feuer und das mußte nach seiner Berechnung dieser Kraal sein. Doch diese Berechnung erwies sich als falsch, denn es war noch lange nicht der Kraal, sondern nur ein Feuer auf dem Feld. Durch diesen Abstecher verlor er auch noch den Weg. Als er auf eine freie Höhe kam, mußte er den Versuch aufgeben und hier unter freiem Himmel den Morgen abwarten ohne jeglichen Schutz gegen wilde Tiere. Es war ein bitter hartes Lager auf der bloßen Mutter Erde und dazu war der Boden noch stei-

nig. So kam endlich der Morgen, und obwohl der Pater auf einem ansehnlichen Hügel sich befand, konnte doch das Auge nicht eine Spur von einer menschlichen Wohnung entdecken. Gestärkt durch die Nachtruhe ging er etwas weiter den Hang hinunter. Was war das? Da war ja der verlorene Weg. Also konnte alles noch gut werden, es war ja noch sehr früh am Morgen. Doch bald mußte der gute Pater sich überzeugen, daß er Wankie nicht nüchtern erreichen könne. Ein neues Hindernis kam, die liebe warme Sonne, die für den müden Wanderer zum Höllenbrand wurde. Bei seiner völligen Erschöpfung kam der Pater nur sehr langsam voran. An eine Rast war nicht zu denken, da der Boden glühend heiß war und kein Baum auch nur den geringsten Schatten spendete. Der arme Pater schlepppte sich so dahin und betete nur um das eine, daß seine Kräfte aushalten möchten bis zum nächsten Kraal. Endlich gegen 10 Uhr vormittags kam er dort an. Hier gab es wenigstens ein wenig Schatten und man konnte etwas ausruhen. Doch die Erschöpfung war zu groß. Er mußte für diesen Tag auf seine hl. Messe verzichten.

Viele werden sich denken wenn sie das lesen: es war doch ein Unsinn, so etwas zu machen. Ja, aber ich denke, sein Schützengel hat nicht so gedacht, und obwohl der Weg nicht ungefährlich war, hat er seinen Schützling doch heil hindurchgeführt. Als am Abend der Pater weiterziehen wollte, sandte ihm sein Schützengel einen Helfer. Kaum war er nämlich eine kurze Strecke gegangen, da kam der Kraftwagen des Bergwerks, um die Milch zu holen. Mit diesem konnte er dann die letzte Strecke seines Kreuzweges ohne Mühe und Opfer zurücklegen. Am nächsten Tag las er dann wieder die hl. Messe.

Und nun möchte ich fragen: Ist es nicht verkehrt, solche Opfer zu bringen, nur um eine hl. Messe lesen zu können? Manche werden wohl denken, daß es nicht ganz vernünftig ist, so etwas zu tun. Wenn es aber vernünftig ist dieselben Opfer zu bringen auf Elefantenjagden oder auf Forschungsreisen oder des Sportes wegen, so ist es tausendmal vernünftiger, solche Opfer zu bringen für eine hl. Messe, wenn wir daran glauben, daß die hl. Messe das kostbarste ist, was wir auf Erden haben. Unser Glaube aber darf nicht nur ein theoretischer Glaube sein, sondern er muß ein praktischer Glaube sein, d. h. wir müssen so handeln wie wir es mit dem Munde bekennen.

Erst dann werden mehr Missionsberufe aus unserem Volke hervorgehen, wenn es wieder tief religiös, sittenstreng, anspruchslos und opferstark geworden ist. Nur eine Mutter, die das Glück zu schätzen weiß, ein Kind als Priester am Altar, als Missionar in Gottes heiliger Streiterfahrt zu sehen, nur eine Familie, die in ihren Kindern schon vom zartesten Alter an Frömmigkeitssinn, Opferkraft und Entzagungswillen zu pflegen weiß, nur solche wird Gott auserwählen, der unerlösten Welt Bannenträger des Kreuzes, Lichtträger der Wahrheit, Engel christlicher Liebe zu schenken.

A. H.

Wer vielleicht sonst für die Mission nichts zu tun vermag, aber beten kann, der möge für sie beten, und er darf versichert sein, daß seine Missionstätigkeit nicht die geringste ist.

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M. †

(Fortsetzung)

Am 19. Juni 1936 hatte ich Gelegenheit nach vielen Jahren wieder nach Mahobe zu kommen. Auf mich machte es den Eindruck einer sehr idealen Mission. Der Eifer der Gläubigen in der Betätigung ihrer Religion ist höchst erfreulich und tröstend. Welch eine freudige Genugtuung und Überraschung war es für mich, als ich am Sonntag nach dem Gottesdienst Wendelin Maduna zu mir kommen sah. Mit ihm kamen sein jüngster Bruder und andere Bekannte aus der guten alten Zeit, stellten sich mir vor und gaben sich zu erkennen. Da hieß es freilich, wieder viele alte Erinnerungen auffrischen und auf meine früheren Besuche zu sprechen zu kommen. Ich konnte es nicht unterlassen, während der Predigt auf die Entstehung und Entwicklung dieser Mission zurückzukommen und ihnen vom Werke des P. Apollinaris dortselbst zu berichten und sie aufzufordern, in ihren frommen Gebeten seiner in dankbarer Liebe eingedenkt zu sein. —

5. Aus Maria Ratschiz

Nach ungefähr sechsjähriger Tätigkeit als Rektor von Lourdes wurde P. Apollinaris nach Maria Ratschiz im oberen Natal versetzt. Diese Missionsstation wurde von Abt Franz im Jahre 1890 gegründet und ist ungefähr 350 Kilometer von Mariannhill entfernt. Sie liegt in der Gegend von Ladysmith, das im Burenkriege so heiß umstritten wurde. Unser Br. Anton, der nicht nur aus der gleichen Heimat von ihm kam, sondern auch mit ihm Schulkamerad war und manchen heißen Kampf in



Hochw. P. Apollinaris mit Schülern von Centocoiv
Photo: Mariannhiller Mission

jugendlichem Übermut mit ihm ausgefochten hat, gab mir über P. Apollinaris folgende Einzelheiten, einfach und schlicht zwar, aber aufrichtig und wahrheitsgetreu:

„Zuerst muß ich nachdenken, weil ich nichts aufgezeichnet habe; man hat ja niemals daran gedacht, daß es einmal erforderlich sein könnte. Nur durch das Zusammensein in Maria Ratschitz, wo P. Apollinaris mein Rektor war, kann ich etwas berichten. Im Jahre 1911, soviel ich mich erinnere, während der Fastenzeit, kam er als Rektor nach Ratschitz, um als Nachfolger des P. Chyprian diese Mission zu übernehmen. Die neue herrliche Kirche war fertig, was dem guten Pater eine besondere Freude bereitete. Nur die innere Einrichtung: Bänke, Kanzel, Beichtstühle, Kommunionbank, Sakristeischrank und dergleichen mußten noch hergestellt werden. Den Holzboden besorgte Br. Gerard; damit waren auch Zementarbeiten verbunden. Die Schreinerarbeiten wurden von Br. Markus ausgeführt, die Kommunionbank von Br. Stephan. Die drei Altäre wurden später in Mariannhill von Br. Sigfried verfertigt. Der Hochaltar ist der schmerzhaften Mutter geweiht und trägt als Bild in der Mitte das Kreuz, auf der einen Seite die allerseligste Jungfrau mit den Schwestern im Herzen, auf der anderen das Bild des hl. Johannes. Seitenaltäre: Herz Jesu und St. Joseph mit zwei großen Statuen.“

Seine erste große Aufmerksamkeit richtete P. Apollinaris darauf, daß der erste Freitag jeden Monats recht würdig und feierlich begangen wurde; dementsprechend eiferte er sowohl die Schul Kinder als auch die Erwachsenen zum würdigen Empfange der hl. Sakramente an. Das Hochamt vor dem ausgezogenen Allerheiligsten mit darauffolgendem feierlichen Segen nahm an diesem Tage um $1/2$ oder 7 Uhr seinen Anfang, um vorher noch die Beichten der Auswärtigen hören zu können. Auch die auf der Station beschäftigten Arbeiter hatten denselben, sowie der darauffolgenden kurzen Predigt beizuwohnen. „Aller Anfang ist schwierig“, sagte er; deshalb begann er damit, die Herz-Jesu-Andacht und den Empfang der hl. Sakramente, hauptsächlich seitens der Männer und jungen Leute aufs eifrigste zu fördern; die Frauenwelt kam so wie so schon.

Ebenso drang er scharf darauf, daß während des Rosenkranzmonats die erwachsenen Auswärtigen zur Kirche kamen, um täglich gemeinsam während der hl. Messe den Rosenkranz mitzubeten.

Als Hilfspriester hatte er den bereits 70 Jahre alten P. Odilo. In der Seelsorge selbst konnte ihm zwar der gute, heiligmäßige Pater nicht besonders viel helfen; denn da er der Eingeborenen-Sprache nicht hinreichend mächtig war, so konnte er weder predigen in Zulu, noch beicht hören. Dennoch ermöglichte er es dem P. Apollinaris, daß letzterer in der Seelsorge auswärts tätig sein konnte, während P. Odilo zu Hause den Gottesdienst hielt, die Taufen spendete und die Begräbnisse vornahm. Englisch jedoch verstand P. Odilo ganz gut. Sobald P. Apollinaris an Sonntagen den Gottesdienst in der Pfarrkirche abhielt, begab sich P. Odilo nach dem von Ratschitz drei Stunden entfernten Wesselsnek, um dort Gottesdienst zu halten. Somit ergänzten sich beide recht gut.

In der Außen-Mission war P. Apollinaris beständig tätig; deshalb hielt er sehr viel auf ein gutes Reitpferd, das von ihm bestens behandelt wurde. Er ritt gewöhnlich nur langsam, selten schnell, oft auch lange Strecken über 20 Meilen an einem Tag. An warmen Tagen wusch er sein Pferd an einem Flusse schön sauber. Zu diesem Zwecke hatte er stets ein



Neue Kirche in der Mariannhiller Mission. Dachstuhl und alle
Zimmermannsarbeiten wurden von Hochw. Fath. J. Nowak ausgeführt
Photo: Mariannhiller Mission

Schüsselchen bei sich oder verwahrte ein solches in einem Kraale; die vorbeikommenden Eingeborenen halfen ihm gerne bei dieser Abwaschung. Er erfreute sich einer besonderen Gabe, sich die Herzen der Eingeborenen zu gewinnen. Gerne ritt er auf schmalen Pfaden zu ihren Hütten, im Sommer durch ihre Felder, lernte die Leute kennen, konnte sie beobachten und ihnen Aufschluß und manchen guten Rat erteilen. Betreffs ihrer Feldarbeiten, ihrer Viehzucht, ihrer häuslichen Angelegenheiten und dergleichen kamen sie oft zu ihm und erkundigten sich bei ihm, wobei sie immer ein williges Gehör fanden.

Nachdem er von seiner Außenseelsorge nach Hause zurückgekehrt war, gönnte er sich wenig Ruhe, sondern ging oft noch in die Schreinerei an die Hobelbank. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war dortselbst das Einrahmen von Heiligenbildern. Auch ließ er solche Rahmen verschiedener Größe und Heiligenbilder in großer Auswahl von Mariannhill kommen. Da gab er sich dann alle Mühe beim Sägen und Anpassen, alles mußte ganz genau aufs Haar passen. Während des Zusammenleimens mußte er oft zur Küche oder zur Schmiede kommen, um den Leim wieder heiß zu machen. Das Fertigmachen der Bilder, die Einfassung auf der Rückseite mit Pappendeckel und Papier ließ er durch größere geschickte Schulkinder besorgen, denen er es angelernt hatte und die ihm helfen mußten. Auch die damalige Lehrerin, Schw. Ignatia, die nebenbei den Gesangunterricht der Kinder besorgte und Befähigteren das Harmoniumspielen beibrachte, eine überaus tüchtige Lehrerin und Erzieherin, half dabei bereitwilligst mit, obwohl sie mit anderen Arbeiten reichlichst überladen war. Sie sorgte dann dafür, daß die Bilder schön und richtig

ins Rektoratszimmer zur Ausstellung kamen. Nach dem Gottesdienst an den Sonntagen kamen dann die Leute ins Zimmer und bewunderten mit Staunen die Pracht derselben. Wer aber die kindlichste Freude daran hatte, das war der gute Baba selbst; da strahlten dann seine Augen, und sein Mund wurde nicht müde, ihnen die Bedeutung dieser Bilder zu erklären. Viele derselben wanderten dann gleich in die Wohnungen seiner Schäflein.

Er schaute darauf, daß die Häuser und Zimmer der Neubefehrten und überhaupt der christlichen Familien mit religiösen Gegenständen versehen waren. Deshalb fing er mit den Heiligenbildern an, die er ihnen selbst zubereitete und ihnen auf das Billigste abgeben konnte; sehr viele bekamen sie auch geschenkt oder als Lohn für irgendeine kleine Dienstleistung. Bei Trauungen ganz besonders nahmen die Brautpaare und deren Verwandte oft eine ganze Menge davon mit. Ebenso verhielt es sich mit den Weihwassergefäßen, von denen er gewöhnlich eine große Auswahl zur Hand hatte. Jede Familie mußte im Besitz eines solchen sein. Auch mit Kreuzifixen verhielt es sich so. Für die Friedhofskreuze auf den Gräbern der Eingeborenen sorgte er ebenfalls. Manche solcher Kreuze waren abgebrochen und lagen am Boden; manche arme Leute konnten sich keines kaufen. P. Apollinaris machte sich daran, aus dem harten Umtoliholz solche Kreuze zu ververtigen; dieses Holz ist fast so hart wie Eisenholz; deshalb verwendet man es häufig für Einzäunungsposten, da die Almeisen denselben nicht schaden. Von diesem Umtoliholz gab er mir öfters den Auftrag, die schwachen geraden Stücke auszusuchen, dieselben auf die richtige Länge abzusägen und in die Schreinerei zu bringen, um daraus einfache Friedhofskreuze für die ärmeren Leute und für die Friedhöfe der Außenstationen zu ververtigen.

So oft P. Apollinaris spät am Nachmittag oder auch während der Nacht von seiner schweren und anstrengenden Missionsarbeit nach Hause kam, begab er sich jedesmal trotz aller Ermüdung noch in die Kirche, um sein Tagewerk vor dem Allerheiligsten zu beschließen.

Jedes Jahr zu Weihnachten trafen am hl. Abend die Katechumenen und Gläubigen aus den entfernt liegenden Außenposten ein. Sie kamen von New-Castle, Dannhauser, Ingogo, Alcock Spruit, Blauwbosch, Charlestoön, Inganane, Wessel's Nek, Tonono, Toleni, Waschbank, Kupe usw. und hatten oft einen Weg von 8 bis 9 Stunden und noch darüber zurückzulegen, um zur Station zu kommen. Sie stellen sich zunächst vor seinem Zimmer auf und warteten bis er aus der Kirche vom Beichthören zurückkam. Es machte ihm stets eine große Freude, diese von so weit hergekommenen Gläubigen vor sich zu sehen; deshalb wurden sie auch stets recht herzlich und liebevoll von ihm aufgenommen. Er wies ihnen eine Nachtherberge an und ermunterte sie, sich auf eine gute Beichte vorzubereiten und während des mitternächtlichen Gottesdienstes dem göttlichen Kinde ein wohlvorbereitetes Plätzchen in ihrem Herzen zu geben. Das Beichthören dauerte dann vor der Mitternacht bis um 11 Uhr oder auch bis zum Augenblicke da die Glocken feierlichst zum mitternächtlichen Gottesdienst alle einluden, während welchem die neue Kirche ganz gedrängt voll war.

Wie zu Weihnachten, so war es auch zu Ostern. Viele von den Auswärtigen kamen schon auf den Gründonnerstag, die andern auf den Karfreitag, und die übrigen trafen am Karlsamstag ein. Jedes Jahr gab

es zahlreiche Erstkommunikanten; der weiße Sonntag war für diese Feier ausersehen. Wie es in den meisten Pfarreien gebräuchlich ist, wurden auch in Ratschitz die Erstkommunikanten vom Priester mit Ministranten und Kreuz von der Schule abgeholt, um dann auf das Feierlichste unter Glockengeläute und Hymnen in die Kirche einzuziehen. Es war immer eine große Anzahl von neugetauften Erwachsenen darunter. Viele der Eltern und Unverwandten der Kinder schlossen sich denselben bei der hl. Kommunion an. Es war jedesmal ein schöner Tag eines echt glücklichen Familien-Freudenfestes. Mittags- und Abendmahlzeit war gemeinsam in der Schule mit den Erstkommunikanten. Der Baba selbst in Gemeinschaft mit den Brüdern, Schwestern, eingeladenen Gästen und Eltern der Erstkommunikanten beteiligten sich daran. Der übrige Teil dieses Tages war hauptsächlich mit Kirchenbesuchen, Aussteilen von Bildchen als Kommunionandenken und mit Absingen von religiösen Liedern u. dgl. ausgefüllt. Alles fühlte sich glücklich im wahren Sinne des Wortes.

Zwischen 1916 und 1917 herrschte die Grippe hier. Beim Ausbruch derselben wurde P. Apollinaris zunächst nach New-Castle gerufen, wo schon viele frank darnieder lagen und manche starben. Unterdessen zeigte sich die Seuche auch in Ratschitz und Umgebung und griff stark um sich. Man benachrichtigte den Vater durch einen Eilboten davon. Gar manche waren bereits gestorben. Er kam eiligst zurück und fand die Schulkinder hauptsächlich frank darniederliegen. Die angewandten Arzneien zeigten sich wenig erfolgreich. Er besorgte zunächst das allernotwendigste auf der Station, dann bestieg er das Pferd um die auswärtigen Kranken zu besuchen und sie zu versiehen. Ganze Nächte brachte er mit Krankenbesuchen und Aussteilung der Sterbesakramente zu. Bei dieser Gelegenheit fing er das Rauchen an. Dieses bewahrte ihn vor der Ansteckung und war zugleich eine große Erleichterung in seinem Asthmaleiden.

Diese Grippe-Periode war eine der schwersten Heimsuchungen. Zu gewissen Zeiten starben 4—6 Personen an einem Tage. Da fast alle Leute frank darniederlagen, war es gänzlich ausgeschlossen für jeden einzelnen Toten ein eigenes Grab zu machen. Somit wurden größere Gräber gegraben, um mehrere dorthin zu gleicher Zeit zu beerdigen.

Endlich hieß es, man habe eine richtige Arznei herausgefunden, die sich gegen die Grippe als wirksam erweise. Br. Makarus, unser Schaffner, ließ einige Eimer davon kommen. In der Tat starb dann hernach außer einigen wenigen Schulkindern, die bereits stark angesteckt waren, und der Schw. Antonia, einer Lehrerin, sonst niemand mehr.

Diese harte Zeit schwerer Heimsuchung ging vorüber. Es war ein großer Jammer allgemein; für viele war es ein Ansporn zu einem besseren frommen Leben. Die Leute kamen eifriger zur Kirche und der Sakramentenempfang nahm ganz bedeutend zu. Auch die Protestanten wandten sich zahlreicher uns zu. Viele derselben ließen während der Seuche P. Apollinaris zu sich rufen und sich auf den Tod vorbereiten. Auch auf die Heiden machte dieselbe einen starken Eindruck. Sie meldeten sich zahlreich zum Katechumenat. Von dieser Zeit an schickten die Leute von der protestantischen Mission ihre Kinder gerne in unsere Schulen und die Katholiken und katholischen Familien vermehrten sich zusehends.

Alle drei Wochen, oder wenigstens einmal im Monat besorgte er die große Außenmission in den ersten Jahren gewöhnlich zu Pferde, später, da



Das St. Anna-Kloster in Lszintzo (Südafrika)
Photo: P. Grüter, Lszintzo

seine Gesundheit nachließ, auch mit der Bahn. Viele seiner Schäflein, die weit entfernt wohnten, konnte er stets besser mit der Eisenbahn erreichen. Während des Krieges hatte er, da sich der dortige Oblatenpriester nach Europa zur Front begab, auch Dundee zu betreuen.

Nachdem P. Apollinaris zehn Jahre hindurch in Ratschitz als Rektor und Missionar segensreich gewirkt hatte, wurde er nach Centocow berufen. Kurz vorher errichtete er noch ein Schulgebäude in Ratschitz.

Br. Anton übergab mir auch eine Postkarte, die ihm von P. Apollinaris vom 11. April, 1933 von Centocow zugesandt wurde. Sie hat folgenden Inhalt: „Lieber Br. Anton! Danke Ihnen herzlich für die Konnersreuther Zeitungen. Gestern war ich 60 Jahre alt. Vielleicht erlebe ich keinen Geburtstag mehr. Ich kann noch alle Arbeiten tun. Jetzt habe ich auch Hilfe bekommen durch den guten Priester. Habe nie geglaubt, daß ich 60 Jahre alt würde, da meine Brüder alle schon gestorben sind. Zwei wurden 58, einer 40, der andere 36 Jahre alt. Mutter starb mit 81, Vater mit 75 Jahren. Beten wir für einander! . . .“

6. Aus Centocow

Über die Tätigkeit des P. Apollinaris auf dieser Station, die sein letztes 16 jähriges Arbeitsfeld war, liefert mir Br. Gerold, CMM., reichliches Material, das zum größten Teile der Centocower Chronik entnommen ist. Der besseren Übersichtlichkeit halber werde ich es in mehrere Abteilungen einteilen.

Am 17. April, 1920 kam er als Stations- und Distrikts-Oberer in

Centocow an. Er kam von Ratschiz, wo er während des Weltkrieges ein voll gerütteltes Maß von Entbehrungen und Schwierigkeiten hatte.

Am 28. April besuchte er zum ersten Male die Schulen und Filialen seiner neuen Station. 16 Jahre später — am nämlichen Tage — starb der große Missionar. Sein Kaplan war der sehr seeleneifrige P. Eligius CMM., der ihm im Tode vorangegangen ist. Bei seinem Tode waren P. Gregor Zier und P. Charles Fischer seine zwei Hilfspriester.

Typhus-Epidemie

Gleich bei seinem Amtsantritt brach bei den Eingeborenen auf der Farm Centocow und in der ganzen Umgebung der Typhus aus. Hunderte von Leuten in den besten Jahren starben. Im Christendorfe Centocow war kaum ein Kraal, der von Sterbefällen verschont blieb.

Bei dieser Epidemie, die so viele Witwen und Waisenfinder schuf, zeigte sich so recht die große Nächstenliebe und der unermüdliche Seelen-eifer des guten P. Apollinaris. Tag für Tag, von Früh bis Abends und selbst noch während der Nacht besuchte er die Kranken und Sterbenden, brachte ihnen die Tröstungen unserer hl. Religion durch Spendung der Sterbesakramente und half ihnen auf andere Weise. Viele Kranke hatten das Glück, ihre Seele dem Schöpfer zurückzugeben, während der Baba vor ihnen die Sterbegebete verrichtete.

P. Apollinaris und sein Hilfspriester P. Eligius stellten ihren Mann voll und ganz. Jeder von ihnen besuchte oft an einem Tage fünf und noch mehr Kranke. Was das heißt, kann nur ein Afrika-Missionar verstehen. Nicht nur die großen Entfernungen der einzelnen Kraals, sondern auch die steilen, steinigen und fast unzugänglichen Pfade in den Bergen und Schluchten des Centocower Distriktes stellten hohe Anforderungen, Energie und Ausdauer an die beiden Missionare.

Als nun auch noch sein eifriger Hilfspriester im August erkrankte und am Fieber darniederlag, ruhte die ganze beschwerliche und aufreibende Arbeit der zahlreichen Krankenbesuche völlig auf den Schultern des P. Apollinaris. Er mußte ganz allein die Gottesdienste, die Ausspendung der Sakramente und alle anderen seelsorglichen Pflichten verrichten, den Sterbenden beistehen, — nicht zu reden von anderweitigen Arbeiten als Missions- und Distrikts-Oberer. Nur eine Arbeitskraft wie sie P. Apollinaris besaß, konnte so etwas bewältigen.

Typhus ist bekanntlich sehr ansteckend, ganz besonders für solche, die die nötigen Vorsichtsmaßregeln außer acht lassen. Wie kann aber ein Missionar, der bei einer Epidemie Hunderte zu besuchen hat, dieser Gefahr sich stets entziehen? Beim Besuch der zwei hiesigen Spitäler und hauptsächlich in den Hütten der auswärtigen Eingeborenen war er der Ansteckungsgefahr fortwährend ausgesetzt. Die Regierung stellte dieser Gefahr wegen die Station Centocow in Quarantäne. Nur der Missionar und Krankenwärter durften die Station verlassen, allen anderen war es strengstens verboten. Dies jedoch war nur vorübergehend für einige Tage, da durch diese Maßregel der Betrieb der ganzen Station lahm gelegt wurde.

Auf Ersuchen des P. Apollinaris kam der Distriktsarzt Dr. Walker von Bulwer, um die Sache zu untersuchen. Er fand, daß in Centocow selbst, außer P. Eligius, keine Kranken da waren und sämtliche Spitäler

sassen von auswärts zur besonderen Pflege gebracht waren. Dr. Walter der in Begleitung des Magistrates kam, war sehr befriedigt über die Behandlung der Kranken auf der Station. Beide Herren äußerten sich in sehr anerkennender Weise über die Reinlichkeit sowie über den Opfergeist seitens des Pflegepersonals. Letzteres hatte seine diesbezüglichen Anweisungen von P. Apollinaris erhalten, welcher aus Erfahrung durch seine vielen Besuche in den Kraals nur zu gut wußte, daß Reinlichkeit und gute Pflege die beste Medizin und das wirksamste Mittel seien, um den Krankheitsherd einzudämmen. Noch am selben Tage wurde das Verbot für die Eingeborenen, die Station zu verlassen, aufgehoben. Lehrer und Lehrerinnen, Arbeiter und Postbote konnten sich wieder frei bewegen, mußten aber die von der Regierung angeordneten Vorsichtsmaßregeln genauestens einhalten.

In dieser großen Bedrängnis und schweren Zeit für den einzigen Priester, der wegen Erkrankung seines Hilfspriesters alle Pflichten des Seelsorgers allein zu verrichten hatte, eilte Abt Gerad zur Hilfe und verblieb auf seiner von ihm gegründeten Station Centocow bis zur Genesung des P. Eligius.

Nur einem Mann mit eisener Willenskraft, verbunden mit heroischer Gottes- und Nächstenliebe, wie es bei unserm guten P. Apollinaris der Fall war, war es mit der Hilfe Gottes und dem Gebete seiner Gemeinde möglich, die fast übermenschlichen Anstrengungen und Arbeiten zu leisten. Wir sagten oft im Scherze: „So etwas kann nur ein Bauer aus halten.“ — Unsere Schw. Ludovica, C. P. S., die sechs Jahre mit ihm in Centocow beisammen war, bestätigte dieses und fügt bei, daß er, nur von dem Eifer beseelt, Seelen zu retten, oft lange Strecken zu Fuß ging, da die Wege zu Pferd zu gefährlich waren, und daß er sich vor der Ansteckung keineswegs fürchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Jesus Christus, der selbst in den Kranken leidet, um in seinen Gliedern sein Leiden zur Erlösung der Menschen fortzuführen. Christliches Leiden gelangt so zu überpersönlicher Wirksamkeit, bildet allmählich einen Schatz, mit dem man jede Form des Apostolates fördern kann, mithin auch das so dringende Missions apostolat unter den armen Heiden. So viele Kranken leiden am schwersten durch die Meinung, unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft zu sein. Möchten sie doch erkennen, wie sie mehr für Gottes Reich leisten können als die Missionare, die Prediger und alle, die in der Arbeit stehen.

Auch für die unmittelbaren Bedürfnisse der Mission mußte das christliche Volk von Anfang an mit besorgt sein: zunächst für eine genügende Anzahl von Missionaren. Ist diese Aufgabe nicht in den Worten des Herrn ausgesprochen: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in sein Erntefeld?“ Ein Volk, das zu Gott so eifrig betet, wird auch bei der Erziehung seiner Kinder dieses erhabene Ziel vor Augen haben und daher die gottgegebenen Missionsberufe in den jungen Herzen pflegen. Aber auch für die unmittelbar zeitlichen Erfordernisse der Mission ist das christliche Volk von jeher durch Geldspenden aufgekommen.

P. Gatterer S. J.

Das Bettelfreuz

Von Margarete Seemann
Nachdruck verboten! — Verlag Throlia, Innsbruck

Dort, wo der Berg seine kantigen Knie aus dem Boden rekt, duckt sich in das linde Gefälle die armelige Kirche. Steht wie ein zitterndes Blümel so hoch oben; und man denkt, sie müßt Sehnsucht haben, wenn sie wüßt, daß das Meer, das sonnwarme, himmelhelle, unerreichbare weit unter ihr liegt. Tausend Meter, sagen die Menschen und prozen; die Biegelwände und Steinrümmer hören es Sommers und Winters und können nicht froh werden; es müßte ein unerlebtes Grobes sein, einmal die Füße baden zu dürfen im blauen Wasser; nicht ringen zu müssen mit dem eisharten Sturm! Wenn sie sich nicht um den Herrgott stellen dürften wie ein Allernächstes, ein Freund, ein Hüter, einer aus der benedeten Hirtenarmut Bethlehems, sie wollten nimmer stehen, sie legten sich hin, müde und tatlos.

Draußen fugelt die Sonne dem Kamm zu, streicht mit dem guldernen Finger den Fichten über die sturmzerstörten Wipfel, schickt ihre flammenden Pfeile übers Tal hin, über das Schindeldach, durch die schmalen Fenster, die zu beiden Seiten wie Tropfen Trost in die übertünchten Wände schneiden.

Alm wohnt der Herrgott in diesem Haus. Einen einzigen grauen Audienzsaal hat er, den umstehen die nassen, fleidigen Mauern; mißgestaltete Hüter voll unsichtbarer herber Größe; die den Sturm nicht fürchten, die die Eisnadeln fangen und die Hitzpfeile um Mittag; die dem Schnee ihre Schultern entgegenstemmen; und doch still sind und wie Knechte dienen.

Eine Kammer lehnt sich müd an die Muttermauer; in ihr dößelt ein uralter Schrank, den die Holzwürmer mit tausend und mehr Löchern durchsiebt haben. In seinen Läden liegt die seidene Kosifarkeit; gebrechlich; noch in ein anderes Jahrhundert verträumt. Gesättigt mit dem Duft aus der Herrgottsnähe. Barmherzig ist der Weihrauch; liegt wie ein Mantel um die goldenen und silbernen Borten, daß sie nichts wissen von der Armut über der roten Seide mit den Laubenflügeln, über dem lilaarbenen Kreuz, über dem Weiß, das „Hosanna“ ruft, und dem Schwarz, das unentwegt Zwiesprache hält mit dem Bruder Tod.

Im uralten Braum der engen Bänke leuchtet weit vorne die Helle eines Menschenhauptes; reglos wie die Pfeiler; und hat doch jenen wunderbaren Strich über Scheitel und Stirn und um das Oval des Gesichtes, jene Richtung im Antlitz, die

mehr ist als Sprache und Bekenntnis: Ich suche dich! Laß Dich finden, Herr!

Das ist Beate. Stille und Ruhe tun ihr wohl wie das durchseelte Schweigen eines Freundes.

Leise, sirrend betet das Licht im roten Glas: Tu nicht träumen; Menschenkind, tu den dort nicht vergessen!

Vergessen? Den im goldenen Schranklein? Flamme, was denfst du! Ist er nicht längst ausgetreten aus der Klause, mittenhinein in unsre Armut? In mich selber wie ein König in sein Land? Vergessen? Du mußt nicht bange sein! Vergessen tu ich ihn nicht.

Aber ein anderes ist mir im Sinn; steht wie ein flagendes Kindel in meinem Begreifen, wie ein Fragen, das nicht schlafen will ohne die Decken der Antwort. Dort, der Kanzel gegenüber wie Red und Spruch, reckt sich das Kreuz, das Bettelfreuz!

Bettelfreuz? Ja, schaudernd sieht sie: die Linke ist abgehoben vom Eschenbett. Ob der Schmerzensmann, gesättigt mit Dual und Schmach, noch eines wollt? Hat er die Finger nicht bittweis abgetan vom Balken? Was will er haben? Was, o Herrgott, was ist, um das du bittest über den Bränd deiner Zodesnot hinaus?

Der Michelbauer von der hinteren Lobelbacher Mühl hat sie vor einer halben Stund hereingeführt, hat mit den hartgeschnittenen Fingern zum Herrgott aufgelangt und erzählt: „Ist nit immer so giveßen. Die alten Geschichten sagens, daß vor wer weiß wie viel Jahr, die Türken waren noch nicht da, das Kreuz wie die andern gewesen ist. Hat der Herrgott noch hängen dürfen an zwei Händen; einmal — um die Rauchnächt war's, — nur mehr an der einen. Viel Leut haben dran studiert. Ist nit anders worden. Hat keiner gewußt, warum das war. Nur das Kindl, und das ist verstorben, ehnder es alles gsagt hat.“

„Welches Kind? Was hat es gewußt?“

„Beim Jungschlag ißt runterfallert; wie der Blitz war das; und grad unter die Pferd. Die Pferd sind umgrissen; aber die Radeln habens nit verstanden; sind drüber. Herrgott, das war hart aufheben! Habens hereinragen. Der Pfarrer hat ihm noch das Saframent geben; auf einmal hats die Augen aufgrissen, dort in den Winkel hinter der Kanzel deut und gsagt: „Er — will — was — ha — ben — a — Ketten!“ Mehr nit; dann ißt Köpfel abgewellt und den Männern und Weibern war leichter.“

Habens alle gehört: er will was haben.
a Ketten!

Da habens die Kinder mit Blümlein probiert; die reiche Hauberin sogar mit einer goldenen. Ein Fronleichnamskranz, eine Primizkrone habens hintan; nichts hat's gnügt. Er bittelt alliveit noch der Herrgott, und wir wissen nit um was."

Das Bettelkreuz — der Herrgott so in Not, daß er die angenagelte Linse abhebt und hinhält, aus Hunger, aus Durst, ohne Maßen groß?

Es mag ihr nicht aus dem Sinn, gibt ihr die Seele nicht frei zu leichtem Schauen. Sie schiebt sich aus dem harten Gestühl, steht unter der Kanzel. Schauerlich nahe der schmerzverdrehten Hand.

Was willst du, gemarterter Heiland? Blumen und Gold magst du nicht; du willst mehr?

Ich selber bin wenig; aber bist du nicht in mir? Bin ich nicht viel dadurch? Willst du mich?

Kein Schein spielt Antwort von den hölzernen Fingern her.

Du willst mehr als mich? Mehr als mich allein. Wir glauben an dich — willst du unsernen Glauben?

Wir hoffen — ist es zu wenig? Streckst du die Hand nach dem dritten Stern: nach dem Liebhaben? Ist das die Kette?

Das Bettelkreuz schweigt.

Beate lehnt schluchzend an der Kanzelwand.

So elend arm sind wir, daß wir deine Hand nicht hinlegen können an das Marterbett. Was verlangst du so brennend, daß du die Finger darnach hebst vom füntigen Blod?

Tiefer drückt sie sich unter das Dach der Kanzel, näher an das Herz der Schatten — nun sieht sie den Herrn wie einen schmerhaft schwarzen Schnitt gegen das Licht. Reißt seine Krone nicht spieße Löcher in die Dämmernis? Ist nicht alles Sprache an diesen: wundesten Menschenleib?

Heiß überrinnt es sie, — Eine Kette — o Herrgott, tu uns die Seele auf, damit wir finden, worauf du wartest!

Eine Kette, nicht aus Blumen, nicht aus Silber und Gold und nicht den weißen Kranz eines Kindes. Selbst der Primizkranz war es nicht. Welche Kette ist reiner? Eine blankere kann ich dir nicht finden; aber eine warme rote, lebendige — wird es die sein, nach der du verlangst?

Hart holpern Bubenschritte vor der Kirchtür. Stolpern herein. Das Seil klatscht an die Bankwände, wischt über den Boden; die Buben hängen dran und hoch oben heben die erzenen Vögel ihre Flügel.

Am Abhang des Hügels erheben sich die Kurgäste. Beate ist unter sie getreten, grüßt. Die Promenadebänke werden leer.

Ein bunter Zug wendet sich den Gasthöfen und Hotels zu.

Unter den Lindenkronen ein Händeschütteln. „Und morgen früh auf die Schwäig. Kommen sie doch auch mit, gnädige Frau!“

„Stöde nicht vergessen!“

„Vielleicht bringen Sie noch einige aus der Gesellschaft mit — einen der Herren — man weiß nie, wem man in der Einsicht begegnet.“

„So ängstlich? Aber gut, es läßt sich schon machen. Die Kinder keine roten Kleider! Es gibt Stiere oben. Und die Schwarzbeertübel mitnehmen!“

„Vom Hochwechsel sieht es gut her.“

„Nun, dann los. Mahlzeit, meine Herrschaften!“

„Wiedersehen!“

Es geht im Graben bergauf; das erste Stück steil. Vier Damen, zwei Herren, die beiden Mittermeiertinder. Ihre Mutter pustet mit sichtlicher Unfreude über die Steinbrocken hin. Und die zarten Schuhe an ihren Füßen genießen keinen frohen Blick. Da hat man es: unten war die Studentin, die Beate, lächerlich in ihren derben Stiefeln; jetzt ist es sie. Und hat doch das eine voraus, daß es hier bloß die Bäume und das Strauchwerk sehen; unten lauern die Gläser von allen Bänken.

„Daz wir uns solche Plage antun, ist widerfällig. Das nennt man Erholung.“

„Aber, gnädige Frau, freuen Sie sich doch auf den Ausblick! Gipfel an Gipfel, hab ich mir sagen lassen!“

„Und daraufhin geraten Sie in Verzückung? Mein liebes Kind, Sie sehen doch noch die Menschen rosentrot und das Leben himmelblau. Ist nicht so. Gibt Verdrüß zum Schwarzerden. Sie könnten eigentlich auch schon aus dem Himmelblauen heraus sein, haben vier Semester, nicht?“

„Gewiß; aber bös ist das nicht. Und ich hab den festen Vorsatz, immer jung zu bleiben! Bis zum achtten Semester und darüber; bis zum Großmuttersein!“

„Da werden Sie nur vorerst einmal Mutter! Du lieber Gott, was denken da die Mädel bloß an Spizien und Küßchen; das andere will man zuerst nicht sehen und dann nicht tun. Was weiß so ein Kücken wie Sie vom Altiverden!“

Beate lächelt. „Ist es schwerer als das Jungsein?“

Schnaufend stoppt die behäbige Dame; fixiert Beate. Will die sie foppen? Doch nein, sie hat ein ehrliches Antlitz. Da glätten sich auch in ihrem Gesicht die anrollenden Wogen. „Spaßige Frage, natürlich. Was weiß denn die Jugend von Sorgen?“

„Schwerer als Koloquium und Dissertation?“

„Weiß ich nicht, mit diesen Übeln war ich nie behaftet. Aber müssen nicht so schrecklich sein, weil sie doch zu Tausenden überstanden werden.“

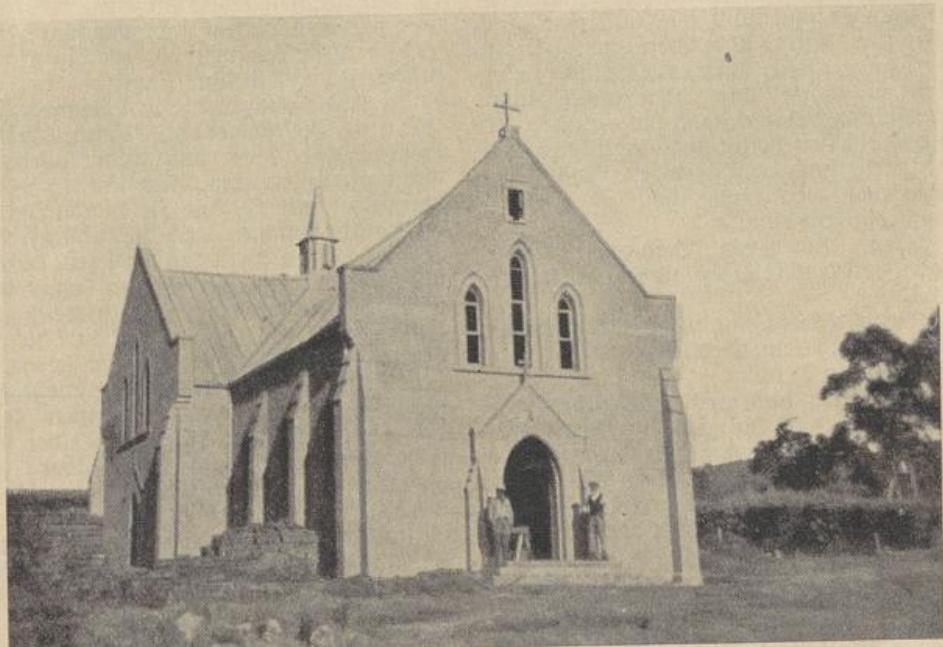
Da lacht das Mädchen hell. „Und das Altwerden — das trifft doch jeder, der nicht jung stirbt. Wo soll dann das Furchtbare stecken? Und wenn es auch zehnmal so schwer wäre, ich krieg es doch unter.“

„So? Tät mich interessieren, wie.“

zu leben, daß man gar nicht mehr davon loskann. Und nicht loskönnen will.“

„Ich gebe es zu, wenn es sich um Theater, Toiletten, Schmuck, alte Möbel handelt, eventuell auch noch etwas Musik. Aber sonst?“

„Sehen Sie dort den Wald, gnädige Frau; er schaut so klein her, als ob ihn die Kinder in die Tasche stecken könnten; so klein wird einmal alles sein, was heute



Christ-Königs-Kirche in Butterworth, Apost. Bifariat Umtata, Südafrika,
eingeweiht durch den Hochwst. Apost. P. Emmanuel Haniseh CMM.
Photo: Mariannhiller Mission

„Sie nennen es wieder himmelblau und backfischgrün. Und es hat doch keine dieser beiden Farben.“

„Sondern?“

„Weiß und golden; und rot. Dunkelrot.“

„Versteh ich nicht, meine Gute.“

„Sehen Sie, gnädige Frau, ich mache eben alles, was ich zu machen habe, gern; Doris möchte sagen: schrecklich gern. Das ist das Weiß. Daz ich niemals Bardon gebe, das Alusneifen vor irgendeiner Pflicht auf keinen Fall dulde, das ist das Gold, wenns auch manchmal gar nicht golden zu tragen ist. Und das Rot — —“

„Ist natürlich Liebe. Kenne das. Dürfte aber bei Ihnen noch rosa sein.“

„Es ist die Liebe. Die muß dunkel sein, unverwässert.“

„Sie werden wieder mystisch; das begreife, wer mag. Das vom Weiß gefällt mir noch am besten. Aber es zerrinnt.“

„Es ist so schön, in diesen drei Farben

so wichtig scheint: Theater und Schmuck, Kleider und Möbel. Und viel anderes.“

„Erlauben Sie mir, bleiben Sie immer so schön und jung? Es vergeht doch alles!“

„Nicht alles. Das Gutsein nicht. Was man Gutes getan hat, wird nicht kleiner, wenn man es auch nach Jahren anschaut. Legt sich eines aufs andere; wächst. Und einmal ist es ein riesenhafter Berg, auf dem man dem Herrgott näherkommt.“

„Sie sollten dem alten Pfarrer dort drunter nichts vorweg nehmen. Zwanzig Jahre und predigen! Es wundert mich bloß, daß Sie heute mitgekommen sind und nicht unten in der Kirche stecken.“

„War schon.“

„Heute? Haben doch die Glocken erst geläutet, als wir schon den Waldweg eingebogen.“

„Der erste Gottesdienst war um 6 Uhr.“

„Ja, darf denn das zweimal sein?“

„Der Sommergast des Pfarrherrn hat die Frühmesse zelebriert.“

„Wie Sie alles genau wissen! Unsereiner hat davon keine Ahnung.“

„Es steht doch am Kirchentor angeschlagen?“

„Wer holt sich aber dort die Neuigkeiten? Schließlich, warum erscheint Ihnen das alles so wichtig, Fräulein Beate? Sie machen auch ohne das Ihren Doktor. Ich begreife Sie nicht. Gott und Religion — nun ja, das ist für die Kinder da, Autorität muß ja schließlich sein und eine gute Hilfe steht darin; aber eben nur Hilfe bis zur Kindergrenze. Dass man für das kleine Volk so etwas wie einen unsichtbaren Wachmann bei der Hand hat — aber uns Großen ist das doch alles längst wieder in der Versenkung verschwunden. So wie ein Bekannter, den man schon Jahrzehnte nimmer gesehen hat.“

„Wenn Sie jenen Bekannten wieder sähen, würden Sie sich nicht freuen können?“

„Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, aber ich hab kein Bedürfnis nach jenem Wiedersehen . . .“

„Keine Sehnsucht nach Gott haben, muß arm machen. Ich habe sie; ich könnte nicht mehr leben ohne sie.“

„Ja, Sehnsucht schon. Ich hab Sehnsucht nach einem fabelhaften Kostüm, nach einem feinen Essen, einer Badereise, vielleicht auch nach einem guten Theaterstück oder einem Vorzugszeugnis der Kinder, schließlich nach einem hübschen Geschäftsabschluß und abends nach einem guten Schlaf; das wäre alles. Am anderen Morgen fangen dieselben Sehnsüchte wieder an. Nicht immer gleich stark; aber doch immer im Kreis. Und ich fühl mich wohl dabei.“

In Beates Augen steht Wasser. „Für weiter reicht es nicht — es muß traurig sein, so arm zu leben . . .“ Sie ist einen Schritt zurückgeblieben; sagt es müde und geprägt, leise vor sich hin. Aber die Frau hat doch etwas davon aufgesangen; und den Ton verstanden. Sie verbohrt die Bähne in die Lippen. Was sich diese Studentin herausnimmt! Tausend Phantasien und knapp zu leben. Aber ihr, ihr sagen, daß sie arm sei! Wohnt sie nicht im „Excelsior“? Zimmer im ersten Stockwerk! Und arm, arm? Es ist empörend!

Wortlos schreiten sie nebeneinander her. Die anderen Damen kommen ein Stück weit unter ihnen nach; Doktor Hammer ist nahe; er hält es mit Ditha und Grivin; die sammeln Heidelbeeren; er findet immer ein reichliches Plätzchen. Dazwischen ernüttet er Köstlichkeiten: Bruchstücke aus dem Gespräch Beatens und der erbosten Frau Mittermeier.

Von der Anhöhe rechts oben sieht es

herunter wie ein großer, dörrer Kranz. Serpentinen führen hinauf zum Försterstein. Sie stehen schweigend; es überrieselt sie voll der Mahnung: Hier ist einer den einsamen schweren Tod gestorben, weil er die Pflicht mehr liebte als sein Leben.

Die nächste Biegung stellt ein zweites memento mori unübersehbar vor ihren Augen: Das Burschenkreuz.

Eine Frau sitzt davor. Ihre Augen sind rotgebrannt. Harte, feindvolle Blicke jagt sie den Aufsteigenden entgegen. Die kommen aus dem Lachen und gehen ins Freuen, sie aber, sie steht bis an die Lippen in der Pein. Die dort singen — und ihr ist die Kehle ausgedorrt von Jammer und Weinen. Die steigen mit ihren fremden harten Füßen über das Gras, über den Erdstreifen, der das Blut ihres Buben getrunken hat! O, wie sie alle haßt, die da vorüberkommen und sie anstarren!

Ob sie es in ihren Augen lesen, daß sie nicht mehr beten, nur fluchen kann? Und war doch früher wie sie, auch weich und gut und mit dem Jungen sind wie die andern Mütter! Aber seit sie statt seines lebendigen warmen Körpers nur mehr das graue kalte Eisengitter umarmen kann und die Felsbrocken sieht statt seiner hellen, meerblauen Augen, ist sie selber Eisen und Stein geworden. Die da herauskommen wissen nicht, daß es mehr als sterben ist, wenn man am selben Flecken Erde sitzt, auf dem das Kind nach der Mutter geschrien, nach dem Herrgott gewimmert hat in der letzten Stund. —

Au hundred und hundred Tagen hat sie hier gesessen; langsam verdorrt ihr Leib unter der sengenden Hitze. Tränen hat sie nicht mehr; seit Jahren nicht. Sie strickt und stickt für fremde Menschen, um nicht Hungers zu sterben. Hier, bei ihrem Buben, strickt sie tausend Flüche in weißes Zeug hinein.

Die Gesellschaft hastet an den Flammenaugen der Unglücklichen vorüber. Angstlich tastet Frau Mittermeier nach den Händen ihrer Kinder. Beate aber legt einen scheulichen warmen Blick wie ein weiches Tuch über die arme, leidverzerrte Mutter. Als sie längst auf der Alm angekommen sind, den Hoch- und Niederschmelz betrachten, das Vieh auf der seidengrünen Wiese und die armselige Stube in der gekocht, geschlafen und gewirtschaftet, in der geboren und gestorben wird, durch deren winzige Fensterlöcher die Gipfelwelt schaut, wird Beate den Blick der Unglücklichen nicht los.

Die andern sitzen noch bei Käse, Milch und Butter, die Kinder vergnügen sich an der Drolligkeit eines jungen Wolfshundes und wollen nicht ans Aufbrechen denken. Die Erwachsenen finden bekannte Kurgäste, die von der anderen Seite her aufgestiegen

waren. Es gibt zwei Tische voll lärmender Menschen. Da macht sich Beate allein auf den Rückweg. Man läßt sie ohne besonderes Bedauern gehen; der Einzelne wird ja so oft gerne entbehrt, besonders wenn es sich um einen Stillen, Ernstes handelt.

„Sie ist noch nicht weit, da hört sie hinter sich Schritte. Sie schaut zurück. Doktor Hammer! Erstaunt fragt sie: „Sie müssen auch schon fort?“

„Ihnen nach, gnädiges Fräulein. Warum machen Sie sich so heimlich davon?“

„Heimlich? Ich habe mich doch empfohlen. Und ich hab noch etwas Dringendes zu besorgen.“

„Darf ich Sie begleiten?“

„Ein Stück wohl; weiter unten wäre ich gerne allein.“

„Weiter unten — da meinen Sie das Burschenkreuz?“

„Ja. Aber wie kommen Sie darauf?“

„Sehen Sie, ich hab heute beim Aufsteigen manches aufgesangen, was so wie Weberschifflein zwischen Ihnen und Frau Mittermeier hin- und herflog. Ich besitze ja unerwünscht keine Ohren, übrigens etwas, was meine Herren Studenten als den größten Fehler an mir finden. — Sie haben der Dame nicht wenig gesagt. Deshalb hab ich das vom Burschenkreuz auch gleich verstanden. Aber die Blicke der armen Frau waren zu drohend, als daß ich Sie allein vorbeilassen könnte. Darum bin ich Ihnen nach.“

„Ich danke Ihnen. Aber es wäre nicht nötig gewesen.“

„Was haben Sie eigentlich vor? Wollen Sie der Frau Geld schenken? Das wird nicht viel nützen. Den Sohn ausgraben und wiedergeben können Sie nicht. Ich glaube, da ist es besser, wie ein Dieb an ihrem Zimmer vorbeizugehen, wenn man sich auch schämt.“

„Wie ich es anpacken werde, weiß ich selber noch nicht. Aber vielleicht kann ich ihr helfen, wenn ich ihr ein wenig von meiner Sehnsucht gebe.“

„Sehnsucht hätte sie übers Maß; sie stirbt ja daran.“

„Ich meine die helle, lebendige Sehnsucht, an der man nicht stirbt, sondern lebt und gesund wird.“

„Wie ist die?“

„Sie ist so, daß man dem, der allen wohl tut, die Hände in die Hand legt und weiß, daß es ein Daheimsein ist bei Vater und Mutter und Kind.“

Er streift sie mit einem scheuen Blick. Er hat keine Antwort auf dieses.

Dann sind sie so nahe, daß man die Serpentinenstriche sieht wie eine helle Schrift über dem Berg. Doktor Hammer

geht voraus. Beate sieht am Wehrand, nimmt den weiten blauen Himmel in ihre Augen. Als der Wanderer weit unter ihr vom Wald aufgenommen wird, erhebt sie sich. „Herr Jesus am Bettelkreuz, nun laß mich's recht machen! Laß mich Liebe schenken und laß Lieb daraus aufwachsen!“

Sie bindet einen Strauß aus Gräsern, Blumen und dem Rot und Blau der Beeren. Geht dem Burschenkreuz entgegen.

Im Grase kauert noch immer das Weib.

„Grüß Gott“, sagt Beate, so einfach wie man einen Wanderer grüßt. Und beginnt, den zerteilten Strauß ins Gitterwerk des Kreuzes zu flechten. Die Frau schweigt; jetzt ist Beate fertig. Tut die Handflächen aneinander und betet ein stummes Vaterunser. Nachher setzt sie sich neben die Fremde. Und die verwindert sich nicht. Wenn auch noch niemals einer, der vorbeigewandert ist, bei ihr rasten wollte.

„Sind Sie das erste Mal heroben?“

„Ja, das erste Mal.“

„Wissen Sie die Geschichte — von — meinem — Kind —?“

„Ich weiß sie. Und daß es eine Gnade ist, wenn man so jung sterben darf.“

Das Weib schnellt auf. Wieder brennt das furchtbare Feuer, das auf Minuten schließt, in ihr hell auf. „Eine Gnade? Ein Verbrechen war's, eine Mordtat, für die eine Höll zu wenig ist!“

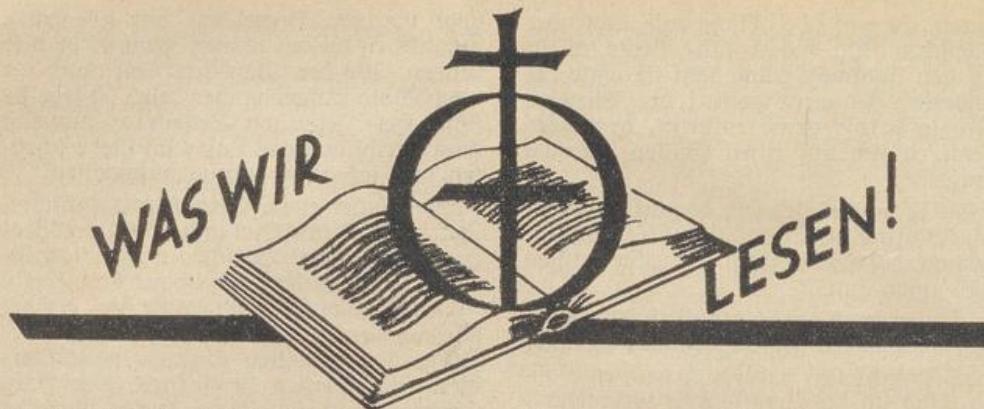
Der feuchende Atem fällt Beate ins Antlitz; aber sie wagt es nicht, sich abzuwenden. Ruhig sagt sie: „Für den, der es tat, war es mehr als die Hölle. Aber wer jung ist, so jung und brav wie Ihr Sohn wohl war, der ist ganz nahe an Gott gekommen. Ich will Ihnen nicht weh tun, aber ich glaube, wenn es mein Kind wäre, ich würde Gott ganz tief drinnen in der Seele danken, daß er ihn genommen hat, solange er noch gut war. Vielleicht wäre er nicht bis ans Ende so rein geblieben, wie er damals war. Und, ist Christus nicht ähnlich gestorben? Zwischen Erde und Himmel, auf einem Berg, kein Dach über dem Haupte, verlassen? Durch Mörderhand?“

„Und seine Mutter — die hat wohl geweint; geflucht hat sie nicht.“

„Nicht geflucht? Ich hab den, der mir den Buben nahm, in Gedanken tausendmal umgebracht.“

Unfähig schmerzvoll brennen die Alu- gen der Frau; und haben doch schon einen einzigen feuchten Streifen. So gierig trinkt keine brandheiße Erde den Regentrunk, wie jetzt ihre Seele auf den Strom wartet, der aus Beatens Augen, aus ihrem Mund rinnen soll.

(Fortsetzung folgt.)



Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Die Heilige Schrift für das Leben erklärt. Herders Bibelkommentar. Herausgeber: Edmund Kalt (für das Alte Testament) und Willibald Lauck (für das Neue Testament). 16 Bände.

Band VI: Die Psalmen, übersetzt und erklärt von Dr. Edmund Kalt (XIV u. 524 S.) 1935. Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerks: Geheftet RM. 9.50; in Leinen RM. 12; Halbleder RM. 14. Bei Einzelbezug: Geheftet RM. 11; in Leinen RM. 14.40; Halbleder RM. 16.80.

Der 1. erschienene Band des A. S. der Serie "Bibelkommentar" ist das Buch der Psalmen. In kurzen, klaren, leichtverständlichen Worten wird der Leser hineingeführt in den herrlichen Sinn der Psalmen und so werden die an sich schon treffsicheren Gebete und Gesänge zur Sprache des eigenen Herzens, das sich mit Gott verbindet. Der Verfasser hat es verstanden durch Hineinstellen der einzelnen Psalmen in Zeit und Umstände der Entstehung manche Unebenheit zu beheben u. zu erklären. Die gute alzetsische Auswertung weckt in uns Liebe und Ehrfurcht vor den alttestamentlichen Davidsliedern. Dem betrachtenden Priester wie auch dem liturgischdenkenden Laien wird diese Erklärung der Psalmen viel für Alltag und Leben mitgeben.

Band XI/1: W. Lauck: Matthäus- und Markus-evangelium. Erste Hälfte. Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerks: in Leinen RM. 6.50; Halbleder RM. 8.— Bei Einzelbezug: in Leinen RM. 7.80; Halbleder RM. 9.60

Band XI/2: Das Evangelium des hl. Matthäus und des hl. Markuś, erklärt von Willibald (XII u. 392 S.) RM. 5.80; geb. RM. 7.80 u. RM. 9.60. Bei Abnahme des Gesamtwerkes 9. RM. 6.50 und RM. 8.—

Band XI, Buch 1 und 2 enthält die Erklärungen der hl. Evangelien nach Matthäus und Markus. Die Eigenart der Evangelisten wird vom Verfasser meisterhaft gewahrt. In schlichten, gemeinverständlichen Worten werden die hl. Texte mit ihrem Inhalt lebenswärml und lebensnah uns dargelegt. Auch die Zeit und kulturgechichtlichen Erklärungen wirken lebendig und anschaulich, so daß es den Leser in Zeit und Umstände gut einführt und Sinn und Geist des Textes erfassen und erleben läßt. Religiös schlicht, zeitsinnprechend, alzetsisch — praktisch ausgearbeitet, führt das Werk vorzüglich in den Reichtum und Leidenswert dieser hl. Evangelien ein und lehrt daraus schöpferisch für das Leben.

Band XII: Das Evangelium des hl. Lukas erklärt von Wilhelm Bartelt.

Die Apostelgeschichte erklärt von Otto Cohausz S. 3. (XII u. 494 S.) 1938 Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerks: RM. 9.50; in Leinen RM. 12.—; Halbleder RM. 14.—. Bei Einzelbezug: Geheftet RM. 11.—; in Leinen RM. 14.40; Halbleder RM. 16.80.

Band XII erklärt die hl. Schriften: Evangelium und Apostelgeschichte, die dem hl. Lukas zuge-

schrieben werden. Geist, Stil und Anschauung weisen auf den gleichen Verfasser. Die beiden Erklären Bartelt und Cohausz werden ganz der Eigenart dieser Schriften in allem gerecht. Pfarrer Bartelt stellt seine Erklärungen auf das praktische Leben ein, aber auf der guten Unterlage solider Exegese. Seinen reichen Erfahrungen aus der Seelsorge kommen ihm sehr zu statuten. Cohausz geht wissenschaftlich vor, aber bleibt dennoch volkstümlich. Die Apostelgeschichte ist besonders für Laienbibelabende zu empfehlen.

"Leben Jesu." Von Francois Mauriac. 2. Auflage 1937, 282 Seiten, Preis RM. 2.60; Halbleder RM. 4.20.

In schlichter Art schildert der formvollendete Künstler und tiefläufige franz. Romancier das Leben und Wirken des Gottessohnes. Trefflich ist die Person des Heilands, seiner Jünger, seiner Umwelt und Zeit charakterisiert. Mauriac sucht auch den ungläubigen, lauen und zweifelhaften Menschen von Gott und seinem Evangelium zu überzeugen.

Verlag: Buchon & Berger, Revalaer (Rhld.):

"Katechismus der Ordensfrau." Von Wendelin Meier O. F. M. 419 Seiten, in Leinen RM. 4.80.

Im Abschluß an den deutschen Einheitskatechismus haben wir hier einen Standeskatechismus für Ordensfrauen vor uns. Ausführlich und klar werden in ihm die gesamten Glaubenswahrheiten behandelt und besonders praktisch für Ordensleben kommentiert. Möge er vielen im Streben nach standesgemäßer Vollkommenheit behilflich sein.

Verlag "Ars Sacra" Joz. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Der verkannte Gott. Ein Wort von Liebe, Ehe und Jungfräulichkeit. 128 Seiten, in Leinen gebunden RM. 2.15.

Wie oft schon ist die Liebe, die Ehe und die Jungfräulichkeit in den Schnüren gezogen worden. Hier hören wir von einer gottbegnadeten Seele, was vergöttlichte Liebe, Ehe und Jungfräulichkeit eigentlich ist. Es ist für alle Berufe geschrieben.

Ich glaube. Geschrieben von Odilo Altmann. 32 Seiten mit Bildern, Papptband RM. 1.50. Bilder von Baldwin Reinthaler.

Fast könnte man das Büchlein nennen "das illustrierte Glaubensbekenntnis". So vermag auch das Kind den Glauben an Gott zu erfassen und in sein Herz aufzunehmen.

Die heilige Familie. Von Ida Bohatta-Morpurgo. In Geschenkausstattung RM. 1.30.

In elf allerliebsten Bildern und Versen legt die bekannte Künstlerin den Kindern das ganze Leben der hl. Familie im Häuschen von Nazareth dar.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen O.-Österr. — Verlag: Kommissionsverlag Rud. Buchner in Linz, Landstraße 33

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 7

Juli 1937

55. Jahrgang

Zum Feste des kostb. Blutes

Er gibt ein duftend Brot,
Ja eine Engelsspeise;
Ein königliches Brot,
Bezahlt mit königlichem Preise.
Er gibt sein eignes Blut,
Das aus fünf Bronnen quillt,
Und was entströmt den Bronnen,
Es ist sein eignes Leben,
Sein Leib jungfräulich rein,
Sein Leib und seine Seele,
Es ist sein ganzes Wesen,
Wo Gott und Mensch zugegen!
O lieber Gott, gib dieses heil'ge Brot,
Als Speise uns im Leben und im Tod!

Jacinto Verdaguer

Zum Fest des kostbaren Blutes Jesu Christi

„Der hl. Kelch, den wir segnen, gibt er uns nicht Teilnahme am Blute Christi? Und das Brot, das wir brechen, ist es nicht Anteil am Leibe Christi?“ I. Kor. 10. (Offertorium der Festmesse).

Du hast uns, o Herr, mit Deinem Blute erlöst, welches Stammes, welcher Sprache wir sind, welchem Volke, welcher Nation immer wir angehören. Und du hast unserem Gott uns zu seinem Reiche, seiner Königsherrschaft gemacht. Dafür wollen wir die Erbarmungen des Herrn in Ewigkeit besingen. Von Geschlecht zu Geschlecht werde ich deine Wahrheit verkünden, so lange mein Mund noch sprechen kann . . . Es ist das der Ausdruck heiligen Jubels, mit dem sich die heutige Messe einführt.

Jesus, mein Mittler beim Vater, du tratest in deinem Leiden und dem bitteren Tod an unsrer statt mit dem Opfer deines gottmenschlichen Blutes hin, um den Himmel zu versöhnen. Einmal dargebracht, genügte deine Hingabe für alle Zeiten, allen zum ewigen Erbe Verurteilten (I. Kor. 10, 20, 21) Gnade zu bringen. Aber du wolltest in der hl. Messe dein Opfer vor den Augen der späteren Menschen erneuern und der einzelnen Seele wirksamer machen.

Hab Dank dafür! Mit lebendigem Glauben und edelmütiger Liebe möchte ich nun an deinem göttlichen, eucharistischen Geheimnisse teilnehmen. Dein Leib und dein Blut, das Heiligste auf Erden, gereiche mir zu ernster Heiligung und entfühne dauernd mein sündhaftes Fleisch und Blut! Gib nicht mehr zu, daß meine Lippen jemals vom Kelche der Sünde kosten, die so viele durch ihre falsche Süßigkeit lockt und berauscht! . . . St. Paulus schrieb an die Seinen zu Korinth: „Ihr könnt nicht vom Kelch des Herrn trinken und zugleich vom Kelch der Dämonen. Ihr könnt nicht Anteil am Tische des Herrn haben und Anteil am Tische der Dämonen!“ (I. Kor. 10, 20, 21).

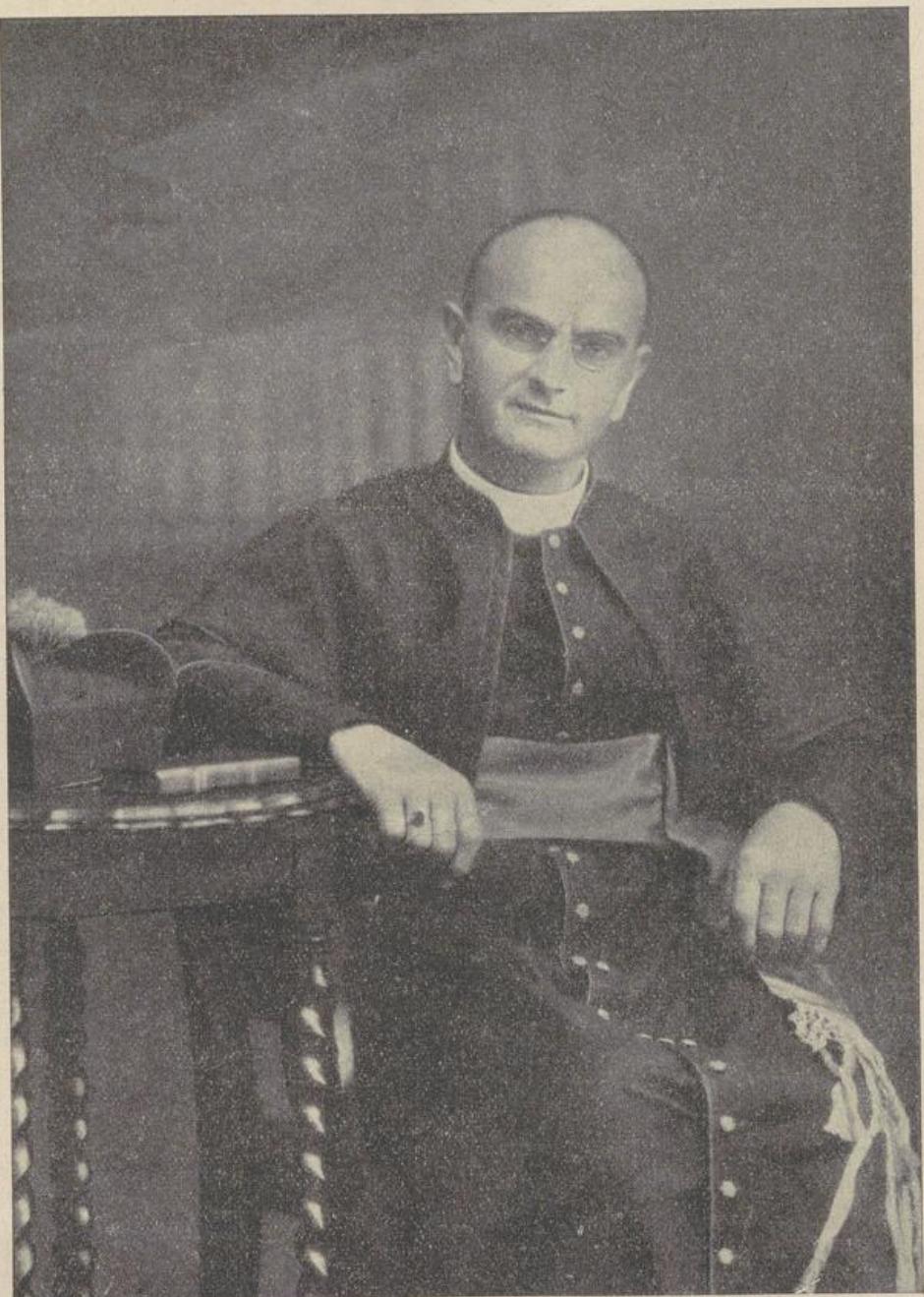
„Christus hat sich einmal hingegeben, um die Sünden aller zu tilgen. Ein zweitesmal wird er ohne Sünde erscheinen, denen zum Heile, die seiner harren.“ Hebr. 9, 28 (Kommuniongebet).

Mitten zwischen der ersten und zweiten Ankunft des Herrn liegt sein gütiges Kommen in der hl. Kommunion . . . Ein Lichtstrahl von der ersten und zweiten Ankunft soll die hl. Kommunion treffen, ein Blick aus Jesu Augen von einst und vom großen Tage des Gerichtes . . .

Tilgung läßlicher Sünden, Versicherung für Vergebung aller früherer Vergehen und Frevel will der Heiland dir jetzt geben, christliche Seele. Das künftige Heil des Jenseits, sein verklärendes Einladungswort am Ende der Tage, möchte er dir schon aus der Ferne zeigen.

Dein verborgener eucharistischer Gott ist ja derselbe, der im Judentum ehemals die Sünder begnadigt hat, der dem reuigen Schächer das Paradies versprach, der am Ende den einen Rettung und Seligkeit, den andern Schrecken und Untergang sein wird. Wenn du nicht schon hier auf der Welt dich mit ihm versöhnst . . . dann wird er nicht mehr die Versöhnung bringen. —

O wunderbares Sakrament der Erbarmung und der goldenen Zukunftserwartung! Laß dein stilles, tiefes, die Seele in dem Verborgensten erfassendes, umgestaltetes Wirken und Walten mir angedeihen! Laß dein Opferblut, Christi Fleisch und Blut, an mir nicht verloren sein! - d -



Fr. Dr. Ignatius Arnoz CMM.

Der neuernannte Apostolische Vikar von Bulawayo (Südafrika)

Photo: Sauerland, Niedegg



X Zwei neue Missionsbischöfe der Mariannhiller Missions-Kongregation

Unter dem 13. April 1937 ernannte der hl. Vater die beiden bisherigen Apostolischen Präfekten von Umtata und Bulawayo der Mariannhiller Mission, Msgr. P. Emmanuel Hanisch CMM. und Msgr. Dr. P. Ignatius Arnoz CMM. zu Apostolischen Biskaren und erhob sie zur bischöflichen Würde, während gleichzeitig die beiden Missionsgebiete Apostolische Biskariate (Diözesen im Missionslande) wurden. Die freudige Nachricht, welche das Hochw. Generalat der Mariannhiller Missionare der ganzen Missionsgesellschaft bekannt gab, hat unter den Missionaren im Heidenlande und in der Heimat große Freude ausgelöst, aber auch die Christen, weiße wie farbige in den beiden großen Missionsbezirken, haben diese Erhebung der beiden langjährigen Missionsobern mit größter Freude aufgenommen und begrüßt. Bischof Emmanuel von Umtata ist, wie aus früheren Mitteilungen im Bergkämmeinrich bekannt, Reichsdeutsch und gebürtig aus Altlomnitz, Schlesien. Er ging in jungen Jahren nach Südafrika. Nach beendigten Studien arbeitete er ununterbrochen seit 1908 in der Mission. Nach Teilung des großen Apostolischen Biskariats Mariannhill 1932 wurde er Apostolischer Präfekt von Umtata.

Bischof Dr. P. Ignatius CMM. ist gebürtig aus Bodenbach, Böhmen (Tschechoslowakei), Diözese Leitmeritz, deren Klerus er angehörte. Er ging 1921 in die südafrikanische Mission der Mariannhiller und war erst tätig in Rhodesia. Dann wurde er Regens des Priesterseminars der Kongregation in Mariathal, das 1929 nach Würzburg verlegt wurde. Bald darauf wurde Bischof Ignatius Missionsoberer der Mission Bulawayo, eines Gebietes von über 300 000 qkm, das aus dem ehemaligen Matabelereich und dem Betschuanaland besteht und politisch zu Rhodesien gehört. 1932 wurde er Apost. Präfekt dieses Gebietes, das jetzt Apostolisches Biskariat wurde, so werden die Diözesen in den Missionen genannt. Im folgenden Hefte werden wir von den Konsekrationsfeierlichkeiten der beiden Hochwürdigsten Herrn berichten. Die ganze Mariannhiller Mission und alle Missionsfreunde und Förderer im Heimatlande und Missionslande wünscht Gottes reichsten Segen auf das fernere Wirken der beiden erfahrenen und erprobten Missionsbischöfe herab.
Ad multos annos!

Mariannhiller Missions - Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling CMM.

Großes Wirbelsturm-Unglück bei einer Missionsstation: Es klingt fast unglaublich, ist aber leider traurigste Tatsache: Am 2. Januar 1937 hat ein Wirbelsturm unweit unserer Missionsstation Maria Ratschitz im nördlichen Natal einen ganzen Kraal, sechs Hütten von Eingeborenen samt allen Leuten und dem Vieh in die Luft gehoben, über 100 m mit fortgerissen und dann am Boden förmlich zermalmt. Außer den Eltern, Andreas und Julia Mlohi, die beide Christen waren, wurden auch drei

Knaben im Alter von 10 bis 14 Jahren getötet. 8 Ochsen wurden ebenfalls auf dem Boden umhergeschleudert, sodass sie das Genick brachen. Die 6 Hütten mit allem, was darin gewesen war, fand man vollständig zertrümmert in der Umgebung zerstreut. Holzstücke und Stecken hatten sich tief in die Erde gebohrt. Wo der Kraal und die Viehhürde gestanden, ist jetzt ein leerer und fahler Platz.

Die kleine Abellina Mohi ist von der Familie allein noch am Leben. Sie wurde auf weichen Alcerboden geschleudert und erhielt dabei mehrere Verletzungen, so dass sie bewusstlos liegen blieb. Nach mehreren Tagen hatte sie sich aber soweit erholt, dass sie dem Magistrat und dem Bezirksarzt auf Befragen folgendes erzählen konnte:

„Am 2. Januar, Samstag Nachmittag, war ich mit meiner Mutter ins nahe Gebüsch gegangen um Brennholz zu holen. Da wurde plötzlich der Himmel mit Wolken bedeckt und wir sahen so eigenartliche runde und schöne Wolken. Die Mutter sagte, sie habe nie etwas Ähnliches gesehen. Da es zu regnen anfing, eilten wir in unsere Wohnhütte. Bald hagelte es aber auch. Es fielen große Eisklumpen. Einige waren fast so groß wie ein Straußenei. Ich flammerte mich an der Mutter fest. Auch der Vater und meine drei Brüder waren in der Hütte. Auf einmal wurde es ganz finster und wir hörten draußen ein schreckliches Gejöse, wie einen wild daher-



Fr. Emmanuel Hanisch CMM.

Apostolischer Vikar von Umtata

Photo: Mariannhiller Mission



Lehrer und Schüler des Eingeborenen-Seminars in Mariathal, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

brausenden Fluß. Vom Gestell fiel mir eine Kiste auf den Fuß. Dann fühlten wir, daß wir samt dem Hause in die Höhe gehoben wurden. Weiter weiß ich von nichts mehr, als daß ich später in der Hütte des Nachbarn erwachte und Schmerzen hatte. Meine Eltern, meine Brüder, das Vieh, alles ist tot, die Hütten spurlos verschwunden, Blut auf dem Acker!!! — Ich allein bin übrig geblieben! — Gott, der Vater der Waisen, möge das arme Kind trösten und ihm eine neue Heimat mit liebenden Pflegeeltern schenken! —

Das Mariazeller Lehrerseminar das beste in der Kapprovinz: Der hochw. P. Bernard Huß CMM. berichtet uns aus dem Apostolischen Vikariat Lmtata: „Die Lmtata-Zeitung „Territorial News“ veröffentlichte die Eingeborenen-Lehrerexamen im Dezember folgendermaßen: Ausgezeichnete Erfolge hat das St. Johns-Kolleg in Lmtata (Anglikanisch), phänomenale Erfolge das Mariazeller Lehrerseminar.“ — Uns wurde aber auch offiziell mitgeteilt, daß nach den Resultaten der letzten Prüfungen das Mariazeller Lehrerseminar unter 13 Seminarien der ganzen Kapprovinz an der Spitze steht und von allen das beste ist. —

Die Mariazeller Elementarschule (Volksschule) die beste des Distriktes: Bei der Prüfung im November letzten Jahres erklärte der Schulinspektor, daß die „Elementary School“ auf der Missionsstation Mariazell die beste seines ganzen Distriktes ist. — Der kleinste Bub der letzten Klasse, der Sohn eines verstorbenen katholischen Lehrers, erhielt von der Regierung ein Jahresstipendium von 20 engl. Pfund, damit er für weitere 3 Jahre die Mittelschule auf der Missionsstation besuchen kann. Diese Mittelschule wurde im Jahre 1930 mit 8 Schülern begonnen. Im vergangenen Jahre wurde sie schon von 70 Schülern besucht. —

Neue Kirche auf der Missionsstation Far Vieu: Auf der Missionsstation Far Vieu im Apostolischen Vikariat Lmtata konnte im April eine neue Kirche feierlich für den Gottesdienst eröffnet werden. Die Zeremonie

wurde vom Apostol. Bifar von Lmtata, Erz. Emmanuel Hanisch CMM., vorgenommen. 15 Häuptlinge, sowie große Scharen von Eingeborenen und Halbwießen, nahmen an dem Fest voller Freude und Begeisterung teil. Auch viele Weiße der Umgebung, allen voran der Magistrat des Platzes, waren zur Feier erschienen. — Möge es dem tatkräftigen Erbauer der neuen Kirche, dem seeleneifrigen Missionar P. R. Martin CMM. vergönnt sein, recht viele Jahre in der schönen Kirche zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der vielen ihm anvertrauten Schäflein zu wirken. —

X Früh vollendet hat er viele Jahre gelebt

Ehrw. Br. Theophil Josko CMM. †

Von P. Otto Heberling CMM.

Auf das hl. Pfingstfest traf von Süd-Rhodesia ein Luftpostbrief mit einer sehr schmerzlichen Nachricht ein. Der seeleneifrige Rhodesiamissionar P. Joseph Ebert CMM. teilt uns mit, daß Gott, der Herr über Leben und Tod, den noch jungen Missionsbruder Theophil Josko CMM. zu sich in die ewige Heimat abberufen hat. Wir im Missionshaus St. Joseph in Reimlingen können es noch gar nicht recht glauben, daß unser Mitbruder, der erst am 1. Mai 1933 aus unserer Mitte schied, jetzt schon sein junges Leben im Dienste unseres Gottkönigs zum Opfer bringen durfte. Aber es ist schon wahr; denn der Brief redet Br. Theophil Josko CMM. †werk verstand er gut. eine nur zu deutliche



Sprache. — Der teure Verstorbene war am 8. Februar 1904 zu Müllava in Schlesien geboren. Am 5. November 1926 trat er in die Kongregation der Mariannhiller Missionare ein. Seine ersten Gelübde legte er am 12. Mai 1929 ab. Br. Theophil war ein tüchtiger Schlosser und Schmied. Auch das Maurerhand-

werk verstand er gut. Im Missionshaus St. Joseph in Reimlingen zeugt noch heute eine schöne Lourdesgrotte von seiner Geschicklichkeit und seinem Können als Maurer und Schlosser. — In unserer Mission in Rhodesia war der Verstorbene als tüchtiger Handwerker auf mehreren Stationen tätig gewesen. Zuletzt hatte ihn der Wille Gottes auf eine neugegründete Missionsstation am Sambesi gerufen. Wie den Lesern des Bergfmeinnicht bekannt ist, haben die Mariannhiller Missionare am Sambesi vor einigen Jahren die Missionsstation St. Agidius gegründet. Da sich aber der Platz als äußerst ungünstig erwiesen hatte, wurde die ganze Station verlegt. Ein Lastwagen besorgte mit 65 Fahrten den ganzen Umzug. Der neue Platz ist 40 Meilen vom früheren entfernt. — Über die segensreiche Tätigkeit und über den Heimgang des jungen Missionsbruders auf der neugegründeten Missionsstation, die der lieben Gottesmutter, der Gnadenvermittlerin, geweiht ist, schreibt der dortige Missionar unter anderem folgendes:

„Leider hat die neue Missionsstation auch schon ihr Opfer gefordert durch den Heimgang unseres so tüchtigen Br. Theophil . . . Br. Theophil kam am Christkönigsfest letzten Jahres (25. Okt.) zu uns, um ein von der Regierung gewünschtes Hospital zu bauen, obwohl wir selbst noch kein Dach über dem Kopf hatten. Wir konnten aber auch nicht anders, da der Umzug nicht nur den letzten Heller aufgezehrt, sondern auch noch Schulden verursacht hatte. So war die Unterstützung der Regierung doch eine kleine Hilfe. Br. Theophil ging tüchtig ans Werk. Ich habe ihn oft gemahnt, sich in diesem mörderischen Klima von 11—14 Uhr etwas zu schonen. Doch, er war eben das Arbeiten so gewohnt, daß er glaubte, es schade ihm nicht . . . Er hat überhaupt sehr großen Eifer gezeigt, sowohl was das Heil der Seelen anbelangt, als auch um den einzelnen Stationen auf die Beine zu verhelfen. Obwohl er das Maurerhandwerk nicht eigentlich erlernt hatte, verstand er es doch ausgezeichnet. Stets solide Arbeit zu leisten, war sein Ideal. Als nun im Februar das Hospital fertig war, fing er für uns ein neues Gebäude an, damit auch wir nicht so stark unter dem Klima zu leiden hätten. Wir wohnten noch immer in Blechhütten. — Leider sollte der gute Bruder den Bau nicht mehr zu Ende führen, da der Todesengel ihn rief. Schon einige Zeit merkte ich, daß etwas nicht stimmte, und ihm die Arbeit nicht mehr so recht vonstatten ging. Das Fieber setzte ihm arg zu . . . Doch er wollte den Bau unter allen Umständen noch beenden und ging immer wieder zur Arbeit. Am Donnerstag klagte er mir dann über starke Schmerzen im Rücken. Trotzdem ging er aber noch bis zum Samstag zum Bau. Abends wurde er bewußtlos. Zu dieser Zeit hielt ich mich selbst in Wankie auf. Als ich am Sonntag morgen heimkam, konnte er nicht mehr reden. Ich ließ ihn ins Europäer-Krankenhaus nach Wankie bringen, wo er weiter bis Dienstag morgen bewußtlos blieb und dann seine Seele dem Schöpfer zurückgab. Als Todesursache wurde Kopf- und Rückgrat-Malaria, die schlimmste in ihrer Art, angegeben . . .“ Mit Br. Theophil ist uns eine tüchtige Kraft verloren gegangen. Allzufrüh hat ihn nach menschlichem Ermess der Herr zu sich genommen. Doch, der hl. Wille Gottes möge geschehen, wenn wir's auch nicht verstehen. — Er starb ja im Dienste seines Gottes und Königs! Er starb im Dienste hilfsbedürftiger Menschen! Er starb für seine Mitbrüder! — Deshalb hat er auch, obwohl erst 33 Jahre alt, viele, viele Jahre ausfüllt. — Möge der Herr, dem er treu gedient, seiner Seele die ewige Anschauung im Himmel verleihen! Sein Leib aber möge in afrikanischer Erde bis zur glorreichen Auferstehung im Frieden ruhen! —

Mission ist das äußere Wachstum des mystischen Leibes Christi. Missionspflicht geht also jeden an, der durch die Taufe Glied dieses Leibes ist. Je tiefer die Glaubensgewissheit von unserer Lebens- und Schicksalsgemeinschaft mit dem mystischen Leibe des Herrn in uns verwurzelt ist, je glaubensfreudigere und glaubenssinnigere Menschen wir sind, um so mehr wird es uns drängen, an der Ausbreitung des Gottesreiches auf Erden mittätig zu sein; es wird uns geradezu übernatürliche Lebensnotwendigkeit werden. Und dieser echte, unverfälschte und unbeirrbare Missions-eifer wird uns rückwirkend ganz mit Freude und Liebe zu der einen, wahren, katholischen Kirche erfüllen.

A. H.

Zeige uns Dein Reich!

43.

Jedes eucharistische Heiligtum, vom ärmsten Missionskirchlein bis zur Peterskirche in Rom, wo Christus im heiligsten Sakramente wohnt, ist eine Licht- und Kraftzentrale für die Menschenseelen. Da könnten alle erleuchtet und stark werden, um die Geheimnisse des Reiches Gottes immer besser zu verstehen und immer treuer darnach zu leben. Im kleinsten Sakraments-Oratorium weilt ja der König und Mittelpunkt aller Herzen und wartet auf uns. In mehr als 300 000 Kirchen und Kirchlein ist Er immer bereit, uns nicht bloß Sein Reich zu zeigen, sondern uns mitten in dasselbe hineinzuführen. Sobald wir tatsächlich alles glauben was Seine Kirche lehrt und in wahrer Liebe mit Christus in der Gnade vereinigt sind, stehen wir eigentlich schon in Seiner Reichsresidenz.

Die göttliche Eucharistie bietet uns schon hier in der Zeit die Fülle alles Guten. Wenn auch unsichtbar und wie in Keim und Knospe verborgen, so besitzen wir doch, zumal in der hl. Messe und Kommunion, alles, was Gott schenken und der Mensch empfangen kann . . . Mit anderen Großen im Gottesreiche sagt der heilige Pfarrer von Ars, daß wir in Dank- und Freudenschauern sterben müßten, könnten wir begreifen, was das heiligste Sakrament enthält!!

Noch sind wir so glücklich, diesen kostbarsten Reich-Christenschatz an tausend Orten in Land und Stadt zu finden. Erst der Verlust zeigt den Wert des verlorenen Gutes. Wie arm ist das weite Russland! Wie öde die verwaisten Kirchen Mexikos! Wie leer ein Großteil Spaniens! Uns gilt des Dichters Wort: „O lieb', solang' du lieben kannst — eh' du beraubt in Schmerz zerrannst!“ Das gleiche sagt mit anderen Worten der heilig-mäßige Benediktinerpater Lukas Etslin: „In den letzten Stunden wird uns das am meisten reuen, daß wir die persönliche Gegenwart dessen so wenig geschätzt haben, der so nahe bei uns weilt und wohnt!“

Wo Jesus ist, da ist sein ganzes eucharistisches Wunderreich, auch so vielen ein unbekanntes Land, obwohl sie in seinen Grenzen geboren sind . . . Lesen wir jedes Jahr einmal das vierte Buch der Nachfolge Christi. Seine 18 Kapitel sind eben so viele Wegweiser in das Gnadenreich des Königs der Herzen.



Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

5. Der neuen Heimat entgegen

21. 1. 23. Heute sollte ich an mein eigentliches Ziel kommen: Die Missionsstation Citeaux. Ich hatte noch einen Weg von etwa 6 Stunden zu Pferd zurückzulegen.

Also gleich nach dem Frühstück führte mir ein schwarzter Junge den Gaul gesattelt vor. Es war ein alter Klepper, der keine Miene mehr zeigte durchzugehen. Trotzdem, als ich ihn bestieg, war mir recht seltsam zumute, so wunderlich und absonderlich. Was mag die nächste Zukunft bringen? Zum erstenmal sollte ich meine Heimat auffschlagen unter den „Wilden“. Diese Gedanken stimmten mich ernst und ließen die Pulse stärker schlagen.

Das Wetter war kalt und naß wie in Europa im November. Nebelschwaden zogen wie Geisterheere über die einsame, schweigende Steppe. Der Gaul ging nur schrittweise voran. Es war nicht gemütlich zu reiten, der Weg war schlüpfrig und mein Pferd ein altverdienter Missionsveteran, glitt immer wieder aus. Ich mußte mich fest im Sattel halten, um nicht einmal in einer Pfütze zu landen.

Ein schwarzter Junge lief neben mir her, um mir den Weg zu zeigen. Ich konnte leider nicht mit ihm plaudern; nur einen Satz hatte ich gelernt und der hieß: „kuyini loku“ d. h. Was ist das. So konnte ich wenigstens etwas mit ihm sprechen und zugleich Wörter lernen. Das brachte Kurzweil in die langwierige, mühevolle Reise. Ich deutete auf den Weg und fragte: „Was ist das?“ Und der Junge antwortete: „indhela“; nach den Wolken „amafu“, nach dem Gras „utshani“, nach den Bäumen „imiti“, nach den Vögeln „iznyoni“ usw. So verstrichen die Stunden doch nicht nützlos.

Mariä Heimsuchung

Trag' Jesu in die Welt hinaus
So wie Maria selig still,
Und lausche, lausche immerfort,
Was dir dein Heiland sagen will;
Läß Erdenlust und eitlen Ruhm,
Unwürdig deiner, weit zurück;
Vergiß die Welt, denk Jesu nach,
In ihm allein ruht all dein Glück.

Trag' Jesu in die Welt hinaus
Und dien' dem Nächsten froh und gern,
Vergiß dich selbst, gib ganz dich hin
So wie die Mutter unsers Herrn!
Sei engelmild und frohen Sinns,
Auf daß dein Herz dem Heiland gleicht,
Der spricht: Mein Soh, es ist so süß,
Und meine Bürde, sie ist leicht!

Trag' Jesu in die Welt hinaus
Birg ihn in deines Herzens Hut,
Er lebt in dir und du in ihm,
In deinen Adern rinnt sein Blut;
Zeig' Heldeninn und Leidensmut,
Harr' unterm Kreuz geduldig aus;
Sei wie Maria still und stark,
Trag' Jesu in die Welt hinaus!

Anna Henner



„Gebenedeit bist du unter den Weibern“
(Luk. 1, 42)

Nach einem alten Stahlstich



Kleriker-Nobiziat Reimlingen: Neuprofessen
Obere Reihe: Fr. Bellarmin, Fr. Thaddäus, Fr. Markus, Fr. Heribald,
Fr. Oswald. Untere Reihe: Fr. Landolin, Fr. Christian, P. Magister,
Fr. Rüdiger, Fr. Lorenz.

Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

Ein leichter Frost schüttelte mich und ich zog meinen Regenmantel enger zusammen. Es wäre ganz falsch zu denken, in Afrika müsse man nie frieren. Ja, manchmal habe ich gefroren wie ein frisch geschorener Pudel, zumal der Wechsel von Hitze und Kälte oft so schnell und unvermittelt auftritt.

Zeitweise ging unsere Reise auf einer Straße dahin, dann wieder auf den schmalen Fußpfaden der Eingeborenen. Hie und da ritt ich vorbei an einer einsamen Negerhütte, die wie ein riesiger Bienenkorb am Boden lag. Aber kein Mensch zeigte sich. An den kalten Tagen verfriechen sich diese armen, halbnackten Leute lieber in ihre Hütte und wärmen sich am offenen Feuer; nur der Rauch quillt heraus durch das Loch, das man bei uns Türe heißt. Nur selten begegnete uns ein Eingeborener oder ein schwarzer Hirtenjunge, drückte sich scheu und schüchtern vorbei, gehüllt in eine schmutzige, erdfarbene Decke oder in einen Schafspelz.

Die Landschaft trug fast Wüstencharakter, öde und steinig, keine Blumen, nur einzelne Büschel rauhen Grases; dazu dorniges Gestrüpp, dickefleischige Kakteen und wilde Palmen. Zweimal zogen wir durch einen kümmerlichen Rest von Urwald. Wie um Hilfe rufend reckten tote Urwaldriesen ihre kahlen Äste in die Luft. Im Gezweig, hinter dem dichten Laubwerk der Lianen knackte es, als ob Affen drinnen haußen.

Ich erwartete schon auf irgendein wildes Tier zu stoßen, aber nichts zeigte sich; nur das Vieh weidete auf der weiten Steppe: Rinder und Pferde, Schafe und Ziegen. Plötzlich grüßte mich ein Stück Heimat: Schwalben saßen auf einem Stacheldraht, der die Weiden der weißen Farmer abgrenzte. Sie hatten ihre Köpfchen eingezogen und ließen den Schwanz hängen, frierend und hungernd fauerten sie nebeneinander und

sehnten sich vielleicht nach dem Sommer ihrer europäischen Heimat. Einmal standen in einem Sumpf 12 Störche mit hochgezogenem Bein. Ich dachte: Wenn ihr nach dem Norden fliegt, grüßt mir die deutsche Heimat wieder.

Weiter gings und immer weiter. Langsam verrannen die Stunden. Die Sonne blieb verborgen hinter einem dichten Wolkenschleier. So hatte ich mir Afrika gar nicht vorgestellt. Von Zeit zu Zeit stieg ich ab und wir hielten Rast und packten unsere Wegzehrung aus: Eier und Butterbrot. Mir wollte es nicht recht schmecken, aber dem Jungen umso mehr. Wenn ich vergaß, mahnte er mich fühl und sagte einfach „baba, ukudhla“, d. h. Vater, essen! Dabei deutete er vielsagend auf seinen offenen Mund und schaute mich bittend an mit seinen großen, glänzenden Augen dunkel wie die Nacht.

Etwa 9 Uhr morgens waren wir aufgebrochen, nun zeigte meine Uhr bereits halb 5 Uhr nachmittags und wir waren noch auf dem Wege. Ich hatte keine Ahnung, wohin es ging und wie lange es noch dauern würde. Ich verließ mich auf meinen kleinen Führer und, wahrhaftig, er wußte Bescheid. Mir wurde schon bange. Wann werden wir denn endlich einmal ankommen? Da plötzlich bog der Junge von der Straße ab, seitwärts in eine große Weide. Er öffnete ein Feldtor, das in den Drahtzaun der Weide gebaut war. Mein Gaul schritt durch, plötzlich stützte er: Etwa 5 m weiter lag quer über dem Fußweg eine über 1 m lange Schlange. Ich erschrak nicht wenig und dachte, das ist das Sinnbild des Bösen, der mir schon zu Beginn meiner apostolischen Arbeit den Weg verlegen will. Aber die Schlange rührte sich nicht, sie war entweder erschlagen oder steif vor Kälte. Wir gingen also darüber hinweg und ich atmete erleichtert auf. Bald hingen wir um den felsigen Hang eines Berges herum. Plötzlich wurde der Blick frei in ein weites Tal und vor uns lag — die neue Heimat.

„Nanti, baba, ikaya“ — Sieh da, Vater, die Heimat, rief der Junge jauchzend und deutete mit leuchtenden Augen auf die vor uns liegende Missionsstation Giteau. Etwa 17 Hütten, meist aus Lehm und Stroh, lagen im Kreise um ein kleines Kirchlein aus Wellblech. Die Station liegt auf halber Höhe eines Berges, unten im Tale rauscht ein Fluß, der Umfomaas, jenseits des Flusses grünes Weideland und in weiter Ferne Hütten der Eingeborenen, verstreut an den Hügelhängen.

Offenbar hatten die Leute auf der Station schon längst uns erwartet. Daz wir heute kamen, wußten sie. Raum war mein Pferd aufgetaucht oben am Berge und mein weißer Tropenhut, da erhob sich unten ein lautes Geschrei der schwarzen Kinder, Arbeiter und Frauen; alle deuteten auf den Berg und riefen: „nangu u baba omutscha“ — Seht da, der neue Vater. Mein Herz schlug Generalmarsch. „Baba, baba,“ summte es mir in den Ohren und etwas würgte in meiner Kehle, eine stürmische Freude. Was ich als Junge gelesen, als Student geträumt, jetzt wurde es felige Wahrheit; ich wurde Vater der Armen, der Enterbten der Menschheit.

Auf der Missionsstation wurde es nun lebendig, ein freudiges Rennen, Laufen und Rufen. Während ich langsam hinab ritt, läuteten sie mit allen Glocken. Leider hatten sie nur eine einzige und die bimmelte wie eine Armersünderglocke. Nun das war schon der rechte Ton für mich. Die Kinder stürmten den Weg hinan, die Jungen voraus, nun umringten sie mich auf dem Pferd, hüpfend und johlend vor Freude. Ich stieg ab und reichte meine beiden Hände hin. Jedes wollte dem neuen Vater die Hand

drücken mit lachenden Augen, blitzenen Zähnen und einem Schwall voll Worten, die ich leider nicht verstand. Selbst wenn ich die Sprache hätte sprechen können, ich wäre doch stumm geblieben: „Die höchste Lust hat keine Lieder.“ Aber vielleicht lasen die Kinder in meinen umflogten Augen die heiße, väterliche Liebe eines jungen Missionars.

Nach wenigen Schritten waren wir auf der Missionsstation. Die Schwestern begrüßten mich herzlich. Die deutschen Laute mitten in diesem weltverlorenen Winkel von Afrika muteten mich so heimatisch an. Die Missionarinnen waren Schwestern vom kostbaren Blut, schon Jahrzehntelang im Dienste der Mission, hoch verdient, Helden an der Glaubensfront. Sie führten mich erst in das Kirchlein. Ein Betschemel stand vor dem Altar, der mehr einem Berg von Blumen glich. Ich sank in die Knie und verhüllte mein Gesicht; beten konnte ich nicht, aber der liebe Gott verstand die stumme Sprache meines übervollen Herzens. Schnell hatte sich das kleine Kirchlein gefüllt und die Schwestern selbst stimmten „sikutusa, baba wetu“ d. h. „Großer Gott, wir loben dich“ an und die ganze Gemeinde fiel begeistert ein. Die Worte verstand ich nicht, aber die Melodie war genau das altbekannte heimatische Danklied. Dann verrichteten sie ein Dankgebet, daß sie wieder einen Vater hatten und riefen Gottes Segen auf ihn herab, zum Schluß noch ein Marienlied: „Sengikubingelela.“ Als die alte traute Weise des deutschen Liedes: „Ich möcht' ein Blümlein werden . . .“ an mein Ohr klang, da wollte mich die Freude fast erdrücken.

Nun ging es in den Pfarrhof, das war eine kleine Lehmhütte im Schatten mächtiger Akazien. Etwa 6 Steinstufen führten hinauf. Sie war vielleicht 8 m lang und 6 m breit, ein einziger Raum, der Boden die nackte Erde, festgestampfter Lehm mit Kuhdünger bestrichen als Teppich, die Decke war das Strohdach. Ein Tisch, zwei Stühle, eine Kommode, ein Waschgestell, ein Bett mit Maisstroh gefüllt, ein kleines Büchergestell, ein Kleiderrahmen hinter einem Vorhang, das war die ganze Einrichtung: arm und schlicht; aber das hatte ich ja gewollt, nicht umsonst hatte ich Armut gelobt. Wer in die Mission geht, weiß, daß er den königlichen Weg des Opfers wandeln wird. Ich freute mich arm zu sein wie die hl. Familie in Nazareth.

Nun gab es einen kleinen Imbiß. Dann wurde ich von den Schwestern durch die Station geleitet, von Hütte zu Hütte. Meinem Häuschen gegenüber lag die Schule mit etwa 60 Kindern, daneben der Bubenschlafsaal und das Bubenspeisehaus. Dann reihten sich im Kreise das Fremdenhaus, das Arbeiterheim, einige Ökonomiegebäude, dann jenseits der Kirche das Schwesternhaus mit Küche, Nähstube und Waschhaus, dann das Heim für die schwarzen Mädchen und Frauen auf der Station und ein großer Garten, dazwischen Eukalyptusbäume und Pfefferstauden. Als mich die Schwestern auf diese aufmerksam machten, dachte ich: Nun sind doch die Worte meines Vaters auch in Erfüllung gegangen, der mich ungezogenen Jungen öfters getadelt hatte mit dem frommen Wunsche: „Wenn nur du einmal wärst, wo der Pfeffer wächst.“

Als ich am Abend von meiner Hütte aus nochmals die Station überschaute und des Ave-Glöckleins weihvolle Klänge darüberschwanden, da stieg aus meinem Herzen auf ein tiefes Deo Gratias, ein Dank an die Vorsehung, die mich nach dem vielen und teilsweise aufregenden Erlebnissen der langen Reisen zu Wasser und zu Land endlich wieder Frieden finden ließ in meiner neuen Heimat unter den „Wilden.“ (Forts. folgt)



Auf Besuch bei unseren Missionaren

Der geistige Horizont des Eingeborenen

Eingesandt von P. Josef Vogel CMM.

Über den südafrikanischen Eingeborenen wurde schon viel als Wahrheit oder Dichtung geschrieben; aber selten bekam man dadurch eine wahre Einsicht in seine innere geistige Verfassung, die von der unserigen ganz verschieden ist.

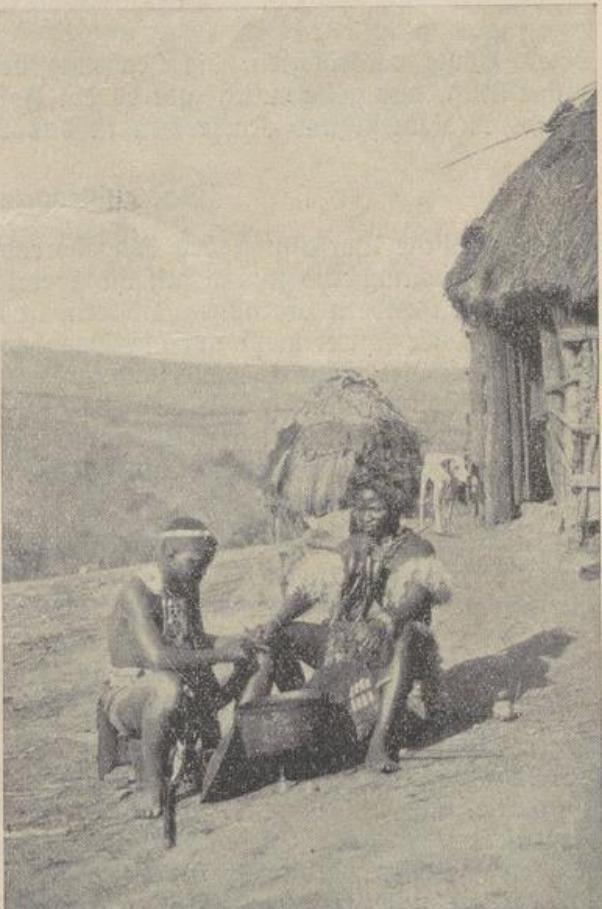
Man darf aber nicht annehmen, daß diese Verschiedenheit notwendigerweise bedeuten müsse, daß der Schwarze dem Geiste nach uns nicht ebenbürtig sei. Es besteht nur der eine Unterschied, daß des weißen Mannes Gedankengänge, Triebe und Handlungen im großen Ausmaße geformt und geleitet werden durch eine Jahrhunderte alte Kultur, die er hinter sich hat.

Auch der schwarze Mann hat seine Kultur, aber sie ist einfacher. Aus ihm spricht ein Sinn, der unverdorben ist durch Politik, wirtschaftliche Ansichten, Statistiken und dergleichen Dinge, die alle die geistige Vorratskammer des weißen Mannes ausfüllen.

Vor einigen Jahren wurde in der Kapkolonie eine Prüfung der geistigen Beschaffenheit unternommen, um die Intelligenz der weißen und schwarzen Studenten zu untersuchen.

Die Ergebnisse zeigten, daß die Schwarzen weit hinter den Weißen zurück waren; aber es ist wichtig, zu bemerken, daß die Fragebögen alle in Englisch abgefaßt waren und die Fragen sich hauptsächlich um Dinge drehten, die dem Schwarzen fremd und nur dem Europäer vertraut sind.

Etwa 70 Prozent der südafrikanischen Eingeborenen — und von diesen schreibe ich — leben geschlossen mit ihren Stammesbrüdern unter Häuptlingen mit fast den gleichen Bedingungen wie vor hundert Jahren. Die Wohnungen sind einfach: mit Gras gedeckte Lehmhäuser; die Kleidung besteht aus gewebten Decken, welche die hauptsächlich früher verwen-



Zuluzauberer beim Mahl
photo: Mariannhiller Mission



In der Küste von Südafrika

Photo: Mariannhiller Mission

deten Häute verdrängten; die Nahrung besteht hauptsächlich aus Mais und Milch, nur gelegentlich gibt es ein Fest mit Fleisch. Bier aus gegerntem Maismehl und Kafferkorn ist das Nationalgetränk.

Das Sittengesetz

Die seelische Verfassung des Eingeborenen entsteht aus seiner unmittelbaren Umgebung und stimmt mit ihr überein. Er lebt mit der Natur und, wie bei den andern primitiven Völkern, ist dadurch sein geistiger Horizont beschränkt. Er schaut mehr auf die Begebenheiten als auf Theorien; seine Ideen sind viel mehr konkreter als abstrakter Natur. Seine gesellschaftlichen Gewohnheiten, die den unfrigen gegenüber so verschieden sind, spielen eine große Rolle bei der Bildung seiner Seelenverfassung. Sein Sittengesetz mag nach unseren Gedankengängen ziemlich locker erscheinen, aber dennoch hat er ein Sittengesetz.

Die meisten seiner Gedanken drehen sich um sein Vieh. — Mit ihm pflügt er seine Felder, es zieht ihm seinen Schlitten, verschafft ihm Milch u. Fleisch; aus Ochsenhäuten macht er sich den Schild für die Schlacht, und vielleicht das allerwichtigste von seinem Standpunkte aus besteht darin, daß das Vieh für ihn das Mittel ist, seine Weiber zu erwerben.

Im Allgemeinen wird angenommen, daß er sich seine Frauen um Vieh kauft. Aber das dürfte nicht ganz so sein. Vielmehr händigt der Vater des Bräutigams dem Vater der Braut eine Anzahl Stück Vieh aus als Garantie, daß seine Tochter von ihrem Manne und seinen Leuten gut behandelt werden wird. Diese Übergabe ist das Glied, das die vertragsschließenden Parteien verbindet; die betreffenden Eltern schauen darauf, daß ihre Heime und Familien in gegenseitiger Freundschaft und Übereinstimmung bleiben. Würde der Mann sterben oder seiner Frau davonlaufen, dann hat sie das Recht, zu ihren Eltern zurückzukehren, und den Unter-

halt durch das „Hochzeitsvieh“ zu verlangen; es wurde ihnen ja übergeben mit Rücksicht auf ihre Heirat.

Es sind also die Eltern, die beim Heiraten den Vertrag schließen. Die Braut ist oft nicht willig, aber man erwartet von ihr, daß sie doch noch in die Angelegenheit einstimmen werde, die für sie beschlossen worden ist. Milch zu trinken von dem Vieh, das von ihrem Bräutigam gegeben wurde, gilt als eine heilige Zeremonie und drückt dem Heiratsbund das Siegel auf. Eine Frau wird vielleicht lange Zeit sich weigern, in der Heimat des Bräutigams Milch zu trinken. Das ist ein Zeichen der Weigerung, ihn zu heiraten. Diese Form von Protest wurde von einer Häuptlingsfrau ausgeübt, die bis zu ihrem Tode sich weigerte, in der Heimat des ihr zugedachten Mannes Milch zu trinken.

Man macht die Beobachtung, daß das Heiraten zu den wichtigsten Einrichtungen eines jeden Volkes gehört, und hier sieht man im besondern, daß der Heiratsvertrag des Eingeborenen seine sozialen Ansichten stark beeinflußt und direkt oder indirekt auf seine Gesinnung betreffs der häuslichen Einrichtungen einwirkt.

Der Schwarze und besonders die Frau wird erzogen durch ein durch und durch vollständiges und zusammen- und ineinanderhängendes System von Vorschriften, das aufgebaut ist auf ihren Sitten und Gewohnheiten. Viele Sachen sind der Frau verboten. So darf eine Frau unter keiner Bedingung den Hof betreten, wo das Vieh sich befindet. Sie hat auch ihren Mann und dessen Verwandten durch Sondervorschriften speziell in Ehren zu halten; sie darf deren Namen nicht aussprechen, auch keine Wörter, die ähnlich wie deren Namen lauten. Sie muß sich in diesem Zusammenhang mit Umschreibungen behelfen.

Reinigungszeremonien

Es gibt viele Gesetze bezüglich Unreinheit und Reinigung. In früheren Zeiten durfte die Frau nach der Geburt eines Kindes etwa einen Monat lang nicht von ihrem Manne gesehen werden. Die Geschirre, die sie während dieser Zeit zum Essen brauchte galten als unrein und wurden deshalb nach dieser Zeit weggeworfen.

Die Leute, die einen Leichnam berühren, gelten als unrein, bis sie sich wieder gebadet haben.

Wenn eine Hütte in einem Dorfe vom Blitz getroffen wird, so sind alle Einwohner des Dorfes unrein, bis sie vom Herrenmeister wieder „gedoxt“ sind. Man ruft nach der Hilfe des Medizimannes. Nachdem dieser seine Medizin zubereitet hat, spritzt er sie rund um die Hütte und salbt auch die Leute damit. Er schlägt auch um die Hütte herum Pfähle von bestimmter Holzart. Auf verschiedene Weise doxert er einen Blitzschlag; jede Art wird als vollständig genügend erachtet, jeden ferneren Blitzschlag unschädlich machen zu können.

Reinigungszeremonien sind gewöhnlich begleitet von einem Opfer eines Ochsen oder einer Ziege. Schafe werden zum Opfer nicht gebraucht, weil sie unter dem Messer schweigen. Ein Ochse aber oder eine Ziege geben gewöhnlich einen Laut von sich, wenn sie gestochen werden. Gibt das Schlachtopfer einen Laut von sich, dann denkt der Schwarze, daß die Geister der Vorfahren, denen ja allein geopfert wird, um das Opfer wissen und ihr Wohlgefallen darüber bezeugen.

Der Schwarze ist für gewöhnlich langsam und überlegend im Sprechen und Handeln. Wenn eine schwierige Frage an ihn gestellt wird, so antwortet er oft mit einer anderen Frage, um Zeit zu gewinnen, um die Antwort, die man von ihm will, zu überlegen. Dieses Vorgehen kann man besonders bemerken bei Kreuzverhör bei Gericht. Europäer fühlen sich dabei oft beleidigt, obwohl der schwarze Mann dabei niemand beleidigen will. Hingegen kann eine ganz durchtriebene Beleidigung unbemerkt bleiben von denen, die die Sprache und Wege der Eingeborenen nicht sehr genau kennen. — Die Weiber besonders sind geeignet, wenn sie aufgebracht sind, einen in Wort und Tat zu beleidigen. Zum Beispiel: Es hat ein Mann guten Grund, mit seinem Weibe unzufrieden zu sein. Sie antwortet mit keinem Wort, spuckt aber nur in einer bestimmten Art und Weise aus. Es ist das für einen Mann vollständig genug, daß er einen Stecken holt und der Frau eine ganz gehörige Tracht Prügel verabreicht.

Redner von Natur

Allgemein gesprochen sind die Eingeborenen, besonders die älteren Leute, höflich und würdevoll in ihrer Art. Die Männer sind geborene Redner. Die gewählte Sprache und der Ausdruck würden oft unseren beredtesten öffentlichen Rednern zur Ehre gereichen. Die vorgebrachten Gründe sind gesund und wohl begründet, oft fein ausgeklügelt, aber hie und da schwer zu verstehen. Ihre Antworten auf Fragen sind oft ebenso überraschend wie schlagend. — Nach dem Zulukrieg im Jahre 1879 wurde der Zulukönig Cetwaho nach England gebracht. Als das Schiff mitten auf dem Ozean schwamm, fragte der Kapitän des Schiffes den König bei einer Unterhaltung, in dem er mit der Hand über das Meer eine entsprechende Geste machte: „Hast du je etwas so Weites, so Unbegrenztes wie dieses gesehen?“ Cetwaho ahmte mit der Hand die Bewegung des Kapitäns nach, hob sie über sich in die Höhe und antwortete: „Was ist so weit und so unbegrenzt wie der Himmel?“

Der Schwarze ist äußerst konservativ und misstraut aufs Äußerste jeder Neuerung auf dem Gebiete seines gesellschaftlichen Lebens. Als ein Beispiel dieser Unabhängigkeit an das Hergeschahnte diene folgende Begebenheit, die im Bereich meiner eigenen Erfahrung liegt.

Im Gebiete der Transkei, die ganz den Eingeborenen reserviert ist, hat jeder Bezirk einen oder zwei schwarze Landwirtschaftslehrer (Demonstrators). Die Aufgabe dieser Leute liegt darin, die Eingeborenen verbesserte Methoden der Bodenbewirtschaftung zu lehren. Solch ein Demonstrator, selbst ein Schwarzer, kam nun eines Tages auch zu einem alten Manne und bot sich ihm an, sein Land zu pflügen. Nach längerer Hin- und Herrede als Einleitung frug der alte Mann: „Aber warum willst du mich lehren, das Land zu pflügen?“

„Ich möchte dich lehren so zu pflügen, daß du eine bessere Ernte erhälst“, war die Antwort.

„Du willst mich pflügen lehren:“ sagte der alte Mann, „ich pflügte dieses Land schon ehe du geboren wurdest, und mein Vater pflügte es vor mir. Meine Vorfahren lehrten mich pflügen!“

Durch viele taktvolle Einwendungen wurde der alte Mann soweit gebracht, daß er dem Demonstrator einen Teil seines Landes überließ, damit



Missionsnähstube im Pius-Seminar, Würzburg
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

dieser es pflege und ansähe. — Zu seiner Zeit begann der Mais zu sprießen. Der alte Mann war schon unwillig, als er den freien Raum zwischen den sauberer, geraden Reihen auffliegender Maispflanzen sah, was er für eine Verschwendung hielte.

Wo er selber gesät hatte, bedeckten die Pflanzen den ganzen Boden, so daß man nicht mehr auf den Grund sah.

Indessen gedieh die junge Pflanzung und der Eigentümer fühlte sich stolz deswegen. Es kam die Zeit, wo der Kultivator gebraucht werden sollte. Der Demonstrator kam mit seinem Werkzeug.

„Was ist jenes eigenartige Ding mit Füßen gleich Speeren“, frug der alte Mann. Der Demonstrator erklärte ihm die verschiedenen Gebrauchsarten des Kultivators: er solle den von der Sonne hartgebackenen Boden aufbrechen, das Unkraut ausreißen usw.

„Zezi sehe ich, daß du mich zum Narren gehalten hast“, sagte der Alte.

„Zezt, wo mein Mais so schön wächst, willst du dieses Ding durch mein Feld ziehen und alle Pflanzen ausreißen? Mach, daß du von hier wegkommst, bevor ich dich verhaue!“

Der Demonstrator mußte wohl oder übel seine Sachen wieder zusammenpacken und fortgehen.

Naturfinder

Man hört oft, „behandle den Eingeborenen wie ein Kind!“ Es mag ein gewisser Sinn in dieser Ansicht sein, insofern als man gerecht und in geziemender Weise mit Kindern umgehen soll.

Aber noch vielmehr müssen wir beachten: der Durchschnittsschwarze fühlt es bald bitter, mit Herablassung und mit milder Toleranz behandelt zu werden.

Das gezwungenen freundliche Benehmen ihm gegenüber ist für ihn oft mehr beleidigend als unverblümte Härte. Er versucht solches Benehmen auf seine Art und Weise heimzuzahlen.

Da kam einmal ein Beamter, der hatte eine Volks- und Viehzählung aufzunehmen. In dieser seiner Eigenschaft kam er zum Gehöft eines alten schwarzen Mannes. Der Beamte wollte sehr geduldig, langmütig und sehr einfach in seiner Methode sein. Der alte Mann, der schon oft und oft von solchen Beamten ausgefragt worden war, wußte genau, was man von ihm wollte, aber die Art und Weise des jungen Mannes beleidigte ihn.

„Wie alt bist du?“ frug der Zählungsbeamte. „Meinst du, wie alt ich sei?“ erwiderte der Alte.

„Ja, ich meine dich, wie viele Jahre bist du alt“, war die ungeduldig werdende Antwort.

„Ja, wenn du mich meinst“, gab der alte Kerl zurück, der sein Gegenüber durchschaut hatte, „so weiß ich nicht, was Jahre sind; aber ich bin so alt wie dieser Hügel. Als ich geboren wurde, waren diese Hügel schon da, aber ich kann nicht sagen, ob die Hügel schon zuvor da waren.“

Der Zählbeamte schrieb sein Alter als 90 auf und fuhr mit seinen Fragen fort in bezug auf die Familie des Alten, seine Felder, seinen Viehstand und gelangte endlich zu den Schweinen. „Wie viele Schweine hast du“, frug er ihn.

„O Schweine, du meinst Schweine?“ gab der Alte fragend zurück.

„Wie viele Schweine hast du“, forschte der geduldige, aber zu verzweifeln beginnende Beamte.

„Nun wohl“, sagte der Alte, als er anfing seine in die Höhe gestreckten Finger einen nach dem andern niederzudrücken, „da ist der alte Eber und da ist seine Frau; dann ist noch eine andere Säerin und ihr Kind da. Es waren sieben in jenem Wurf, aber ich verkaufte sechs davon. Soll ich die auch zählen?“ —

„Nein“, antwortete der Beamte kurz und murmelte vor sich hin: vier Schweine, und wollte seine Eintragungen in die Papiere machen, als ihn der Alte unterbrach: „Ich vergaß zu sagen, daß die alte Frau neulich einen zweiten Wurf tat. Ich weiß nicht genau, wie viele Schweinchen es sind, aber (indem er seine Finger einen nach dem andern abwärts drückte), da ist ein schwarzes, ein schwarz-weißes, ein weißes mit schwarzen Flecken und ein ganz weißes. Da ist noch eines, aber das läuft so viel herum, daß ich es noch nie zählen konnte.“

Der Zählbeamte machte eine letzte Eintragung, raffte seine Papiere zusammen und markierte den Eigentümer der Schweine als einen richtigen Narren; aber die Wahrheit von der ganzen Geschichte war, daß der alte Kerl eine sehr unterhaltende und befriedigende halbe Stunde hatte zum Nachteil des Zählbeamten.

Aus dieser kleinen Begebenheit kann man ersehen, daß der Eingeborene einen feinen Sinn für Humor hat, daß er kein Dumm- und kein Kindskopf ist, wie es hie und da scheinen möchte („und daß er oft ellenlange Narrenseile dreht, um übergescheite Europäer daran herunter zu lassen.“ vf).

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M. †

(Fortsetzung)

Sein probates Desinfektionsmittel

P. Apollinaris litt schon viele Jahre an Asthma. Ein Arzt riet ihm, er solle rauchen; das sei eine gute Medizin für seine Lungen. Er tat es, und der Rat war gut. Es half ihm in vieler Beziehung.

Dieses Tabakrauchen sollte aber auch für ihn ein wirksames Desinfektionsmittel sein, wenn er die Kranken und Sterbenden besuchte. In den Hütten lagen oft zwei, drei und noch mehr Kranke auf ihrem armseligen Lager. Fenster zum Lüften gibt es keine. Es war daher die Luft so verdorben, daß man kaum zu atmen vermochte. Deshalb auch ist es leicht erklärlich, wie sich P. Eligius den Krankheitskeim holte.

Nicht so P. Apollinaris. Er hatte nicht nur mehrere Pferde zur Verfügung, um ein anderes zu nehmen, wenn das eine der Ruhe bedurfte, sondern er hatte auch mehrere Tabakspfeifen auf Lager, die ihm zum größten Teile von seiner Schwester Lina aus München und von anderen Wohltätern besorgt wurden. In seiner gar nicht zu unterschätzenden diesbezüglichen Sammlung gab es ganz genau unterschiedene Feiertags-, Sonntags- und Werktagspfeifen. Sobald er seine Kranken Beicht hörte und ihnen die Sterbesakramente spendete, rauchte er so stark, daß er ganz vom Tabakqualm eingehüllt war. Auf diese Weise wurden Mund und Luftwege desinfiziert. Auch die Eingeborenen sagten, daß das Rauchen ihn vor der Ansteckung geschützt habe. — Von verschiedenen Seiten, auch von den Schwarzen ganz besonders, erhielt er daher als Geschenk die verschiedensten Tabakspfeifen, so daß er schließlich davon ein ganzes Museum



Missionsseminar St. Josef, Alltdorf. Auf alten Schweizer Burgruinen
Photo: Seminar, Alltdorf

um hatte, auf das er geradezu stolz war. Alle möglichen Größen und Formen konnte man da beobachten.

Trotz Hitze, Müdigkeit und rastloser Arbeit hatte er beständig die qualmende Tabakspfeife im Munde. Dieselbe war ihm Nahrung für seinen hungrigen Magen, Getränk für seine ausgetrocknete Kehle, und das Wichtigste, die dampfende Pfeife war ihm Medizin für sein schweres Asthma und, wie gesagt, ein probates Vorbeugungsmittel zur Zeit onsteckender Krankheiten.

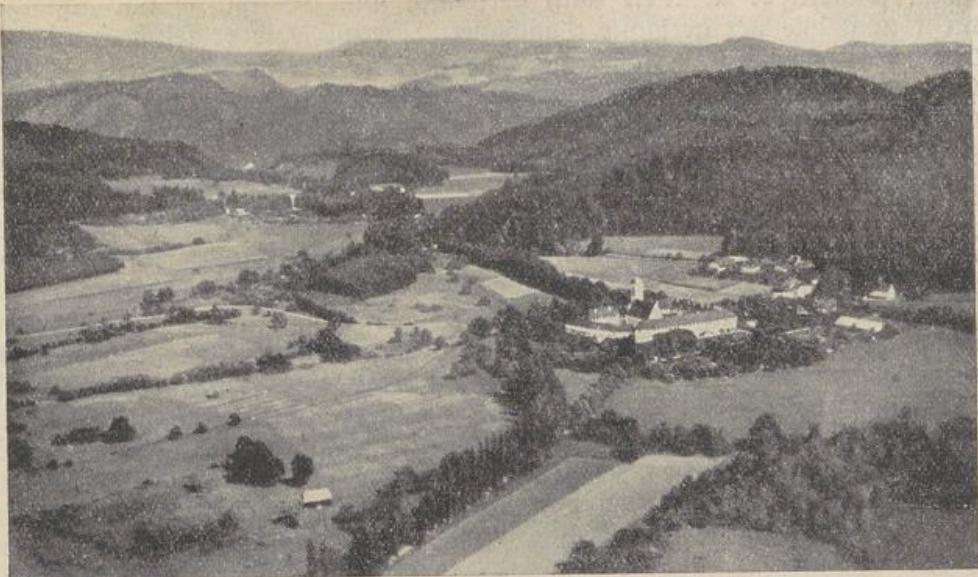
Todesfälle aus dem Missionspersonal

Br. Eduard, CMM. — Unser lieber Krankenwärter, Br. Eduard, der mit aufrichtiger Hingabe den Kranken beigestanden hatte und der zugleich eine große Stütze und Hilfe für den Missionar war, starb als letztes Opfer des Typhus. Der Tod dieses wirklich heiligmäßigen Bruders, der für die Kranken sorgte wie eine Mutter um ihr liebes Kind, ging dem guten P. Apollinaris sehr zu Herzen. Das tragische bei der Sache war, daß an seinem Todesstage der letzte von dem Typhus genesene Patient, der, wie P. Eligius und so viele andere, von Br. Eduard mit Erfolg behandelt wurde, die Erlaubnis erhielt, das Spital zu verlassen und nach Hause zu gehen. Mittags um ein Uhr, als die Glocke zur Arbeit läutete, starb unser allseits beliebter Krankenwärter. —

Beim Bekanntwerden seines Todes durchzuckte ein allgemeines Wehe die Herzen sämtlicher Stationsbewohner, und alle fühlten es, daß ein von heroischer Nächstenliebe erfüllter Missions-Bruder gestorben sei. Wie lieb der teuere Verstorbene dem Volke war, zeigte sich so recht nach seinem Tode. Hunderte von hl. Messen ließ das Volk der Eingeborenen für seine Seelenruhe lesen, und zwar nicht nur die Christen, sondern sogar die Heiden. Auch diese fühlten es schmerzlichst, daß sie an dem guten Bruder sehr vieles verloren hatten.

Br. Vitalis, CMM. — Dieser Bruder starb am 23. Juli 1925 im Beisein des Hochw. P. Berger; P. Apollinaris war noch nicht von den Priesterexerzitien zurück. Der Bruder starb nach mehrwochentlichem Kranksein ruhig und sanft auf seinem Schmerzenslager. Er wurde unter zahlreicher Beteiligung der eingeborenen Christen der geweihten Erde übergeben. — Br. Vitalis war ein Badenser (Marbach bei Lauda) und verbrachte viele Jahre auf der Centocover Mission. Er pflegte mit viel Geschick und großem Eifer den Weinberg. Er war über 70 Jahre alt. Wegen seiner Ordnungsliebe und Reinlichkeit war er bei P. Apollinaris sehr beliebt.

Br. Melchior CMM. — Am 23. November 1923 ist der gute, heiligmäßige Br. Melchior Neumeier, ein Bayer, nach dreiwöchentlicher Krankheit selig im Herrn entschlafen. Am Sonntag Morgen um 5,45 Uhr reichte ihm P. Apollinaris das Brotifikum. Als letzterer soeben im Begriffe war, sich nach Hlabeni, einer Außenstation, zu begeben, wurde er von Br. Isidor zum Sterben dieses frommen Bruders gerufen. Behn Minuten nach seiner letzten hl. Kommunion gab er seine Seele seinem Schöpfer zurück. Er ist gestorben, wie er gelebt hatte: ruhig und friedlich. Sein Tod wurde sowohl von den Weißen wie auch von den Schwarzen allgemein betrauert. Der gute Bruder zeichnete sich aus durch eine große Friedens-, Gottes- und Nächstenliebe.



Missionshaus St. Georgen am Längsee, Kärnten
Photo: Österreichische Fliegerschule, Salzburg

Schw. Philippina, CPS. — Am 8. Dezember 1924 starb hier in Centocow Schw. Philippina, eine staatlich geprüfte Lehrerin aus Bayern, nachdem sie acht Wochen hindurch bettlägerig war und viel gesitten hatte. Sie war eine von dem kleinen Trupp der ersten Schwestern vom kostbaren Blut, die unter Abt Franz Pfanner, dem Gründer und ersten Abt von Mariannhill, kamen. Diese Schwestern wirkte viele Jahre hindurch höchst segensreich als Lehrerin in Centocow. Sie war es auch, welche die ersten eingeborenen Lehrkräfte ausgebildet hat und welche die Centocower Schulen in die Höhe brachte. Alle, Europäer und Eingeborene, hatten sie wegen ihres lebenseligen und schlichten Wesens sehr gerne, auch bei den Heiden war sie sehr beliebt.

Zwei Oberinnen. — Am 4. April 1934 starb in Centocow Schw. Miltredis und am 30. November 1935 Schw. Franziska, beide CPS., letztere im Sanatorium der Schwestern bei Mariatal, beide waren Oberinnen. Sie waren echte Missionsschwestern, die ein gutes Herz für alle hatten. Sie waren richtige Hausmütterchen und friedliebend. Sie arbeiteten mit P. Apollinaris, dem Stationsobern, an einem Strick ziehend für das allgemeine Wohl der Gemeinde, weiß und schwarz.

Die älteste Person in Centocow. — Sie verschied hier am Sonntag, den 17. März 1929; es war Katharina Mseleku, die das hohe Alter von ungefähr 110 Jahren erreichte. Sie war schon zu Tschaka's Zeiten ein größeres Mädchen. Dieselbe war Jahrzehnte lang in der Kinderküche tätig, wo sie ihr schweres Amt zur vollsten Zufriedenheit der Kinder sowohl als auch der Arbeiter und des ganzen Missionspersonals ausübte. Auch war sie bekannt als eine große Liebhaberin des Gebetes.

Errichtung von Missionsgebäuden

Im Erbauen von Schulen und Kapellen war P. Apollinar unermüdlich. Dabei war er, wie bereits erwähnt wurde, nicht nur Architekt und Bau-

leiter, sondern er arbeitete auch persönlich mit. Er schaffte und schwitzte mehr noch wie der geringste Tagelöhner. Überall legte er selbst Hand an. Nur durch seine unverwüstliche Energie, durch seinen eisernen Willen und Tatendrang ist es ihm gelungen, in Gentocow allein acht neue, große Schulen zu erbauen.

Egerzitien und Missionen

Unermüdlich tätig war P. Apollinaris im Egerzitiengeben und bei Missionspredigten für Eingeborene mitzuhelfen. Im Jahre 1922 hielt er geistliche Übungen für die Kreuzschwestern in Kofstad und Llmtata; 1928 für die eingeborenen Brüder in Kiva St. Joseph. Kurz und klar waren seine Vorträge, sei es Deutsch, Englisch oder Zulu. Nebenbei bemerkt war er ein ausgezeichneter Linguist. Er war eine Autorität im Zulu, aber ganz besonders in Latein. Viele jüngere Patres wandten sich in schwierigen Fällen, besonders bei Cheshachen, an ihn um Rat. Schnell und korrekt erhielten dieselben von dem klugen und erfahreren Missionar den gewünschten Aufschluß. P. Apollinaris lebte, betete, arbeitete und opferte sich sozusagen auf für die Mission. Kein Opfer war ihm zu schwer, kein

Weg zu weit und beschwerlich. Wenn die Brüder ihm rieten, doch etwas langsamer zu arbeiten und sich etwas zu schonen, so erhielten sie für gewöhnlich von ihm zur Antwort: „Wir sind nach Afrika und in die Mission gegangen um zu arbeiten, nicht um ein gemütliches Leben zu führen. Im Grabe können wir ausruhen.“

Nach der Überzeugung aller, die ihn kannten, war er einer der eifrigsten Missionare von Mariannhill. Was er gebetet, gearbeitet und geleistet hat, selbst noch in seinen alten Tagen unmittelbar vor seinem Tode, macht ihm nicht leicht ein anderer nach. Sein Wahlspruch war: Seelen retten durch Gebet, Unterricht und gutes Beispiel; für die Ausbreitung der kathol. Kirche tätig sein; dabei unsere Mutter Mariannhill nicht vergessen. Diesem Wahlspruch blieb er bis zum letzten Augenblicke seines taten- und segensreichen Lebens treu. Er ging umher u. tat Gutes.



H. P. Paulus und H. P. Florian CMM.
mit den ehrtw. Brüdern der Mariannhiller
Mission in Köln

Photo: Karl Hofmann, Köln

Trotz seiner mannigfaltigen fortwährenden Beschäftigungen nahm er sich täglich Zeit dazu, nebst dem Breviergebet auch das marianische Offizium und den Rosenkranz zu verrichten; auch das Toten-Offizium betete er an den Tagen, wo es früher zur Zeit der Trappisten gebetet wurde. Dies war ziemlich häufig der Fall, nämlich an allen Ferialtagen der kirchlichen Liturgie. Diese Verpflichtungen haben, seitdem wir von den Trappisten getrennt sind, für uns aufgehört; er jedoch verrichtete sie dennoch bis zu seinem Tode.

P. Apollinaris wollte viele und volle Schulen. Es gelang ihm das große Meisterstück. Bei seinem Tode besaß Centocow eine große Kostschule auf der Station selbst; eigentlich sind es zwei: eine Elementar- und eine Mittelschule. Ferner besitzt Centocow im Umkreis von 10 bis 20 Meilen einen Kranz von 21 Tageschulen. In allen diesen Schulen werden ungefähr 800 Kinder unterrichtet. In diesen 14 Schulen sind 25 Lehrer und Lehrerinnen angestellt. Nur der Prinzipal hier in Centocow (eine Schwester) ist eine Europäerin; alle anderen sind Eingeborene.

P. Apollinaris hatte einen großen Weitblick. Die bravsten und talentiertesten Kinder, Knaben und Mädchen, sandte er in das Lehrer-Seminar nach Mariannhill, damit dieselben dort ausgebildet und das von der Regierung verlangte Zeugnis erhielten. Er wußte nur zu gut, daß, wer die Jugend hat, auch die Zukunft haben werde. (Forts. folgt)

Buben sind sich überall gleich

Von P. Solanus Peterect C.M.M.

Buben müssen rauschen. Das ist so, ob die Haut nun weiß oder schwarz ist. Mit den Fäusten vergerben sich die kleinen Kerle ihr Fell gegenseitig.

Eines schönen Nachmittags war es, an der Pforte von Mariannhill, wo eine Gruppe von Buben auf dem Heimwege von der Schule in eine regelrechte Schlacht verwickelt war. Da trat unversehens Se. Erzellenz Bischof Fleischer aus dem Pfortenzimmer und sofort kniete die ganze Bubenschar einrächtig im Staub der Straße nieder, um den bischöflichen Segen zu empfangen. Kaum war aber der hochwst. Herr um die Ecke, als die Keilerei auch sofort wieder im Gange war. Da, ein Pater, der von ferne die Szene gesehen hatte, behauptete, der Segen müsse besonders kräftig gewirkt haben, weil es nunmehr viel schwungvoller zugegangen sei als zuvor.

Missionspflicht ist Pflicht einer Liebe, die übernatürlichen Erwägungen entspringt. Wahrer Missionseifer dringt vor zur unerlösten Heidenseele; er sieht sich verpflichtet, für die Befehlung der Heiden zu beten und zu opfern aus Liebe zu Gott, der sich auch denen, die noch „in Finsternis und Todesschatten sitzen“, mitteilen möchte mit seinem Licht und seiner Gnadenkraft. Wahren Missionseifer drängt das Verantwortungsbewußtsein gegen unseren Heiland, der für alle Menschen sein Blut am Kreuze vergossen hat, und der seinem Reich auch den letzten Heiden einverleiben will. A. H.

Das Bettelfreuz

Von Margarete Seemann

Nachdruck verboten! — Verlag Throlia, Innsbruck

(Forts.)

„Sie hat ja gewußt: Was sie mir töten, seh ich doch wieder. Einmal sterbe auch ich, dann sind wir beisammen und müssen nimmermehr voneinander gehen. Das gilt nicht nur für Maria, das gilt auch für uns. Ich hab auch einen lieben Menschen begraben; wenn mir das Herz schwer wird, denk ich die Gedanken der Schmerzensmutter; und daran, daß er drüber auf mich wartet und daß auch ich einmal sterben darf. Ich freue mich darauf.

Und solange ich noch warten muß, will ich mich vorfreuen. Das nimmt mir niemand — das kommt — das kommt sicher.“

Beatens Blicke lehnen an den blauen Himmelstrichen über den Häuptern der Wälder. Sie kann das Weib nicht ansehen; muß an den Herrgott am Bettelfreuz denken. Und ob nun ein neues goldenes Glied an seiner jungen Kette wird.

„Warum sind Sie nicht früher kommen — ich hab es so schwer gehabt.“

„Jetzt wird es leichter werden. Kommen Sie; wir beten noch einmal miteinander.“

Und dieses Vaterunser wäschte das Bitterste aus ihrer Bitternis.

Dann ist Beate davon. Wo der Weg zur Rechten abzweigt, wartet Doktor Hammer. Er sieht sie prüfend an. „Nun?“

„Sie weint.“

„Das ist viel.“

Sie sprechen nichts mehr auf dem langen Heimweg.

Auf der Terrasse des Hotels geht es lebhaft zu. Von der Halle singen und jubilieren die Geigen; Wiener Sender. Strauß-Musik! Die Tische sind gedeckt. Blendend leuchtet der Kies. Auf den Liegestühlen des anstoßenden Gartens recken sich die Kurgäste; Sonnenschirmchen klappen, Schals werden geschwungen, Bücher unter den Arm geslemmt, Schachfiguren umgeworfen.

An einem Tisch, nahe dem Eingang von der Hauptstraße her, sitzt Doktor Hammer. Sein Kollege, der mit ihm den Tisch teilt, hat sich verspätet; ist zu den Mühlen hinunter und noch nicht zurück. So ist er vereinsamt. Es ist ihm recht. Denn seine Gedanken gehen zum zehnten und elften Male den Almweg herunter.

Was Beate, die kleine Studentin, will? Mobilisieren? Die paar lichten Erinnerungen, die man noch aus der Osterhafen- und Christkindzeit mitgenommen hat, wieder großblasen zu Flammen, die sich nicht mehr übersehen lassen?

Er lächelt — ein bißchen ist's Wehmutter, ein bißchen Überlegenheit — denn einmal ist man auch romantisch, ja heilig gewesen. Man hat ein Heidentind losgelaufen und gar ministrirt, später für Förster geschwärmt und Wertsels: „Ich habe eine gute Tat getan“, wie ein Gewissen mit sich getragen. Ja — einmal . . .

Die Suppe ist erledigt. Teller werden gewechselt. Und er denkt noch immer an das Wort von der lebendigen Sehnsucht. Die es sagte, sitzt nun im kleinen Gaithof über einem farbigen Tischtuch mit dem Steingutgeschirr und isst Rindfleisch mit Kartoffeln.

Er ist ein Mann der inneren Ruhe; aber heute ist alles irgendwie anders als sonst.

Wie unter einem Befehl streifen seine Augen die Straße. Erschrecken vor zwei brennenden Punkten unter den Wimpern eines Mannes. Ist er ein Bettler? Ein Stromer? Vielleicht. Er will die Augen abtun von diesem anflagenden Glendbild; da ist ihm, als höre er Beate sagen: „Ja, vielleicht; aber ein Hungriger sicher“. Er spürt ihre Hand neben sich. Es ist leicht und doch schwer. Süß und man möchte es dennoch wegziehen ins Vergessen. Aber es bleibt. Und die zwei Augen dort sind eine Bahn. Er winkt dem Ober.

„Was wünschen Herr Doktor?“

„Ein zweites Besteck. Zwei Menüs.“

„Der Herr Geheimrat kommt heute erst spät; er hat für Mittag nicht bestellt.“

„Ich weiß; bringen Sie nur.“

Der Kellner begreift nicht, aber er geht. Doktor Hammer hebt die rechte Hand gegen den Pfeiler des Einganges. Der Hungrige zögert; da winkt er nochmals. Ungläubig steigt der Fremde eine Stufe hoch; seine Augen zucken eine Frage über den Tisch hin. Doktor Hammer nickt; da fügt sich Schritt an Schritt; neben dem eleganten Mann der Gesellschaft sitzt der Gestrandete.

„Herr — ich — —“

„Machen Sie kein Aufhebens; Sie sind mein Gast.“

Der Kellner starrt auf den Eindringling. Die Dienstbeflissenheit seines Antlitzes wird herrschend hart.

„Keine großen Augen, Josef; es stimmt schon. Mein Gast.“

Der magere Mensch mit den abgerissenen Kleidern hat zuerst mit Scheu und Scham zaghaft gegessen; dann aber drängt

te der Hunger. Plötzlich aber legte er das Besteck weg; die Beilageschüsseln waren blank, doch ein Stück Fleisch lag noch auf dem Teller.

„Sind Sie satt?“

rote Stränge ziehen sich vom Hals in die vertrockneten Wangen. Die Augen liegen darüber wie Inseln; einen Schein heller; durchwärmst.

„Vielleicht nicht ganz; wenn Sie erlauben — ich möchte es mitnehmen. Für morgen oder übermorgen, man weiß es nicht.“ Bittend langt er nach einer Papierserviette; es mag das erste Mal in diesem Hotel sein, daß ein Gast ein Stück Fleisch zwischen zwei Brote legt und mitnimmt. Dann steht der Fremde auf, reicht dem Vornehmen die Hand hin. „Ich danke Ihnen — ich will es niemals vergessen.“

Doktor Hammer nimmt die edigen Finger ohne Widerstreben. „Wenn es wieder sein kann, es würde mich freuen.“

Über die steinernen Stufen schreitet der Fremde aus dem fiesigen Platz in den Staub der Straße. Ein Auto rast vorbei; graue Wolken decken ihn für eine Weile zu. Der Doktor schaut ihm nach, ihm ist, als ob dieser dort nicht ginge, wie Menschen gehen. Schwebt er? Hat er Flügel? Und wenn er sie hat, was trägt ihn? Ist Armut, solche Armut nicht ein Stein, der ins Wasser zieht, in ein trostloses Sterben? Und war nicht, als er ging, irgend etwas in seinem Gesicht, über dem man die harten Striche der Not, die Kerben des Hungers, das Drohende der vordringenden Backenknochen übersah? Als wäre ein Fenster in seinem Antlitz, durch das eine innere Schönheit schimmerte?

Und jetzt — hängt nicht neben diesem Gesicht ein zweites und sagt: „ . . . die helle Sehnsucht, an der man nicht stirbt, sondern lebt und gesund wird . . . ?“

Manch einer schüttelt über dem Bratenstück auf den Zinten seiner Gabel den gepflegten Scheitel; der Doktor träumt, lächeln sie.

Die es denken, wissen nicht, daß er am Aufwachen ist.

Möller, der fremde, hungernde, gespeiste Menschenbruder, trägt sein Erlebnis wie eine Quelle von Licht. Nahe dem Forsthaus steigt er ein Stück ins ansteigende Gehölz und rastet. Stille liegt über ihm. Unsaubar gut. Nur von ferne das Bimmeln einer Schelle; manchmal über ihm das Knicken eines Astes unter den schnellen Sprüngen der Eichhörnchen. Sonst nichts.

Er wirft sich ins Gras, den Rücken auf dem Boden. So ist er der Erde am nächsten, am verbundfesten. Breitet die Arme weit aus, als müßte er den Himmel an die Brust holen. Das Grün über ihm hat einen hellen Gruß, es hat die Stimme des

getreuen Kameraden; und wo die Waldstraße die Wipfeldecke über ihm zerschneidet, beugt es sich in blendender Bläue niedrig, als wollte es fragen: Hast nun auch du dort unten ein Stück Himmel getroffen? Ist das Glauben nun leichter worden?

Noch trägt er die Helle über dem Antlitz, die den Glanz der Alabasterchalen hat, in denen Licht schwimmt. Märchenhaft. Dem Glauben verwehrt noch vor einer Stunde. Reich ist er nun — um die Kraft zweier Flügel, um die Wurzeln in ein neues Erdenfeld reicher.

Hat er nicht zwei Herzen? Schlägt es nicht auch dort, wo er in der Rocktasche das knisternde Weizen trägt, in dem die Sehnsucht der Hungernden verbettet liegt: Fleisch und Brot? Ihm geschenkt — nein, mehr, ihm zuerkannt wie einem Bruder. Und er hatte doch bis heute gemeint, daß jene, die in ganzen Anzügen liegen und Söhnen unter den Füßen hätten, nicht wüßten, daß Geld und Brot wenig sind gegen das: ohne Demut nehmen dürfen, nicht von einer Gnade trinken müssen, die niedergebeugt, sondern aufgehoben zu werden zum selben Strich Erde, zur gleichen Straße, zu einem Gericht!

Kühl und flüssig ist die Luft, die er einsaugt; nahe ist ihm der Allerbarmer. Und über seinem Herzen liegt ein Schatz.

Vom rechten Straßenarm her klopfen Stimmen. Er richtet sich auf; späht. Birkenlaub deckt ihn mit einer Mauer.

Vier Männer und zwei Frauen kommen; die Gewänder abgerissen, die Füße stecken nur in der Armut ihrer Nachtheit. Zwischenhin trippeln Kinder; sonnenverbrannt, in schrecklichen Feiern. Ihrer vier. Die Frauen haben in Tüchern Körbe und Kannen auf den Rücken gebunden, die Männer tragen Holzgefäße aller Art. Alles leer. Die Menschen gehen müßig, trostlos, wie unter dem verächtlichen Eritt eines Schicksals.

Er kennt das! Beerensucher! Sind aus dem Burgenland zugewandert; wollten sich verdingen zur Himbeerernte — und kamen zu spät. Kein Bedarf mehr. Es heißt zurück. Vier Stunden mögen sie schon gelaufen sein. An die zwei Stunden müssen sie noch zur Bahn hinunter.

Zwei Rehe äugen den Hang herauf, lauschend stehen sie, dann setzen sie mit fliegenden Sprüngen in die Hüt der Bäume. Hoch oben, wo der süße, rote Regen in beängstigender Fülle an den Sträuchern hängt, hirschen sie mit der Schlangenhaut eines Pfeiles durchs Geäst; wissen nichts von dem Jammer dieser Menschen, die doch dem Wald zugehören wollen wie sie.

Die Alten tappen hart über die festgestampfte Straße; da und dort schlürfen die Weiber. Niemand spricht; selbst die Kinder

trotten mit stumpfen Gesichtern nebenher. Nun fängt eines an zu heulen. Es hat wohl eine Wunde am Fuß, denn es hebt ihn und greift an die Zehen. Die im Buge kümmern sich nicht darum; nur eines der Weiber bleibt zurück. Setzt sich an den Straßenrand, nimmt den schmutzigen Buben auf den Schoß. Vom Unterrock reiht es einen Streifen ab und verbindet das Füßlein. Vor dem Birkengestrüpp sitzen sie, hinter dem Möller verborgen ist.

Auch mit dem verbundenen Bein will das Kind nicht laufen; es hängt sich mit der Kraft seiner fünf Jahre an den Korb der Mutter. Wühlt mit allen Fingern; so greift Hunger.

Dem Mann hinter dem Buschwerk fängt das Paket über der Brust zu klopfen an; wie ein Herz. Sein zweites. Es hat einen Befehl; erst fragend und voll der Erinnerung an eigene Hungertage. Dann aber hart. Er langt unter den Rock, hebt das Weisse her vor wie einen seltenen Orden, steht auf und reicht es der Frau.

Blitzschnell haben es die Kinderfinger an sich gerissen — Papierzeichen fliegen ins Moos und schneeweisse Zähne schlagen in das lösliche braune Brot.

Den Dank des Weibes hat Möller nicht mehr gehört; schnell ist er davon. Nur das Aufblühen in ihren Augen hat er noch aufgefangen; und nimmt es mit wie ein Licht.

Im Weiterwandern späht er zurück; man hört kein Weinen mehr.

Ausgeflogen hat das Lied, das der eine im Hotelgarten anschlug; urplötzlich überkommt ihn eine heiße Sehnsucht: daß es kein Ausflingen sei, daß ein Ton dieses Liedes weiterspränge, immer von Saite zu Saite — von Mensch zu Bruder Mensch — —

O, er glaubt wieder an die Menschen, auch an die reichen!

Der Trupp der Beerensucher ist weitergezogen; gleich still und verbittert; und doch um den wunderbaren Schein reicher, der auf dem Gesicht eines Kindes und auf der Armut eines Weibes liegt.

Zeigt sind sie aus dem Wald heraus; setzen über den Grenzbach. Die Häuser rücken näher; die Häuser, vor denen sie sich fürchten wie vor feindlichen Hunden.

Gehen mit nackten, zerschundenen Füßen in den Radspuren der Autoreifen, tragen ihre Pein an den Hotelgäerten, am Tennisplatz, und den Lärmnons der Damen vorbei; finster schauen die Männer; die dunkle Glut unter ihren Augenbuschen hat etwas vom Dukken eines wilden Tieres.

Sie starren in das feine, graue Mehl, in dem ihre Füße waten; wollen nicht hinschauen in die Parade von Luxus. Nur manchmal brennen die Augen einen schar-

fen Strich hinein in den Glanz; dann schmerzen sie.

Dort liegen sie und wehren jeden Sonnenstrahl mit einer bunten Kostbarkeit; und wir brauen und verjengen. Sie laufen und springen in weißen Gewändern, schlagen Bälle und lachen und sind satt und wissen, wo sie schlafen, wo sie essen werden — — wir kommen aus den Glashütten, sind gierig nach Wasser und Brot, zum Sterben müde; und geheizt von der Frage: „Was morgen . . . ?“

Cinem der Männer dampft die Brust; wie scharfe Pfiffe ist das Keuchen aus seinem Munde. Er trampft die hölzernen Finger zu einem furchtbaren Klumpen — wie einen Stein hebt er ihn hoch — da steht das Weib neben ihm und preßt die Hand herab. Hart und zäh. Und zeigt mit der anderen auf den Buben.

Da muß er dessen denken, der sein Kind färbt. Er hebt das Haupt und vermag ohne Haß zu schauen.

Auf dem Bahnhofplatz, Villa Ima, wartet die junge Frau des Oberinspektors Nosberg auf die Stickerin.

Sie ist das Warten nicht gewöhnt; das Leben geht ihr entgegen mit jedem Schritt. Und beschert kostbare Dinge: Gesundheit u. Wohlhabenheit, einen eleganten Mann, gute Gesellschaft, ein bisschen Spiel, ein bisschen Sport.

Es ist gar nicht schwer, mitzumachen. Und sie begreift nicht, daß Menschen über das Leben jammern. Sie findet es ganz nett.

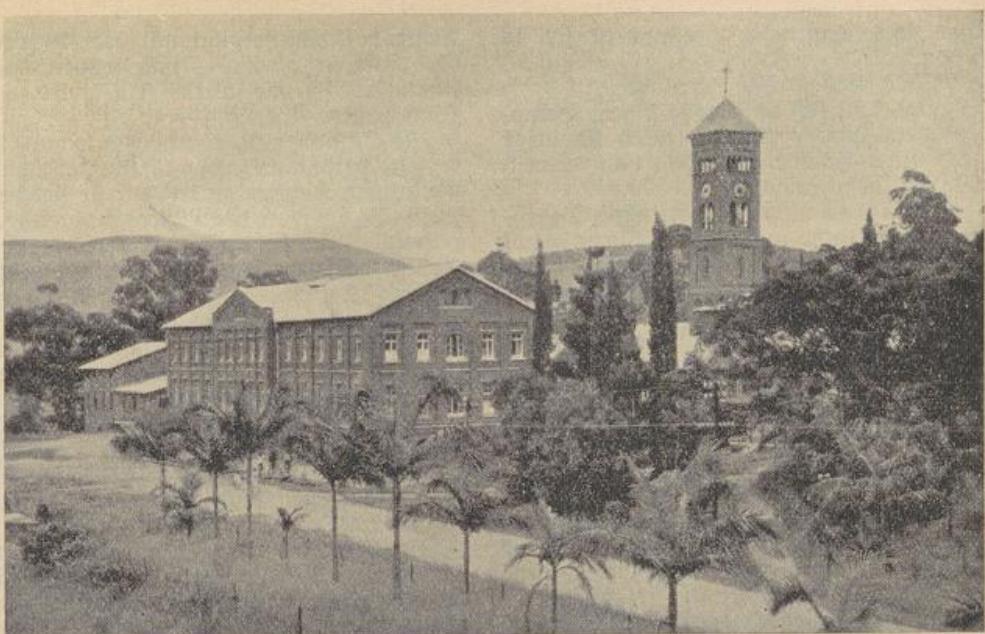
Lässig überstreicht sie ihre Frisur. Wendet den Spiegel; dauergewellt, wie gut ihr das steht! Sie weiß, Bruno liebt den seidenen Fluß ihres Haares. Deshalb hätschelt sie es, wie andere ihr chinesisches Hündchen hätscheln.

Eine warme Stimme hat der Raum, mit weichen, dunklen Fingern trifft ein Glotfenschlag der Zeit das Haus. Eine Standuhr, das schönste Stück dieses schönen Gemaches. Von derselben Vornehmheit der Möbel, von der reservierten Noblesse ihrer bewunderten Klausur. Neben ihr Brunos Geburtstagsgeschenk: ein herrlicher Tisch; Platten in zwei Etagen. Wie Spiegel ist das Holz

Wie sich andere der Pracht ihrer Gärten freuen, so sonnt sie sich an der Schönheit ihres Heimes. So einer mit weißen Handschuhen einträt und an all die Dinge rührte, er fände kein Stäublein!

Doch, wo nur die Stickerin bleibt?

Daß das Trübe immer durch andere Menschen an sie herankommt! Wie gräßlich ist diese Frau! Verknöchert, sprunghaft hart. Aber ihre Arbeiten sind von einer Genauigkeit sondergleichen; kein Faden zuviel beim Ajour, keine Spange zu straff bei den Stickereien; und die Stoppen über



Mariannhill — Konventbau

Photo: Mariannhiller Mission

dem Netzgrund von teppichgleicher Weichheit.

Langsam erhebt sich die schöne Frau; durchschreitet den Raum. Das Sammetartige unter den Schuhen tut ihr wohl. Diesen Teppich hat sie selber begonnen! Fertiggestellt hat ihn die Walburg — es vertragen ja nicht alle Menschen das gebückte Sizzen und das hundertmalige Krümmen der Finger um ein Streiflein Smyrnaivolle. Ihr tat es nicht gut — der Walburg hat es kaum schlecht getan. Jetzt bringt sie einen Stern; lindengrün der Netzgrund, in Orangenfarbe gemustert. Für den neuen Tisch. Sie beugt sich über ihn; er spiegelt das Ungestillte in ihren Augen.

„Vier“, sagt die Uhr; so weich, voll der Innigkeit.

Vier Jahre, denkt sie. Jeder Schlag ein Jahr. Jedes Jahr ein Krug voll Glüd.

Plötzlich muß sie ein anderes denken: Hat sie nicht einmal gesagt, nein gejubelt: Kinder möchte ich, viele! In jedem meiner Finger soll eines hängen! Und den ganzen Tag muß es um mich zwitschern!

Nun singt doch keines.

Keines? Klopfte es nicht längst und bat um Einlaß? Sie hatte die Türe nicht aufgetan. In der großen, reichen Wohnung war kein Platz für diesen kleinen Gast.

Hastig nimmt sie die Wanderung durch das Zimmer wieder auf. „Man kann eben nicht immer wie man will“; sie sagt es halblaut vor sich; daß es die Ohren aufnahmen wie die Stimme eines anderen

und weitergäben an das Herz.

Wie würde auch die Wohnung unter einer Kinderschar? Muß nicht zuerst etwas Kapital da sein? So daß man beruhigt leben kann? Später einmal, ja; vielleicht. Dann soll es das Kind auch gut haben —

Es Klingelt. Die Stickerin.

Sie liefert die Netzdecke. Nahezu ein Meter im Durchmesser. Von röhrender Zartheit das zaghafte Grün; die Augen der jungen Frau gleiten schönheitstrinkend darüber. Alles Bedenken der letzten Viertelstunde ist verstoßen; die Freude in ihr ist wieder obenauf; aber es ist eine grelle, franke Freude. Schön bist du, denkt sie und überstreicht das Geißfisch; und: wie werden die anderen staunen! Sie weiß nichts von zweihundert Maschen, die zweihundertmal geneckt sein wollten, nichts vom qualsvollen Spiel der Finger und dem schmerzlichen Dienst der Augen; nichts von der heißen brennenden Linie über den Rücken.

Mit ein paar Geldscheinen tut sie all das ab; deckt zu, was sie anschaut mit unbequemen Augen.

Erst als sich Walburg empfehlen will, merkt sie die Änderung im Amtlich des Weibes. Da ist nicht mehr das stumpfe Hinstarren von ehedem, ein Licht ist jetzt in diesen Augen, es ist, als sähe man in die Sternlein eines Kindes.

„Sie sind jung geworden. Frau Walburg.“

„Wohl, gnädige Frau; Sie haben gar nicht danebengeraten. Und in die Decke

hab ichs eingeneßt; deshalb ist sie so schön."

„Was haben Sie hineingeneßt?“

„Das läßt sich nicht recht sagen. Beinahe mein ganzes Leben. Alles Traurige und alles Schöne. Und das von meinem Buben, dem Hans.“

Sie sagt es nimmer hart; ohne Begehrten nach Rache und Strafe. Damals auf der Alm hat sie unter der Lieb eines fremden Menschen gelernt, auch von Schmerzen weich und lind zu reden. Jetzt rasten ihre Augen an den feinen Vorhängen, auf die das Fenster den Schatten eines Kreuzes wirft; es ist das Kreuz von der Alm; das Burschenkreuz; ihr Kreuz. Und der daran hängt, ist Hans, ihr Junge. Aber er ist nicht allein, ein anderer teilt das Martyrbett; und der andere ist der Herrgott.

Sie schaut es an mit weitoffenen Augen; wo die Riegel einen Schattenfleck aussiezen, hängen dort nicht die Buschen, die das fremde Mädel für ihn hinstechte?

„In Frau Nosberg kommt das Starren. Wie kann diese da froh sein — hat man ihr nicht den Sohn ermordet? Hat sie nicht das einzige Kind verloren, das sie einmal erhalten könnte?“

„Verloren hab ich ihn nicht, gnädige Frau. Einmal gehört er doch mir. Ganz und für immer. Ich hab ein Kind, das drüben auf mich wartet. Wie könnt ich da arm sein?“

„Wer ist denn arm?“

„Die sich nicht freuen können auf das, was noch kommt. Und auf die niemand drüben wartet. Ganz besonders kein Kindel.“

Walburg ist gegangen; hat das Lächeln mitgenommen.

Aber ein Klang aus ihrer Brust ist zurückgeblieben; noch als Dual. Als Fragen und Klopfen. Und als ein Bote der Unruh.

Achilos liegt die prachtvolle Decke über dem Tisch; durch hundert und hundert winziger Fenster wirft die spiegelnde Platte ihren Glanz. Aber die schöne Frau sieht es nicht. Ihre Augen sind rückgelaufen auf der Zeitstraße u. begegnen einem Mädchen dem flattert die Sehnsucht nach dem Größten aus beiden Lichtern. Und dieses junge Menschentind sitzt in seinem Zimmer über einem goldgeränderten Buch, an dem ein Schlüssel baumelt und schreibt: Und Kinder möchte ich haben, lieber Gott, eine ganze Schar! Hei, soll das ein Singen werden!

Das war Imea. Einmal. Und heute?

In der Wohnung kein Stäublein — kein Strich über der Spiegelfläche der Möbel — keine Stunde eingeeigt durch Pflicht und Sorge und Leid.

Und doch — ist sie nicht arm? Und hat ihr die Walburg nicht viel voraus? Die

Jahre voll Mutterglück mit dem Buben, das Grinnern an ihn — und drüben, drüben wird sie nie allein sein, wird ein Kind haben — ewig — ewig . . .

Als Inspektor Nosberg heimkommt, ist er sehr verwundert, die Gattin im dämmergrauen Zimmer zu treffen; sie sieht es sonst, alle Lampen des Lüsters zu brennen.

Häufig steht sie auf. Und verbirgt das Gesicht vor der Frage in seinem Antlitz.

Vom Kamm her jagen die Wölken. Wälzen sich knapp über den Wipfeln ins Tal. Kommen wie eine feindliche Horde, sprengen über das Licht des Firmamentes und knallen ihre Peitschen.

Der Sturm rast hinter ihnen her und heißt sie über die Almen, schleudert die Fäuste und reißt die schwarzen Tücher in Fehn, daß gelbblaße Striemen über den Himmel brennen.

Die Birken taumeln wehrlos unter den Pranken des Wüterichs. Er reißt sie an den Gewändern, zerrt sie an den Haaren bis ins Moos, stampft ihr Haupt höhnend an die Erde. Von den himmelhohen Fichten trommeln die wuchtigen Zapfen, beißen tiefe Löcher um die Füße des Baumes. Scheu ducken sich die Beeren; Millionen sterben am sausenden Schnitt des Hagels. Von den Abhängen her schießt Quelle auf Quelle.

Kein Kurgast ist auf der Straße. Nur ein paar Hüterfinder jagen das Vieh. In dumpfer Angst drängt es vorwärts; unter seinen Hufen fliegt die schwarze Erde.

Die Mädchen pressen die Röcke über die Köpfe, aber der Sturm spottet des Schutzes. Er schlägt sie mit Ruten und der Regen klatscht sie ab, daß sie durchnäht sind, als wären sie im Fluß gelegen. Ein paar fürchteten sich, einige lachen. Wenn sie daheim sind, ist das Wetter vielleicht vorüber. Dann gibt es Schelte, daß sie abtrieben. Aber wenn morgen oder übermorgen die Herrschaften in den Gasthäusern für einen Hut voll Pilze einen oder zwei Schillinge zahlen, ist die Angst und das zähneklappernde Frieren vergessen. Dann kaufen sie Brot oder, wenn es hochgeht, ein Stück weißen Weizen, wie ihn die Reichen essen. Manchmal auch ein Packerl Tabak für den Vater. Sie sind dann glücklich und lassen es gerne bald wieder wettern.

In den Hotels sitzen sie bei zugeklappten Fensterläden und elektrischem Licht. Drängen sich in die Säle und spielen. Der Lautsprecher, auf stark gestellt, muß den Donner schlucken; und die hundertzigen Birnen sollen das Blitzen unsichtbar machen. Nur nicht wissen, daß es draußen tot! Nur nicht spüren, daß man ein Nichts ist gegen so ungeheure Gewalt!

Wenn nur die heimliche Angst nicht wär! Blitzableiter! Ja, man hat die Stan-

gen gesehen; aber wann wurden sie leztmals überprüft. Wie mag die Kupferplatte in der Erde ausschauen? Besezt? Und Spize hoch oben, wer kanns sagen?

Wer befiehlt dem Sturm? Hat er nicht das Mühlbach abgehoben wie einen Sommerhut und über die Wiese geblasen wie die Strahlenfrölein der Maiblume? Wer wagt es, mit solcher Gewalt sich zu messen?

Die runde, buntfarbene Scheibe kreischt — hört, hört! Singt mit! Kinder, probiert das Tanzen!

Beate wurde vom Sturm überrascht; sie flüchtete in die Kirche. Sitzt wieder unter der Kanzel wie in der Hut eines Großen. Wenn die Dachrinnen knirschen und wimmern, wenn es die Gläser in den Fenstern minutenlang schüttelt, wenn die grellen Lichter zu den schmalen Scheibenschnitten hereinrasen, dann betet sie der goldenen Türe entgegen: „Sind bloß Deine Diener, Wetter und Sturm — Du bist über allem, Herr Jesus, auch über ihnen. Hilf denen, die zittern; sag ihnen, daß nichts geschieht, um das Du nicht weißt.“

Immer noch ist die Hand des Schmerzensmannes abgelöst vom Kreuzbalken. Wartet noch.

Es klatscht vor ihr nieder. Ein dunkler Tropfen malt sich breit auf dem Stein. Ein zweiter und noch viele. Das Dach hält nicht dicht; an den Wänden rieselt es nieder; blass Spuren von früher, dunkle Stränglein von heute. Arm wohnst du, Herrgott, so arm.

In ihrem südseitig gelegenen Zimmer zittert Frau Mittermeier unter jedem DonnerSchlag. Die sechsjährige Ditha verkrallt sich in ihr Kleid. Wenn es blitzt, schreit sie auf. „Ich fürchte mich. Mami, ich fürchte mich!“ Der neunjährige Bub knurrt sie an. „Sei nicht so dumm, was kanns denn machen? Es ist ja nur ein elektrischer Funke.“

Grell reißt es über den Himmel. Durch Mark und Bein geht das Knattern.

„Mami, ich fürcht' mich, ich möcht' fort, gehen wir doch!“ zerrt das Mädel.

Mit ungeduldiger Geste drängt sie es ab. „Läß doch, Ditha, sei nicht unausstehlich.“ Aber es klirren ihr selber die Zähne.

„Du bist doch eine richtige Gans, Ditha; was hast du bloß vor einem Funken Angst? Und der Donner kann dir doch gar nichts machen, rumpelt bloß so.“

Der Mutter rast das Herz voll Furcht. Ein solcher Wetterkessel, warum man ihr das nicht sagte! Wenn sie es geahnt hätte, niemand hätte sie hergebracht! Jetzt nur fort von diesen wahnsinnigen Bergen! Für drei Wochen hat sie die Zimmer aufgenommen, vierhundert, fünfhundert Schilling, aber sie würfe noch hundert da-

zu, wenn sie abreisen könnte in dieser Stunde.

Das Mädel hängt an ihren Kleidern. „Geh' hinaus zur Martha.“ Sie klingelt dreimal. Das Mädelchen in Schwarz-weiß kommt, aber die Ditha brüllt auf. „Nicht, ich bleibe da, ich geh' nicht mit der Martha! Gehen Sie fort, Sie, Sie!“

Auch der Junge runzelt die Stirne. „Du mußt bei uns bleiben“, verlangt er. Da taucht Martha wieder unter im Dunkel des Flures. Die zurückbleiben, sind voll schlotternder Angst. Auch der Bub.

Tod und Schrecken jagen über das Firmament. Viel muß die Frau denken in diesen furchterlichen Viertelstunden. Vieles blitzt ihr auf wie die schwefelgelben Bäcken dort draußen und manches von Beatens Worten ist darunter wie eine Peitsche.

Beate, ob die sich auch fürchtet? Ich möchte es wissen.

Nein, die nicht! Ob man neben ihr ruhig würde und das hehrende Herz nicht spürte?

Wieder schrillt die Klingel.

„Martha, sehen Sie unten im Saal nach, ob Fräulein Beate hier ist; wenn nicht, fragen Sie bei Fräulein Routh, ich hab' die Damen öfter zusammen gesehen. Und wenn auch dort nicht, dann machen Sie doch einen Sprung in den Gasthof „Waldfrieden“.“

Dunkelheit lagert sich im Gesichte des Stubenmädelns. Einen Sprung in den „Waldfrieden“, bei diesem Wetter?

Frau Mittermeier liest in ihrem Antlitz; es ist eine Sprache, die sie gut versteht; und sie antwortet mit einem Doppelschilling. Da ist Martha wieder bereit.

Ein paar Minuten später weiß sie: Beate ist nicht im Haus, ist auch nicht im Zimmer ihres Gasthofes. Wo, wo ist sie?

Ein plötzlicher Gedanke. War sie nicht damals, ehe sie zum Burschenkreuz aufstiegen, in der Kirche?

Die Kirche! Sie nimmt einen zweiten Doppelschilling und schiebt ihn wie einen hellen Käfer über das dunkle Holz des Tisches Martha zu.

„Schauen Sie noch in der Kirche nach.“

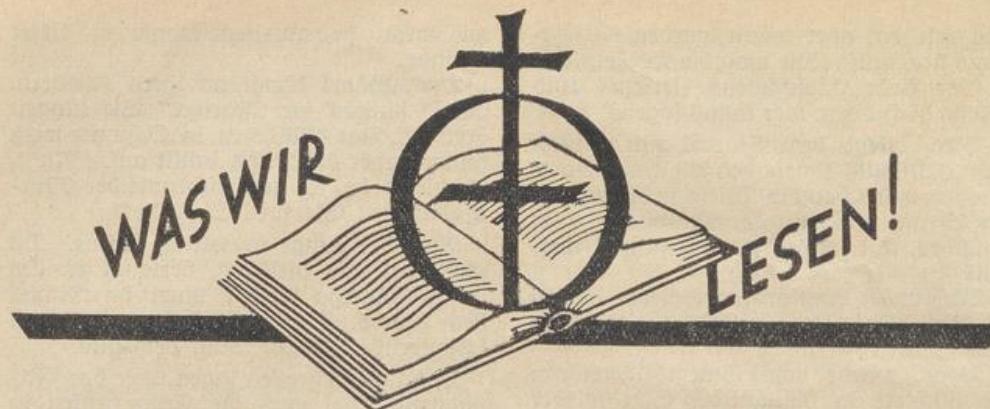
„Zeigt in die Kirche? Wenn das Silberstück nicht wäre, sie ginge nicht.“

Im groben Mantel des Lohndieners rennt sie über die Straße, die paar Stufen hinauf ins Gotteshaus.

Berückt, wer wird jetzt in der Kirche sein? Schon will sie zurück, doch — dort vorne, dort bewegt sich etwas!

Ein paar Schritte durch das schmale Schiff. Über dem dunklen Holz leuchten Beatens blonde Haare.

(Fortsetzung folgt.)



Verlag „Ars Sacra“ Jos. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Zu Anfang seit dem Weltbeginn Von P. Peter Lippert S. S. Gedanken über Maria. Broschiert RM. 1.35; in Leinen RM. 2.10. Stimme eines Toten! Wie ein Kind von seiner Mutter redet und ihre heimlichsten Schönheiten ausschüren will, so redet dieser Prediger von der Mutter des Herrn, von der Magd Gottes, von der Klingerin Christi, von der Begnadeten und ihrem Glück, von jener leichten Erfüllung der Gottesmutter in Gott, „für das ich keinen Namen mehr weiß“. Nun weiß dieser Prediger der Gottesmutter wohl einen Namen dafür, einen für uns unaussprechlichen, großen ...

Dr. H. S. B., Salzburg

Verlag Styria, Graz Schönaugasse 64:

„Leben die Toten? Sind Verstorbene zurückzufinden?“ Von Robert Klimich. 7. Auflage verbessert und erweitert von Bruno Grabinski. 339 Seiten, Preis kart. RM. 2.85; in Leinen RM. 4.—

Vieles erzählt man sich über Geister und Totenerrscheinungen. Die einen weisen die Möglichkeit rundweg ab, während andere überängstlich alles als wahr hinnehmen. Das vorliegende Buch bringt eine Menge Berichte von Totenercheinungen aus neuester Zeit, mit entsprechender kritischer Untersuchung.

„Das große Ja“. Leben und Sterben eines kleinen Helden. 76 Seiten, kart. RM. 1.50; in Leinen RM. 2.10

Ein deutscher Guido Fontgalland. Es ist Toni Gallenstein aus der Pfalz. Ein ganz einfaches Kinderleben, aber der kleine Held erreichte eine seltene innere Reise durch sein mutig ertragenes Leiden.

St. Georgs-Verlag, Frankfurt a. Main Friedensstraße 8:

„Einkehrtage“. Ein Werkheft über Durchführung und feierliche Gestaltung der Einkehrtage. Erfahrene Seelsorger sprechen hier über Vorbericht, Stoßwahl, Freizeitgestaltung und die Durchführung der Einkehrtage für die einzelnen Stände. RM. 0.90.

„Kinderstube und Kinderfest“. Ein Werkheft für alle, die Kinder zu erziehen haben. Es gibt eine Anleitung, wie die Mutter ihrem Kinde vom 1. Gott erzählen soll. Daneben bietet das Heft viel Material zur Beschäftigung und Anregung der Kinder, Gebete, Sprüchlein und Lieder. Preis RM. 0.90.

Weihespiele der Jungmädchen von Peter Bauer. Eine Sammlung religiöser Spiele für Jungmädchengruppen.

„Freu Dich Du Himmelskönigin“. Ein Spiel zu Maria Himmelfahrt. 10 Hefte zu RM. 4.50.

„Die kleine Gottesmaqd“. Ein Spiel geeignet zum Fest Mariä Geburt, Mariä Empfängnis, Mariä Namen und Mariä Opferung. 10 Hefte zu 4.50.

„Der Bräutigam kommt“. Spiel für Advent. 10 Hefte zu RM. 3.80.

„Mutter des Lichtes“. Ein Spiel zu Mariä Lichtmess. 10 Hefte zu RM. 4.50.

„Mater dolorosa“. Ein Spiel von Christi Mutter Schmerzenweg. 10 Hefte zu RM. 4.50.

Verlag & Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth:

Mutter lehre mich beten! Ein Hilfsbuch für die Mutter zur religiösen Erziehung des Kindes. Von Elisabeth Burger. 136 Seiten. Hülleinwand RM. 2.10.

Allen Müttern, die es ernst nehmen mit der religiösen Erziehung ihres Kindes, bietet dieses Buch eine gute, praktische Anleitung. Sie legt der Mutter zur rechten Zeit eben das Wort in den Mund, das Gebet, das eben jetzt paßt.

Bergstadtverlag, Breslau:

Die Ehre des Pastor Mauerberg. Von Elisabeth Burger. 352 Seiten. Broschiert RM. 3.80; in Leinen RM. 4.50.

Dieses Buch ist ein wahres Volksbuch für Jung und Alt, für Stadt und Land. Wie kein anderes stützt und untermauert es vom christlichen Standpunkt aus die christliche Auffassung von der Ehe als der dauernden, innigen Lebensgemeinschaft mit einem reinen, gesunden Menschen, die auf gegenseitiger Treue und Achtung aufgebaut ist. Elisabeth Burger-Bücher empfehlen sich selbst.

Christkönigs-Verlag, Meitingen bei Augsburg:

Nr. 21. Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen. Von Dr. Anwander.

Das gigantische Lebenswerk dieses Apostels erhebt in überaus anschaulichen, packenden Bildern und in reizvoller Kleinmalerei vor dem Leser.

Nr. 22. Der heilige „Bruno von Köln“. Gründer der strengsten Form des Mönchtums, des Kartäuserordens. Von Studienrat Küther. Vertiefung des christlichen Lebens der gesamten Kirche ist die Frucht dieses Lebenswerks durch die Jahrhunderte.

Nr. 23. Der heilige Leonhard, der Volks- und Bauernpatron. Von Archivrat Dr. Aich. Der erste deutsche Karthäuser-Apostel, der aus Einsiedel und aus Kloster heraus, ein gewaltiger Führer und Helfer wurde, weil er zuvor ein großer Einsamer und Beter gewesen war.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abreinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. G. A. Rottmann, Würzburg, Pleicher Ring 3 — Kommissionsverlag Rud. Puchner in Linz, Landstraße 33

VERGESSMEINNICH

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 8

August 1937

55. Jahrgang

Das Paradies

Zum Feste Mariä Himmelfahrt

Jungfrau und Mutter, Tochter deines Sohnes,
demütig-hehr vor aller Kreatur,
Vorauserkorene des ew'gen Thrones!
Du hast geadelt die menschliche Natur,
so, daß es ihren Schöpfer nicht verdrossen,
selbst ihr Geschöpf zu sein auf ird'scher Flur.
Aus dir hat wieder sich die Lieb' ergossen,
durch deren Glut im ew'gen Frieden hier
das Wunder dieser Blume ist entsprossen.
Der Liebe Mittagsleuchten sehen wir,
die Menschen seh'n, die noch mit Trübsal ringen,
der Hoffnung wahren Lebensborn in dir.
Du bist so groß, so mächtig im Vollbringen,
daß, wer das Heil will und zu dir nicht geht,
des' Wille sucht zu fliegen ohne Schwingen.
Du hilfst nicht dem allein, der Hilf' erfleht;
oft bist du mit barmherzigem Gemüte
hilfreich zuvorgekommen dem Gebet.
In dir ist Mitleid und in dir ist Güte
und Großmut und jedwede Kraft so groß,
wie Gutes im Erschaff'nen je erblühte.

Dante Alighieri † 1321

Das Hochfest der Gottesmutter

Maria ist am Ende ihrer Pilgerwanderung. Ihr Scheiden ist selig und verklärt wie ein reiner Augustabend im ruhigen Alpenglühnen. Maria hatte ihre Aufgabe hienieden mit treuer Mutter- und Gottesliebe gelöst. Sie ist Vorbild und Königin aller, die um Vollendung ringen, sie ist die Krone aller Vollendeten.

Glücklich, wenn wir unsere kleine Aufgabe so erfüllen, wie Maria ihre große, weltbefreiende erfüllt hat.

Jede Seele, die Gott in die Welt schickt, hat damit auch ihre Mission erhalten. Welche ist die meine?

„Selig bist du, Jungfrau Maria, denn du hast den getragen, der alles gemacht hat! Ja, du hast den geboren, der dich erschaffen hat, und bleibst immerdar Jungfrau.“ (Offertorium der Vigil). Die Kirche betet in der Vigilmesse: „O Gott, der du die seligste Jungfrau Maria in Gnaden zu deiner Wohnstatt erkoren hast, wir bitten dich, gib, daß wir durch ihren Schutz gesichert mit Freuden an ihrer Feier teilnehmen können.“

In der Epistel zeigt sie mit Worten des Alten Bundes (Eccl. 24, 23—31) die Herrlichkeiten der Gottesmutter, zu deren Fest wir rüsten: „Einem Weinstock gleich“, so spricht Maria, „erblühe ich mit lieblichem Duft, und meine Blüten tragen herrliche Frucht. Ich bin die Mutter der schönen Liebe und der Gottesfurcht, die aus Erkenntnis und heiliger Hoffnung lebt. Bei mir ist Gnade erleuchteten Wandels, bei mir alle Zuversicht tugendhaften Lebens. Zu mir kommt alle, die ihr nach mir Verlangen tragen! Ihr dürft euch sättigen an meinen Früchten! Denn mein Geist ist süßer als Honig und mein Erbe wonnereicher als Honig und Honigseim. Mein Andenken überdauert alle Geschlechter der Jahrhunderte. Wer von mir kostet, hungert noch mehr, wer von mir trinkt, den dürstet noch mehr. Wer auf mich hört, der wird nicht zuschanden und wer sich um mich bemüht, der sündigt nicht. Die über mich Licht verbreiten, erhalten das ewige Leben!“

Was Wunder, wenn die Frau im Evangelium von der Erhabenheit Christi Mutter überzeugt, Maria selig preist, da sie den Heiland tragen und nähren durfte und der Heiland selbst Marias inneren Wert verkündend hinzufügte: „Ja, selig, die Gottes Wort anhören und es bewahren.“ (Ef. 11, 27, 28).

Diesem Evangelium schließen wir uns an, wenn wir bei der Darreichung der Opferspeisen, welche die Kirche beim Offertorium in unserem Namen auf den Altar legt, Maria preisen, die Speise und Trank und all das Ihre persönlich dem Herrn darbieten durfte, der als Urheber der Welt schöpfung ihr vordem alles gegeben und sie trotzdem zu seiner Mutter erwählt hatte. Möge sie jetzt für uns bitten.

„Glückliche Jungfrau Maria, die du den Sohn des ewigen Vaters unter deinem Herzen getragen hast!“ (Kommuniongebet der Vigilmesse). Denken wir an die letzte eucharistische Wegzehrung unserer himmlischen Mutter auf Erden.

In welchem Lichte sieht Maria jetzt die wunderbare Begnadigung, die sie zur Heilandsmutter gemacht hatte, wenn damit auch ihr Weg von Passionsblumen umfäumt war. Es öffnet sich der Scheidenden eine Gloriensbahn ewiger, ungemischter Gottesfreude. Selige Heimfahrt der heiligen Jungfrau, die im Leben so inniglich mit Christus verbunden war!

„Gib, erbarmender Gott, durch dein Sakrament unserem gebrechlichen



Mariä Himmelfahrt

Wesen die nötige Stütze, damit wir am Vorabende des Festes der heiligen Gottesgebärerin auf ihre Vermittlung aus allem, was an uns noch unrecht ist, uns aufzuraffen vermögen." (Kommuniongebet der Vigilmesse).

Die Gottesspeise, die wir mit Dank und Lobpreis an Maria empfangen haben, werde uns zur Wegzehrung für alle Mühsal des Tages und erwirke uns einmal am Ende der Tage einen glückseligen Tod!

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Der erste Sonntag auf der Missionsstation

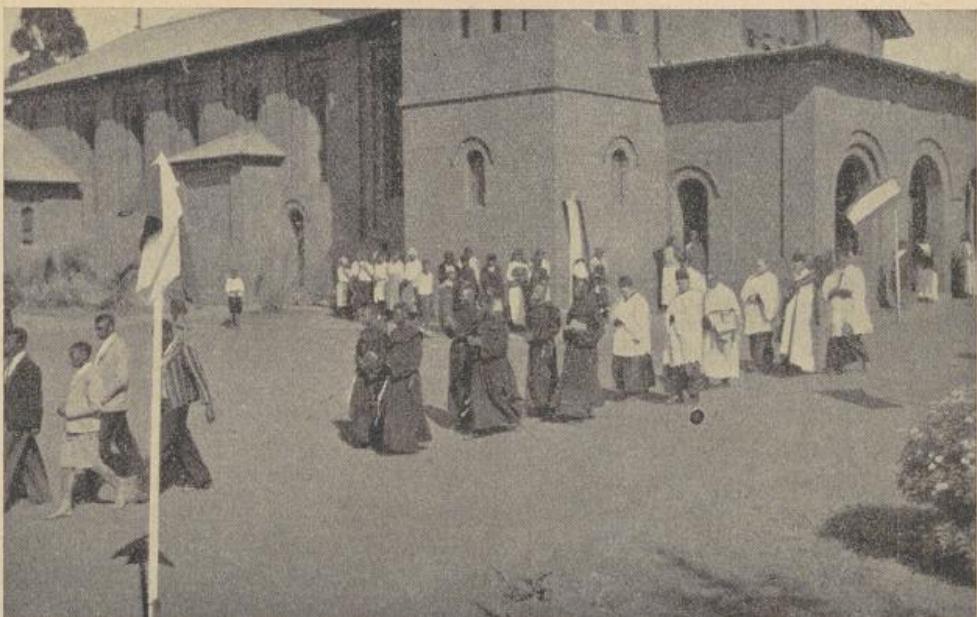
22. 1. 23. Heute Morgen erkundigte ich mich sofort bei den Schwestern, was ich morgen, Sonntag, zu tun habe. Um Morgen hl. Kommunion austeilen für die Leute und Kinder auf der Station. Um 11 Uhr hl. Messe und Segen für die Eingeborenen. Das wäre nun freilich eine leichte Aufgabe geiesen, aber nach der hl. Messe sollte ich die gewöhnlichen Gebete in der eingeborenen Sprache vorlesen. Das war die erste Nuß, die es zu knacken gab und dabei konnte man sich schon manchen Zahn ausbeissen.

Den ganzen Samstag mußte ich mich üben in der Aussprache. Besonders die Klir- oder Schnalzlaute wollten garnicht gehen. Den ganzen Vormittag saß ich unter dem weißen Strohdach vor meiner Hütte und schnalzte darauf los wie ein übermütiger Schusterjunge; dabei war ich aber gar nicht so übermütig aufgelegt; der Schweiß stand mir auf der Stirne, aber nicht von der Hitze, sondern von meiner ehrlichen Anstrengung und der Angst, wie das morgen gehen soll.

In der Zulusprache kann man den größten Unsinn sagen, wenn man ähnlich lautende Wörter verwechselt, zum Beispiel heißt es im Gebet nach der hl. Messe: Lasset uns beten, o Gott, der du unsre Zuflucht bist und Stärke . . . das heißt in der eingeborenen Sprache: masikuleke, Nkulunkulu, o'inqaba hetu. Ein Missionar verwechselte die Worte und betete: masikuhleke, Nkulunkulu, o'liqaba letu d. h.: Lasset uns lachen, o Gott, der du unser Heide bist . . . Einmal wollte ich einige Männer auf dem Wege freundlich grüßen und sagte: sanibona madada; da lachten sie, denn das hieß: seid begrüßt ihr Enten. Ich hätte sagen sollen: sanibona madoda, seid begrüßt ihr Männer.

Also die Sprache war das erste Opfer und das Herz schlug mir bang in der Brust. Aber ich hatte einen kräftigen Mahner zum Opfer neben meiner Hütte, es war das Grab des ersten Missionars dieser Station.

Er hatte den Helden Tod gefunden als Opfer seiner Pflicht. Eines Tages wurde er zu einem Kranken gerufen. Eifrig, wie er war, sattelte er sofort sein Pferd, holte das Allerheiligste aus dem Tabernakel und verwahrte es in goldener Kapsel auf der Brust. Dann ritt er hinunter an den Fluß. Er wollte durchreiten. Aber drüben standen Eingeborene, die ihn warnten: „Vater, geh' nicht hinein! Heute ist es zu reißend. Es ist dein Tod. Der Fluß ist durch das Gewitter vor einer Stunde mächtig angeschwollen. Die Strömung reißt ganze Felsen aus dem Flußbett.“ Aber die Warnung war umsonst. Das Apostelherz wagt alles, auch das Leben, um einem Sterbenden den letzten Trost zu bringen. Das Pferd weigert sich voranzugehen, es ahnt die Gefahr und will sich bäumen. Ein heißender Peitschenhieb treibt es in die schäumende Flut. Das treue Tier findet keinen festen Boden unter den Füßen. Die tobenden Wellen reißen alles mit fort. Ein kurzer Kampf mit den wilden Wassern und Ross und Reiter verschwinden und über sie hinweg wälzen sich brausend und gurgelnd die schmutzigen Wogen. Es war unmöglich, zu Hilfe zu kommen, und erst einige Stunden später wurde die Leiche des tapferen Priesters geborgen. Er wurde bestattet auf dem Friedhof neben seiner Hütte. Das Grab dieses



Auf dem Weg zum Weihaltar

Photo: Eingeborenen-Priesterseminar Mariathal, Südafrika

Helden rief mir beständig die Worte des Herrn ins Gedächtnis: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

23. 1. 23. Heute ist Sonntag, mein erster Sonntag auf der Missionsstation. Eine sengende Sonne taucht alles in blendendes Licht, wie alle Tage. Um halb 11 Uhr bimmelt unsere kleine Glocke zum ersten Mal. Von allen Seiten sieht man Eingeborene heranwollen, Christen in sauberer Kleidung, in schmuckigen Zeichen die Heiden, die sich auf die Taufe vorbereiten wollen. Ich halte mich in der Hütte versteckt und luge nur dann und wann zwischen den Vorhängen hinaus. Immer mehr Leute sammeln sich auf dem freien Platz um die Kapelle. Ich kann wohl beobachten, wie sie immer wieder nach meiner Hütte deuten und heftig gestikulieren.

11 Uhr. Die Glocke ruft zum Beginn des Gottesdienstes. Nun kommt die erste Begegnung mit meinen schwarzen Schäflein. Die Leute stehen bereits Spalier von meiner Hütte bis zum Kirchlein. Ich muß notwendig hindurch durch diese Menschengasse. Kaum trete ich aus der Hütte, da fliegen die schwarzen Arme in die Luft, lachende Gesichter wenden sich mir zu und ein begeistertes «baba! aus allen Kehlen dröhnt durch die Sonntagsstille. Ich kann nur danken mit erhobener Hand. Eine unsagbare Freude legt einen feuchten Flor um meine Augen. Aus bebender Brust steigt ein stummer Schrei zum Himmel: Herr, laß mich ein guter Hirte dieser Herde werden.

Der Gottesdienst beginnt. Ich trete aus der Sakristei an den Altar und stimme an: Asperges me, und die ganze Gemeinde fährt fort im lateinischen Choral; es sind etwa 150 Leute. Der Gesang braust mächtig und kräftig durch den kleinen Raum und stimmt alle Herzen festlich. Ich schreite langsam durch die Reihen und besprenge zum ersten Male meine schwarzen Kinder mit dem geweihten Wasser. Ich fühle, wie aller Augen sich auf mich heften und darin zu lesen versuchen: ob er uns wohl lieb hat, unser neuer Vater?

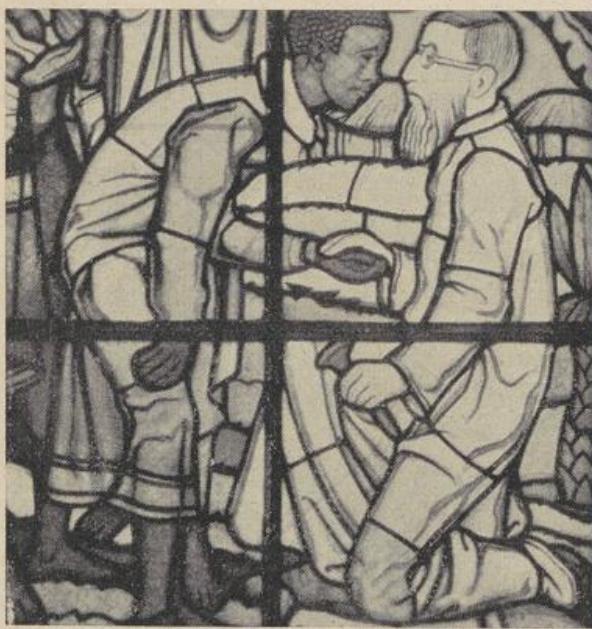
Ich kehre in die Sakristei zurück. Aus der Mitte der Gläubigen tritt ein Mann hervor, sauber gekleidet, in mittleren Jahren, groß und stark, stellt sich vor die Kommunionbank,liest das Evangelium und beginnt zu predigen, es ist der Katechet. Von der Sakristei aus beobachte ich ihn. Da, so möchte ich predigen können! Er arbeitet mit Händen und Füßen, ein echter Zulu. Seine Worte sind Feuer, seine Stimme dröhnt, seine Augen rollen und funkeln, ein geborener Redner, ein begeisterter Prediger. Ich verstehe nichts davon, aber ich sehe, daß die Zuhörer mit gespannter Aufmerksamkeit folgen. Niemand schlafst und das Wort Gottes fällt auf fruchtbaren Grund.

Nach einer Viertelstunde beginnt die hl. Messe. Ich bin ganz zerstreut. Der kräftige Gesang des Volkes umbraust und umbrandet mich und ich kann mich dem Zauber dieser fremden Laute nicht entziehen. Der liebe Gott wird schon verzeihen, was ich heute alles verkehrt mache, es ist wahrhaftig begreiflich.

Nach der Dankagung kehre ich wieder fluchtartig in meine Hütte zurück. Dort wartet schon das Frühstück auf mich: ein Teller Maisbrei, Brot, 2 Eier, Butter und Kaffee. Die Schwarzen hocken am Boden um die Kirche herum und löffeln aus einer Büchse, die sie mitgebracht haben, ihren Maisbrei, das National-Futter der Schwarzen.

Nach einer halben Stunde ruft die Glocke zum Segen. Wieder ist das Kirchlein gefüllt bis auf den letzten Platz und die kräftigen Gesänge des Volkes rauschen durch den heiligen Raum. Fast alle Lieder sind deutsche Melodien, wohlbekannte Klänge der Heimat, nur der Text ist kaffrisch.

Nach dem Segen wieder in die Hütte. Die neuartigen Eindrücke des ersten Sonntags haben mich wirklich müde gemacht und Freude und Leid zugleich wogen auf und nieder in der stürmischen Brust. Da klopft es. „Herein!“ Eine Schwester tritt ein: „Vater, die Leute wollen Sie sehen und sprechen.“ „Was sprechen? Mich trifft der Schlag! Ich verstehe sie nicht und die verstehen mich nicht!“ „Nein Vater, ich werde den Dolmetscher machen.“ „Gut!“



Buntfenster im Piusseminar
Leibliche Werke der Barmherzigkeit in der Mission
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

Ich raffe mich zusammen und trete aus der Hütte. Die Pulse hämmern. Vor der Hütte unten ist das Volk versammelt. Sofort fahren die Arme in die Luft: E, baba! Ein Schrei aus hundert Kehlen. Nun tritt der Katechet vor und hält seine Begrüßungsansprache. Die Schwester übersetzt mir Satz für Satz. Leider habe ich seine feurigen Worte vergessen, aber das weiß ich noch, daß ich zu tiefst ergriffen war. Es war mir fast unmöglich darauf zu antworten, so

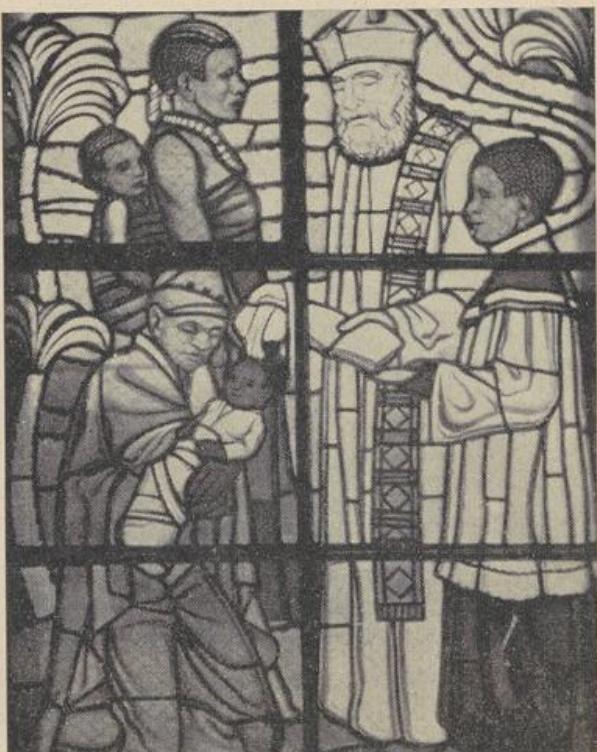
würgte es in der Kehle. „Christen, Vater und Mutter habe ich verlassen und Heimat und Freunde und Hab und Gut, um zu euch zu kommen, fern von Europa, über das weite Meer.“ Nach jedem Satz unterbricht mich ein donnerndes: „E, baba!“ „Ich möchte euch ein guter Hirte sein, seid ihr mir gute Kinder!“ „Jebo, baba!“ Sicherlich, Vater! Alle Gesichter strahlen, die weißen Zähne blitzten aus dem schwarzen Gesicht. Ich gebe noch den Segen mit der Hand und glücklich und froh lachend und plaudernd ziehen sie heim, diese Kinder der Wildnis, die unter ihrer schwarzen Haut ein so leidenschaftliches Herz tragen.

Nach dem Mittagessen kommt die Schwester Lehrerin wieder. „Vater, ich lade Sie ein, wir gehen heute in den Urvald.“ Da stimme

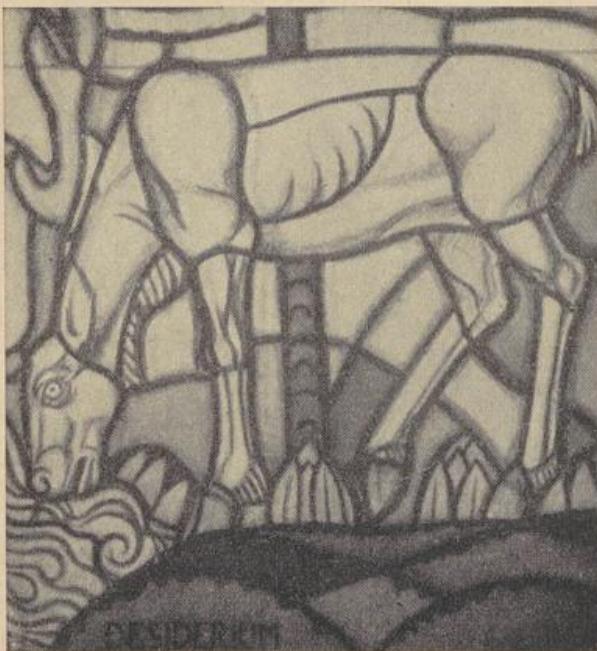
ich zu. Der Urvald war nicht weit. Er begann eigentlich unmittelbar hinter meiner Hütte. Wieder eine halbe Stunde. Draußen vor der Hütte wird es lebendig. Das helle Lachen der Kinder erinnert mich daran, die Schule ist bereits marschfertig. Ich trete heraus in Reitkleidung mit Tropenhelm, weißer Jacke und Reithose. Die Jungen stürmen voraus, wilde Rangens. Jeder hat wenigstens zwei Stöcke bei sich um sich gegen die Schlangen zu wehren, aber auch um sich gegenseitig zu verbrechen.

Bald nimmt das undurchdringliche Laub des Urvaldes uns auf. Mächtige Baumriesen, von Schlingpflanzen überwuchert, greifen ineinander. Dicke Stämme, morsch vom Alter oder gegnickt vom Sturme liegen am Boden. Wir schreiten im Gänsemarsch auf schmalem Pfad hintereinander. Sobald eine Schlange in Sicht kommt, stürzen sich die Buben mit wildem Geschrei darauf, die Hiebe prasseln nieder auf das arme Geschöpf und dann wird das erschlagene Gezücht weit hineingeschleudert in die Wildnis.

Es liegt ein merkwürdiges Geheimnis auf diesen Tieren. Die Schwarzen sind daran gewöhnt und doch erschrecken auch sie, wenn ihnen eine Schlange begegnet. Es lastet noch etwas vom Fluche aus dem Paradiese auf diesem eßlen Gewürm. Es ist leider unmöglich sie auszurotten, sie sind zuviiele. Es wäre ein nutzloses Beginnen wie bei uns in Europa, wenn man die Mäuse vernichten wollte. Aber es klingt auch wie ein Wunder. Es werden viel weniger von Schlangen gebissen, als man vermuten sollte. Bis heute ging noch kein Missionar durch Schlangenbiß verloren. Die schwarzen Kinder springen mit ihren nackten Beinen oft so sorglos im



Buntfenster im Piusseminar
Taufe in der Mission
Photo: Pius-Seminar, Würzburg



Buntfenster im Piusseminar
Sehnsucht nach den Quellen des Heiles
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

lachen. Sie sehen sofort, wenn sich wieder ein Stein aufgefallen, lügen sie schon wieder her vor wie übermütige Kinder und grinsen, als wollten sie uns ausschwärmen.

Nach etwa einer halben Stunde Wanderung stehen wir am Ziele. Vor uns stürzt aus etwa 15 m Höhe ein herrlicher Wasserfall herab. Unten spritzt der Gischt empor und fällt als Sprühregen zurück. Die Wasser schäumen. Die Wucht des Falles hat ein weites Felsenbecken ausgespült, ein herrliches Bassin zum Baden. Die Buben stürzen sich mit wilder Freude, johlend und schreiend in das kalte Wasser.

Dunkler und kühler wird es im Urwald. Die sinkende Sonne mahnt uns zur Heimkehr. Auf demselben Wege geht es zurück. Die letzten Stunden des Abends überdenke ich nochmals die aufregenden Erlebnisse des Tages. Der Lärm verrauscht, stille wird es auf der Station. Am Himmel tauchen langsam die Sterne aus unendlicher Tiefe. Meine Gedanken gehen wandern über Länder und Meere und grüßen bald im Traume wieder die alte Heimat.

(Fortsetzung folgt.)

„Es ist schön, einen Fremden zu beherbergen, aber es ist noch schöner, jenen Fremdlingen des Heidentums Herberge und Heimat im Reiche Gottes zu vermitteln; es ist schön, einen Gefangenen zu erlösen, aber es ist noch schöner, jenen, die in der Finsternis und im Schatten des Todes sitzen, das Licht der Freiheit des Evangeliums zu bringen.

„Von allen göttlichen Werken das göttlichste ist, mitzuarbeiten an dem Heil unsterblicher Seelen.“
(Dion. Areop.).

hohen Gras herum, aber durch ihr Geschrei verscheuen sie die scheuen Tiere. Lärm ist der beste Schutz gegen diese Gefahr. Die Schlange weiß aus Erfahrung, der Mensch ist ihr ärgster Todfeind und darum weicht sie ihm aus.

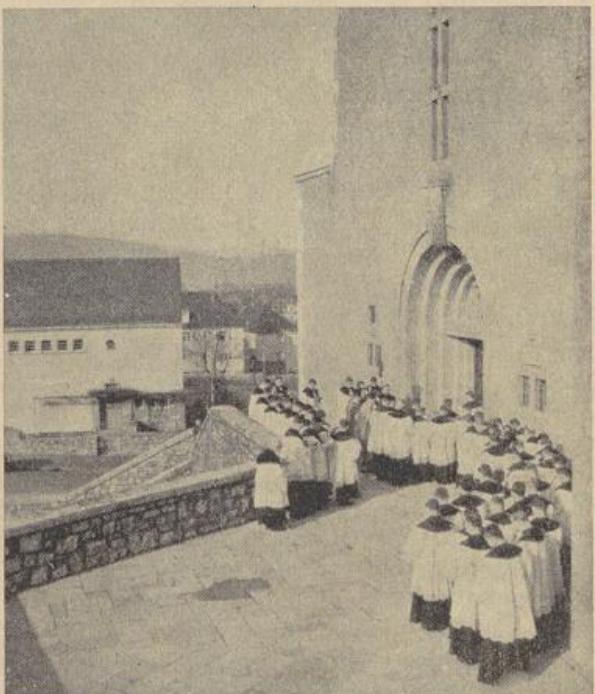
Unser Urwald ist eigentlich nur eine Schlucht. Rechts und links steigen dicht bewachsene Felswände auf. Hinter den Felsen ducken sich die Affen. Die Buben werfen mit Steinen dorthin, aber keiner wird getroffen, sie sind zu scheu, diese drolligen Tröpfe des Urwaldes. Kaum ist ein Stein aufgefallen, lügen sie schon wieder her vor wie übermütige Kinder und grinsen, als wollten sie uns ausschwärmen.

Mariannhiller Volksbank

Von P. Otto Heberling CMM.

Die Mariannhiller Missionare erzogen die Eingeborenen Südafrikas von allem Anfang an zur fleißigen und ausdauernden Arbeit. So begann unser hochseliger Stifter und Gründer von Mariannhill, Abt Franz Pfanner, seine Missionierung in Natal, und so wirken auch heute noch seine Söhne in den drei Missionsgebieten Südafrikas. Und der Erfolg dieses Wirkens der Missionare bleibt nicht aus. Die Eingeborenen der Mariannhiller Mission lernen die Arbeit immer mehr schätzen und lieben. Wo aber fleißig gearbeitet wird, können auch die Früchte des Mühigganges nicht mehr reifen, sondern da wächst und gedeiht die gute Sitte, da wird das Menschenherz empfänglich für Höheres, da öffnen sich die Herzen willig dem Worte Gottes, das die Missionare verkünden. — Die Mariannhiller Missionare erziehen die Eingeborenen aber nicht bloß zur Arbeit, sondern sie lehren die Kinder „der Wildnis“ auch, die Früchte ihrer Arbeit gut zu verwerten und haushälterisch damit umzugehen, die Mariannhiller Missionare lehren die Eingeborenen die Kunst des Sparens. Schon seit dem Jahre 1927 existiert die „Mariannhiller Volksbank.“ — Über diese für die Eingeborenen so segenbringende Gründung der Mariannhiller Missionare sollen die Leser des *Vergißmeinnicht* hier alles Wissenswerte erfahren. — Ich entnehme aus einem mir vorliegenden Bericht, der vom derzeitigen Sekretär der Mariannhiller Volksbank, dem Eingeborenen Bartholomäus Dube, unlängst zusammengestellt wurde, folgende Einzelheiten:

Die Mariannhiller Volksbank wurde im September 1927 vom verstorbenen hochw. H. P. Cyprian Ballweg CMM. gegründet. Vorsitzender der Volksbank war von Anfang bis heute Herr H. G. Mtiva. Erster Sekretär war Herr D. A. Wesley. Überbürdet mit anderen Verpflichtungen als Lehrer, resignierte Herr Wesley im Januar 1929. An seine Stelle trat Herr W. J. Gu mede. Dieser versah das Amt des Sekretärs der Bank beinahe 8 Jahre. Am 1. Nov. 1936 übernahm der obenerwähnte B. Dube den Posten eines Sekretärs. Kassenverwalter der Bank ist Herr B. Khati. B. Dube schreibt in seinem Bericht: „Bei dieser Gelegenheit betrachten wir es als eine Pflicht, den ehemaligen Ge-



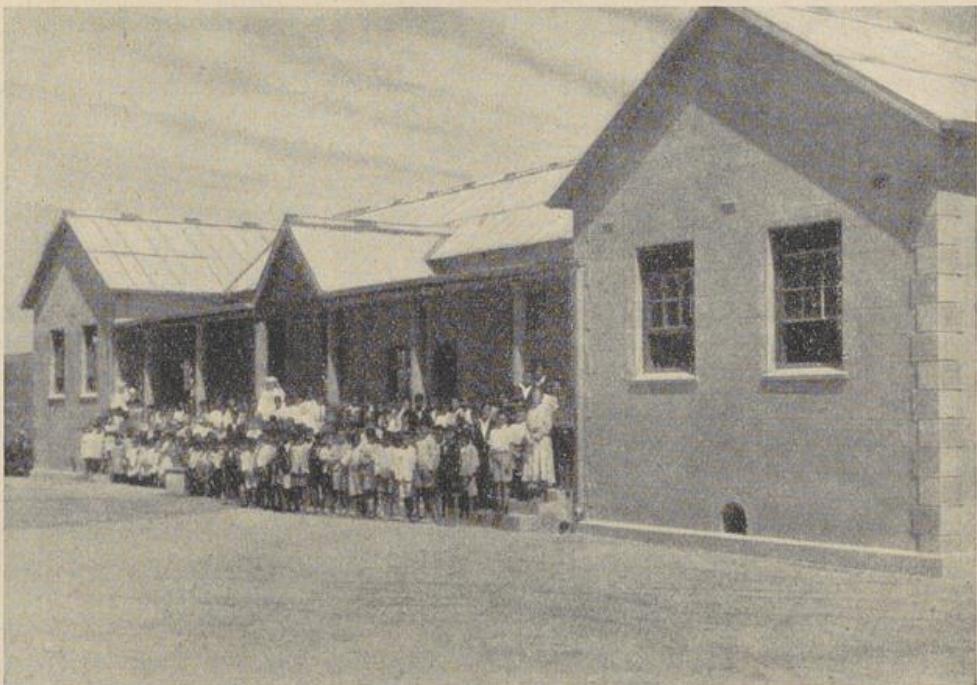
Mariannhiller Priesterkandidaten in Würzburg
vor ihrer Seminar Kirche
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

kretären für die große Arbeit, die sie geleistet haben, zu danken. Als Lehrer am Mariannhiller Kolleg waren diese schon schwer belastet mit vielen Arbeiten durch ihr Amt. Nichtsdestoweniger opferten sie ihre freie Zeit der Förderung der Wohlfahrt ihrer Stammesbrüder durch treue und erakte Erfüllung ihrer Pflichten als Sekretäre einer so bedeutenden und wichtigen Einrichtung. Die vielen Jahre treuen Dienstes, wodurch sie ihren Sprößling, die „Mariannhiller Volksbank“ zur Mannhaftigkeit brachten, wird für sie immer ein spezielles Verdienst bleiben.“

Der erste Berater der Mariannhiller Volksbank war ihr Begründer, der hochw. P. Cyprian Ballweg. Er war aber nur ein Jahr im Amt, und zwar bis September 1928, wo er von seinen Vorgesetzten nach Europa abberufen wurde, um die Leitung des Priesterseminars in Würzburg zu übernehmen. Der edle Priester starb am 26. Oktober 1936, tiefbetrüert von ganz Mariannhill. B. Dube schreibt von ihm: „Dieser große Missionar hat sich durch seinen selbstopfernden Dienst die Bewunderung und Hochachtung der gesamten katholischen Bevölkerung Südafrikas erworben . . . Wir betrachten es daher als eine Dankspflicht, diesen Nachruf dem verstorbenen hochw. Vater Cyprian vor allen Würdenträgern der Kirche und der ganzen Vereinigung der C. A. U. bei der nächsten Tagung in Kimberley zu widmen.“ —

Als der hochw. P. Cyprian Ballweg im Jahre 1928 nach Europa abreiste, trat an dessen Stelle der gegenwärtige Berater der Volksbank, der hochw. P. J. Bapt. Sauter CMM. Schon bei der Gründung der Volksbank hatte der hochw. P. J. B. Sauter den Gründer tatkräftigst unterstützt. Er war deshalb der rechte Mann, um in Zukunft des Gründers Stelle zu übernehmen. In dem mir vorliegenden Bericht heißt es: „Seine Energie und Kühnheit in der Leitung der Bank machte die Mariannhiller Volksbank zu einem kompletten Erfolg. Und dieser gipfelt hauptsächlich darin, daß er eine große Farm für das afrikanische Volk erwarb. Mit staunenswertem Geschick und Energie überwand er all die zahlreichen Schwierigkeiten, die mit dem Erwerb des Landes für die Afrikaner verbunden waren. Obwohl als Priester mit vielen geistlichen Obliegenheiten überburdet, übernahm er trotzdem die Last der Verhandlungen mit der südafrikanischen Regierung zu Gunsten der Ansiedlung von mehr als 100 Familien auf dem erworbenen Lande.“

Der Verfasser des Berichtes fährt dann weiter und schreibt: „Die Mariannhiller Volksbank ist eine Schule für den Sparsinn unseres Volkes. Mit Beginn der Volksbank wurde bald eine ungeheure Summe Geldes von Afrikanern gespart. Vor dieser Zeit würde niemand geträumt haben, daß der schwarze Mann von seinem geringen Einkommen so viel Geld sparen könnte. Am Ende des letzten Finanzjahres, im Juni 1936, betrugen die Depositen 6056 engl. Pfund, 12 Schilling und 4 Pence. Seit der Gründung der Bank wurden von den Eingeborenen bei derselben 11 593 engl. Pfund, 19 Schilling und 8 Pence eingelagert. Diese Einlagen kamen hauptsächlich von katholischen Eingeborenen des Mariannhiller Vikariates. Kleinere Beträge kamen auch schon von den Apostol. Präfekturen Lmtata, Mount Currie, Lydenburg und Swaziland und vom Vikariat Zululand. Durch die oben angegebenen Zahlen kann man ersehen, was die Afrikaner durch Zusammenarbeit erzielen können. Dies wird noch mehr einleuchten durch weitere Ausführungen, wie das eingelagerte Geld zum Wohle des afrikanischen Volkes angelegt wurde. Vom Tage der Gründung an bis zum Ende des Finanzjahres im Juni 1936 zahlte die Mariannhiller



Die neue Indierschule Convent Umzinto
Photo: P. Grüter, Umzinto

Volksbank 4846 engl. Pfund, 17 Schilling und 6 Pence an Darlehen aus. Davon wurden 3323 engl. Pfund, 1 Schilling und 9 Pence wieder zurückbezahlt. Ungefähr 2276 engl. Pfund von oben genannten Darlehen wurden nur an Eingeborene gegeben. Durch die Hilfe der Mariannhiller Volksbank wurde es vielen Eingeborenen ermöglicht, ihre Stellungen zu verbessern; andere wurden vor dem Verlust ihrer Verdienst- und Lebensmöglichkeit bewahrt. Ein Eingeborener-Landwirt würde von seinem Landbesitz 100 acres an einen Rechtsanwalt verloren haben, der ihm ein Darlehen gegeben hatte. Im letzten Augenblick rief der Eingeborene die Mariannhiller Volksbank um Hilfe an, die ihm das Geld zur Deckung der Schulden gegen eine Hypothek auf sein Landgut lieh. Die Schuld zahlt nun der eingeborene Farmer nach und nach bei der Mariannhiller Volksbank ab. — Es macht uns Freude, auch noch von andern nützlichen Anlagen der Fonds der Mariannhiller Volksbank berichten zu können. Ungefähr 1570 engl. Pfund wurden an Missionare zum Zwecke der Errichtung von Schulen, Schülerheimen und Kapellen geliehen. Auf diese Weise arbeitete unsere Volksbank für den Fortschritt der afrikanischen Rasse durch die Unterstützung der Religion und Erziehung. Vor einigen Jahren ließ unsere Volksbank auch einen Zulukatechismus drucken und veröffentlichen, der von unserm hochiv. H. P. Sauter verfaßt war . . . ”

Am Schlusse seines Berichtes kommt der Eingeborene-Sekretär der Mariannhiller Volksbank noch einmal auf den Erwerb der großen Farm zu sprechen. Er schreibt: „Bessere Heime, bessere Herzen, bessere Felder! — — ist das Hauptziel der C. A. U. Die Mariannhiller Volksbank hat immer für die Verwirklichung dieses Ideals gearbeitet. Ihre größte Errungenschaft auf diesem Gebiet ist der Erwerb von 2000 acres Land zum Zwecke des Wiederverkaufes an Afrikaner. Es war am 7. Dezember 1932,

als der hochw. P. Sauter in seiner Eigenschaft als Berater der Volksbank mit General Rohston von Ntimbankulu wegen des Kaufes einer Farm zu verhandeln begann. Schon im März 1933 wurde der Kaufvertrag von den Vertrauensmännern der Volksbank, den Herren H. G. Mtiva und W. J. Gumede unterzeichnet. Späterhin wurden zwei anschließende Farmen ebenfalls gekauft. Die Farmen wurden dann in Parzellen von 5 bis zu 50 acres aufgeteilt. So kann das Land von den Eingeborenen leichter erworben werden. Nach Überwindung von großen Schwierigkeiten, die infolge verschiedener Gesetzesvorschriften dem Wiederverkauf von Land an Eingeborene entgegenstehen, wurde schließlich doch ein Weg gefunden, den Afrikanern den Landerwerb zu ermöglichen. Schon mehreren Eingeborenen wurde von der Regierung bereits der Eigentumstitel für das erworbene Land ausgehändigt.

Die gekaufte Farm ist eine der fruchtbarsten in Natal und alle Käufer sind mit ihren erworbenen Parzellen sehr zufrieden. Die Mariannhiller Volksbank hat den ganzen Einkaufspreis von 4133 engl. Pfund, 6 Schilling und 8 Pence, ebenso die Landmessergebühren und andere Auslagen bezahlt. Die Eingeborenen-Käufer haben bis Juni 1936 von ihrer Schuld schon 2115 engl. Pfund 10 Schilling und 9 Pence abgetragen. Der Rest wird durch leichte jährliche Abzahlung getilgt. Bis jetzt sind 123 Parzellen-Grundstücke verkauft worden. Ungefähr 317 acres wurden für Grasland reserviert. Ferner wurden auf dieser Farm von der Mariannhiller Volksbank ein Landteil für Witwen-Niederlassungen abgegrenzt, auf welchem eingeborene Witwen, welche ohne Heim sind, angesiedelt werden können. Jeder Witwe wird eine Hütte und 2 acres kultivierbares Land zur Verfügung gestellt. Gegenwärtig sind schon 12 Witwen angesiedelt, von denen man hofft, daß sie jährlich 7 Schilling Pacht zu zahlen vermögen. Die Mariannhiller Volksbank beabsichtigt weitere Farmen im demselben Distrikt zu erwerben

Es besteht kein Zweifel darüber, daß bei Verfolgung dieser Ziele die C. A. U., dem afrikanischen Volk die größtmöglichen Dienste erweist. Bei der ersten Generalversammlung in Lourdes im Dezember 1927 hat der hochw. P. Sauter die wohl begründete Behauptung ausgesprochen, daß der Reichtum und die glückliche Zukunft des afrikanischen Volkes von der Zahl seiner Eigenheime abhängt. Es ist wirklich auch unbestritten Tatsache, daß wer immer dem Afrikaner helfen will, ihm helfen muß ein Eigenheim zu erwerben. Die Mariannhiller Volksbank hat bereits vielen Afrikanern zu diesem Ziel verholfen und wenn alle Zweigvereine der C. A. U. dasselbe Ziel verfolgen, wird ohne Zweifel für die Eingeborenen Südafrikas eine bessere, schönere und glücklichere Zukunft anbrechen.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der letzten Jahre gehört unstreitig das Wachsen des christlichen Idealismus, der Festigkeit des katholischen Lebens, wie es sich kundgibt in der Begeisterung für den Missionsgedanken und für das Werk der Heidenmission.

Missionseifer ist ein Barometer katholischer Gesinnung, ist eine Ehrensache für jede Gemeinde; es sollte ein edler Wettstreit darin herrschen.

Zeige uns dein Reich!

44.

Seit dem Schlusstage des Eucharistischen Weltkongresses zu Manila im Februar dieses Jahres ist ein Gebet besonderen Inhaltes in täglichem Gebrauch. Die katholische Presse veröffentlichte dasselbe in der Osterwoche. Da es mit unserer monatlichen kleinen Reich-Christi-Rubrik vorzüglichem Einklanges ist, so seien die fünf kurzen Abschnitte hier zur Kenntnis gebracht und zum Gebrauche empfohlen.

Regnum-Christi-Gebet

1.

„Herr Jesus Christus, König des Weltalls, Haupt der Menschheit und rechtmäßiger Herrscher über alle Länder, Völker und Zeiten! In schwerer Bedrängnis rufen wir eines Herzens und einer Stimme laut zu dir: Zu uns komme dein Reich, das Reich der Wahrheit und des Lebens, der Heiligkeit und der Gnade, das Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens!“

Wir kennen die schweren Bedrängnisse und auch die große Verheißung unseres Herrn und Königs: „Wenn zwei oder drei — oder viele — in meinem Namen um etwas bitten, wahrlich, es wird ihnen gegeben werden!“ Wenn wir nun die große „Reichs-Bitte“ mit unseres Lehrmeisters und seiner heiligen Kirche eigenen Worten einmütig zum Himmel senden, so dürfen wir auch Erhörung und besondere Hilfe erwarten. Es gibt Zustände und Zeitslagen, wo die unbeschränkte Macht Gottes allein noch helfen kann. Wo alle menschlichen Mittel und Anstrengungen versagen und der Allerhöchste in außerordentlicher Weise eingreifen muß . . .“

Und er wird es sicher tun, wenn wir gemeinsam, „eines Herzens und einer Stimme“ mit großem Glauben und Vertrauen ihn anrufen und es oft und immer wieder tun. Dann „ist Gott verpflichtet, uns zu erhören“, — wie der Heilige Vater vor einiger Zeit in einer Audienz wiederholt sich ausdrückte. Freilich müssen wir zur „Reichs-Bitte“ auch die im Vaterunser unmittelbar folgende Bitte in die Tat und Wahrheit umgesetzt hinzufügen, also den heiligen Willen Gottes auf Erden vollbringen, wie es im Himmel geschieht! In Ehrfurcht und Liebe und heiliger Treue! Dann wohnen und leben wir durch die Gnade bereits im Reiche der Gerechtigkeit und des Friedens!



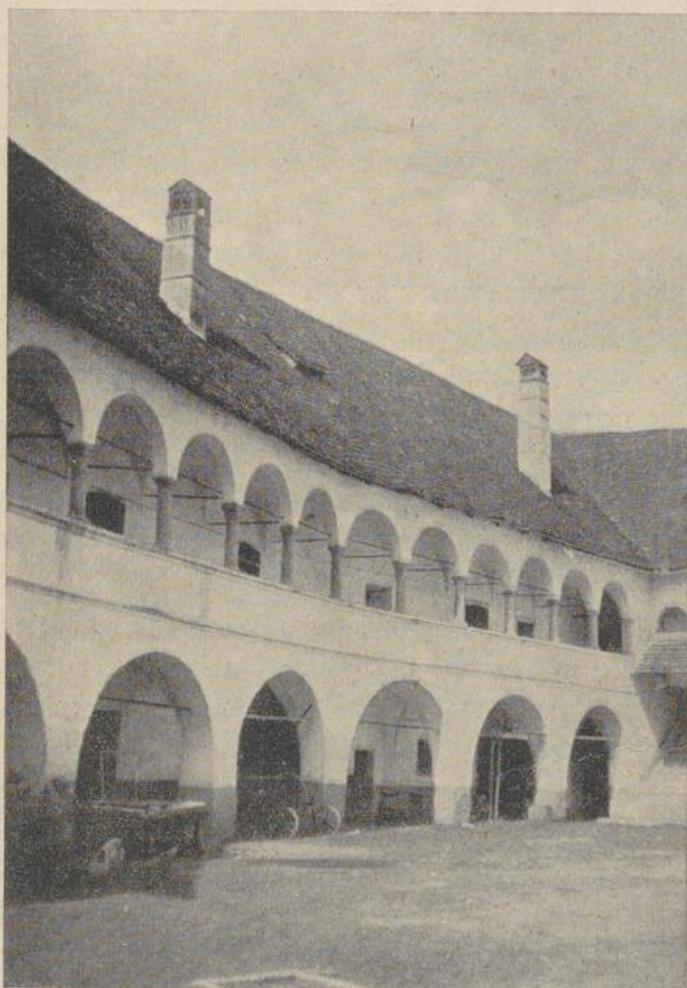
Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.M. †

(Fortsetzung)

Das große eucharistische Triduum

Zur Zeit der Regierung des P. Apollinaris in Centocow wurde im Jahre 1923 ein großes eucharistisches Triduum für die Kinder des Distriktes abgehalten, das am 28. September nachmittags um 5 Uhr seinen Anfang nahm. Ganz unerwartet wurde mir auch das Glück zuteil, demselben beiwohnen zu können. Ich wollte damals von Keilands her die Priestererzitien in Lourdes mitmachen, die für diese Zeit bestimmt anberaumt waren. Ich hatte einen großen Weg hinter mir, da ich von East London aus mit dem Postdampfer nach Durban fuhr und dann noch die lange Reise von dort mit der Eisenbahn nach Malenge zurückzulegen hatte. Als ich nach Lourdes kam, wurde mir mitgeteilt, daß die Egerzitien bereits vorüber seien, da man wegen der bevorstehenden Feier in Centocow den Termin geändert hatte. Davon wußte ich nichts.



St. Georgen a. L., ältester Teil, Seeseite:
Der kleine Hof, Ansicht von der seitlichen Kirchture
Photo: Sauerland, Niedegg

Nun aber lud man mich ein, zur Entschädigung zum Triduum nach Centocow zu reisen. Ich hatte noch das Vergnügen mit den Patres und Brüdern, Schulbuben und der ganz ansehnlichen Musikbande von Lourdes zu Pferd zu reisen. Letztere bestand aus den eingeborenen Lehrkräften, größeren Schulfrauen und Arbeitern von Lourdes, und durfte sich wirklich überall, auch vor den Europäern sehen lassen.

Doch gar zu traurig war gerade unsere Reise nicht. Als wir von den Höhen hinter Centocow herabkamen, spielte die Musikbande einen

Marsch zur Begrüßung der Centocoiver auf. Nun war es um die Ruhe im Missionsdorfe drunten geschehen. Aus allen Hütten stürzten die Leute hervor, groß und klein, und es gab ein Jauchzen und Jubeln und Schreien und Rennen von allen Seiten. Dazu mischte sich noch das feierliche Glöckengeläute. So war unser Einzug in Centocoiv gelegentlich dieses Triduums.

Aus allen umliegenden Stationen waren die Kinder mit ihren Missionaren, Lehrern und Lehrerinnen, Katecheten und noch anderen Gläubigen eingetroffen: P. Bonaventura Feuerer von Reichenau; P. Eligius von Clairvaux; P. W. Hastreiter von Citeaux; P. Fabian Weiß von Kœvelaer; P. Willibrord Binder von St. Katharina; P. Burkard Helmstetter von Lurana; P. Emmanuel von Lourdes; P. Marzellin von Emmaus. P. Andreas Ngidi, ein eingeborener Priester, stationiert in Lourdes und ehemaliger Schüler von Centocoiv, war auch anwesend. Ehrw. Vater Gerard Wolpert, erster Missionar und Gründer von Centocoiv, kam schon am Montag von Lourdes herüber, um bei den Vorbereitungen mitzuhelpen, wobei er sich sehr verdient gemacht hat. Am Samstag Nachmittag kam auch Se. Exzellenz, unser Hochwst. Herr Bischof Adalbero Fleischer mit P. Reginald Weinmann, unserm jetzigen Hochwst. P. General, von Mariannhill an.

Während des Verlaufes dieses eucharistischen Triduums gab es in Centocoiv Feierlichkeiten, wie sie seit der Gründung von Mariannhill noch niemals gesehen wurden. Jeden Tag wurden von den Missionaren drei Predigten abgehalten. Nach der letzten am Abend war immer anschließend feierlicher sakramentaler Segen. Am Samstag um halb 7 Uhr war levitiertes Hochamt, am Sonntag um 10 Uhr Pontifikalamt, gehalten von St. Exzellenz; und zwar mußte es außerhalb der alten Kirche gefeiert werden, da die neue Kirche, trotz ihrer Geräumigkeit, die Menge der Unwesenden unmöglich zu fassen vermochte. Nach dem Pontifikalamt fand die herrliche eucharistische Prozession statt mit darauffolgendem Segen. Nachmittags um 3 Uhr hielt der Bischof eine herzliche Ansprache an die zahlreichen Kinder in der Kirche. Am Montag wurde vom Ehrw. Vater Gerard Wolpert ein Halb-Pontifikalamt mit Generalkommunion abgehalten, welchem die Schlusspredigt von ihm und der sakramentale Segen folgten.

Am Vormittag nach dem Frühstück begaben sich alle zum Picknick im nahen Wäldchen. Die Kinder belustigten sich mit Singen und Festspielen; die Musikbande zeigte ihre Kunst in der Aufführung ihrer besten Stücke, die größtenteils aus deutschen Märchen bestanden. Freude und Eintracht herrschte überall. Die Magenfrage kam auch reichlichst zu ihrem Rechte und wurde zur vollsten Zufriedenheit aller Beteiligten glücklich gelöst. Vergnügt schauten die Missionare und das Lehrpersonal dem lustigen Spiele der Kinder zu. Diese wiederum taten ihr Bestes, um ihre Vorgesetzten zu erfreuen.

Abt Gerard mit seinem weißen Bart und P. Apollinaris mit seinem langen, bereits ins Graue schimmernden, die mit dem H. H. Bischof an einem Tischchen saßen, waren — man konnte es ihnen ansehen — überglücklich. Und das mit Recht. Unschuldige Kinder, die vor wenigen Stunden vollzählig bei der hl. Kommunion waren, führten harmlose Spiele auf. Welches Priester- und Missionarherz sollte sich da nicht freuen?

Fürwahr, es waren herrliche Tage der Gnade, nicht nur für die beteiligten Kinder und die Christengemeinde von Centocoiv, sondern auch



Missionshaus St. Georgen a. Längsee:
Friedhofskirche und Klosterkirche von St. Georgen
Photo: Sauerland, Riedegg

ganz besonders für das herumliegende Heidentum, das ja auch massenhaft herbeigeeilt war, um Zeuge von diesem imposanten Schauspiel zu sein.

Es waren 1350 katholische Kinder und 50 Lehrer und Lehrerinnen bei diesem Triduum zugegen. Als am Dienstag sämtliche Kinder wieder nach Hause zurückkehrten und nur die etwa 200 Kostschüler zurückblieben, war die Station Centocov gleichsam wie ausgestorben.

Ein Rätsel für den Magistrat

Während des Triduumms kam auch unser Magistrat mit seiner Begleitung (einigen weißen und mehreren schwarzen Polizisten) Geschäfte wegen nach Centocov, wo er übernachtete. Er sah mit Verwunderung diese große Anhäufung der Kinder und er meinte dem P. Apollinaris gegenüber: „Wie wird es wohl möglich sein, all diese vielen Leute die Nacht über ruhig zu halten?“ — Er kannte ja seine Eingeborenen in dieser Hinsicht nur zu gut und wußte aus reichlichster Erfahrung, wie es bei solchen Gelegenheiten anderswo gewöhnlich herzugehen pflege.

P. Apollinaris lächelte nur und antwortete: „Das wird schon recht werden. Ich garantiere Ihnen dafür, daß Sie nicht im Allergeringsten im Schlaf während der Nacht gestört werden.“ — Jetzt lächelte der Magistrat und zwar mit einem ungläubigen Lächeln, wie man an seinem leichten Kopfschütteln wohl bemerken konnte. Mit dem üblichen Gruß: Gute Nacht! trennten sich beide.

Morgens nach dem Frühstück und dem Gruß: Guten Morgen! sagte der Magistrat: „Ich habe ausgezeichnet geschlafen. Aber mein lieber Pater, bitte, sagen Sie mir das Geheimnis, wie es Ihnen möglich war, eine solche nächtliche Ruhe auf der Station zu unterhalten trotz der vielen Leute und Kinder? Ich saß mit meiner Begleitung unter der Veranda

auf der Bank und wir hörten dem Singen und Lärm zu. Als die Turmuhr 8 Uhr schlug, war plötzlich alles mäuschenstill, und man hörte nichts mehr davon bis heute morgen nach dem Gottesdienst. Ich versichere Ihnen, für dieses Kunststück hätten nach meiner Auffassung und nach meiner vieljährigen Erfahrung zehn Polizisten nicht ausgereicht. Ich gratuliere Ihnen dazu." — P. Apollinaris sagte ihm kurz: „Hier in Centocoiv, wie auf allen unseren Stationen ist es Brauch nach strenger Vorschrift der Hausordnung, daß nach dem Abendgebet ohne Not nicht mehr gesprochen wird.“ Damit war das Rätsel gelöst. (Fortsetzung folgt)

Auf Besuch bei unseren Missionaren

Von Dr. med. Bertha Hardegger, Cala, Südafrika

Missionsärztliche Praxis in Ewele und Umgebung

Es ist Donnerstag, also Ausritttag. Der Besuch gilt dem kranken Häuptling.

Morgens 7.30 Uhr ziehen wir frohvergnügt mit unsren Pferden hinaus. Bei allen Hütten, wo bekannte Kranke liegen, klopfen wir an. Von den einen bekommen wir guten Bericht, die andern liegen schwerer darnieder als bei unserm letzten Besuch.

Die Tuberkulose verurteilt hier manchen zu einem langen Krankenlager. Immer und immer wieder kehrt da die Schwester wieder zu. Sie unterrichtet die armen Patienten, sie betet mit ihnen und eröffnet ihnen durch die hl. Taufe den Himmel.

Auf dem Wege fragen wir nach neuen Kranken. Man macht uns aufmerksam auf eine Frau, die schon seit langem leidend ist. Vor der Hütte steht sie. Sie ist bereit unsre Hilfe anzunehmen. In der Hütte will ich sie untersuchen. Langsam humpelt sie hinein, also ist schon klar, wo wir den Krankheitsherd suchen müssen. Das eine Hüftgelenk ist stark geschwollen und sehr schmerzempfindlich, die Bewegungen sind eingeschränkt. Auf dem Rücken empfindet die Patientin besonderen Schmerz. Nur zu leicht ist das verständlich. Auf der linken Seite neben der Wirbelsäule verläuft ein dicker Wulst. Eine stark schmerzende Stelle an der Brustwirbelsäule zeigt uns den Ausgangspunkt dieses Abszesses an. Es handelt sich um eine Knochentuberkuose, die sowohl in der Wirbelsäule, als auch im Hüftgelenk langsam aber sicher ihrem Zerstörungsverke obliegt. Heute sind wir nicht mit den Instrumenten ausgerüstet, um der Patientin zu helfen, das nächste Mal wollen wir ihr durch Punktions des Abszesses Linderung verschaffen.

Wieder geht es weiter. Wir kommen in ein Dörfchen, wo wir gewöhnlich eine Anzahl Patienten haben. Eben reiten wir an einer Hütte vorbei, da kommt uns eine Mutter mit ihrem Kleinen entgegengerannt. Seit ein paar Tagen sei es krank, starker Husten plage es. — Eine schwere Lungenentzündung ist da an der Arbeit, dem Kinde das Leben zu nehmen. Als Thomasle soll der Kleine in den Himmel eingehen.

Im Nachbarhause liegt ein Patient, den wir schon oft und oft besucht und Medizin zurückgelassen haben, die sein Los noch etwas erleichtere. Eine ganze schwere Lungentuberkuose hat dem Knaben sicher nur noch

kurze Zeit zugedacht. Bei jedem Besuch hat die Schwester den Patienten unterrichtet, er wäre bereit die hl. Taufe zu empfangen, doch bis jetzt hat der Vater hartnäckig seine Einwilligung dazu verweigert. Er selber ist Prediger einer Sekte und kann es so nicht zulassen, daß sein Kind als Sohn der katholischen Kirche sterben soll. Nochmals versucht es heute die Schwester, den Mann umzustimmen, und siehe da, aller Widerstand ist gebrochen, ohne die leiseste Widerrede, ohne den geringsten Einwand gibt uns der Vater die Einwilligung. — Es ist Mauritiusstag, da soll den Walliserschwestern und dem Kirchenpatron von Appenzell zu Ehren ein Mauritius Antonius für den Himmel reif werden. Wie glücklich ist doch der Knabe, ja, er strahlt ganz vor stiller Freude. Wir nehmen Abschied.

Wir kommen an einer Hütte vorbei, wo eine ganze Anzahl Leute versammelt sind. Ob da wohl etwas besonderes los sein mag? — Ja, richtig, die Zauberdoctörin ist da. Wir begrüßen uns freundlich, ja ganz ehrfurchtsvoll reicht sie uns beide Hände zum Gruße. Sie ist im vollen Ornat. Vornehme Decken hat sie um sich geschlagen. Das Kopftuch ist mit Federn reichlich verziert. Um den Hals trägt sie mehrere Ketten, die mit Wurzeln, Tierpfötchen, Muscheln und Hörnern behangen sind. Kein gedrehte Schnürchen aus Kuhhaaren vervollständigen diesen Medikamentenschatz. An den Armen und Beinen trägt sie schmale Streifen von Tierfell. In der Hand trägt sie einen Stab, aus dessen unterm Ende ein Büschel Kuhhaare hervorragt.

Die Doctörin vernimmt, daß ich ihre Kollegin bin. Vor kurzem hatte ich nämlich in diesem Dorfe einen Mann am Oberkiefer eine Geschwulst, an der er jahrelang zuvor gelitten hatte, operiert. Nun war der Ruf dieser „Großtat“ auch zu ihr gedrungen. Die Schwester will von ihr das Geständnis abnehmen, daß unser Können und unsere Mittel über den ihrigen stehen. Sie stimmt zu. Sie weiß zu gut, daß sie in solchen Fällen machtlos ist. Als Freunde gehen wir wieder auseinander.

Der Weg führt uns an einem Vieh kraal vorbei. Da sitzt ein Mann drin, ganz einsam, die Beine stark angezogen. Eine schwere Entzündung am Kniegelenk zwingt ihn diese Stellung einzunehmen. Das linke Knie ist stark angeschwollen, am Oberschenkel ist eine Öffnung, aus der Eiter fließt. Das halbe Bein ist mit Kafferpfaster, einer Kuhmistschicht, überzogen. Da ist wieder schwer zu helfen. Sicher ist der Mann schon seit Monaten frank, ebensolange wird er auch schon diese Heilmethode angewandt haben. Der Prozeß ist schon weit vorangeschritten. Gelenk und Knochen sind von der Tuberkulose weitgehend zerstört. Also versuchen wir es gar nicht erst, den Patienten noch für unsere Behandlung zu gewinnen. Wir lassen ihm einige Tabletten zurück, die sollen ihm die Schmerzen erträglicher machen.

Nun ist der Häuptlingskraal endlich erreicht. Ein großes Anliegen hat er an uns. Er ist schon seit langem fast ganz blind, nun sollen wir ihm das Augenlicht zurückgeben, doch, da verlangt er zuviel von uns. Die Horn- und Regenbogenhaut sind durch Narben stark verändert, so daß es ganz ausgeschlossen ist, noch zu helfen. Dann wird er noch von einem unangenehmen Husten geplagt. Ein Lungenkatarrh verursacht ihn. Da ist schon leichter zu helfen. Schließlich kommt auch noch sein Sohn. Er ist ein alter Schützling der Schwester. Eine Lungentuberkulose zehrt an seinen jungen Kräften. Er hat sich seit dem letzten Besuch wesentlich erholt. Doch die Genesung wird nur eine vorübergehende sein. Ich untersuche beide. Dann lassen wir noch etwas Medizin zurück. Da fordert die Schwester die beiden Patienten auf, dem Doctör ein Geschenk zu geben. Sie sind damit

Wie lange wird es noch notwendig sein, daß Missionare ihre Heimat verlassen, um zu fremden Völkern zu ziehen?

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Habe da zufällig einen alten Jahrgang der ewigen Anbetung (Altötting 1929) zugeschickt bekommen. Das Dezemberheft ist von einem Missionar geschrieben über die Indianermission der bairischen Kapuziner-Provinz in Chile.

Nun ist es selbstverständlich für einen Missionar sehr interessant, zu hören, wie das Missionswerk bei anderen Völkern und in anderen Ländern vorangeht. So ließen sich da schöne Vergleiche ziehen zwischen der Mission unter den Indianern und der Mission unter den Bantunegern Südafrikas. Etwas aber ist vor allem interessant und das ist folgender Ausblick in die Zukunft. Der Indianer-Missionar schreibt wie folgt:

„Wie lange noch wird der bairischen Kapuzinerprovinz die Sorge um die Indianerseele obliegen? Der Staat ist daran, Kraft eines Gesetzes die Reduktionen aufzulösen, jeder einzelne bekommt ein Stück Land als veräußerliches Gebiet zugewiesen; das Kazifentum hört damit auf, die Solidarität der Reduktionen hört damit auf. Manche Indianer werden ihr Land verkaufen und Kolonisten werden an ihre Stelle treten. Der Indianer selber wird nach Durchführung des Gesetzes als Kolonist betrachtet und wird auch tatsächlich seine Sprache und Sitten verlieren, bis es schließlich in der ganzen Araukania nicht mehr Indios und Huineas, sondern nur mehr Chilenen gibt.“

Gibt es keinen Indianer mehr, dann hat wohl auch der Indianer-Missionar keine Daseinsberechtigung mehr.

Wie steht das nun mit dem Bantu-Missionar? Wann hat unter den Bantu-Völkern die Stunde geschlagen, daß sie keinen europäischen Missionar mehr brauchen? Von den Bantus gilt nicht dasselbe, was von den Indianern gilt, nämlich, daß sie am Aussterben sind durch die Gefahr, in einer anderen Rasse aufzugehen. Der Bantuneger wird sich wohl nie mit dem weißen Kolonisten vermischen. Hier in Südafrika wird es immer drei verschiedene Typen geben, das ist der Weisse, der Herr des Landes, der Bantu, der Ureinwohner des Landes, und der Mischling aus diesen beiden der Farbige. Wenn wir hier in Südafrika dasselbe sagen müßten wie es der Missionar über Chile schreibt, so müßten hier die ersten beiden reinen Rassen verschwinden und dem Mischling, dem Farbigen Platz machen. Daran aber ist gar nicht zu denken, denn das zahlenmäßige Überge wicht wird immer der Bantu behalten und die Regierung will ihn immer noch mehr isolieren. Anstatt die Reserven oder Lokationen, was hier dasselbe ist, wie in Chile die Reduktionen, aufzulösen, will sie die Bantus immer noch mehr in Reserven unterbringen, ja wenn es möglich wäre, würde sie wohl am liebsten alle nur in Reserven haben. Allerdings verliert auch der Bantu durch den Einfluß der Weißen immer mehr von seiner Eigenart und er eignet sich so viel als nur immer möglich von den guten und leider auch von den schlechten Dingen an, die er bei seinem weißen Herrn sieht. Doch besteht nicht die geringste Gefahr für seine Rasse selbst. So wird also die Afrikamission kein Ende finden, weil es einmal keine Bantus mehr geben wird, aber trotzdem darf kein Land ewiges

einverstanden. Gleich machen sie sich über die Truhen, die der Kraalwand entlang stehen. Entsprechend der Vorbereitungen muß man sich auf etwas Großes gefaßt machen. Nach langem Suchen bringt der Häuptling ein Geldstück im Betrage von 50 Rappen, der Sohn ein solches von 25 Rappen hervor. Das ist doch sicher fürstliche Belohnung.

Ganz reich fühlten wir uns mit diesen Schäzen, denn die Regel ist, daß wir an solchen Ausritten nicht um einen Rappen reicher heimkehren als wir die Station verlassen haben. (Anm.: Man vergleiche hierzu die Tagesarbeit und Tagesernte eines Arztes in der Heimat, der für den Tag etwa ein Dutzend Patienten zu verzeichnen und zu verbuchen hat. Missionsärztliche Tätigkeit ist wirklich Dienst nicht nur am Leben des Leibes, sondern auch voll und ganz am Leben der Seele, also apostolische Arbeit. Wie manches Mal wirkt da der Dienst am Leben des Leibes wie ein großes Sakrament auf die Seele über. Aber freilich muß dafür das eigentliche Ideal des missionsärztlichen Dienstes am Evangelium erfaßt sein. Der Abschreiber V. F.).

Nun geht es wieder Ewele zu. Da und dort müssen wir noch bei Kranken zufahren. Schließlich bietet sich sogar noch die Gelegenheit an einem Ochsenmahl vor der Hütte draußen teilzunehmen. Gastfreudlich nimmt man uns auf. Den Tisch, ein aus Weidwerk geflochtene Türe, durften wir mit den Schwarzen teilen. Eine eingetrocknete Schicht von Kuhmist ersetzt das Tischtuch. Doch mit einiger Geschicklichkeit gelingt es, das Tischtuch nur den anderen Gästen zu überlassen. Ausgezeichnet schmeckt das Mahl.

Die untergehende Sonne kündet uns den heranbrechenden Abend an. Im frohen Trab geht es heim, wieder nach Ewele. X



Eine Ladung Kartoffeln von edlen Schweizer Missionsfreunden gespendet dem Missionsseminar St. Josef, Altdorf, Kt. Uri

Photo: V. Fuz, Brig



Brave Schweizer Missionsfreunde spenden Kartoffeln
für das Missionsseminar St. Josef, Altdorf

Photo: V. Tug, Brig

Missionsgebiet bleiben, sondern der natürliche Gang ist, daß der Missionar nach dem Vorbild der ersten Missionare, der hl. Apostel selbst, darnach trachtet, daß er aus dem missionierten Volke selbst seinen Nachfolger bekommt, d. h. wie unser großer Missionspapst immer wieder betont: Der Missionar muß vom Priester aus dem missionierten Volke abgelöst werden. Wie steht es nun damit in Südafrika? Es wird darüber ja so viel geschrieben, daß das alles keine Neuigkeiten mehr sind. Aber man kann wohl noch gar kein Jahrhundert feststellen, in dem einmal der einheimische Priester die ganze Seelsorge und auch die weitere Ausbreitung des kath. Glaubens wird übernehmen können. Was wir vielleicht für dieses Jahrhundert schon hoffen dürfen, das ist eine Entlastung des europäischen Missionars durch den Eingeborenenpriester, aber wohl auch nicht mehr. Dann aber ist damit noch ein anderes Problem verbunden. Ein Eingeborenenpriester wird hier nie die Seelsorge der beiden anderen Bewohner des Landes übernehmen können, des Farbigen und des Weißen, aber auch diese beiden Gruppen sind noch lange nicht im Stande, sich selbst mit Priestern zu versorgen. Auch die Weißen des Landes sind immer noch auf den Ausländer angewiesen, damit er ihnen das Brot des Lebens bricht. So wird es also menschlich berechnet noch unberechenbare Zeit dauern, bis Afrika keinen Missionar mehr braucht. Etwas anders steht es mit dem weiblichen Hilfs-Missionar, der Missionsschwester. Selbst in Gebieten, in denen noch keine Aussicht besteht einmal den ersten Eingeborenenpriester am Altare zu sehen, hat man schon einen ganz guten, vielversprechenden Anfang mit Eingeborenen-schwestern gemacht. Auch die Eingeborenen-schwester wird noch lange nicht die weiße Missionsschwester

ablösen können, aber jedenfalls hat sie dem männlichen Missionar gegenüber einen ganz gewaltigen Vorsprung gewonnen und das gilt nicht nur für den Priester, sondern auch für den Bruder, ja man muß sagen für den Bruder fast noch mehr als für den Priester. Es ist eben hier augenscheinlich daß es für das Mädchen leichter ist ehelos zu leben als für den Burschen, denn auch bei sehr gut talentierten Knaben scheitert der Beruf oft nur am Zölibat. Dasselbe gilt natürlich auch von den Brüdern. Darum müssen wir viel beten, daß der Herr der Ernte viele Arbeiter in seinen Weinberg sende, auch aus dem Bantuvolke selber, denn der Glaube eines Volkes ist nur gesichert, wenn es seine eigenen Priester hat. Das ist die Glanzleistung der Mission, die Mission zum Abschluß zu bringen. Das ist das Ziel der Mission, daß der Missionar das Land verlassen kann für immer und Priester und Bischöfe, die im Lande selbst geboren sind, die volle Seelsorge übernehmen können. Mit diesem Tage hört dann die Mission auf und wir haben geordnete Seelsorge.

Wann wird diese Stunde für Afrika schlagen? Wenigstens für Südafrika nach menschlichem Berechnen nicht so bald, allerdings wissen wir die Pläne der göttlichen Vorsehung nicht und was bei den Menschen nicht möglich ist, das ist doch bei Gott möglich und so könnte es passieren, daß schon nach wenigen Jahren jemand gerade das Gegenteil über diese so wichtige Sache schreiben könnte. Einstweilen aber wollen wir nicht nachlassen den Herrn der Ernte zu bitten, daß er recht viele Arbeiter in seinen Weinberg sende, auch in seinen afrikanischen Weinberg, und daß unter diesen Arbeitern immer mehr aus dem Bantuvolke selbst sein möchten, denn die Ernte ist auch hier in Südafrika sehr groß und der Arbeiter sind leider so wenige. „Bittet also den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende.“

Erinnerung an einen alten Bruder-Missionar

Br. Juniperus Baudregel CMM., gebürtig am 28. Oktober 1866 zu Neukirchen bei Miesbach, war ein echtes Bayernkind, voll von tiefer Frömmigkeit, Arbeitsamkeit und christlicher Einfachheit und Demut. Bei der Gründung der Missionsstation Himmelberg wurde Br. Juniperus dorthin gesandt, um einen Sumpf zu entwässern.

Im Mutterhaus Mariannhill bekam er einmal ein Reitpferd, ein tüchtiges Stück Brot und den Auftrag, nach der Station Einfiedeln zu reiten, um von da aus seinem Bestimmungsort zu erreichen. Man gab ihm auch den Rat, die Fahrstraße nicht zu verlassen, da Einfiedeln direkt an ihr liege und er sich so nicht verirren könne. So ritt nun unser guter Bruder hinaus in die unbekannte Welt, in der linken Hand den Reitzügel haltend und in der rechten den Rosenfranz. Nachdem er zwei Stunden lang auf der Fahrstraße geritten, sah er einen breiten, stark betretenen Fußweg links abbiegen. Das ist gewiß ein Abschneider, sagte er sich, und da ihm der Buckel vom Schrittreiten bereits wehe tat, so stieg er vom Pferde ab und schlug den Fußpfad ein, das Roß hinter sich ziehend.

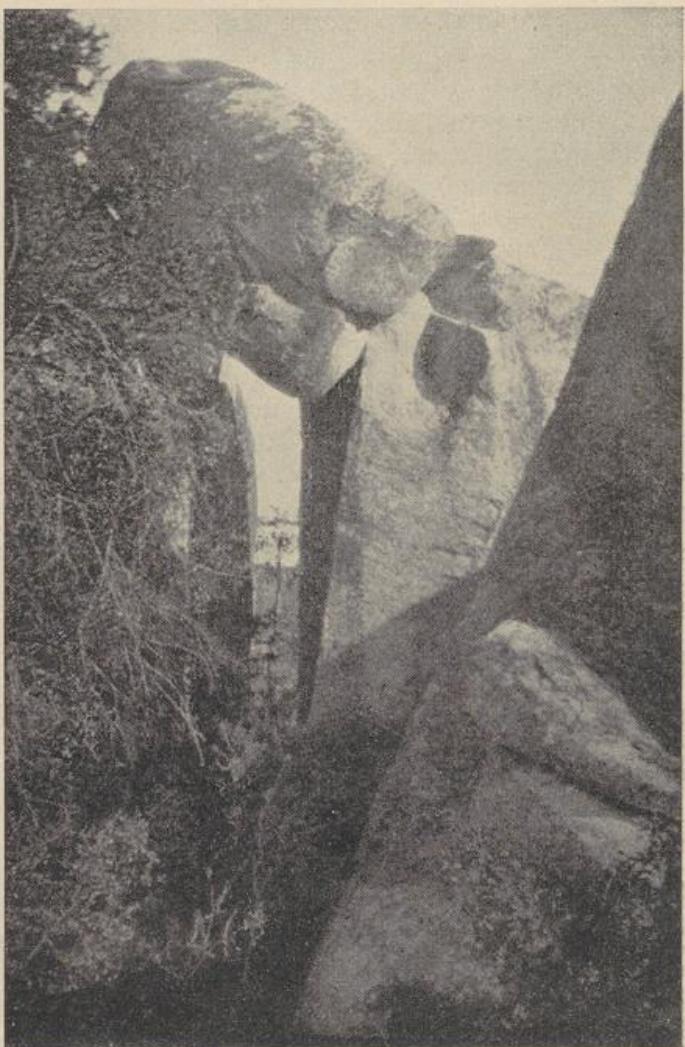
Da wurde es Mittag und sogar Abend und der Fußweg nahm immer noch kein Ende, und von der Straße war nichts mehr sichtbar. Die Einwohner kamen aus ihren Hütten zwar heraus und frugen den Bru-

der, wo er hin wolle. Aber unser Bruder war erst vor kurzem nach Mariannhill gekommen und verstand von der Zulu-sprache noch nichts, und so konnte er den Eingeborenen keinen Bescheid geben und schritt seines Weges weiter, sein Pferd nachziehend. Er war nämlich in einen Urwald geraten, wo ein Reiten hoch zu Ross unmöglich war. Als die Sonne untergegangen war und tiefe Finsternis eintrat, da band er das Pferd an einen Baum, er selbst aber legte sich ins dichte Gras und schlief ein.

Sobald es tagte band er das Pferd los, ließ es grasen, betete seinen Rosenkranz und dann ging es wieder den breiten Fußweg voran, um auf die verlassene Fahrstraße zu kommen. Es wurde Mittag und Abend,

und keine Straße wurde sichtbar. So blieb nichts übrig, als zum zweiten Male die Nacht im Freien zuzubringen. Ein riesiger Hunger stellte sich ein und Müttigkeit. Das Schlimmste aber war, daß Hunderte von Zecken sich in seinen Körper einbohrten und an seinem Blute sogen. In jener Zeit wimmelte Südafrika von Millionen blutsaugender Zecken, die sich im Grase aufhielten und auf das wandernde oder grasende Vieh warteten, um sich in der Haut dieser Tiere einzubohren. Der Habit und das Hemd des Bruders wurde voll von den Zecken, ebenso der Bart, das Kopfhaar, ja der ganze Leib, denn er war müde und spürte in seinem tiefen Schlaf nichts. Sobald es dämmerte, es war der dritte Tag, da Br. Juniperus von Mariannhill wegritt, stand er auf, band das Pferd vom Baum los und suchte todmüde schwankenden Schrittes die verlassene Straße.

Da gegen Mittag taucht ein Turm vor ihm auf und eine Menge Blechhäuser. Er reibt sich die müden Augen aus, strengt den Blick an um herauszubringen, was das für ein Häusermeer sei. Und wie er schaut und



Felspartie in Südrhodesia
Photo: Mariannhiller Mission

überlegt, da findet er heraus, daß es das Mutterkloster Mariannhill ist, von wo aus er vor drei Tagen hoffnungsvoll ausgeritten war.

Er stellt sich seinem Oberen vor und als dieser ihn sieht, sagt er zu ihm: „Über mein lieber Bruder, was ist den los mit Ihnen, Sie haben so ein geschwollenes, verstochenes und verkratztes Gesicht. Ihr Habit ist ganz zerrissen und wimmelt von Becken und wo haben Sie Ihren Hut gelassen?“ — „Bitte um Entschuldigung und eine Buße, mein Vater, sagt Br. Juniperus, „ich habe mich unterwegs ein bißchen verirrt, bin in die Dornen und Sträucher geraten und habe den Hut irgendwo verloren. Den Habit haben die Dornen zerrissen. Nachts mußte ich draußen im Grase schlafen und da sind die Becken mir in den Habit und auf den Leib gekrochen und haben mich etwas gebissen, aber das macht nichts. Ich bitte um Verzeihung und Buße“, und damit kniete sich der Bruder vor den Oberen auf den Boden hin. Welch ein Bußgeist, ja Heroismus und tiefe Demut eines solchen Bruders. Solche Leute sind gute Bausteine für die Mission.

Nachdem man dem Bruder den Bart und das Kopfhaar blank geschoren, ihm die Becken vom Leibe entfernt und er sich durch Schlaf und Essen erholt hatte, bekam er wieder ein Reitpferd, ein Stück trockenes Brot und den Befehl, nach Himmelberg zu reiten, aber unter keiner Bedingung die Fahrstraße zu verlassen.

Diesmal folgte Br. Juniperus und er kam auch glücklich in Himmelberg an. Gleich am nächsten Tag machte er sich an den Wassergraben. Himmelberg liegt nicht weit vom Meere und hat ein heißes Klima. Nach einer Stunde Auswurfarbeit war Hemd und Habit des Bruders ganz naß. Wenn man ein Wort des Mitleids zu ihm sagte, dann hieß es immer: „Ich schwitze halt ein bißchen viel, das macht aber nichts.“

Eines Tages hatte Br. Juniperus mit einem schwarzen Knecht Heu heimzufahren. Das Gespann bestand aus sechs Mauleseln, wilde, kräftige Tiere. In der Nähe der Straße stand ein Bienenhaus. Durch den Schweiß der Tiere angezogen, kam der ganze Bienenschwarm heraus und fiel über die Maulesel her. Diese fingen an auszuschlagen und über die Stränge zu springen. Der schwarze Fuhrmann warf Peitsche und Zügel weg und floh in den nahen Wald. Br. Juniperus aber sprang unter die wütenden Maulesel und war nicht fortzubewegen, bis er alle Tiere ausgespannt hatte. Zwei von den Mauleseln krepierten noch am selben Tage. Aber auch der Bruder bekam Hunderte von Stichen, schwoll fürchterlich an und war fast zwei Tage lang ohnmächtig. Es dauerte volle 8 Tage, bis er wieder zur vollen Gesundheit kam. Als man ihn dann frug, was eigentlich geschehen sei, da sagte er: „Ein paar Bienen hätten ihn etwas gestochen, aber das macht nichts.“

Eines Tages kam ein Krankenruf. Der Pater Missionar war nicht daheim. Da machte sich Br. Juniperus auf den Weg, um den Kranken zu taufen. Der Weg war ziemlich weit, die Sonne ging schnell unter und auf dem Heimweg bei dunkler Nacht verirrte sich unser Bruder und kam vom Fußwege ab. Auf einmal verlieren seine Füße den Boden und er stürzt in eine unbekannte Tiefe hinab. Mit den Händen um sich greifend, fährt er irgend einen Wurzelstock, an dem er sich festhält. Auch sein rechter Fuß findet einen Stützpunkt, auf dem er stehen kann. Es ist aber stockfinster und er sieht nicht in welcher Lage er ist. Er greift mit der linken Hand nach oben, aber er findet keinen Rand; er versucht mit einem Stock nach unten

zu messen, aber der Stock findet keinen Stützpunkt und es scheint, daß noch ein tiefer Abgrund unter ihm sich befindet. Was nun tun?

Br. Juniperus weint und jammert nicht, sondern steht mäuschenstill, angelehnt mit dem Rücken an die senkrechte Wand und hält sich mit der rechten Hand an dem Wurzelstock, damit er nicht das Übergewicht erhält und abstürzt. Mit der Linken greift er nach seinem Rosenkranz und betet mit lauter Stimme einen um den andern, damit er nicht einschlaf und in den Abgrund fällt. So bringt er die ganze Nacht zu, bis die Morgenröte ihn erkennen läßt, wo er eigentlich ist und es ihm dann gelingt, aus seiner schlimmen Lage herauszukommen. Als ihn dann der Pater Missionar fragt, wo er denn die ganze Nacht gewesen sei, sagt er, daß er sich ein bisschen verirrt hätte und wäre in ein unbekanntes Loch gefallen. Er wäre aber wieder hübsch herausgekommen am Tage und es hätte ihm nichts gemacht.

Das Bettelfreuz

Von Margarete Seemann
Nachdruck verboten! — Verlag Throlia, Innsbruck (Forts.)

„Fräulein Beate?“ Angsttastend geht ihre Frage.

„Ja, Martha, was ist?“

„Ach, entschuldigen Sie nur, aber Frau Mittermeier hat mich geschickt, ich sollt schauen, ob sie hier wären. Ich mußt Sie schon bei Fräulein Routh und unten im „Waldfrieden“ suchen. Ich glaube, die gnädige Frau fürchtet sich zu Tode und verlangt nach Ihnen.“

„Warum?“

„Ich habe keine Ahnung.“

„Sagen Sie nur, ich komme gleich.“

Martha ist froh, als sie wieder in der Garage steht. Sie spreizt des Josef Mantel über den Kühler des nächsten Autos, dann springt sie hinauf in das Gästehaus. Frau Mittermeier wartet schon.

„Ja, gnädige Frau, Fräulein Beate ist dort.“

„Ist dort? Also doch.“ Entgeisternd flingt das, aber sie hat nicht Zeit, das Unbegreifliche zu bestaunen mit ihren erdborenen Sinnen, denn schon hört man jemanden auf der Treppe. Beate ist's.

„Darf ich ein bisschen zu Ihnen, gnädige Frau? Sie ließen nach mir fragen?“

„Ja, das Wetter es ist gräßlich. Hätt' ich das geahnt! Hören Sie nur, wie es uns hin- und herwirft vor Entsetzen.“

„Wer wird so zittern, gnädige Frau; es ist trotz allem doch nur ein Diener und kann nichts gegen seinen Herrn.“

„Das ein Diener? Wer wäre dann der Herr?“

„Wer? Der Schöpfer, Gott!“

„Ach, deshalb waren Sie wohl bei ihm, ist es dort am sichersten?“

„Ich war dort, aber nicht deshalb; zu erst war ich in der Schule, sind eine Menge Kinder, die wir nicht fortließen, damit sie nicht auf dem weiten Weg ins Unwetter kämen. Und dann bin ich in die Kirche hinüber; da hab' ich auch an Sie gedacht.“

Frau Mittermeier lächelt. „Engel, wie Sie einer sind, können doch nicht unanständig sein; ich meinte, die beten in der Kirche.“

„Habe ich auch, gnädige Frau, daß der Herrgott allen, die sich so sehr fürchten, doch den Gedanken schenke, daß kein Haar vom Haupte und kein Sperling vom Dache fällt, ohne seinen Willen.“

Erleichtert atmet Frau Mittermeier auf. „Also doch sozusagen eine Art Versicherung.“ Es gibt ihr Beruhigung, jemanden neben sich zu wissen, der ohne Furcht ist.

Ditha hat längst die Finger aus dem Kleid der Mutter gelöst, der Bub hat keinen herausfordernden Trotz mehr im Gesicht und bald gleitet das Mädel von der Seite der Mutter zu Beate hinüber; während draußen Himmel und Erde ihr furchtbare Ringen weiterrollen, wird es um Beate ruhig und hell. Nur manchmal, wenn die Blitze brennend durch die Fenster schreien, wenn es kracht und bröhnt, als bräche die Erde, fliegen ihre Blicke wie ängstliche Vögel in Beatens Gesicht. Das leuchtet still, sie hebt nur die Finger darüber und schreibt ein Kreuz darauf.

„Wenn man sein könnte wie Sie“, sagte die Frau beim Abschiednehmen.

„Man kann es, gnädige Frau. Wenn Sie es versuchen wollten, Sie wüßten

dann erst, wie schön es ist, einen so mächtigen Freund zu haben, wie Gott."

„Ich möchte es können.“

Beatens Augen schimmern. Nun hat auch dieses Herz eine Spur von Sehnsucht. Noch verhangen, nicht anflugfrei, aber doch eine Knospe aus dem Geblüth des Herrn.

Die Kirche hat großen Schaden genommen, über hundert Schindeln sind abgetragen. Die Rinnen hängen wie Streichhölzer, der Verputz ist abgefallen und legt häßliche Wunden an die Mauer.

Der Pfarrherr bittet von der Kanzel herab um Hilfe. Arm ist das Gotteshaus — reich sind manche derer, die jeden Sonntag hier ihre Christenpflicht tun und viele unter jenen, die sie nicht tun.

Wie ein königlicher Bettler steht die kleine Bergkirche unter den vornehmen Hotels. Einer, der manchem unangenehm wird, weil er sein Amt nicht wendete in diesen kummervollen Tagen, weil er fragt; nur fragt, aber man kann so schwer an ihm vorübergehen.

Am nächsten Nachmittag klopft Frau Mittermeier bei Beate an. Sie hat etwas Leuchtendes im Gesicht, das alltägliche Grau ist überschimmert von einer wunderbaren. Flut. Ei, denkt Beate, sind das die ersten Wellen aus den Wassern Gottes?

Schon legt Frau Mittermeier einen Briefumschlag auf den Tisch. Bütteln das Papier geprägt der Name. Eine kleine Kostbarkeit. Sie entnimmt ihm drei lila Scheine. „Gestern, als es so furchtbar zugegangen, hätte ich es augenblicklich hergegeben, wenn ich uns damit aus dem Höllenfessel weggezaubert hätte. Sie haben die Kinder und mich beruhigt, das war uns nun halb so viel. Jedenfalls bedeutete es die einzige Rettung. Da dachte ich, es würde Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen das für Ihre Kirche gebe. Ist ein Hunderter für den Eridin, der zweite für die Ditha und der dritte für mich. Habe ja gehört, daß der Pfarrer gebettelt hat.“

Betteln? lächelt Beate. Ja, der Pfarrer für Dach und Turm, aber der Herrgott um deine Seele und du weißt nichts davon; und schenfst doch in dieser Stunde mehr als drei lila Scheine.

„Sie müssen mitkommen, Sie müssen es ihm selber bringen.“

Erst wehrt sie sich, dann aber spürt sie ein innerstes Flüstern: wie er staunen wird, wie er dir danken wird! Ob das unbeholfene Pfarrerlein nicht stottert, wenn es um so große Gaben geht? Wird es von der Kanzel gesagt? Der Name auch? Dann werden es alle wissen!

Auch in Beate ist ein heimliches Abwiegen: Er wird ihr danken, aber er wird

ein Wort dazu legen, das mit einer neuen Wurzel in sie hineinfällt. Darum muß Frau Mittermeier selber gehen.

Beide hatten recht. Der Pfarrer dankte, er dankte warm; ins Stottern kam er nicht; er wurde nicht verlegen vor der reichen Frau, stand er doch jeden Tag in innigster Gemeinschaft mit dem Herrn der Welt. Einen Höheren hat er zum Freund als alle Menschen. Einem Reicherem gibt er täglich die Hände, als dieser Dame. Von der Kanzel verkündete er die dankbare Hilfe eines Kurgastes. Die dreihundert Schilling nannte er, der Name blieb verschwiegen. Beate tat es wohl, Frau Mittermeiers Ich aber protestierte und sie bemühte sich, den Glanz der Wohltätigkeit mit eigenen Fingern über ihr Angesicht zu gießen. Dann brauchte es des Pfarrers Worte nicht.

So aber schloß der Priester seine Predigt: „Dreihundert Schilling habe ich empfangen, wahrscheinlich aus Gott, sicher für Gott. Um eines muß ich bitten: ich will dem Herrgott nichts vorbehalten, aber ich möchte die Hälfte des Beitrages nicht für das Kirchendach verwenden, ich möchte eine Wetterhütte aufstellen lassen im Walde, damit die Hüterfinder Schutz finden. Auch das ist Gottesdienst.“

Das reizt an den Herzen der Zuhörer. Für die Hüterfinder! Er hat die Sorge um das Gotteshaus und erbarmt sich der Lebendigen, die in Not sind.

Ein reicher Bauer nagt an den Lippen. Daß man daran nicht längst gedacht hat!

Und manch einem muß es ähnlich gegangen sein, denn in den nächsten Tagen ließen aus den verschiedenen Hotels und Gasthöfen Spenden ein für die Notshütte im Walde.

Alls aber das Schutzhäus, eine nach drei Seiten geschlossene Bretterhütte, in der eine Bank die Wände ablief, stand, da sammelten sich die Holzarbeiter, die Bergler, die Schwämme- und Beerenfucher und ein Trüpplein Hüterfinder. Sie schoben die spädeligen Hüte von den verfilzten Köpfen. Ist wie eine zweite Kirche, ist ein Haus für uns. Wird uns wärmer machen, als dort die weißgetünchten Paradermauern mit den vielen Fenstern. Wir wollen dem Pfarrer danken.

Alls sie heimgingen, war jeder reicher durch die eine Bretterhütte im Wald; und manch einer ward dadurch aufs neue an den Pfarrer erinnert. Der aber stand auf dem Weg zum Herrgott; und so ging da und dort eine Straße wieder hin in den Schatten des Bettelfreuzes. Straßen aus der Glashütte, Steige von der Alm herunter und Wege von der Bahnstation herauf.

„Wohin, Fräulein Beate?“ Die fragt, ist eine Dunkelhaarige. Die Augen schwarz, die tiefroten Lippen von gefährlichem Schwung. Ein Seidentuch von blassem Blau hängt ihr über die Schultern. Lässig spielen die Finger mit den Fransen.

„Haben Sie Lust mitzukommen, Fräulein Routh? Ich erzähle Ihnen unterwegs wohin und warum. Aber nehmen Sie, bitte, auch ein solches Ding da mit.“ Lächelnd hebt sie zwei kleine goldblitzende Marmeladefübelchen.

„Auf Heidelbeeren?“

„Ja, auf Heidelbeeren, aber auf solche von besonderer Art.“

Dann steigen sie den Almweg empor, da und dort liegen unter den Fichten blaugesprengte Flecken. Birkengesträuch hängt überall wie Schleier.

„Beeren von besonderer Art? Essen Sie sie so gerne, Beate? Ich kann mich nicht begeistern dafür.“

„Sie müssen sie auch gar nicht essen Fräulein Routh. Ich esse auch die meinen nicht. Aber gestern hörte ich die Franz, das Küchenmädchen bei uns im ‚Waldfrieden‘ zur Kellnerin sagen: ‚Alle Fremden gehen auf Schwarzebeeren, nur wir wissen nichts davon. Bis wir ein bissel Zeit haben, ist nichts mehr. Keine Heidelbeeren, keine Preiselbeeren, keine Schwammerln.‘ Nachher hab ich sie gefragt. Richtig, wann sollten sie auch gehen? 5 Uhr auf, 10 Uhr oder später in die Kammer. Da habe ich ihr welche versprochen.“

Das schöne, schwarze Mädchen lächelt. „Es klingt ja reizend, aber ist es nicht ein bisschen sentimental? Und, nicht böse sein, Fräulein Beate, verrückt ist es auch nicht wenig: Die Kurgäste gehen Beeren brocken für das Dienstpersonal. Aus einem Film könnte es sein, nur würden dann die Menschen Lärm schlagen und pfeifen.“

„Ich finde es nicht so gräßlich und man kann es auch ein bisschen weniger drastisch sagen: Ein Mensch, der den ganzen Tag bedient wird, hilft nun einmal seinem Helfer. Ist das gar so verrückt? Und außerdem, haben Sie eine Ahnung, wie sich die Franz freuen wird? Und das ist doch auch etwas wert.“

Audrienne Routh antwortet nicht, es ist ihr peinlich. Sie fühlt sich beschämmt und doch wieder verärgert, daß sie sich führen läßt von der rührseligen Beate. Die aber nimmt gar nicht Notiz vom Streit der Gefühle ihrer Nachbarin, summt ein Lied vor sich hin und holt sich die bereisten, blauen Tropfen aus dem Blattwerk. Tut, als merfe sie gar nichts von dem Schweren in Rouths Seele. Erst als sie meint, daß dort der Kampf ein bisschen ausgetobt haben müsse, holt sie sie wieder.

„Kommen Sie hierher, Fräulein Adrienne, alles blauschwarz und wie groß! Nahezu Kirschen.“

Die Kübel sind zur Hälfte voll, manchmal verirrt sich das scheurote Mäntelchen einer blauen Preiselbeere ins blaue Meer, liegt darin wie ein Lächeln, wie ein rosiges Babysgesicht. Beate sieht es, läßt es unbefürt. Ihr ist, als müsse sie es wie einen Tropfen Freude mitnehmen.

Sie sind schon weit gelommen; jetzt biegt der Weg, der zum Jungwald lief, in eine Nebenrichtung ab. Hier liegt ein Mädchen im Gras, etwa achtzehnjährig, hat ein Buch auf der „Kanzel“, einem Stein, der wie eine Felsplatte liegt; stützt sich auf die Ellenbogen und ist versunken in fremde Welten. Jetzt hört es das Krachen der dünnen Äste, diese leise Sprache des Waldes, und blickt auf.

Die schöne, schwarze Dame ist ihr fremd, aber zu Beate huscht ein Lächlein hinüber.

„Grüß Gott, Fräulein Gisela, also haben Sie wieder Stoff?“

„Ja, aus dem Schulhaus von Steinburg; aber was wird nachher sein?“

„Wer ist das?“ fragte Adrienne, als eine Reihe Bäume zwischen ihnen und der Leserin stehen.

„Ein Prachtmaedel; Studentin, vier Semester wie ich. Wohnt droben im Bauernhause über dem Graben. Für die großen Villen reicht die Kasse nicht, nicht einmal für den ‚Waldfrieden‘.“

„Haben Sie das Buch gesehen? Einfach zermartert. Eine Sünde an der Hygiene, das ist Nachlässigkeit.“

„Nein, das ist Armut.“

„Armut hat damit nichts zu tun“, die schwarzen Augen blitzten auf als ein strafendes Schwert.

„Manchmal nicht; aber Sie hätten das Buch erst früher sehen sollen, ehe es Gisela in die Hände bekam; da war es Stückwerk, jetzt ist doch eine schmerzlich zusammengeheftete Kette daraus geworden. Sie liebt Bücher wie Kinder. Freilich, selber kaufen ist ihr unmöglich.“

„Das Wichtigste kann man sich doch leisten, es müssen ja keine numerierten Luxusexemplare sein; wozu haben wir Volksausgaben?“

„Ja, wenn man nicht erst tausend Adressen schreiben muß, damit man fünf Schilling verdient, dann wohl; und mit einem Schilling im Tag leben, sich bekleiden, studieren sollen — —“

Sie sagt es wie das Stück einer Straße, die noch weit hin läuft. Keinen Schlupfpunkt, kein Ende. Es rinnt der reichen, sorglosen Adrienne wie ein Bach voll Entsezen ins Gehirn. Ein, zwei schwere Tropfen davon fallen bis in die Seele.

Beate sagt noch viel. Hat kein Erbarmen mit den Nerven, die sich sträuben sollen zu hören, zu glauben.

Dann schweigen sie beide; ein langes Stück durch den Jungwald. Bis Adrienne schüchtern, aber sicher sagt:

„Ich habe alles Moderne, natürlich auch Klassiker und die letzten Neuerscheinungen; Sie können sie dem Mädchen leihen. Schonen wird sie sie?“

„Wird sie, Fräulein Routh, ich bürge dafür.“ Ihre Finger umpreßt das schmale Gelenk der anderen. „Ich danke Ihnen für Gisela; wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen danken könnte.“ Leuchten strömt aus ihren Augen, umfaßt die andere, schlägt sie ein in einen sonnigen Mantel. So stehen sie wie ein Mirakel unter den schweigenden, himmelnahen Fichten.

Randvoll werden die Kübel; das Herz hat ein Glockenspiel aufgesetzt. Durchstrahlt sind ihre Gesichter, als sie heimgehen. Von der Weide her schlagen dumpf die Hufe der Kühe, mitten drein tollert das Getrappel der Schafe. Hüterkinder, Buben und Mädchen, rennen johlend mit langen Stangen, treiben das Vieh. Vor Beate bleiben sie stehen. Der Tag geht auf in ihren Gesichtern, ein helles Erlebnis schreibt seinen Spruch in acht Kinderäugern.

„Grüß Gott!“ Scheullos gehen sie Beate entgegen, recken ihr die Hand hin. „Habens die Schachtel wieder mit?“ Der Schelm sieht Beate zwischen den beiden Brauen. Sie holt aus der Tasche eine blitzende Blechschachtel, klopft sie am Handteller, daß in dem silbernen Häuschen ein feliges Hüpfen anhebt, dann reicht sie sie Adrienne hinüber. „Diese Dame wird euch die Bäckerln geben, tut sie schön bitten.“

Adrienne weiß nicht, wie ihr ist; neugierig öffnet sie. Bonbons natürlich. Und die um sie herum stehen, haben die Hände hingeklappt wie Teller. Da weiß sie, daß sie austeiln soll, und urplötzlich kommt ihr die Erkenntnis: heut' tut sie, was eine andere schon mehr als einmal tat. Beschenkt die erdschmußigen Kinderhände mit dem süßen Inhalt, bis die Dose leer ist. Da rütteln die Buben das Hütel auf dem wetterfesten Schädel.

„Bergelt's Gott!“ die zwei Mädel grinsen, dann sind sie wie der Bergbach hinter den letzten Schafen her und ihre Stecken sausen durch die Luft.

Adrienne ist still geworden. „Beate, was sind Sie doch ein anderer Mensch als wir.“

„Ander? Keine Spur, nur daß mich der Herrgott gelehrt hat, die Augen weit aufzumachen.“

„Kann man das lernen?“

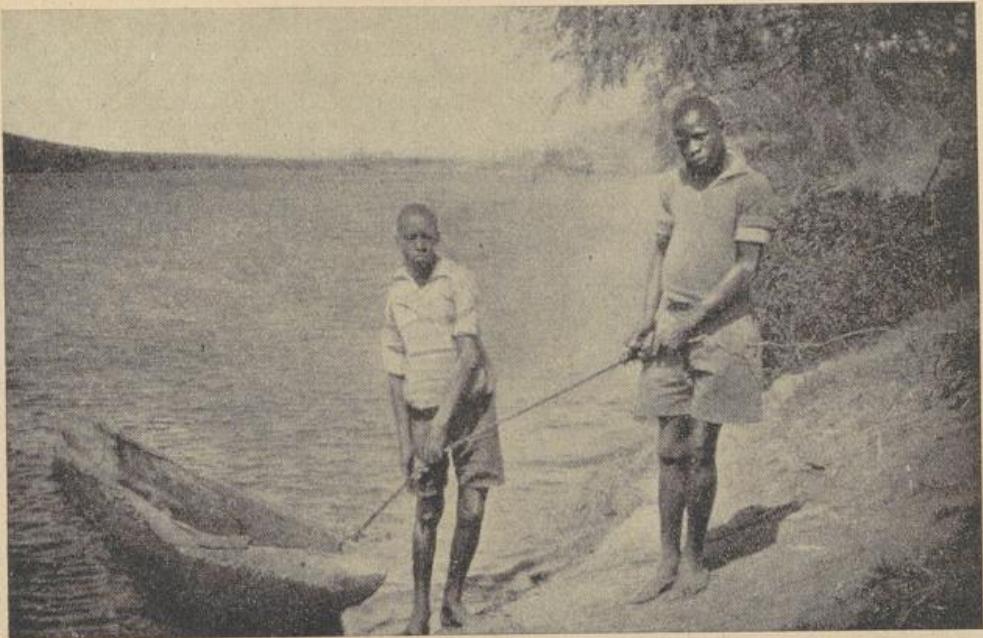
„Ja und leicht!“

„Wie?“

„Nicht die Gewänder sehen und die Sprache hören; in den Augen muß man lesen, dort steht alles. Das Leid und die Freude und die Armut. Manchmal ein verklärter Christus und oft der gemarterte. Und dann tun, was die Stimme aus den fremden Augen fragt und die Stimme aus der eigenen Brust antwortet. Das ist alles, Adrienne.“

Einige Stunden später hat Beate ein paar Bücher zu Gisela getragen: Was die Literatur bereichert, als Letztes, Neuestes brachte, was die Zeitungen noch umstritten, was hinter den Scheiben der Geschäfte stand, noch wie ein Ungekanntes. Was noch mit Gold und Rot und Grün für sich warb. Was umwohnen und umflost wird von unzähligen Menschenäugern, die sich doch sagen müssen: Wie gerne hätte ich dich, aber ich bin arm; wie gerne trüge ich dich heim als meinen Freund, aber ich habe nicht das Recht, dich zu besitzen. Du kannst mich vielleicht reich machen, aber ich darf nicht daran denken, so viel Geld hinzugeben. Ich habe Sehnsucht nach dir und muß warten. Um einiger Silberstücke will ich in der Sehnsucht stehen bleiben wie in einer Wüste.

Seit Gisela durstig aus den Büchern Adriennes trinken darf, treffen sie sich öfter. Manchmal gehen sie ein Stück auf dem Promenadeweg oder sie streichen der blauen Markierung nach und überblicken dann, auf den Felsbrocken stehend, Wald und Hänge und den blassen Streifen der Straße. Manchmal ist auch Mademoiselle mit den Kindern dabei, dann geschieht es zuweilen, daß sich Rainer und Lilli an Gisela schmiegen. Wollen allein mit ihr sein. Dem Buben ist sie von allen Damen, die er hier gesehen hat, die allerliebste. Sie hat etwas herbess in ihrer Art, etwas Holzschnittiges. Das harte Leben hat ihr die feinen Spitzchen und Schnörkelchen nicht wachsen lassen, die so gerne an den umhütteten und unerprobten Menschen figurieren. Sie ist Kern, ist Richtung, ist eine Gerade; das imponiert ihm. Sie weiß immer etwas Stolzes, Starkes. Sie flunkert nicht. Für ihn hat sie auch, so oft sie das Warten in seinen Bubenaugen liest, die Legende eines Helden; was sie ihm gibt, muß Kraft haben, er muß es packen können, vor sich hinstellen und prüfen von allen Seiten; das Warum dieser Stimme muß auch die Stärke haben, eine Frage zu sein, seine innerste Frage; und bei jeder Antwort muß er das „Ja“ in sich selber spüren. Wenn sie am Waldrand sitzen und Gisela erzählt, dann ist es, als stünden sie alle in einer uralten, prächtigen Burg. Waffen hängen an den Wänden, sie ha-



Mit dem Einbaum auf dem Sambesi, Bulawayo-Mission

Photo: P. Joseph, Bulawayo

ben das Klingen einer gewaltigen Zeit; und Hörner klingen und irgendwo rasseln die Ketten der Bugbrüde und Minnesänger treten ein; buntfarbig sind die Gewänder, ein leuchtendes Antlitz hat ihr Instrument. Dann geht der Spruch von Helden-taten, sondergleichen, von Kampf und Mut und von minniglichen Blüthen eines edlen Kindes. In einer Burg wohnen sie, wenn auch ihre Füße im Moos ruhen. Der Bergfried ragt ihnen über das Haupt, wenn er auch den grünen Leib der Fichten hat. Pallas und Kemenate, alles ist der Wald.

Wenn sie dann aufstehen und weiter wandern, drängt sich Lizzi an Gisela. Sie ist ein Kind, das noch auf den Himmel wartet. Das mit einer schier überfeinen Angst spürt, daß ihm die Großen, Papa und Mama und Mademoiselle, trotz aller Geschenke, mit denen sie es überschütten, das Wunderbarste schuldig bleiben: Die Seligkeit des Kinderhimmels. Das ist keine Sprache für Rainer. Er geht dann still hinter ihnen her oder bricht sich mittendurchs Gestrüpp den eigenen Weg. Muß ja auch in seiner Seele erst den Weg durchs Buschwerk finden; und sind gar viele Äste, haben harte Hände und frazen. Freilich, in seine Augen steigt dann, was er sich im innersten Gestrüpp abgerungen hat, schwimmt dort in den zwei kleinen Seen; und so ihn einer anschaut in solchen Minuten, erschrickt er. Wir erschrecken immer beim Begegnen eines Übergroßen.

Sie kommen von der Föhrenpromenade. Lizzi eine Mohrenpuppe im Arm, Rainer einen Ball; den ganz großen, den ohne Bilder der so stramm nach Training aussieht. Auf Baumstümpfen hocken die Schaf-hüter. Gierig überstreichen die Augen des einen Blümlein die große, glänzende Kugel; der andere sieht den Ball an wie ein Wunder. In Rainer flammt es auf. Groß ist das Licht, das ihm die beiden anzünden; es brennt in eines Augenblit-tes Dauer ab, aber er hat den feurigen Schattenrisch aufgefangen. Und was er in Giselas Legenden erlebte, das will er an sich reißen wie den Schild eines Gegners, mit dem er sich mißt.

„Da hast ihn!“ Ruckend, herb, fast scharf befehlend spricht er es und stößt den großen, runden Ball, der noch gestern sein Freund war, den zwei Buben entgegen, daß er an ihren bloßen Füßen auffpringt. Blitzschnell haben ihn vier Hände umfassen und pressen ihn an sich.

„Was wird Mademoiselle sagen?“ Angstlich fragt Lizzi und drückt ihr Mohrenkind.

„Weiß ich nicht; er gehört mir; ich kann damit tun, was ich will.“

Gisela freut sich, aber sie lenkt dennoch ein. „Was meinst du, Rainer, wenn man die Buben mit deinem großen, neuen Ball spielen sieht, wird man nicht glauben, sie hätten ihn gefunden und behalten, oder gar genommen?“ Finster blickt er sie an. „Dann haben sie erst keinen Ball und gel-

ten als Diebe.“ Eine neue, furchtbare Welt grübelt sich in sein Antlitz; er folgt dem gräßlichen Weg, Schritt für Schritt, bis zum Begreifen. Ja, Fräulein Gisela hat recht; was dann? Plötzlich aber reißt eine wunderbare Helle alles Dunkle entzwei. „Ich hab's! Haben Sie Papier und Bleistift mit, Fräulein Gisela?“

„Ja, Rainer.“

„Dann, bitte, setzen Sie sich hin und schreiben Sie, was ich jetzt sage. Nein, ich schreibe selber.“ Schon kauerte er auf dem weichen, moosigen Boden, die weißen Blätter über einem Stein und schreibt: „Ich schenke meinen großen, grauen Ball den zwei Hüterbuben. Ich schreibe es auf, damit sie niemand für einen Dieb halten kann. Wer es tut, ist ein Lügner Rainer.“

„Also, das stimmt jetzt!“

„Ja, Rainer, das hast du gut gemacht.“

Er drängt den zwei Knaben das Brieflein auf. Muß es selber in ihre Tasche stecken, denn sie lassen ihre Finger nicht los vom Ball. Sie begreifen nicht, warum der Bettel gar so nötig wäre. Dann rennen sie davon. Ist nicht die Angst hinter ihnen her, daß sie den Schatz wieder hergeben müßten? Peitscht sie die vier nackten Füße nicht ärger als der Sturm, wenn er vom Kamm herunterpeitscht?

Rainer sieht ihre Sohlen fliegen; er lächelt und ein weicher Strich ist in seinem strengen Gesicht. Und Lilli fühlt sich auf einmal arm; trotz ihrer Puppe.

Aldrienne und Beate finden sich oft, gehen den geheimnisvollen Stephanieweg, auf der Kanzelstraße zu den Többelbacher Hütten, wo Gisela über den Büchern liegt. Aldrienne wundert sich, daß aus dem schmalen Rücken eines Buches ein solches Maß von Reichtum ausströmen kann. Ihr sagt keines so viel wie dieser da. Sie liest um darüber reden zu können; die andere, um sich hineinzuleben. Ihr sind es Menschen, die man trifft, mit denen man ein Stücklein Weges wandert, die man wieder vergibt; aber für Gisela wachsen Freunde aus den Blättern, die immer mit ihr gehen werden. Jedes Buch wird ihr wie eine Stube, in der sie wohnt. Aldrienne liest nur, Gisela erlebt. Ob sie es auch begreifen wird, wenn sie die richtigen Augen hat?

Einmal treffen sie auf dieser Straße einen Wanderburschen. Er kauert dort, vom Wegrand abgerückt, an eine riesige Fichte gelehnt; verhärmt ist sein Gesicht. Das Leben hat dreingeschnitten mit einem scharfen Stichsel, aber die Augen haben noch immer einen Schimmer vom Jungsein. Das ist unsäglich schmerzlich. Beatens Blicke tauchen in diese Augen und freuen sich; und laufen doch wieder über

die Armut seines Leibes und weinen. Er hat die Hände unter den Kopf geschoben. Jetzt hebt er sie ein wenig hoch über das lichte Haar. Sieht die beiden Damen.

„Guten Morgen!“ grüßt er, sonst nichts. Bettelt nicht, nicht mit den Lippen, nicht mit den Augen, keine Geste wartet einer Gabe; und er hat doch den Hunger in der schmalen Kerbe seines Mundes sitzen.

Beate entdeckt noch ein Zweites an dem jungen Menschenbruder. Aus dem Gras, aus dem Schwarzbeerlaub, in dem seine Füße liegen, startet ein lichter Flecken wie ein frisches Auge. Schuhe hat er an den Füßen, aber ohne Sohlen sind die Schuhe.

Er fühlt den Blick, jäh errötend setzt er sich auf, stemmt die Beine an den Boden, weiß unzähllich, daß nun seine Armut hingebreitet ist.

Aldrienne hat es nicht gesehen. Sie hat einen Pilz gefunden und sucht nun weiter nach den warmen, braunen Köpfchen, die sich nicht herauswagen aus der hütenden Wärme von Mutter Erde. Da tritt Beate nahe an den Liegenden und fragt leise: „Wollen Sie morgen unter der Telegraphenstange 57 ein bißchen nachschauen?“

„Morgen hab ich Többelbach längst hinter mir.“

„Läßt sich das nicht verschieben?“

„In Würben ist ein Befannter, der behält mich ein paar Tage. Einem leeren Magen gibt man schwer 24 Stunden Wartezeit zu. Es ist nicht leicht, auf der Welt sein, wenn man nichts zu essen hat.“

„Wissen Sie das alte Sägewert?“

„Ja.“

„Und das Gasthaus dort mit dem Konsumverein?“

„Ja, auch.“

„Dort nächtigen Sie und essen. Ich mache heute noch alles klar dort oben und morgen vergessen Sie nicht Stange 57.“

Nun hat er das Gesicht eines Knaben, eines weichen Kindes, das nach der Mutter greift. Er will auffrspringen, aber Beate ist davon. Kommt eben zurecht, Aldriennes dritten Pilz zu bewundern.

Nachmittags muß sie zum Sägewerk hinaus. Diesmal möchte sie allein gehen. In dem Paket in ihrer Tasche sind ihre Sandalen, es sind die einzigen Schuhe, die auch der Bursche tragen kann. Hat sie sich bisher manchmal ihres großen Fußes geschämt, heute ist sie froh darüber; die Sandalen werden ihm passen.

Beim Kaufmann besorgt sie noch ein Paar Socken, feste, zähe. Sie flieht mit dem jüngsten Lehrbuben bis in die hinterste Ecke des Ladens. Es soll sie niemand Herrenjöden kaufen sehen. Ein Anfertigungsstander deutet sie freundschaftlich zu. Er erweist ihr noch einen zweiten Dienst. In seinem Schatten erßpäht sie, daß dort

vorne neben der Kassa Adrienne steht, Süßigkeiten auswählt und — das Herz möchte ihr tanzen vor helllichten Jubels — jetzt tut sie ein Paket Bäckerei in die große Stofftasche eines Bauerndirndlins neben ihr, das bloß für ein paar Groschen Salz und Mehl holen kommt und das Geld umständlich aus dem Papier heraushält. Hat sie es nun gelernt, das Sehnsuchthaben nach dem Gutsein?

Bettelkreuz, freust du dich? Bettelherrgott, wird bald die geschundene Hand wieder linde auf dem Balken liegen dürfen?

Jetzt schickt sich Adrienne an, zu gehen. Beate drückt sich ins Dunkel. Nur nicht gesehen werden! Endlich ist sie mit ihren Socken draußen. Die kommen nun hinein in die Sandalen und liegen in der dunklen Höhle wie ein lichtes, flaumweiches Böglein, das auf die Welt wartet.

Langsam wandern die Telegraphenstangen an ihr vorüber, laufen den Weg an den drei Mühlen vorbei, machen die große Schlinge mit; schauen hinunter auf den Grenzbach. Steigen mit hochmütigen Schritten über den schmalen Strich, biegen die Kurve rechts hinauf. Zu ihren Füßen liegt der scharfe Schotter der neu- bestellten Straße. An der einsamen Bauernhütte, in der Gisela wohnt, vorbei, am Föhrengrund vorüber, in die wunderbare Stille des hochstammigen Waldes hinein. 56 — 57. Ein dicker Stamm zur Rechten macht den Wächter. Hinter ihm sollen die Schuhe warten. Sie teilt das Buschwerk — da leuchtet es rot. Erdbeeren! Ein Sträußlein reifer, roter, großer, wie man sie nur ganz hoch oben findet.

Dabei ein Zettel, einem Notizbuch entrißten. Ein Gedicht! Beate muß lächeln. Dann liest sie:

Beerlein am Wege,
tiefglutig rot,
Beerlein am Wege,
reifender Tod.
Purpurnes Grüßen
in hoffendes Grün,
tiefdunkler Liebe
göttliches Blühn.
Wartendes Werden
in stiller Ruh.
Beerlein am Wege,
wie groß bist du.

Der Student.

Wie sie sich freut! Er ist noch ein Kind, er hat eine feine Seele, muß sie denken. Wenn sie ihm doch bliebe!

Aber die Seligkeit entfällt ihrem Antlitz. Student! Wieder einer aus dem Heer der Darbenden, die Geist und Seele mit dem Höchsten speisen und ihre Körper nicht sättigen können.

Ihr Wissen hinter der Stirne ist ein Schatz, ihr innerstes Ideal ein Kleinod:

aber unter den Sohlen haben sie keinen Streifen derbes Leder.

Sie haben keine harte Schale über der Feinheit ihrer Seele; sie werden viel verwundet, aber sie heben ihre Schmerzen nach innen.

O du doppeltes Gesicht der Welt!

Sie holt das Beerensträußlein aus dem grünen Bett, legt die Schuhe an ihre Stelle. Wann er hier war? Ob sie ihn wohl auf dem Weg zur Säge trifft? Sie möchte ihm nicht begegnen.

Bei der stillen, bläfften Wirtin verhandelt sie für einen Wanderburschen, der heut nach hierher schlafen kommt. Bezahlte ein Abendessen und Herberge für diese Nacht; ein Eßpaket soll sie ihm noch richten für den Weiterweg. Nur Wein und Bier dürfe sie ihm nicht geben.

Auf dem Heimweg tut ihr jeder Schritt wohl. Die Fichtenspitzlein lächeln und die Eichhörnchen springen und turnen munterer als sonst. Die Sonnenkringel auf der Straße aber haben die Gesichter pausbäckiger Engel. Der 57er-Stange späht sie schnell hinter den Rücken. Unberührt träumen die Sandalen; warten. Sie nimmt einen Abkürzungsweg hinunter in den Markt, damit sie ihn nicht treffe.

Am nächsten Morgen aber macht die ganze Gesellschaft eine Partie gegen die Waldener Schwaig; sie wollten das alte Forsthaus sehen und die Villa des Professors von Wien, die wie ein Stück Märchen über dem Walde hängt und Ausschau hält in die Schlucht und über den wilden Wasserfaden tief drunten.

Beate und Adrienne, die sich gestern mit dem Du-Wort nahegekommen sind, Frau Mittermeier mit Erwin und Ditha sind dabei. Auch Lizzi und Rainer, die beiden Hofratskinder, mit ihrer ständig zitternden Mademoiselle.

Die Straße ist breit und still. Eichhörnchen jagen einander, daß die Alte der Fichtentipfel wie die Wellen eines grünen Meeres steigen und fallen. Zweimal läuft ein Reh über den Weg, da jauchzen die Kinder und ein neues Erwachen im Gesicht. Wunderbar ist der Tag, die Sonne tut nicht weh, preßt nur den Bäumen die Säfte aus. Die Menschenlungen könnten sie trinken, sie stillen ihren Durst. Hier und da bimmelt es auf eine Waldlichtung.

Zur Rechten ein brauner Berg, gefällte Stämme, Schlagholz. Eine Pyramide von Kraft. Die Kinder sind weit voraus, sie jubeln; sehen, daß es hier einen wunderbaren Aufstieg gibt, nehmen gar nicht Notiz von dem Mann, der im Schatten der Stämme sitzt und ein Stück Brot isst. Ehe sie ihn wahrnehmen, hat er sich am Waldrand verborgen.

(Fortsetzung folgt).



Badenia-Verlag, Karlsruhe:

„Golgatha, Wissenschaft und Mystik“ von Dr. R. W. Hynel. 300 Seiten, kart. RM. 3.20. Eine neue medizinisch-apologetische Studie über das heilige Grablinnen von Turin liegt vor uns. Erneut versucht hier ein Fachmann wissenschaftlich die Echtheit nachzuweisen an Hand von vielen photographischen Wiedergaben und Beweisen. Auch werden Vergleiche angestellt zwischen Turin, Dülmen und Konnersreuth.

„Die Geheimnisse des göttlichen Antlitzes“ von Dr. R. W. Hynel. S. 150, RM. 2.20 kart. Die Fülle des Stoffes wird hier mehr erbaulich dargestellt.

„Macht euch bereit“ von Prof. R. Dörner. 99 Seiten. Preis geb. RM. 1.70 kart. RM. 1.30. Vierungen für Mutter und Kind zur Herzensvorbereitung auf die erste hl. Kommunion. Den Weg zum Kinderherzen will dir dieses Büchlein bahnen helfen, die besorgte Mutter.

Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

„Reisende Jugend“ von Klara Wirth. 32 Seiten, kart. RM. 0.50. Das Schriftchen will den Eltern eine Erziehungs hilfe sein für die körperlich und seelisch-geistige Reisezeit der Jugend.

„Die Familie vor Gott“ von Edmund Kroneberger. 80 Seiten, kart. RM. 1.—. Für die Eltern geschrieben zeigt es auf wie die Familie sich selbst heilig machen muss, um Erdenkraft mit Himmelsliebe verbinden zu können.

„Reisende Frucht“ von Schw. Ursula D. F. S. 20 Seiten, kart. RM. 0.25. Merktworte für die weibliche Jugend.

„Wer mich findet, findet das Leben“ von H. Niebeder. 16 Seiten, kart. RM. 0.23. Eine kirchliche Marienfeier.

„Dein äuherer und dein innerer Mensch“ von Luise Willach. 32 Seiten, kart. RM. 0.23. Durch tägliches Arbeiten an dir selbst, durch stete Selbstbeherrschung wird deine seelische Schönheit auch durch die äuhere Hülle leuchten.

„Feierstunden des Lebens“ von Luise Willach. 24 Seiten, kart. 0.20 RM.

„Liebenswürdig als Mensch und als Heilige“ von Gertrud Frend. 52 Seiten, kart. 0.60 RM. Aus dem Leben der hl. Theresia v. Avila wird ausgezeigt wie sie das Ideal einer liebenswürdigen, vollkommenen Heiligkeit verkörpert.

„Passionsbüchlein“ von Josef Wilbt. Faffenandachten für die 40 Tage der Fastenzeit. „Heilige Mütter“ von Magdalena Frant. 32 S., kart. 0.30 RM.

„An heiligen Müttern mußt du dir immer wieder ein Beispiel nehmen und von ihnen lernen deine heiligen Mutterpflichten treu zu erfüllen.“

„Christlicher Heldenmut“ von Joh. Binkowski. 40 Seiten, kart. RM. 0.35. Drei Wesenszüge des echten Christus Jüngers nur werden klar herausgestellt.

„Vater, ich habe gesündigt“ von P. Adolf v. Doh. 32 Seiten, kart. RM. 0.20. Herrliche Gedanken über die hl. Beichte, wie sie nur ein Doh schreiben konnte.

„Von der Ehre, sofern sie den Christen angeht“ 32 Seiten, kart. RM. 0.35. Ein Christ muß von der Ehre, die ihm als Gotteskind zukommt überzeugt sein. Und diese Ehre darf ihm niemand rauben.

„Ludger und Gertrud“ von Hubert Göbel. 136 Seiten, Preis geb. RM. 2.70. Eine Kommunionsgeschichte in sehr lebendiger Form. Ludger und Gertrud, die beiden Kommunionkinder, sind keine Kopshänger, sondern sind heiter und fidel, aber dennoch wissen sie den Heiland recht lieb zu haben und ihm viele Freuden zu machen.

Christkönigs-Verlag, Meitingen bei Augsburg:

„Nr. 24. Die heilige Lioba. Von E. Schneider. Schildert das geistige und frauliche und mütterliche Wirken dieser Erzieherin des ersten christlichen Geschlechtes Deutschlands.“

„Vollausgabe 25 Pfg. als Pergamentausgabe 65 Pfg. und in Ganzleinen 95 Pfg.“

„Der erste Brief Pauli an Timotheus“ ist in der Schriftenreihe Lebensschule der hl. Schrift Nr. 7 neu erschienen. Eine gute volkstümliche Erklärung der hl. Schrift mit kurzer Einführung. Preis (einzel) 25 Pfg.

Herold-Verlag G. m. b. H. München (Golln vor München):

„Dorfleute“ von Alois Klug. 170 Seiten, brosch. RM. 2.—.

Die Dorfgeschichte, die sich im Riesengebirge abspielt erzählt von der Armut des Riesengebirgers. Aber dennoch ist er zufrieden, denn er weiß einfach zu leben und aus einem tief religiösen Glauben heraus die Welt und die Dinge zu betrachten.

„Blaue Berge — grüne Täler“ von Alois Klug. 144 Seiten, brosch. RM. 2.80.

Das Lebensschicksal eines Baudenlehrers im sudetendeutschen Riesengebirge wird verwoben mit einer wunderbaren Schilderung von Heimat und Landschaft. Heraus aus der übersättigten Kultur, zurück zur Einfachheit ist heute das berechtigte Bestreben vieler.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. G. A. Rottmann, Würzburg, Röntgenring 3 — Verlag: Mariannhiller Mission Würzburg. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

VERGESSMEINNICH

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 9

September 1937

55. Jahrgang

Kreuz-Erhöhung

Ich hab' von Bergen, Hügeln
ins Firmament geseh'n.
Ich ließ auf Freudenflügeln
manch Lied zum Himmel weh'n.
Doch war ich nie im Sinne
so ganz dem Schöpfer nah,
wie auf der Kreuzeszinne
des Berges Golgatha.

Ich sah an gold'nen Gliedern
manch Kreuz aus edlem Stein.
Ich sah an bunten Miedern
manch gold'nes Kreuzelein.
Doch nie hab' ich gesehen
ein Kreuz, wie ich es sah,
im Glanz der Liebe stehen
für uns auf Golgatha.

In manchem Buch gefunden
hab' Frieden ich und Ruh'.
Es schlossen Seelenwunden
auch durch ein Wort sich zu.
Kein Wörtlein aber bliebe
so kostbar mir, so nah,
wie Christi Wort der Liebe
vom Berge Golgatha.

F. F. Goldau

Mariä Sieben Schmerzen

(15. September)

„Gedenke, o Jungfrau und Gottesmutter, dein Wort für uns einzulegen, wenn du im Angesichte des Herrn stehst, auf daß er seinen Unwillen von uns wende!“ (Offertorium der Messe).

In Rücksicht auf unser ganzes Elend können wir nur mit Bangen dem heiligen Gott nähertreten. Es mag uns wie Adam im Paradies gehen, der es nicht wagte, dem Herrn unter die Augen zu kommen . . .

Maria stand am Kalvarienberg unter dem Kreuze. Vor dem sterbenden Antlitz Jesu bat sie für uns Sünder. In die dunklen Täler des Erdenshammers drang der Segen ihres Gebetes. Jetzt steht sie immerdar vor ihrem verklärten, göttlichen Sohne im Himmel und schaut in seine leuch-



Schmerzensmutter

von Julius Wehinger, Dornbirn, Vorarlberg

tenden Augen, wie er über alle und alle denkt, die noch Marias Sorgen-finder in dieser Tränenwelt sind.

Mutter, zeige dich mir heute in sorgender Mutterliebe! Sprich Gutes für mich bei Jesus! Sei mir trotz aller Unbeständigkeit meines Dienstes und Unverlässlichkeit meiner Treue eine liebevolle Mittlerin bei Gott! „Deine Fürbitte und die aller Heiligen, die unter dem Kreuze standen, bringt durch Christi Opfertod mir in Ermangelung eigener Verdienste An-teilnahme an den Verdiensten der Seligen“ (Sekret der hl. Messe).

„Glückliches Mutterfühlen der seligen Jungfrau Maria, die ohne Sterben des Martertums Palme verdient hat unter dem Kreuze des Herrn.“ (Kommuniongebet der hl. Messe).

Obgleich ich wie ein trozig Kind war, hast du mich, Schmerzensmutter, liebevoll an meiner Hand genommen und mich zum Heiland geführt.

Für uns, unseretwegen lag Jesus einst als blutige Leiche auf deinem Schoße. Es waren unsere Sünden, die haben Jesu Tod bewirkt. Noch immer bewirken sie die Erneuerung der Opferliebe Christi in der hl. Messe.

Mutter, vor meinen Augen schwebt heute bei der hl. Kommunion das Golgathabild der 13. Station. Ich knei zu deinen Füßen. Du zeigst mir alle Wunden und Peinen des Herrn . . . Bei dem harten Tode meines Erlösers will ich trachten, in seine Fußstapfen zu treten. Er ist gestorben, damit ich lebe und mit diesem Leben ihm meine Hände und Füße, meine Augen und Ohren, mein Fühlen, Sinnen und Denken leide. Mein ganzes körperliches und geistiges Sein soll er benützen, nachdem er für mich gestorben ist und auf Erden keine äußere Tätigkeit mehr sein eigen nennt. Auch im Sakramente sendet er mich zu den Werken, die er sonst vollbracht hätte. Und mein Herz muß mit Christus bitter empfinden, was immer gegen den Heiland und seine Eucharistie gerichtet ist.

Die heiligen Gestalten, „die wir zur heutigen Feier der Schmerzen Marias empfangen haben, mögen uns von der Barmherzigkeit Gottes alles Gute und Heilsame als Wirkung erlangen!“ (Ausz den Schlußgebeten der Festmesse).

— d —

Ich glaube nicht, daß es ein besseres Heilmittel gibt als die Aufopferung unserer Leiden zum Heile unserer Brüder; es scheint unmöglich, daß diese vom Herzen Christi verworfen werden. Die Seele, die da trauert und leidet, damit „zu uns komme sein Reich“, sie übt ein mächtiges Apostolat; weit mehr als die Mühen und Nachtwachen der Prediger und Missionare gilt vor Gottes Auge ein Brandopfer der Liebe, ähnlich dem seines göttlichen Sohnes.

Contardo Ferrini.

Wie der irdischen Mutter das leidende Kind das liebste ist, so wendet Maria die Fülle ihrer Liebe und Barmherzigkeit den Heiden zu, ersleht ihnen von ihrem Sohne die Befehlung, weckt Missionare und opfermutige Helfer daheim und draußen, damit die Nacht des Leidens, der Unwissenheit und des Todes sich wandle in die Morgenröte der Erlösung.

P. B. Danzer OSB.

Bischofsweihe eines Mariannhillers in der Tschechoslowakei

Die deutsche „Elbe-Zeitung“ mit ihren Schwesternblättern, Tetschen-Bodenbacher Tagblatt, Altfüger Tagesbote, Leitmeritz-Lobositzer Tageblatt, sowie andere deutsche und tschechische Blätter, vor allem die Festausgabe des katholischen Kirchenblattes, berichteten begeistert über die Konsekration des Hochwürdigsten Herrn P. Dr. Ignatius Arnoz CMM., des nunmehrigen Apostol. Vikars von Bulawayo. Der Hochwürdigste Herr ist auch den Lesern des Bergfmeinnichts schon lange bekannt. Wir folgen den Schilderungen der Presse, die unter den Titeln „Bischofsweihe in Leitmeritz; Weihe des ersten Missionsbischofes der Republik; Exzellenz Monsign. Dr. Ignatius Arnoz, ein Bodenbacher, geweiht“, der Freude über das seltene Ereignis Ausdruck verliehen.

Mild lächelt die Morgensonne über der im Sonntagsfrieden (30. Mai) träumenden Stadt des einzigen deutschen Bischofs unseres Landes. Leitmeritz, das katholische Leitmeritz, hat heute seinen großen Tag. Es findet heute die Weihe des ersten Missionsbischofs der Republik statt im altehrwürdigen Dom, der fast 900 Jahre hier steht.

Eine große Menschenmenge strömt hinauf zu „St. Stephan“, um dem historischen Akt beizuwohnen. Dr. Ignatius Arnoz wird zum Bischof geweiht. Die wundervolle Domkirche, von deren beiden Seiten die Bilder Lukas Cranachs und Skretas grüßen, nimmt die Menge auf. Der Raum ist von den Sonnenstrahlen überflutet und die mehr als 200 Glühbirnen am Altar mischen sich harmonisch in die natürliche Beleuchtung ein. Beiderseits am Eingang erwartet die Geistlichkeit von Leitmeritz im vollen



Bischofsweihe in Leitmeritz
Auszug aus dem Dom nach der Konsekration
Photo: H. Hänsler, Leitmeritz



Von der Bischofsweihe des Hochw. Herrn P. Dr. Ignatius in Leitmeritz
(Neben dem Neugeweihten rechts der Hochwst. P. General der Mariann-
hiller Mission; dahinter P. Adolf Schmitt, Direktor des Alohsianums
Lohr a. Main und P. Josef Kammerlechner, Missionar in Bulawayo)
Photo: H. Häusler, Leitmeritz

Ornat den Bischof und sein Gefolge. Unter den Ehrengästen sieht man die Vertreter der städtischen, staatlichen und kirchlichen Behörden, die hohen Militärs, unter anderm den Prager englischen Gesandten. Der Hochwürdigste Herr P. General der Mariannhiller Missionare und mehrere Missionare, Mitarbeiter des neuen Bischofs, waren ebenfalls erschienen. Um 8 Uhr hielt der Diözesanbischof Dr. Alois Weber, gefolgt von dem zu Weihenden und den beiden assistierenden Weihbischofen von Prag, die Exzellenzen Dr. Anton Eltschläner und Dr. Johann Remiger, seinen feierlichen Einzug. Die Orgel setzte jubelnd ein und in wundervoller Wiedergabe erklang die Gollers „Missa Orbis factor“ für sechsstimmigen gemischten Chor. Dann nimmt die Konsekration des Apostol. Vikars von Bulawayo in Südafrika ihren Anfang. Er ist ein Kind unserer engen Heimat. Seit Errichtung des Bistums feierten in diesem Hause des Herrn bis jetzt 16 Diözesanbischöfe ihre feierliche Inthronisation. Dr. Arnoz aber ist der erste Missionsbischof des Landes. Sein Wirkungsgebiet umfaßt ein Gebiet, das dreimal so groß ist als unser ganzer Staat und unter den 350 000 Einwohnern erst 7000 Katholiken zählt, also erst 2 Prozent. Da gibt es wahrlich Arbeit und Mühen genug für den Bischof, der am 1. April 1885 in Bodenbach das Licht der Welt erblickte, im Jahre 1910 zum Priester geweiht wurde.

Die Bischofsweihe. Schließt schon die Priesterweihe eine Reihe erhabener Zeremonien in sich, so überragt die Bischofsweihe diese noch an



Zur Bischofsweihe des Apost. Bifars von Bulawayo in Leitmeritz
Konsekrator, Weihbischöfe, Herren des hohen Domkapitels, Diözesanclerus und
Ordensclerus von Leitmeritz sowie der H. H. Generalsuperior und Mitbrüder
des Geweihten

In der oberen Reihe: Kanonitus Dr. Bischek, der Präsident des Missionsver-
fes der Diözese (erste Person von rechts — vor ihm der Generalsuperior der
Mariannhiller Missionare)

Photo: H. Hänsler, Leitmeritz

Schönheit, Symbolik und Inhaltstiefe. Und es mag dem neuen Bischof
als ein besonders günstiges Omen gelten, daß er am Vorabend des Tages
geweiht wird, da der höchste kirchliche Würdenträger der Welt, der Papst,
sich anschickt, den 80. Geburtstag zu begehen und da in Rom der Prager
Kardinal Dr. Kaspar von St. Heiligkeit in Privataudienz empfangen wird.

Der Ritus der hl. Bischofsweihe ist — auch bei anderen Weihen —
in die hl. Messe eingebaut und weist vier Hauptteile auf: die Verlesung
des apostolischen Dekretes und Prüfung des Kandidaten, dann die Weihe
selbst, die durch Handauflegung und eucharistisches Hochgebet erteilt wird,
schließlich Salbung mit Chrismam und zuletzt die Übergabe des Hirtenstabes,
Ringes und Evangeliums. Der weihende und zu weihende Bischof legen
die liturgischen Gewänder an, die beiden assistierenden Bischöfe stellen den
Weihekandidaten dem Konsekrator vor mit der Bitte, ihn zur Würde des
Bischofs zu erheben. Nach Verlesung der päpstlichen Bulle leistet der zu
Weihende den Treueid, indem er kniend vor dem Konsekrator die Eides-
formel liest und auf das Evangelium schwört. Es schließt sich das Examen
an, das in zwei Teile zerfällt und sich auf die Pflichten des Bischofs be-
zieht, sowie auf die Fragen der hl. Glaubenslehre.

Nun beginnt der eigentliche Weihact. Der zu Weihende tritt, begleitet
von den beiden assistierenden Bischöfen, vor den Konsekrator, der ihm die
Aufgaben des Bischofs vor Augen führt. Der Bischof ist demnach der
Schiedsrichter in allen kirchlichen Rechtsachen, er hat die Lehre der Kirche
vorzutragen und authentisch zu deuten, er ist der ordnungsmäßige Spender
der Firmung, Ordinationen und anderer Sakramente.

Wie bei den übrigen Weiheen wird nun die Allerheiligenlitanei gesungen, die seit dem Mittelalter eine besondere Segensformel für den Weihekandidaten enthält. Unter Assistenz der Mitkonsekratoren wird das Evangelienbuch auf Nacken und Schultern des Kandidaten gelegt. Nun treten die drei Bischöfe vor den zu Weiheenden und legen gemeinsam ihre Hände auf sein Haupt, dabei den Segen sprechend: „Empfange den Heiligen Geist!“ —

Die sakramentale Weihe erreicht den Höhepunkt in der feierlichen Weihepräfation: „... Gewähre dem Neugeweihten die höchste Vollendung in Deinem Dienste und rüste ihn aus mit allem Schmuck Deiner Ehrung und heilige ihn durch den Tau Deiner himmlischen Salbung!“ Bei diesen Worten unterbricht er die Weihepräfation und stimmt das „Veni creator!“, „Komm, Schöpfer, Geist!“ an — dabei salbt er das Haupt des Weihekandidaten mit Chrismam, indem er betet: „Es werde gesalbt und geweiht Dein Haupt mit himmlischem Segen zum Amte des Bischofs!“

Nach dem nun folgenden großen Weihegebet werden dann auch die Hände des neuen Bischofs mit Chrismam gesalbt.

Um der Weihe noch deutlich sichtbaren Ausdruck zu verleihen, werden Hirtenstab, Ring und Evangelium geweiht und ihm dann übergeben. Der Stab ist das Zeichen der bischöflichen Jurisdiktion und geistlichen Machtvollkommenheit, der Ring soll das Sinnbild der inneren Verbindung des Hirten mit seiner Herde sein, das Evangelium das Wort des Herrn, das er seinem anvertrauten Volke lehre, bedeuten.

Der eigentliche Weiheact ist damit beendet. Der Neugeweihte und der Konsekrator setzen wiederum — jeder für sich — die hl. Messe fort bis zum Opfergebet. Zum Zeichen der inneren Opfergemeinschaft überreicht der Neugeweihte dann 2 Kerzen, 2 Brote und 2 Gefäße mit Wein.



Exzellenz Bischof Dr. Ignatius von Bulawayo im Kreise seiner Verwandten
Photo: H. Häusler, Leitmeritz

Nun folgt die Weihemesse. Nach dem Opfergange bleibt der neugeweihte Bischof beim Hauptaltar und bringt mit dem Konsekrator gemeinsam das hl. Opfer dar. Stehend empfängt der Neugeweihte dann die hl. Kommunion. Nach dem bischöflichen Segen wird ihm noch die Mitra aufgesetzt, werden ihm die Handschuhe angelegt. Angetan mit vollem Ornat wird er dann zum Bischofsthron geleitet und stimmt dann das Te Deum an. Der Neugeweihte wird nun durch die Kirche geführt, wobei er den bischöflichen Segen erteilt. Danach spricht er dem Konsekrator seinen Dank aus, indem er dreimal in immer höherer Tonlage singt: „ad multos annos!“, „Auf viele Jahre!“ —

Damit ist gegen Mittag das denkwürdige Fest der Weihe des ersten tschechoslowakischen Missionsbischofes beendet. Ihm zu Ehren stimmte der Domchor das Te Deum in neuer Bearbeitung für Sopran und Bariton solo für vier- bis achtstimmigen gemischten Chor für Sänger und Bläser an und dann noch Bruckners „Ave Maria“ für siebenstimmigen gemischten Chor.

Die Feier ist zu Ende. Der neue Missionsbischof wird nun in seine zweite Heimat zurückreisen, zu den schwarzen Stämmen, um mit neuer Kraft segensreich und erfolgreich zu wirken.

Am Abend des Weihetages fand in der Turnhalle zu Leitmeritz, die in sinniger, feierlicher Weise geschmückt war, eine Feier vor geladenen und prominenten Gästen statt. Der Domchor unter Chordirektor Franz Zeman führte die Gesänge aus: Festchor für 4 stimmigen gemischten Chor und Bläser, „Gruß dir, du Hoherpriester“ von J. Kromolicki, Op. 31. Die Festrede hielt Alois Fürst Löwenstein zu Haid bei Tachau. „Der Herr ist König“, Ps. 92 (4 stimmiger Chor und Bläser). Es folgte eine Ansprache Sr. Erzellenz des Hochwürdigsten Herrn Diözesanbischofs. Bischof Ignatius CMM. sprach ebenfalls. Die Katholikenhymne (Scharlied) erbrauste. Das Weihespiel „Erlösung“ von Oskar Karl Renner wurde aufgeführt. Es war fast Mitternacht, als Kanonikus Dr. Bischof, der als Präsident des Missionswerkes der Diözese Leitmeritz den sehr gelungenen Festabend veranstaltet hatte, das Schlusswort sprach, in dem er darauf hinwies, daß der 30. Mai in der Geschichte des Missionswerkes der Diözese einen Markstein bilden werde.

Die Feierstunden sind verflossen. Leuchtenden Auges schaute das gläubige Volk beim Ausgang aus der Kathedrale auf den neugeweihten Missionsbischof, der für Christi Reich sich hingegeben hat um den Worten des Herrn Folge zu leisten: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie!“ Leuchtenden Auges werden ihn bei seiner Rückkehr in sein Missionsgebiet Mitbrüder, Missionare und eingeborene Christen empfangen und ihm jubeln. Er aber wird seinen schweren Weg gehen, Wege der Sorge und der Mühen um das seelische und leibliche Wohl seiner schwarzen Christen zu fördern. In der Kraft des hl. Geistes wird er es tun. Und wie er seinem Konsekrator zum Danke ein langes Leben wünschte, rufen auch wir ihm zu: Auf viele, viele Jahre! Ad multos annos! — d —

Im katholischen Priestertum streckt der erbarmende Gott seine Hand der Heidenwelt entgegen, um sie aus allen inneren und äußeren Irrungen und Gefahren den rechten Weg zu führen.

Zeige uns dein Reich!

45.

Regnum-Christi-Gebet

2.

„Aus der Fülle Deines Herzens segne das katholische Werk und Gemeinschafts-Organ aller Nationen und Sprachen, das „Regnum Christi“ Deiner Getreuen auf der ganzen Welt! Sei Du in Deiner königlichen Macht mit diesem zeitnotwendigen Unternehmen und schenke ihm volles Gedeihen zur Verherrlichung des ewigen Vaters, zu Deinem Ruhme und zum Heile Deines gesamten Volkes auf Erden!“ — — —

Im ewigen Plan und Willen Gottes ist die Menschheit ein unzertrennliches Ganzes. Der eine Leib des einen Hauptes: Christus! In der Einheit Seines Reiches können und werden darum die Einzelteile des Ganzen wahrhaft leben und friedlich gedeihen. Solange die Völker und Nationen ihr Haupt nicht in der Tat und Wahrheit anerkennen, werden sie auch untereinander in Trennung und Zwietracht verbleiben . . .

Das Urgebot der Weltordnung bedingt das Wohl der Menschheit. Wo immer dieses Gesetz nicht erkannt oder ihm zuwider gehandelt wird, da herrscht eben die Unordnung mit allen ihren verderblichen Folgen für die Einzelnen und für das Ganze. Unser Jahrhundert leidet am meisten darunter. Und es gibt nur ein Heilmittel: Die Welt für Christus! Ein Schritt zum großen Ziel ist nun das zeitnotwendige Unternehmen vom Gemeinschaftsorgan aller Nationen und Sprachen, das katholische Werk der Getreuen Christi auf der ganzen Welt: „Regnum Christi“ genannt. Ein Band der Einheit zwischen Haupt und Gliedern!

Mit besonderem Segen des Heiligen Vaters sind bereits einige vorbereitende Nummern erschienen. Stimmen aus allen Teilen der Erde haben sich wohlwollend und günstig über die große Idee ausgesprochen. Richtig verstanden und durchgeführt, kann der gewaltige Plan allenfalls nur volle Zustimmung finden, Freude und einmütige Hilfsbereitschaft wecken. Es handelt sich nicht etwa bloß um „auch eine Zeitung“ oder „noch eine Zeitschrift mehr“, sondern eben um das gemeinsame Interessenorgan aller Christgläubigen! Um praktische Förderung und Anwendung der göttlichen Idee von der Einheit des Menschengeschlechtes in Jesus Christus! Wer Näheres zu erfahren wünscht, lese das vortreffliche Buch: „Die Welt für Christus.“ (Throlia-Verlag, Innsbruck-München).

Was unsere Missionare erzählen . . .

Von P. Otto Heberling CMM.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß ein tätiger Missionar für gewöhnlich nicht Zeit findet, eine lange Abhandlung über ein wissenschaftliches Thema in die Heimat zu senden. Meistens ist er so mit Arbeit überladen, daß er sich mit einem kürzeren oder längeren Brief an die nächsten Angehörigen begnügen muß. Und in diesen Briefen erzählt der Missionar dann eben nur in schlichten Worten seine Erlebnisse. Ich schäze mich glücklich, von mehreren lieben Mitbrüdern aus meinem früheren Wirkungskreis in Südafrika auch ab und zu ein Brieflein zu erhalten, die mir jedesmal die allergrößte Freude bereiten und für die ich meinen Mitbrüdern nicht genug danken kann. Was mir nun die Missionare schreiben sind zwar oft Nachrichten, die nur mich in erster Linie interessieren, doch viele Briefe oder Teile desselben bieten auch viel Erbauliches und Interessantes für die Wohltäter der Mariannhiller Mission. Aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, von Zeit zu Zeit solche Missionarsbriefe oder Ausschnitte daraus zu veröffentlichen. — Hört, was die Missionare wieder erzählen!

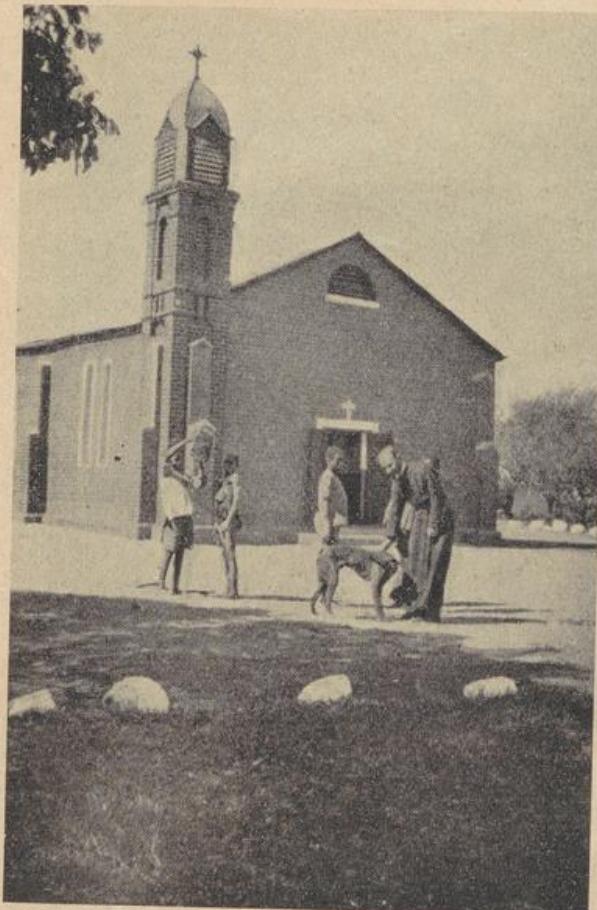
Aus dem Eingeborenen-Priesterseminar bei der Missionsstation Mariathal schreibt der dortige Regens, der Hochw. P. Raphael Böhmer CMM. unter anderem folgendes: „Unser neues Schuljahr wurde am 2. Februar mit 16 neuen Schülern eröffnet. Man sagt mir, daß das eine Rekordzahl sei. Das ist sicher auch eine Frucht des tiefen Eindrucks, den die erste Priesterweihe eines Eingeborenen auf die Gemüter der schwärzigen Jugend gemacht hat. Auf Wunsch unseres Hochw. Herrn Bischofs habe ich während der Ferien mit unserm Primizianten jeden Sonntag eine andere Missionsstation besucht. Überall fand feierlicher Gottesdienst mit einer Predigt unseres Neupriesters statt. Der Gottesdienst machte auf die Gläubigen einen sehr tiefen Eindruck und wird noch lange nachwirken . . . Gestern mußte ich weinen Herzens einen Jungen, der am 2. Februar sein Studium begann, entlassen. Er war voll guten Willens und betete viel in der Kirche, aber in der Klasse wollte es einfach nicht gehen. So mußte ich dem guten Thomas sagen, daß er erst noch auf seiner Heimatmissionschule die 5. und 6. Klasse besuchen soll, darnach stehe es ihm frei wieder zu kommen. Leider muß ich fürchten, daß seine Talente auch dazu nicht ausreichen und er nie so weit kommen wird. — Im ganzen hatten sich dieses Jahr 20 neue Schüler gemeldet. Vier kamen nicht, weil die Eltern es nicht haben wollten und den Buben die allergrößten Schwierigkeiten machten. Von einem Richard Mnciwadi möchte ich Ihnen folgendes schreiben: Dieser Junge versucht schon zwei Jahre zu kommen. Er hat noch einen Bruder und eine Schwester und seine Eltern sind ziemlich wohlhabend. Sie hätten also keinen Grund den Richard von seinem erkannten Beruf abzuhalten. — Dieser Richard zog am 31. Januar mit zwei anderen Studenten nach Highflats, um von dort hierher zu kommen. Die Eltern hatten ihm nicht erlaubt irgend etwas von zu Hause mitzunehmen, keine Decken, keine Leibwäsche, rein gar nichts. Sie wollten ihn so zwingen, seine Studiengedanken aufzugeben. Doch sie sollten sich in ihrem Richard täuschen. Er ging eben ohne Gepäck fort. — Sein Vater folgte ihm mit einem schnellen Pferd und holte ihn auch ein. Er schlug recht unbarmherzig auf seinen Bub ein und trieb ihn wieder heim. — Einige Zeit war der Junge ganz trostlos. Ich schrieb ihm dann und riet ihm, er solle einstweilen ans



Hochw. P. J. Kammerlechner CMM., Missionar im Vikariat Bulawayo
photo: P. Joseph, Bulawayo

St. Francis College nach Mariannhill gehen. Vielleicht werden ihm seine Eltern später doch noch den Eintritt ins Priesterseminar erlauben. So kämpfen die schwarzen Buben um ihren Beruf. Ist das nicht heldenhaft?"

Der Hochw. P. Joseph Noiwa schrieb am 25. Mai 1937 von der kleinen Missionsstation Portiunkula am See unter anderem: "Abends um 8 Uhr wars, als ich bei meiner Lektüre durch Klopfen an der Tür gestört wurde. Zwei schwarze Männer standen draußen und begrüßten mich mit dem üblichen Gruß der Christen hier: Gelobt sei Jesus Christus! — Als ich sie nach ihrem Begehrten fragte, baten sie mich, ihre Beicht hören zu wollen. Ohne viel Aufhebens zu machen spendete ich den späten Besuchern das hl. Bußsakrament. Eine Weile danach wollte ich die beiden Männer freundlich nach Hause schicken. Doch wie groß war mein Erstaunen! Wie aus einem Munde sagten sie zu mir: „Bitte, Hochwürdiger Vater, geben Sie uns noch die hl. Kommunion!!!“ — Auf diese ungewohnte Bitte hin mußte ich mich mit den Männern in ein Gespräch einlassen. Denn ich war ja erst einige Zeit auf dieser Missionsstation und konnte sie noch nicht kennen. Ich stellte die notwendigen Fragen an sie, um herauszufinden, was sie veranlaßte so spät am Abend noch die hl. Kommunion zu begehrten. Im Verlaufe des Gespräches stellte sich nun folgendes heraus: Die zwei Männer gehörten zum Dienstpersonal eines Hotels in einem Seebadeort. Sie sind also soviel wie unabkömmlich. Die Zeit für einen Kirchenbesuch müssen sie von ihrer wenig freien Zeit, die sie erhalten, abstehlen. Und das ist nur am Abend möglich, nachdem alle Arbeit getan ist. An dem Platz, wo die Männer arbeiten, befindet sich keine Kirche. Die für sie nächste Gelegenheit zum Beichten und Kommunizieren ist ihnen nur auf der Missionsstation Portiunkula an der See, das eine Stunde entfernt



Missionskirche in der Bulawayo-Mission
Photo: Mariannhiller Mission

liegt, gegeben. Für mich war es nun vor allem wichtig zu wissen, ob sie denn das Nüchternheits-Gebot kennen und es auch wohl beobachtet hätten. Auf meine diesbezügliche Frage mußte ich hören, daß sie von Mitternacht bis zur Stunde weder Speise noch Trank genossen hatten. Obwohl es zu so ungewöhnlicher Zeit war, zögerte ich deshalb nicht mehr und spendete den beiden Männern mit großer Freude die hl. Kommunion. Der göttliche Heiland war sicher über den Opfergeist und den großen Glauben der zwei Eingeborenen-Christen hoch erfreut und hat ihnen die nötigen Gnaden geschenkt zu einem weiteren guten und tugendhaften Christenleben . . . "

Mein lieber Landsmann aus Baden, der Hochw. P. Joseph Ebert CMM, schreibt mir vom Sambesi in Rhodesia: „Mein Arbeitsfeld hier ist sehr

groß. Drei Priester hätten vollauf zu tun. Von den berühmten Victoria-Fällen erstreckt sich das Gebiet etwa 200 Meilen am Sambesi abwärts. Die weitesten Außenstellen sind 80 Meilen von der Zentrale entfernt und können nur unter den größten Schwierigkeiten besucht werden. Mit dem Fahrrad geht es über Berg und Tal. Oft muß ich meine Tretmaschine große Strecken tragen. In einigen Tagen anstrengendster Fahrt erreiche ich die Endstation. — Zwei mal habe ich dieses Jahr den Weg schon gemacht. Leider kam ich einmal dabei in den großen Regen. — Das Fahrrad konnte ich nicht mehr benützen. Die Schuhe gingen auch in Stücke. So mußte ich schließlich barfuß gehen . . . Bald hatte ich mehrere Wunden an den Füßen . . . Doch ich mußte weiter . . . Mehrere Tage hatte ich kein trockenes Kleidungsstück mehr am Leibe. Auch das Essen ging mir aus. Deshalb kroch ich ab und zu in die Eingeborenenhütten und bettelte mir das Notwendigste. Zu guter Letzt verirrte ich mich auch noch und hatte zwei Tage lang nur einen Maiskolben zu essen . . . Nachts schließt ich zur Vorsicht auf einem Baum. Der Regen ergoß sich dabei unaufhörlich auf mich herab. Trotzdem schließt ich aber ganz gut, obwohl ich öfter Stellungswechsel vornehmen mußte, weil eben gewisse Stellen meines Körpers vom Sizan zu sehr schmerzten . . . Nachdem ich drei große Flüsse überschritten hatte, kam ich Sonntag morgens endlich auf der Station

an . . . zuhause hatten die ehrw. Schwestern inzwischen tüchtig gebetet, daß der arme Schlucker doch glücklich sein Ziel erreiche . . . Und er hat es erreicht, wenn auch arg mitgenommen. Zwei Tage mußte ich mit meinen zerschundenen und aufgeschwollenen Füßen das Bett hüten . . . Aber trotz allem möchte ich mit keinem Menschen auf Erden tauschen . . ."

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Eine harte Nuß

Der erste Sonntag war vorbei. Damit war ich auf meiner Station und bei meinem schwarzen Volke feierlich eingeführt. Nun begann der graue Alltag, das nüchterne Leben.

Die erste Schwierigkeit, die zu überwinden war, das war die Sprache. Jeden Tag saß ich von morgens bis abends vor meiner Hütte unter dem weit vorspringenden Strohdach, das Lehrbuch der eingeborenen Sprache auf dem Schoß und paukte und büffelte und „bortete“ und „ochste“ Wörter und Regeln. Diese Grammatik umfaßte etwa 700 Seiten. Sie trieb mir mehr Schweiß aus den Poren als die südliche Sonne.

Wenn man eine europäische Sprache lernt, so findet man darin doch viele Anklänge an die eigene Muttersprache, aber die Sprache der Wilden hat keine Verwandtschaft mit unseren Kultursprachen; ihre Laute sind ganz fremd und darum anfangs schwer zu verdauen wie oberpfälzische Kartoffelflöze. Was ich an einem Tage lernte, hatte ich am andern Tage wieder vergessen. Da, man muß sich schon tüchtig auf die Hinterbeine setzen und schwitzen, um diese Nuß zu knacken. Es ist einfach zum Haar ausreißen, so man noch welche hat.

Trotzdem, wenn man diese Sprache studiert, muß man sich wundern über ihren geistvollen Aufbau, die nach bestimmten Gesetzen geordneten Formen und den Klangreichtum ihrer Worte. Ihre Säze klingen und singen wie Musik. Jedes Wort beginnt und endet mit einem Selbstlaut.

Wenn die Schwarzen ein fremdes Wort in ihre Mundart einführen, muß es sich diesem Gesetz unterwerfen. Mein Reitpferd war weiß, darum riefen es die Schwestern Schimmel, die Buben aber nannten es ißhimela. Zudem wird das „r“ des fremden Wortes gewöhnlich in ein „l“ verwandelt oder umgekehrt.

Als ich zum erstenmale die hl. Messe las bei den Schwarzen, wunderte ich mich, als der Ministrant beim Evangelium antwortete: Groria tibi, Domine, und am Ende Raus tibi, Christe. Nach der hl. Messe fragte ich ihn: „Warum sagst du Groria, es heißt doch Gloria?“ Entschuldigend meinte er: „Vater, ich kann das „l“ nicht sprechen.“ „Wie heißt du denn?“ „Ich heiße Flanz.“ „Warum sagst du Flanz, es heißt doch Franz?“ „Vater, ich kann das „r“ nicht sprechen.“

Einmal kam eine Frau. Sie wollte ihr Kind getauft haben. Ich fragte: „Wie soll das Kind heißen?“ „u Balabala.“ „Was? Das ist doch kein christlicher Name!“ „Aber er steht doch im Kalender.“ „Zeige ihn mir!“ Richtig, da stand Barbara.

Uinaussprechlich für die Schwarzen war mein Familienname „Hastreiter.“ Damals hatte ich den Klosternamen Winfried noch nicht. Die Buben gaben alle Hoffnung auf mich beim Namen zu rufen. Sie nannten mich einfach ubaba omfutshane onesilevu eside, d. h. der kurze Vater mit dem langen Bart.

Dieser Name war natürlich viel zu lang. Um einen neuen zu finden, mußten sie erst irgendeine Eigenheit an mir entdecken, die dann für den Namen herhalten mußte.

Mein Nachbarmissionar kam einst zu Besuch und schwang sich kühn vom Pferde. Dabei platzte die knappe Reithose. Die Buben nannten ihn nun „die geplatzte Hose.“ Später führte er schwarze Kinder ein auf seiner Station. Da nannten sie ihn einfach „das schwarze Kind.“ Der ehrl. Vater Abt bekam Brillen. Gleich hieß er „u Mafastele“, d. h. der Fenstermann. Auch an mir hatten sie bald eine Eigenart entdeckt.

Schon früher habe ich meinen lieben Lesern erzählt, wie schwer mir das Reiten fiel. Und die meisten Missionare sitzen fast jeden Tag stundenlang im Sattel. Nun sind die Strecken unheimlich weit und man muß wenigstens trab reiten, wenn man vorwärts kommen will. Also wenn ich zu Pferde saß, setzte ich das Pferd in Trab. Aber jetzt kam die Schwierigkeit. Statt mit dem Pferd hochzuhopfen, schnellte ich schon vorher im Steigbügel hoch. Und wenn der Gaul seinem Schritt entsprechend hoch ging, kam ich schon wieder nieder. Mit einem schmerzlichen Zusammenprall trafen wir uns ungefähr in der Mitte. Das war lästig für den Gaul, aber auch für mich. So wurde ich dauernd geprellt. Wenn ich nach langem Ritt nach Hause kam, war mein Sitzfleisch ganz wund und mürbe. Ich mußte drei Kissen unterlegen und konnte noch nicht sitzen. Jedesmal kam ich heim wie ein verprügelter Schulbub. Und im Stillen dachte ich mir, wenn das so weiter gehen soll bis an mein seliges Ende, dann kann ich mein Fegefeuer schon auf dieser Welt abbüßen.

Aber Gott sei Dank! Es ging nicht immer so fort. Eines Tages ritt ich auch heim im Schritt, gemütlich und gemächlich. Der Weg führte eben über eine weite Steppe. Auf einmal höre ich hinter mir Pferdegetrappel. Ich wende mich um. Da flitzt ein Kaffernbub an mir vorbei in rasendem Galopp und — mein Schimmel gleich hinter drein. Wie ein Pfeil schoß er dahin und ich saß darauf verzweifelt, die Zähne aufeinandergebissen, die Knie angepreßt, die Fersen hineingebogen, die Zügel krampfhaft angezogen. „Michel“, dachte ich, „jetzt bist hin.“ Schon wollte ich mich vorbereiten auf einen mächtigen Schwung aus dem Sattel —, da merkte ich allmählich, das geht ja famos im Galopp, das geht ja leichter als im Trab. Da wird man nicht gehopst, aber man sitzt wie auf einem Sofa, Ross und Reiter fliegen dahin wie ein Stück. Schließlich ließ ich dem Gaul vollends die Zügel und — wir waren schnell daheim.

Die Aufregung hatte mich müde gemacht. Trotzdem dachte ich mir, das muß ich gleich wieder probieren und am nächsten Tage setzte ich auf der Steppe den Schimmel wieder in Galopp und raste dahin, soweit der Weg es erlaubte. Ich glaube, wir hatten beide Spaß daran, mein Schimmel und ich.

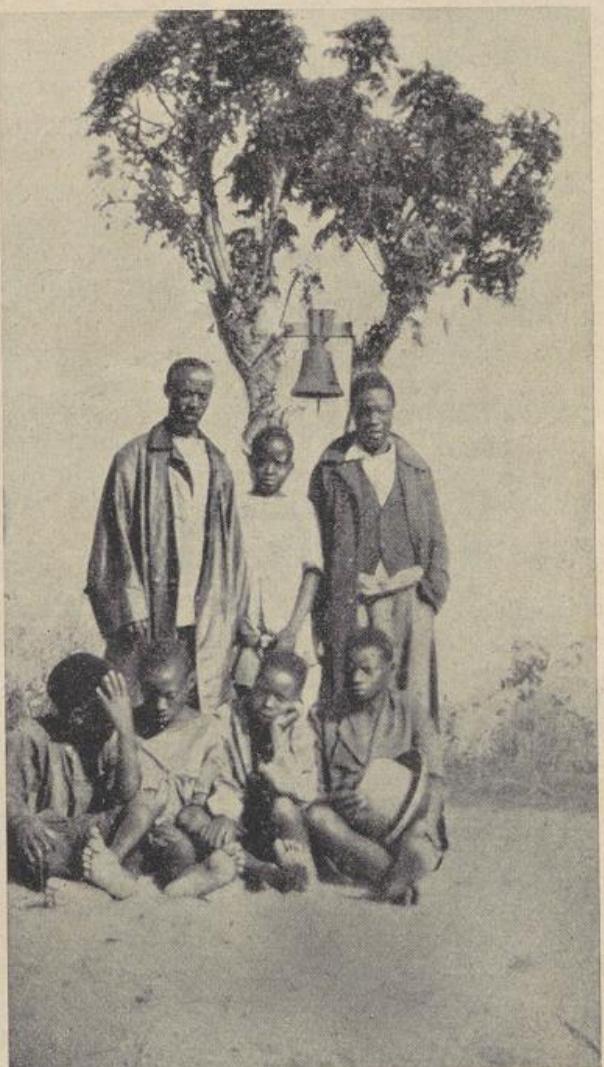
Auch die Schwarzen hatten das beobachtet. „Jetzt bist du ein richtiger Kaffer!“ rief mir einst ein Katechet nach, als er selber auf seinem flinken Ross nicht mehr mitkommen konnte. Von nun an hießen mich die Leute „uMajara“, d. h. Schnellsreiter, Galoppvater. Ohne zu wissen, hatten

sie so meinen Familiennamen Hastreiter wörtlich ins Zulu übersetzt. So wurde ich der Majara.

Eines Tages fuhr ich auf der Eisenbahn. Der Zug lief in einer Station ein. Ich ging ans Fenster und ließ meinen langen Bart hinaushängen. Die Schwarzen erkannten mich daran sofort als Missionar. Andere Leute tragen ja gewöhnlich keinen Vollbart in Afrika. Schnell kam eine schwarze Frau herbeigesprungen: „sakubona, baba!“ Grüß Gott, Vater! „ubani igama lafo“, wie heißt du? Ich antwortete richtig: P. Hastreiter. Sie war enttäuscht. Diesen Namen hatte sie noch nicht gehört und hilflos stammelte sie: „hali hali hali . . . Ich bring es nicht heraus, sage es noch einmal. Wie heißt du?“ Ich wollte sie etwas necken und sagte: Diridatundarides. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und begann wieder: „dali dali dali . . .“ Schließlich brach sie in ein Lachen aus und meinte: „Aber Vater, du hälst mich nur zum Narren, bitte sag mir doch deinen wahren Namen!“

Wieder antwortete ich: „Horibilitibrifar.“ Das schlug dem Faß den Boden aus. Verzweifelt begann sie zu stottern: „holi holi holi . . .“ Schließlich wurde sie fast böse: „Aber das ist doch dein Name nicht, jetzt frage ich dich zum letztenmal, wie heißt du?“ Laut und langsam sprach ich lachend das Wort „Majara.“ Da leuchtete ihr Gesicht auf. Jubelnd rief sie: „Majara, ja jetzt verstehe ich dich, Majara, Majara.“ Der Name schwirrte durch die Reihen der Schwarzen. Als der Zug weiterfuhr schrien sie mir fröhlich nach: „hamba kahle, Majara; gute Reise, Galoppvater.“

Als die Eisenbahn in Afrika eingeführt wurde, war das für die Eingeborenen etwas Unbegreifliches, Unverhörttes. Sie waren gewohnt zu sehen, daß ein Lastwagen von 18 Ochsen gezogen wurde. Nun sahen sie plötzlich 18 mächtige Wagen und keinen Ochsen vorne angespannt, sondern ein gewaltiges,



Missionsglöcklein in der Bulawayo-Mission
Photo: Mariannhiller Mission

riesiges, eisernes Ungetüm, das rauchte und pfauchte, Kohlen fraß und Feuer spie. Sie mußten denken: „Wenn da nicht der Teufel dahintersteckt, gibts keinen mehr.“ Nun mußte man dieses neue Kind auch taufen. Sie nahmen dafür das englische Wort „steamer“ (Dampfer). Umgebildet nach den Lautgesetzen ihrer Sprache entstand so das klängvolle Wort isitimela, d. i. Eisenbahn.

Ansfangs möchte man über der Grammatik der Zulusprache fast den Mut verlieren. Bis zum Predigen ist es schon ein weiter Weg, aber wenn man tagelang nichts anderes hört als Zulu, bleiben die Laute allmählich im Ohr haften, der Mut wächst und mit dem Fortschritt die Freude und schließlich wird es ein Genuß, diese Sprache zu studieren und zu sprechen. Weit und breit war ich der einzige weiße Mann und den ganzen Tag hörte ich das lustige Lachen und Lärmen der Kinder auf dem Spielplatz vor meiner Hütte. Da ging das Lernen immer schneller, bis ich nach drei Viertel Jahren die ersten Artikel schreiben konnte in der Eingeborenen-Zeitung.

Heute, wenn ich in stiller Stunde zurückdenke an jene verklungenen Tage, breitet die Seele ihre Schwingen und die Gedanken wandern über Länder und Meere. Aus der Erinnerung tauchen auf kleine schwarze Krauseköpfe, die lieben Laute ihrer Sprache klingen wieder an mein Ohr und der heiße Wunsch steigt auf in der Seele: Möchte ich sie doch wieder sehen über den Sternen, alle die meine Schäflein waren da unten im Süden. Langsam falten sich die Hände und leise drängt sich auf die Lippen ein Gebet für dieses arme Volk mit seiner reichen Sprache, und wie im Traume flüstere ich: „Baba wetu os' ezulwini . . .“, Vater unser, der du bist in dem Himmel . . . (Fortsetzung folgt)

„Es gab Riesen auf der Erde in jenen Tagen . . . Gewaltmenschen, berühmt von altersher“ Gen. 6,4

Von P. Odo Ripp CMM.

Zulu Komsiha, der Sohn des Nogandaha

Der hl. Verfasser weist hier nicht auf ein Geschlecht von Tugendhelden hin, sondern auf eine entartete Sippe von Menschen, die aus der Vermischung von Gotteskindern mit den Menschenkindern hervorwuchs. In diesen Menschen, aus denen jede Gottesfurcht gewichen war, wirkte sich der ganze Fluch des Abfalles von Gott aus. Des Schöpfers Bild und Gleichnis ward in ihnen zur Unkenntlichkeit mißgestaltet. Sie versanken in der Tiefe des Schlammes menschlicher Verderbtheit. Wenn sie als „Riesen“ bezeichnet werden, so deutet dieses Wort nicht so sehr auf ihre Körpergestalt hin, als vielmehr auf ihr böses Gewerbe, das sie ausübten. Sie waren der Schrecken für ihre Mitmenschen, über die sie herfielen, dieselben plünderten und mordeten. Der Urtext nennt sie „Draufgänger.“ Diese Art von Menschen treten in jeder Geschichtsperiode auf. Zulu ka Nogandaha, der Sohn des Nogandaha, ist nur ein ausgeprägtes Individuum jener Bande, die sich Tschaka, der Zulukönig, heranzog, mit de-

ren Hilfe er seine Eroberungszüge machte und unsägliches Elend, Ströme von Blut und Tränen unter den Völkern Südafrikas verursachte. Soll uns das etwa verwundern oder gar zur Verachtung verleiten, wenn Menschen, die von Gott, dem Leben und Licht der Seele abgewichen sind, solche Untaten verübt? Erbarmendes Mitleid soll sich in unserem Herzen regen. Zumal da ja auch der weiße Bruder derselben Schandtaten fähig ist, wenn er seinen Schöpfer verläßt. Was sich in jener Zeit hier und sonstwo im dunklen Afrika schauriges abgespielt hatte, fand sein Gegenspiel in der französischen Revolution, da man Gott entthront und die menschliche Vernunft als höchstes Wesen proklamiert hatte. Dort nennt die Geschichte viele Männer, die sich ebenso in Menschenblut gebadet haben wie ihreschwarzen Antipoden. Und ist etwa der Schreck von solchen Ungeheuern von der Menschheit gewichen? Wie ein Alp lastet er auf den Völkern Europas. Gebe Gott, daß die drohende Laivine vom Bolschewistenreich nicht ins Rollen kommt. Schon sind der Trümmer zu viele, die in manchen Læn-terricht vor sich versammelt. Was mögen sie alle erlebt haben diese ergrauten Männer, die von Alter und Sorgen gebeugten Frauen? Wann und wie leuchtete der Gnadenstrahl in ihre von falschem Erdentand gefästigten Herzen hinein? Was für Blut rollt in den Adern dieser munteren Kinderschar? Welch gute und verderbte Ansagen mögen sich auf sie vererbt haben? Aus der Zulugeschichte kannte ich meinen Helden und wußte, daß er seine Lebenstage in den Umkungabergen beschloß. Unsere Missionsstation St. Bernard liegt nun nördlich oberhalb des Umkomazi-flußtales. Südlich jenseits des Flusses zieht sich der Umkungaberg hin, wo in der Nähe St. Raphael liegt, eine Außenstation von St. Michael. Dort also muß sich die Grabstätte dieses Kämpfen befinden, wohl auch seine Nachkommen. Ich hatte nun ein Interesse, den Spuren dieses Mannes nachzuforschen. Eines Tages erschien ein gewisser Stephan Naiwane von

peilt sind, wo
dern aufgestap-
diese Drauf-
gänger und
Gottlosen ans
Ruder kom-
men.

Woher stammte
Zulu Komjha?

Der Missionar, der die Sendung hat, „denen zu leuchten, die in Finsternis und Todeschatten sitzen, und ihre Schritte zu lenken auf den Pfad des Friedens“ (Luk. 1, 79), stellt sich in der Begegnung mit seinem Volke zuweilen allerhand Fragen. Alt und Jung sieht er bei dem Un-

Auch Caritas ist Volkshilfe.
Werde ihr Mitglied!

Wur die herbe, hochgemute LIEBE um des Menschensoh- nes willen ist die radikale Medizin gegen jede Art von Bolschewisierung der Herzen

Umfunga, der dort als KATECHET für die St. Michaels-Mission angestellt ist und Kinder in hiesiger Schule hat. Diesen zog ich ins Verhör und vernahm von ihm, daß er ein Enkel des Zulu Komfiha sei. Als Junge hatte er ihn noch gekannt und dies und jenes von ihm erzählt. Vieles ist auch in die Annalen der Geschichte eingetragen, deren Pflege auch von der Regierung unterstützt wird.

Naturvölker haben keine geschriebene Familiengeschichte. Alles vererbt sich mündlich von den Vätern auf die Kinder. Bei Trinkgelagen bilden die Taten der Altväter den Gesprächsstoff. Auch hier heißt es:

„Viel wird geschwätzt an sommerlangen Tagen,
Noch mehr im Winter bei des Kienospahn's Glühen.“

(Fr. W. Weber)

Was berichtet nun die Geschichte von dem Tschakaheld Zulu Naiwane?

Es gäbe ein ansehnliches Geschichtsbändchen, wollte man all die Taten des Haudegen erzählen. Nur einige kurze Erlebnisse sollen hier erzählt werden. Zulu Komfiha war der Sohn des Häuptlings vom Almanivane-Stamm, einer Seitenlinie der Divabesippe, die von den Almantungwa abstammen und mit den Basutos früher einen Stamm bildeten. Vor Jahrhunderten zogen diese Völker vom Norden her und zersplitten sich in die verschiedenen Völkerschaften Südafrikas. Der Volksmund sagt, ihre Väter seien mit großen geflochtenen Körben von den Okahlamba (Drakensbergen) herabgestiegen. Heute noch gebrauchen die Mütter, wenn sie ein Kind ausschelten den Ausdruck: „Dieser kleine Mtungivana, der vom Lujipoberg herabstieg.“ Der erste Nkwane-König, der sich in Bululand ansiedelte war Ndlovu (Elefant), der mit Malandela verwandt war, dessen Nachkommen sich die Herrschaft über Bululand eroberten, besonders unter Tschaka. Heute noch brauchen die Nkwaneleute ein Sprichwort, das sie einem Großsprecher unter die Nase halten. „Du machst dich zu einem großen König, so groß wie der Dubula, der Sohn des Nkwane, von den Sanddünen des Meeres.“ Dieses Wort legt die Vermutung nahe, daß dieses Volk vor Jahrhunderten an den großen Seen Innernafrikas wohnte. (Fortsetzung folgt)

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.M. †

25 jähriges Priesterjubiläum

(Fortsetzung)

Hier muß ich zunächst vorausschicken, daß kurz vor seinem Jubiläum P. Apollinaris wertvolle Geschenke aus Bayern erhielt, besonders von seiner Schwester Karolina in München. Der sonst so ernste Mann hatte eine kindliche Freude an den liturgischen Gewändern, Kelch und anderen Sachen. Nebenbei gesagt, dieser Kelch befindet sich jetzt bei mir in St. Leonhard. Diese Liebesgaben waren ihm doppelt lieb, weil die Sachen von seinen Geschwistern, Verwandten und Bekannten herrührten. Nach seiner Aussage hätten sie ihm keine größere Freude bereiten, keine passendere Geschenke bieten können, als diese herrliche, von lieber deutscher Hand gemachte Jubiläumsgabe. Er freute sich so herzlich über diese Ge-



Missionsstation im Vikariat Bulawayo
Photo: Mariannhiller Mission

genstände, wie ein gutes Kind sich freut über lang ersehnte und jetzt endlich erhaltene Weihnachtsgaben. Er zeigte sie jedermann, weiß und schwarz, denn alle sollten an seinem Glück und an seiner Freude teilnehmen. Jeder Bruder, jede Schwester, jeder Katechet und Lehrer und Lehrerin, die erwachsenen Christen und die Kinder nicht ausgenommen, mußten die wirklich schönen Sachen sehen und bewundern. Sagte dann jemand, wie es der Fall war, daß solche exakte, tadellose Arbeit nur von Bayern herstammen könne, dann fühlte er sich ganz selig und aufgeräumt; er legte seine Tabakspfeife, die selten aus seinem Munde kam, beiseite; er wurde gesprächig und erzählte mit Begeisterung: „Diese schönen Sachen kommen aus Bayerns Hauptstadt München und aus Waldsassen.“

Sollten von den edlen Wohltätern noch welche am Leben sein, die damals dem armen, vielgeprüften Missionar durch ihre Geschenke eine so große Freude bereitet haben, so sei ihnen in diesen Blättern noch nachträglich ein recht herzliches Vergelts Gott gesagt im Namen des teureren Verstorbenen und im Namen seiner in Centocow noch lebenden Kinder, der Brüder, Schwestern und Eingeborenen, denen sich auch der Herausgeber dieser Zeilen als sein treuer Freund anschließt.

In Bezug auf die Feier seines 25 jährigen Priesterjubiläums am 2. Juli 1925 sei noch bemerkt, daß er durchaus ein Feind von persönlichen Ehrenungen war und keinen Geschmack fand an pomposen, weltlichen Feierlichkeiten, welcher Art sie immer sein mochten.

Im Auftrage des Hochw. Herrn Abtes Gerard Wolpert, der seinerzeit Generalvikar und Vertreter des Hochw. Herrn Bischofs Adalbero Fleischer war, mußte P. Apollinaris sein silbernes Priesterjubiläum in Centocow feiern. Am Vorabend versammelte sich die weiße und schwarze Gemeinde in der alten Kirche (jetzt Schule) zu einer Vorfeier. Folgende Patres trafen am 1. Juli hier ein: P. Bonaventura Feuerer, P. Florian Rauch, P. Edmund Franke, P. Paulus Quiotek, P. Burkart Helmstetter,

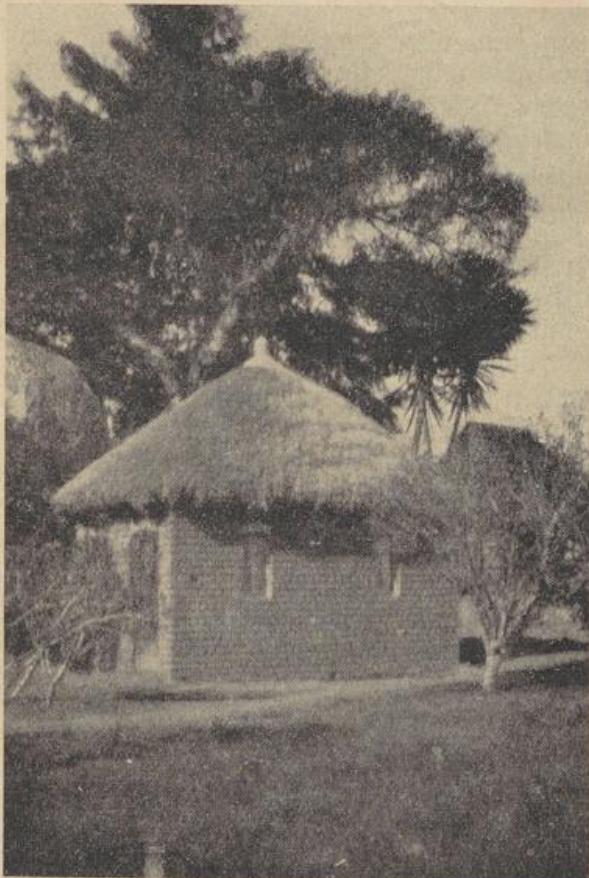
P. Eligius Müller und P. Andreas Ngidi, ein eingeborener Priester. Am Vorabend, den 30. Juni, trafen drei Theologiestudenten aus Mariathal ein, um ihre Ferien in Centocoiv zu verbringen. Es waren die Fratres Wilhelm Kick, Alois Kainberger und Wilhelm Drossart. Als Kleriker waren sie eine Zierde des Jubiläums. Am 1. August zogen sie wieder ab nach Mariathal.

P. Bonaventura hatte den Verlauf der ganzen Feier zu leiten, was ihm auch als unübertrefflichen Meister in diesem Fache in tadelloser Weise gelungen ist. P. Florian hielt die Festpredigt. Das levitierte Hochamt wurde vom Jubilar unter Assistenz von P. Edmund als Diacon und P. Andreas als Subdiacon um 10 Uhr gefeiert. Von Nah und Fern hatte sich das Volk auf das zahlreichste eingefunden und die hl. Sakramente empfangen. Da die Eingeborenen noch niemals eine Gelegenheit hatten, eine Jubiläumsfeier mitzumachen, so machte sie naturgemäß einen gewaltigen Eindruck auf sie.

Der Nachmittag sah Schwarz und Weiß, Jung und Alt im nahen Walde zu einem fröhlichen Picknick versammelt, wobei als erste in den Reihen die Kinder der Laienschulen durch mannigfache Gesänge und Spiele, bei denen Preise verteilt wurden, die Anwesenden erfreuten. Nach den Kindern brachten einige Abgeordnete des Volkes dem Jubilar in kurzen, begeisterten Reden ihre Glückwünsche dar. Auch durch die Tat wollten sie sich dankbar bezeigen, indem sie kleinere oder größere Geldgeschenke in seine Hände legten.

Unter allseitiger vollster Befriedigung wurde bei Sonnen-Untergang der Rückweg angetreten. Nach allgemeiner Versicherung neutraler Beurteiler gereichte die Feier dem Volke zur Erbauung und Freude. Es hatte nun wieder einen neuen Gesprächsstoff für Tage und Wochen.

Um folgenden Tage verließen die zur Feier eingetroffenen Gäste die Station. Der Jubilar selbst mußte nach Mariannhill reisen, um dortselbst am 5. Juli die dort vorgesehenen Volksmissionen abzuhalten, seine eigenen Exerzitien zu machen und verschiedenen Konferenzen beizuhören, so daß er erst am 24. Juli nach Centocoiv zurückkehrte.



Missionarswohnung in der Bulawayo-Mission
Photo: Mariannhiller Mission

Besondere Ereignisse

1. **Missionsarzt.** Am 30. November 1925 kam Dr. Max Kohler nebst Frau und ihrem dreijährigen Söhnchen von Bayern hier an, um als Missionsarzt zu wirken. Er hatte sich zuerst sein Diplom in Dublin (Irland) verschafft, um in englischen Territorien praktizieren zu können. Er behandelte erfolgreich die Patres (damals noch Diacone) Benedict Frankenberg, Panfratz Schmidt und Ulrich Eisenbarth. Am 20. April 1926 nahm er in Centocow an der eingeborenen Lehrerin Willibalda Mfize die erste größere Operation vor, welche glücklich verlief. Dr. Mc Murtrie, Missionsarzt in Mariannhill, ein Engländer und Konvertit, kam mit Sr. Almantia und Bernadetta Vilafazi, um Dr. Kohler dabei behilflich zu sein. Wie freute sich P. Apollinaris, als die brave Willibalda nach vollständiger Genesung wieder ihres Amtes als Lehrerin walten konnte.

2. **Primizfeier.** Der Neupriester P. Willehad Krause, der am 29. Juni 1926 in Mariathal ausgeweiht wurde, feierte am 4. Juli seine Primiz in Centocow. P. Apollinaris hielt der zahlreich versammelten Pfarrgemeinde die Festpredigt. P. Willehad konnte jedoch nicht lange in Centocow verbleiben, obgleich der vielbeschäftigte Rektor ihn nur zu notwendig gebraucht hätte. Bereits am 31. Juli 1926 mußte er sich mit P. Koch in Durban einschiffen, um nach Würzburg zu reisen.

3. **Personalwechsel.** Sr. Roswitha, Lehrerin und Katechistin, hatte am 17. November 1926 Centocow verlassen, um das Amt einer Novizenmeisterin in Assisi bei den eingeborenen Schwestern der Töchter des hl. Franziskus in der neugegründeten Kongregation zu übernehmen. An ihre Stelle trat Sr. Huberta, die jetzige Oberin. Sr. Roswitha wirkte 25 Jahre hindurch überaus treu und segensreich in der Centocower Mission und sie war durch ihr vieles Unterrichtgeben die rechte Hand von P. Apollinaris, der praktisch ganz allein als Priester in der Mission war.

Im selben Monat verließ auch Sr. Ludovika Centocow, woselbst sie für viele Jahre ebenfalls in verschiedenen Zweigen überaus segensreich wirkte, so in der Kleinkinderbewahranstalt, besonders aber in der Näherei, wo sie für die Arbeiten von 50—60 Mädchen verantwortlich war. Arbeit und Sorgen gab es für sie im Übermaß. Sie wurde nach Cala im Lembulande gerufen, wo sie ebenfalls das Amt als Novizenmeisterin für die dortigen eingeborenen Schwestern zu verwälten hatte. Heute befindet sie sich in Lourdes und hat die sämtlichen Mädchen der dortigen großen Kostschule zu betreuen.

Am 31. August 1927 verließ Br. Gerold Centocow, nachdem er während 22 Jahren als Katechet und Aufseher bei den Knaben gewirkt hatte. Er wurde vom Hochwst. Herrn Bischof zu den eingeborenen Brüdern nach Kiva St. Joseph in der Nähe des Meeres geschickt. Im gegenwärtigen Jahre kehrte er wieder nach Centocow zurück. Von ihm hauptsächlich stammen diese näheren Einzelheiten über Centocow. Br. Othmar, der jetzige Motorist des Bischofs, wurde sein Nachfolger.

Es war für P. Apollinaris durchaus nicht leicht, sondern ein sehr großes Opfer, sein altes, bewährtes und wohlgeschultes Personal zu verlieren. Dennoch das Wohl des Ganzen und der Wunsch des Bischofs stand ihm höher als die Unannehmlichkeiten, die ein solcher Personalwechsel mit sich zu ziehen pflegt.

4. Der Generalvikar. Schon zu Abt Franzens Zeiten noch sehr jung ins Trappistenkloster Mariannhill eingetreten, war P. Apollinaris von Anfang bis zu seinem Tode ein treuer, gewissenhafter, gehorsamer Religiose. Mit großer Liebe und Hingabe ehrte er seine Oberen. Ihr Wunsch war ihm Befehl. Das Wohl und günstige Gedeihen unserer Kongregation lag ihm stets sehr am Herzen. Auch forderte er bei unseren Brüdern und Schwestern diese Gesinnung. Es war daher leicht erklärlich und es entsprach dem Wunsche vieler, als der Hochvst. Herr Bischof ihn zum Generalvikar und seinem Stellvertreter ernannte, nachdem Abt Gerard dieses Amt wegen Altersschwäche nicht mehr versehen konnte.

5. Aus den Aufzeichnungen des P. Apollinaris. Am Dienstag, den 24. November 1926, wurde Anton Mbaniwa mit einem unserer besten Mädchen, Sophronia Zulu, von P. Apollinaris verheiratet. Drei Tage hernach, am Freitag, ritt er zu einer Außenstation nach Empumulwana, um dortselbst Gottesdienst zu halten und den Schulkindern Religionsunterricht zu geben. Auf dem Heimwege, kurz vor Mittag, ritt er am Felde des Anton vorbei, der dort gerade mit vier Ochsen am Pflügen war. Es freute ihn, den jungen, lebhaften Mann so fleißig bei der Arbeit zu sehen. Daher stieg er vom Pferde, steckte seine Tabakspfeife in die Tasche, um selbst den Pflug zu führen. Nachdem er einige Furchen gezogen hatte, sagte er dem jungen Manne: „Schau, es freut mich, daß du für die Zukunft sorgst; jedoch du mußt gerade Furchen ziehen und auch etwas tiefer, damit der Regen besser eindringen kann und die Wurzeln sich gehörig ausbreiten können. Wenn du es so machst, ist Hoffnung auf eine gute Maisernte.“ Anton freute sich ungemein über den guten Rat und besonders darüber, daß sein Baba, der ihn vor drei Tagen am Altare getraut hatte, selbst den Pflug führte.

Da ein Gewitter am Himmel aufflog, eilte der Missionar nach Hause. Anton spannte seine Ochsen vom Pfluge und tat ebenso. Auf dem Heimweg, ganz in der Nähe seines Kraales — er sah schon seine junge Frau unter der Türe nach ihm ausschauen — wurde er samt seinen vier Ochsen vom Blitz erschlagen. Am Dienstag vor dem Traualtar, am Samstag Requiem und dann Begräbnis! —

(Fortsetzung folgt)

Zweikampf der unterirdischen Geister des Tschaka und des Dingana

Von P. Odo Ripp CMM.

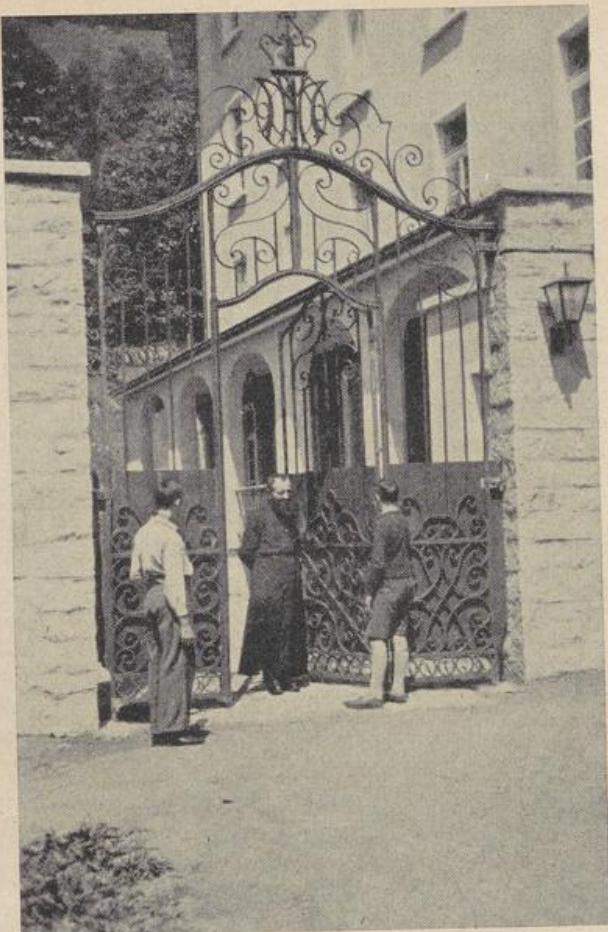
Vom Tode des Königs Mpande

Diese zwei Ereignisse beleuchten in etwas die religiösen Vorstellungen der rein heidnischen Bantu-Völker. Dabei spielt die Erkenntnis eines überweltlichen, persönlichen Gottes keine Rolle. Auch im Anblicke des Todes wird sich die Seele keines Verantwortungsgefühls bewußt, die man diesem höchsten Wesen zu erstatthen hätte. Wie läßt sich das erklären? Haben sie keine geistige Seele, die die Fähigkeit hat, aus der Schöpfung auf einen höchsten Himmelsherrn zu schließen? Das wird ihnen kein Kenner der Volksseele absprechen wollen. Da ja auch die Heiden gelegentlich bei Eintritt heftiger Naturereignisse wie Blitz und Donner, der sie im Nu aus

dem Leben reißen kann, sich bange fragen: „Was habe ich vor dem Herrn gesündigt?“ Kein Zweifel, die Seele ist da, so wie sie Gott der Herr erschaffen und geadelt hat durch Einprägung seines Bildes und Gleichnisses. Dieses bleibt ihr unauflöslich eingegraben, wurde aber entstellt durch den Sündenfall. Damit ging die Menschheit nach dem Worte St. Bernards „in die Region der Unähnlichkeit“ mit Gott. Das Bild wurde begraben unter dem Schutte der Sünde und aller Laster, die im Lande der Gottesferne üppig wuchern.

Ist nun dieser Seelenzustand einzigartig bloß bei schwarzen Leuten zu finden? Wohl kaum. Unzählte Menschen, die keine schwarze Haut haben, solche vielleicht, denen einst das Taufwasser über die Stirne gegossen wurde, befinden sich in derselben Lage. Sie leben in Gottvergessenheit dahin. Ihre Seele ist ganz ausgefüllt und eingenommen vom Weltgeist, sie dienen falschen Göttern in all dem, was sie am meisten lieben und hochschätzen. Wo Gott, das Leben der Seele, ausgeschaltet wird, setzt sich sein Widerpart an dessen Stelle. In irgendeiner Form dienen sie diesem. Denn herrenlos kann des Menschen Geist und Herz nicht sein. In diesem Seelenzustand, der allem Lug und Trug leicht zugänglich ist, bilden sich die Menschen, angeführt vom Vater der Lüge, solche Götter, die ihren Leidenschaften schmeicheln und alles beschönigen, was das verderbte Herz wünscht und begehrt. Jeder Aufblick nach oben wird lahmgel egt, und man weidet sich zeitlebens an Trugbildern, die Satan dem betörten Menschenherzen vorgaukelt. Der Götzendienst, den er lehrt, nimmt bei den verschiedenen Völkern diese oder jene Form an, welche die irregelte Seele in den Bann jener Lüge loft, mit der er im Paradiese die ersten Menschen verführte: „Ihr werdet wie Götter sein.“ Nach Ansicht hiesiger Heiden sind die Seelen der Vorfahren solche Götter, von denen sie allen Segen erhoffen, und denen sie alles Unglück und Ungemach zuschreiben. — Nun hören wir, wie sich die erwähnte Geisterschlacht vollzog.

Eschaka und Dingana waren Brüder. Ersterer wurde meuchlings von



An der Pforte des Missionarcollegs St. Josef
in Altendorf
„— wollen die beiden eintreten?“
Photo: Missionshaus St. Josef, Altendorf

Dingana und seinen Mitverschwörern getötet wegen seiner Unmenschlichkeiten im Jahre 1828. Dingana fiel im Feldzuge gegen die Almaswazi bei Maqonggo 1840. Nach dem Väterglauben ging ihre Seele in eine sehr böse und giftige Schlange ein, imamba oder die grüne Inhandezulu. Im Jahre 1866 kam es nun zwischen den zwei feindlichen Brüdern zu einer Geisterschlacht. Eines Tages bemerkte Massipula, erster Minister des Königs Mpande, an der Lmfriedungsmauer seines Gehöftes einen wilden Kampf zweier solcher Schlangen. Der Ringkampf wähnte den ganzen Tag. Sie rissen einander zu Boden, sie bissen und umschlangen sich, es gab ein Zuunterst und Zuoberst, bis beide bluteten. Da ließ Massipula den König Mpande von diesem homerischen Kampfe benachrichtigen. Dieser gab Befehl, daß alle seine Minister das Ringen der Schlangen ansehen sollten. Diese meldeten dem Könige, daß der Kampf weiter dauernte. „Verjagt den Halunken aus dem Lmgungundlovu-Kraal“, sagte Mpande. Gemeint war damit Dingana, der früher diesen Kraal bewohnte. „Faßt ihn, verbrennt ihn und werft seine Asche in den Imfolozifluß.“ Die Minister gingen zurück, fingen an die Geister zu preisen und sagten: „Er barmen, o König. Was ist denn los?“ Nochmals kam eine Botschaft von Mpande mit dem Befehl: „Verjagt den Halunken vom Lmgungundlovu-Kraal. Der ist es, der da mit Tschaka kämpft, zumal ja die Kinder des Senzangafona (Vater von Tschaka, Dingana und Mpande usw.) von ihm ausgerottet wurden. Er tötete den Tschaka, weil er der Meinung war, er richte das Volk zugrunde. Allein er ist es, der das Zuluvolk vernichtete.“

Dann erhielt der Schlangenbeschwörer Uliba den Auftrag, die Dingana-Schlange einzufangen. Nachdem dieser mit seinen Giften die Schlange besänftigt hatte, ließ sie sich einfangen und verschwand in seinem Ledersack. Jetzt entstand eine Feuersbrunst in der königlichen Residenz. Burschen waren eben daran die Mahlzeit herzurichten. Feuerflammen sprangen auf die benachbarten Hütten über. Das anwesende Volk stob auseinander mit dem Ruf: „Feuer, es brennt!“ Da nun so ein geheimnisvolles Feuer nicht mit Baumästen gelöscht werden durfte, rissen die anwesenden Leibgarden des Königs die Hütten aus dem Boden, während die Hauptleute die Schutzgeister anriefen zur Beschwichtigung des Feuers. So oft der Versuch gemacht wurde, die Flammen mit daraufgeworfener Erde zu löschen, brachen sie mit erneuerter Wucht aus und bedrohten die Königshütte. Doch konnten die Männer dieses Unglücks abwehren. In dieser Not schickte nun Mpande zu den Wahrsagern, um die Ursache dieses Brandes zu erfragen. Diese sahen natürlich im Kampf der zwei Schlangen die Veranlassung des Unglücks. Jetzt kam aus der Dingana-Schlange die Frage: „Wie, soll ich schließlich von den Wahrsagern getötet werden?“ Die Tschakaschlange ließ sich also vernehmen: „Warum werden meine Wunden nicht mit Galle gelindert?“ — Die Galle eines Rindes oder einer Ziege gilt als etwas Sühnendes. — Als Mpande diese Klage vernahm, befahl er dem Uliba, einen Ochsen als Sühnopfer zu schlachten. Ein ähnliches Sühnopfer wurde in allen über das Land zerstreuten Königresidenzen dargebracht. Dann sagte Mpande zum Volke: „Seht ihr da den Schlauberger (Dingana), der das königliche Haus zu Grunde richtete, dessen Heuschrecken nachher gebraten wurden und dann sagte, die unsrigen werden wir zu Hause essen? Während er doch sagte, es sollen alle gebraten und gegessen werden, sagt er nun, da die der andern gegessen sind, die unsrigen werden wir zu Hause braten.“ Mit dieser Redeweise wird ein schlauer, selbstsüchtiger Mensch bezeichnet, der, während er mit seinen

Kameraden die gefangenen Heuschrecken verzehrt, seinen Anteil zurückhält und zu Hause verzehrt. Also sprach Mpande und fügte erklärend bei: „So schien es uns, daß Dingana ein Doppelgänger ist, der, während er Tschaka unter dem Vorwande tötete, daß er das Land zu Grunde richte, doch er es selbst ist, der das Zuluvolk ausrotten wird.“ Der Schlangenbeschwörer Ulgiba zog nun der Dingana Schlange alle Zähne und ließ sie laufen. Von dieser Aufsehen erregenden Geisterschlacht wurde nun im ganzen Lande gesprochen und man glaubte fest, daß die beiden hingeschiedenen Könige ihren Streit da ausgetragen haben.

Vom Heimgange des Königs Mpande

Von allen Söhnen Uzenzangafonas war Mpande der am wenigsten grausame. Er war gemütlich und darum beim Volke beliebt. Er regierte von 1840—1872. Als er hochbetagt seinen Tod herannahen fühlte, sagte er zu seinen Hauptleuten: „Meine Zeit ist jetzt zu Ende. Ich gehe von ihnen. Sendet zu Mapita, der soll mit vier Männern einen alten weißen Ochsen aussuchen. Diese sollen mein Totenkleid holen, nämlich das Fell eines alten Löwen, der aus der Herde ausgestoßen ist.“ Als der weiße Ochs dem König vorgeführt wurde, gab dieser den Befehl: „Sobald ihr mit dem Ochsen in den Wald kommt wo viele Löwen hausen, so ruft bei Sonnenuntergang in den Wald: „Dein Altersgenosse (Mpande) ruft dich und sagt, begleite ihn und ziehe mit ihm von ihnen.“ Kein Vieh traute sich für gewöhnlich in die Nähe dieses Löwenreviers. Doch diesen alten weißen Ochsen beachteten sie nicht, gingen nicht in seine Nähe. Die Männer begannen nun zu rufen, worauf die Löwen ihr Gebrüll anstimmten. Als es Nacht geworden, ließ sich der alte männliche Löwe mitten im Wald vernehmen, brüllte bis Mitternacht und schritt auf die Männer zu. Bei Sonnenaufgang erschien er in ihrer Nähe. Der alte Ochs legte sich nun nieder. Die vier Männer erhoben sich und fingen an das Lob der Zulukönige (ihrer Geister) zu deflamieren. Der Löwe sprang jetzt dem alten Ochsen ins Genick, riß eine Wunde auf und trank dessen Blut. Dann legte sich der Löwe nieder. Einer der Männer begrüßte ihn mit dem königlichen Gruß: „Bahede, Majestät! Fürchte dich nicht, ich werde dich jetzt ergreifen.“ Alsdann stieß er seinen Speer in den Löwen, der sich wehrlos ergab. Einer der Männer brachte diese Nachricht dem Mapita, der sie dem König zustellte. Dieser ordnete nun an, daß der Löwe unverzüglich in die Ochsenhaut eingehüllt und nach der königlichen Residenz Lnodiwengu gebracht werde. Bei dessen Ankunft stimmte das Zuluvolk Kriegslieder an, und Mpande ließ den Löwen abhäuten und sein Grab bereiten, in dem er beigesetzt werden wollte. Beides wurde in aller Eile ausgeführt. Sodann sprach Mpande: „Sobald ich gestorben und dahin gegangen sein werde, sollt ihr meinen Leib in diese Löwenhaut einwickeln und mich so beisezten.“ Alsdann segnete er das Zeitliche und verschied mit den Worten: „Lebet wohl! Getshiwayo, mein Sohn, soll meine Kinder gut behandeln. Aber er wird bloß 5 Jahre regieren.“

So geschah es auch. Noch war die Löwenhaut nicht trocken, mit der sein Leib in die Gruft gesenkt wurde. Als eine Merkwürdigkeit wäre hier noch zu verzeichnen eine Art Prophetengabe, mittels der sterbende Heiden Dinge voraussagten, die sich nach dem Glauben der Leute genau verwirklicht haben. Der obige Fall steht nicht vereinzelt in der Zulugeschichte.

Das Bettelfreuz

Von Margarete Seemann

Nachdruck verboten! — Verlag Throlia, Innsbruck

(Forts.)

Etwa hundert Schritte hinter den Kindern gehen die Alten. Sprechen von Dingen, die in der Ferne hängen, denken nicht an die Gefahr dieser Stunde. Es liegt doch nur ein einziges Glänzen über der Welt! Sonne und Grün; und die Sorgen sind weit abgerückt.

Plötzlich ein Schrei, ein donnerndes Zosen — starr stehen die Menschen; dort über die Straße rollt sich ein dunkles Etwa, ein laufender Berg — und mitten hinein gellt das Kreischen von Kinderstimmen.

Frau Mittermeier zittert, der Mann hält die Ohnmächtige. Legt sie rasch ins Randgras und hastet nach vorne. Die Gouvernante stößt schrille Angstschreie aus. Beate und Aldrienne fliegen die Straße hinauf. Immer noch murmelt die Erde, immer noch rollen die Stämme.

„Herrgott, die Kinder! Ditha! Erwin!“ stöhnt der Mann und die Französin jammert: „Lizzi und Rainer!“ Über die Straße liegt eine Ladung gefällter Fichten wie ein furchtbarer Riese.

Plötzlich ein Schrei wie ein Fanfarenstoss hell: „Dort, dort! Sie leben!“

Im Graben, eingedrückt in Farn- und Heidelbeersträucher, kniet ein Mann vor zwei todklassen Kindern, daneben fauern Ditha und Erwin. Kniert und überstreicht Lizzi und Rainer die Arme, den Rücken, das Antlitz.

Beate schluchzt nach innen. Sie hat ihn erkannt, er ist es. Er, der ihr die Erdbeeren schenkte mit der Bagheit eines Knaben, der ihre Sandalen an den Füßen trägt. Herrgott, wie zindest du tausend und tausendsach!

Endlich wurde das Starre in den Kindern weich und schmiegsam. Ditha und Erwin ließen sich einbetten in die Hingabe einer angstgefolterten Mutter. Heil waren sie und auch die beiden anderen hatten keinen Schaden genommen. Als von ihrem tollen Gesletter die Stämme ins Rutschen famen, hatten die Fäuste des Mannes den Buben weggestoßen, daß er ins Moos flog. Das Mädel aber an sich gerissen mit der Kraft eines rasenden Tieres. Über die Straße hin rollte sich der Tod, der furchtbar erdrückende. Mit angstgroßen Augen starnten Lizzi und Rainer. Nun fauerten sie alle im Gras, blaß über dem Antlitz, aber gerettet.

Sie fragten nicht, wer er sei, der das Leben vor den Tod stellte, sie reichten ihm die Hand. Das Bittern in den Fingern war der Spruch ihres Herzens. In dieser Minute gehörten sie zueinander, inniger

als Bruder und Schwester. Keiner sah den schäbigen Rock, keiner spürte das Ungepflegte seiner Finger, es war keine Wand zwischen Reichtum und Armut; er war nur Held, Retter, Bruder, ein Teil von Gott war er ihnen. Die Lust am Weitermarschieren war verflogen. Heim, nur heim!

In ihrer Tasche sucht Mademoiselle mit zuckenden Fingern nach dem Fläschchen Kölnischwasser, um den Kindern die Stirne, die Pulse abzureiben. Den Schreden wegzuwaschen von den süßen Gesichtern. Ihr Herz ausschwingen zu lassen von der gräßlichen Bangnis. Achtslos wirft sie die illustrierten Zeitschriften aus der Tasche; sie hat es eilig, sieht nicht, daß sich die Blätter entfalten, ein buntes, zuchtloses Spiel. Eine Kette von Niedrigkeit liegt im reinen grünen Gras; über ihr erschrickt das Gesicht des Mannes. Rote Flecken springen ihm ins braune Antlitz, in die Wangen. Wie unter dem Biß einer Viper springt er auf. Seine Hand schleudert er den Holzstämmen entgegen, seine Augen blitzen ein prachtvolles Feuer, als er sagt: „Vor dem Tode habe ich die Kinder gerettet, aber da, da drinnen steht ein anderer, ein schlechterer. Lassen Sie die zwei nicht sterben an diesem Gifft.“

Sie starrt ihn an. Erst voll Empörung, dann senkt sie die Augen vor dem herrlichen Lohen in seinem Blick; geht nicht ein Seriesel über seinen dünnen Rock? Ist er nicht urplötzlich einer, der abstieg vom Sockel derer, die wie ein Ziel für unsere Herzen sind? Rinnst nicht ein silberner Bach aus den Quellen seiner beiden Schuhe durch den Schatten hin?

Mademoiselle rafft die Blätter zusammen, preßt sie zu Knäueln, schleudert sie weg. Er aber geht ihnen nach und blickt sich. „Gifft ist Gifft, soll auch kein anderer davon essen.“ Er steht sie ein.

„Wir wohnen im ‚Excelsior‘; kommen Sie mit!“

„Ich? Ich passe nicht dorthin.“ Urplötzlich wird er sich seiner Armut bewußt. Von dem sieghaften Licht, das ihn überstrahlt, weiß er nichts.

„Sie passen wohl“, wirft Aldrienne ein; „aber vielleicht haben Sie recht, vielleicht ist keiner dort im ganzen Haus, der Ihnen gleichkommt; Ihrer Größe von heute. Aber bitte, Sie müssen doch mit uns!“

Beate freut sich am hellen Klang seiner Stimme; es ist der Ton des edelsten Erzes in seiner Antwort.

„Ja“, sagt er, „wenn die Herrschaften wünschen; aber vorerst muß die Forstverwaltung verständigt werden; die Straße muß geräumt sein. Ich will hingehen.“

Nun besinnt sich endlich auch Herr Mittermeier seiner Sprache. „Wollen Sie das auf sich nehmen, Herr — — —“

„Bitte, Benno, einfach Student Benno Leitberger.“ Eine flüchtige Verbeugung, ein warmer Blick über die Kinder hin, dann eilt er die Straße gegen die Glashütte zu. Die anderen wandern heimwärts, niemand hat Sehnsucht nach der Waldecker Schwäig. In all den sechs Wochen

danken. Sie möchte mit ihr reden. Beate ist im Haus, ist bei Fräulein Routh.

„Raten Sie uns, was wir machen sollen; wir wollen danken, aber mein Mann bangt sich um das Maß. Es muß ja schließlich alles den Bedürfnissen angepaßt sein.“

„Bedürfnis und Besitz ist zweierlei Maß, gnädige Frau. Das eine haben alle, das andere wenige. Ich weiß nicht, ob Sie sich vorstellen können, wie das ist: Im Sommer, der doch eigentlich zur Erholung gehört, auf dem Kohlenplatz Alushilfsdienst machen oder an irgendeiner Ecke



Unsere Missions-Brüder novizen auf Wanderung,
Reimlingen, Missionshaus St. Joseph
Photo: Missionshaus St. Joseph, Reimlingen

find sie diesen Weg nicht mit so aufgeregter Seele gegangen wie heute.

In den Südzimmern des „Excelsior“ werden Lizzi und Rainer von Vater und Mutter umfangen, als wären sie ein zweites Mal geboren. Schmerzlicher und wunderbarer. Sie haben das unsägliche Bedürfnis, die Kinder zu liebkoseln. Jedes ihrer Glieder, als müßten sie ihm die Schmerzen abbitten, unter denen sie jetzt sicher wimmern würden, wenn — o Gott, wenn — — —

Da sagt der Mann: „Was werden wir ihm geben?“

Die Mutter zuckt; das Wort Geben tut ihr weh. Lange halten die beiden Zwiesprache, erst jeder mit sich selber. In alle Dankbarkeit mischt sich ein Feilschen des Mannes. Der Mutter aber drängt sich, sie ist sich des Zusammenhangs nicht bewußt, Beatens Bild immer wieder in die Ge-

Zeitungsvorfächer sein, hundert- und wieder hundertmal den Namen des Blattes in das wüste Chaos der Straße zu schreiben, nur um ein paar Schillinge zu haben für das neue Studienjahr; und dann im Herbst, wenn das erschundene Geld weg ist — man hat ja doch nur 60 bis 80 Groschen für das tägliche Leben brauchen dürfen — dann auf den Schnee zu warten; ja warten sage ich, um ihn schaufeln zu dürfen; denn das gibt wieder ein Häuflein Schillinge zum Weiterdarben. Oder wenn es hoch hergeht, zur Messe Fremdenführer sein, die Besucher durch die Stephanskirche, durch Schönbrunn zu führen. Ob das „Bedürfnis“ ist? Ich weiß nicht, ob Frau Hofrat sich das vorstellen können.“

Die reiche Frau schlägt beschämt die Hände vors Gesicht. „Gräßlich“, stöhnt sie auf, „gräßlich, das kann doch nicht sein.“

„Das ist öfter als einmal. Lassen Sie

sich nur einen Tag in die Amtsräume der Alstademikerhilfe hineinsezzen; seien Sie zwischen vier und fünf Uhr auf der Marschallstiege und Sie lernen, was für Helden und was für Märtyrer die Studenten von heute sind. Da hungert, darbt man, nur um etwas zu werden, preßt die Zähne aufeinander und reißt sich hinauf, fährt auch über Sommer in die Grube, hakt und gräbt Gestein, schluckt Staub, verflimmt an der Lunge, Hunderte von Meter tief und hat doch so viel Sehnsucht nach dem Licht. Semester um Semester die traurige Fahrt um seine Armut. Das zweite Gesicht der Alma mater.

„Im Sommer versucht man's mit Beerenbrocken, Schwämme finden, o wahrhaftig nicht aus purem Bedürfnis darnach — und dazwischen rettet man irgendwo ein paar Kinder vor dem sicheren Tod.“

„Hören Sie auf, ich kann's nimmer ertragen.“

„Sehen Sie, gnädige Frau, das ist der Fluch über unserer feinervigen Zeit. Nimmer ertragen können, nimmer mitanhören, mitanhören wollen; aber vergessen können, daß es doch so ist; hinter unserem Rücken wissen, und doch nicht helfen müssen. Im Mittelalter, da haben sie andere Nerven gehabt, da hat es Qual und Mutter gegeben, die Menschen waren hart, aber gerade und keiner hat sich die Ohren verstopft vor dem Jammer des anderen.“

Stähler ist ihre Stimme; aber nun wird sie weich, innig, als sie fortfährt: „Frau Hofrat, ich habe es Ihnen doch sagen müssen, Sie haben ja sonst keine Ahnung von der anderen Seite der Welt. Stehen immer nur auf der ihren, auf der lichten; aber dort drüben auf der anderen Hemisphäre, da sind auch Menschen. Daß sie nicht schlecht sind, hat einer von ihnen auf der Straße bewiesen; und die gehören auch dem Herrgott, und was man denen nicht tut, das schreit einmal gegen uns.“

„Ich muß hinauf zu den Kindern, zu meinem Mann. Er wird ihm nicht Geld geben dürfen, nicht Geld allein; aber was sonst? Sagen Sie doch, Fräulein Beate, was würden Sie an unserer Stelle tun?“

Eine schwere Pause liegt zwischen Frau und Frau.

„Wenn ich Sie wäre, Frau Hofrat, und der Junge einer, der keine Eltern hat, die ihm die Qual dieses Studiums von den Schultern abheben können, dann täte ich ihn annehmen wie ein Kind. Es ist wohl besser drei Kinder, als — Sie hätten keines mehr. Lassen Sie ihn studieren, helfen Sie ihm, auszureisen zum ganzen Menschen; die Anlage ist ja gut. Er hat mehr als die Reifeprüfung abgelegt auf dem Weg zu den Glashütten.“

„Ja“, noch ist ein scheues Wehen in der Reichen, „aber wer weiß, wie er ist. Wir haben doch Kinder!“

„Das Wort auf der Straße, das von den bunten Zeitschriften, war sein bester Richter. Daraufhin tät ich für ihn bürigen.“

— — — — —
Als Hofrat Mebourg mit Gattin und Kindern abreiste, nahm er Benno mit.

Vorher ging der noch einmal mit Beate den Birkenweg.

„Um 3 Uhr fahren Sie; kommen Sie noch, ich will Ihnen das Bettelkreuz zeigen.“

Sie führt ihn in die Kirche; stellt ihn unter das Behüten der Kanzel; hebt die Finger gegen die gemarterte Hand des Herrn, erzählt ihm mit flüsternder Stimme, was der alte Bergbauer vom Bettelkreuz sagte. Als sie die armen Kirchenwände abgeht und vor dem uralten Schrank mit der kostlichen Habe, die immer noch Jahrhunderte verträumt, offenen Auges steht, betet Beate. Weiß immer nur den einen heiligen Spruch: „Reiß ihn an dich, laß ihn nicht fallen, gib ihn nicht her an den Schmutz der Welt.“

„Ich habe immer an Christus geglaubt, doch war er mir nie so nahe wie jetzt.“

„Im Gutsein ist er immer wärmer bei uns.“

„Wie kann ich das zurückzahlen, was man mir jetzt alles tut?“

„Für Güte gibt es nur eine Münze: Wieder Güte.“

Er lächelt ein leises Kinderlächeln. „Da muß ich Ihnen wohl die Schuhe wiedergeben; und ich möchte sie doch so gerne mitnehmen. Nicht tragen oder doch nur dann, wenn ich ein Fest in mir begehe.“

„Sie können sie behalten; aber ein anderes wünsche ich mir.“

„Sie machen mich glücklich, wenn ich etwas für sie tun darf.“

„Ja, etwas Großes. Sie waren vor drei Tagen ein Retter. Sie müssen ein Retter bleiben. Nicht immer vor Holzstämmen, aber vor dem Tod, der der größere ist; Sie verstehen mich.“

Da schaut er sie an mit dem Blick eines reifen Mannes. „Immer“, sagt er und streckt ihr die Hand hin. Sie faßt sie wie die Hand eines Bruders.

Das war ihr Abschied.

Herr Mebourg hat die Rechnung beglichen. Die Lohndiener schaffen das Gepäck hinaus; er gibt Auftrag, das Auto zu bestellen.

Seine Frau lehnt am Fenster! ein letzter Blick durch die Zimmer in denen sie unsäglich um die Kinder bangte. Um zwei Kinder. Nun nehmen sie ein drittes, großes, fremdes mit.

Unter ihr auf der Straße wird es lebendig. Nicht wie sonst von hellblumigen Indanthrenkleidern oder von den Burusen, die vom nahen Tennisplatz herüberschreien wie Falken; dunkle Massen schieben sich vor, grau in grau; ein Berg der Armut.

Dieses Bild hat sie oft gesehen, es ist an den Fenstern vorbeigeglitten wie ein Schatten. Nicht schwerer. Ohne Klang, ohne Ruf. Damals waren ihre Augen noch fremd, hatten noch nichts von der Art Beatens, waren noch gebunden ans eigene Ich, ohne Flügel zu Bruder und Schwester.

Schwämmejucher sind es, mit Körben und Kudäcken. Zwei Weiber tragen Kinder auf dem Rücken.

Bald kriecht die Dämmerung von den Bergspitzen herunter; abends ist man in Wien, Auto und Bahn sind gehorsame Knechte; wohin aber gehen die? Wohl nach Anleit, dann vielleicht weiter mit der Bahn. Nach Anleit, fast drei Stunden Weges? Bis sie unten sind, wird es dunkel. Drei Stunden! Und die Kinder?

Wenn sie den Autobus nähmen?

Man lässt sich nicht umsonst fahren; wer aber sollte es bezahlen?

Wenn sie den Mann fragte? Lächerlich, wird er sagen und würde rechnen. Sein Herz ist eine Zahl geworden.

Auf der Bank vor der steinernen Treppe rastet ein Weib, ängstlich flüzen seine Augen über den Kies, ob nicht einer der Kellner komme und sie fortjage. Als sie den Kopf wendet, sieht ihr Frau Mebourg ins Gesicht. Schreckhaft traurig steht die Müdigkeit dadrinnen und die Sehnsucht nach Ruh; die Angst vor allem, was noch wartet. Und auch Stumpfheit. Eine Stumpfheit, die nur von vielen Wunden kommt.

Sie möchte weg schauen. Ich kann ihnen doch nicht helfen!

Nicht? Hört sie nicht plötzlich eine Stimme? „Was man denen nicht tut, das schreit gegen uns.“ Es soll nicht schreien gegen sie! Dankt sie nicht dem Herrgott die Kinder? Alle beide, Lizzi und Rainer?

Ein Wissen springt ihr in die Glieder und treibt sie, schon ist sie unten. „Josef, fragen Sie die dort unten, wohin sie wollten.“ Josef blickt sie voll Verständes an.

„Die dort? Weiß der Kuckuck, wohin die gehen; jenseit, je besser. Man möchte zwanzig Augen haben, wenn sie über die Grenze kommen.“

„Gehen Sie und fragen Sie!“ Scharf ist ihre Stimme.

Da ist er bei der Bank an den Stufen. Man merkt an der Härte seines Gesichtes, daß er das Weib anschnarrt. Bei den hastigen Schritten ist es ängstlich aufgesprungen, drückt sich weg in den Schatten

des nächsten Baumes, schaut ihn an mit einem Gemisch von Bosheit, Angst und Resignation.

Josef erstattet Bericht. „Nach Anleit, Frau Hofrat.“

„Sie sollen warten, wir nehmen sie mit.“

„Die alle? Das Auto ist doch zu klein. Und der Herr wird sich's nicht verlaufen lassen.“

„Dann nehmen wir den Autobus.“

„Sie auch, gnädige Frau?“

„Ja, wir alle.“

Herr Mebourg vermag die Empörung über den Spleen seiner Gattin kaum zu verbergen, aber es ist nichts mehr zu ändern; ohne Blamage kommt man nicht anders aus diesem verrückten Einfall. So lässt er sich mit den Lumpenleuten in den Kästen verladen. Schier ängstlich kriechen die Männer und Weiber von der Straße hinein wie in eine Falle. Drücken sich zusammen, ihrer zwei auf einen Platz; keines spricht. Später steigt ein Steirer ein. Seine Augen wandern voll Staunen die seltsame Gesellschaft ab. In dem Schweigen spürt er, daß irgendein Geheimnisvolles diese Menschen verbindet; aber er kommt zu keinem verständigen Ende. Hat man je gesehen, daß die Schwämmejucher im Autobus nach Anleit fahren? Ohne Geld? Er kennt den Chauffeur, das gibt es bei ihm nicht!

Endlich deutet er einem der Männer und macht die Geste des Bahlens. Der brotbraune Bursche versteht, grinst und rückt mit dem Schädel gegen die Herrschaft hin.

Ungläubig fährt der Daumen des Steirers denselben Weg und seine Augen fragen, was der Mund nicht sagen will: „Der dort hat gezahlt und für euch alle?“

Ja, nicht es wieder von drüben; dann wird es still.

Nach etwa einer halben Stunde schiebt sich der biedere Mann aus dem Glaswagen heraus. Als er an Herrn Mebourg vorüber kommt, bleibt er stehen, hebt sein grünes Hütel ab, drückt es vor die Brust und sagt laut: „Mit dem Wagen da wird niemals ein Unglück g'schehen; wenn einer rinnen hockt, der so viel Erbarmen hat mit den Leuten von der Straße — das wird der Herrgott nit vergessen. I möcht dafür hundertmal Bergelt's Gott sagen. I hab nit g'wüßt, daß reiche Leut so ein warmes Herz haben können.“

Herr Mebourg wird verlegen. Er greift nervös an den Hut, tastet nach der Brille, möchte den ungebetenen Redner schon draußen wissen. „Ja, ja, ist schon gut.“ Von einer peinlichen Situation fällt er in die andere. Gedruckt ließe sich eine solche Rede schon früher hinnehmen; etwa in der Tagespresse, Auflage nicht unter 200 000. Aber so?

Lange schaut der Steirer dem Autobus nach, gibt ihm wohl noch einen frommen Gruß mit. Vielleicht hält er den, der unter den Armen sitzt, für einen Heiligen.

Der Wagen rattert weiter. Frau Mebourg mußte auf die nackten Füße der Männer und Weiber schauen; die hätten sich durchmartern müssen die ganze lange Straße her; die ist stückweise frisch geschottert. Das hätte laut gegen uns geschrien, kommt es ihr in den Sinn; und sie sieht die strengen Augen Beatens vor sich; ob sie nicht in dieser Stunde ein weiches Glänzen hätten?

Benno aber möchte ihr die Hände küssen, immer wieder. Er ist wie ein Mittelding zwischen Mebourg und den Schwämmefischern. Die dort, die armen Brüder und Schwestern, umfaßt sein Herz mit einer Liebe, die glaubt, alles ertragen und zwingen zu müssen.

Er denkt an Beatens Legende vom Bettelkreuz, an die Worte des sterbenden Kindes: Eine Kette? Keine goldene, keine von Blumen, kein Fronleichnamskranz und keine Primizkrone. Wie sagte Beate? Eine lebendige Kette! O, ich möchte ein Glied daran sein und halten, so wie ich gehalten wurde!

Als sich die Sammlerleute aufrappeln, die Körbe anhängen und mit unterwürfiger Demut, die der Frau wehe tut, Mademoiselle ergötzlich dünkt, dem Manne aber wie Ungeziefer zuwider und lästig ist, vor der Herrschaft beugen, weiß niemand, daß in dem einen Korb ein Paket liegt. Ist braun und schwarz und inwendig doch von Gold. Von dem Gold, das einmal auf der Waage des Herrgottes den Ausschlag gibt.

Im Korb des fremden Weibes liegen Benños Sandalen, sein Talisman. Sie gehören doch ihm und seiner Seele, auch wenn sie die burgenländische Bettlerin unter den Sohlen trägt. Sie wird auf Segen wandern. Muß es nicht ein Weg ins Leuchten werden?

— Aldrienne ist eine Stille, Tiefe geworden. Unter dem Bekenntnis Beatens, unter dem erschütternden Wissen von der Herberge des Jungen beim Többelbacher Wirt. Wäre er auf der Straße gestanden, in der einen helfenden Minute, wenn er nicht auf dem Weg von dort gekommen wäre? Wie greifen doch die Räder des Geschehens ineinander! Treibt eines das andere zur Fahrt in die Hölle oder in den Himmel, nur daß wir nicht sehen, wie dieses wunderbare Spiel die Finger setzt.

Es überkommt sie eine tiefe Ehrfurcht vor der ungeheuren Wucht jeder Tat, der guten und schlechten, die eine Straße ins Graue oder ins Licht wird, und daß jeder, den eine Tat speist, davon gefätiigt ist zum Leben oder zum Sterben und daß er

wieder weiterschenkt, was ihm selber gegeben wurde in dem blutroten Kreis des Lebens.

Sie schließt zur immerwährenden Erinnerung an das gesegnete Herbergschenken Beatens einen Vertrag mit dem Többelbacher Wirt. Jeder arme Wanderbursch, jedes Weib oder Kind, das anloßt und um Gottes Lohn eine Strohschüttel, ein Stück Brot oder einen Tropfen Milch erbittet, und jeder, der stehen bleibt und die sieben Stufen hinaufschaut mit Augen voll Hungers und doch weitergeht unter dem Befehl seiner Armut — jeder soll einen Teller warmes Essen haben, dazu ein Stück Brot und eine Schnitte für den Weg. Wenn er ein „Vergelt's Gott“ gibt, ist es gut; aber abverlangen soll man es ihm nicht; es hat nur das freiwillige Wert.

Die Rechnung soll jedes Vierteljahr an Aldrienne kommen; sie gibt einen Vorschuß, der für dreißig Herbergssucher reicht.

In der wurmstichigen Lade liegt das Büchlein mit dem Vertrag. Noch ist es leer, aber auf der ersten Seite steht mit großmächtigen Buchstaben: „So einer lügt und die Armen betrügt, der sündigt auf die Häupter seiner Kinder.“

Der Többelbacher Wirt hat zwei Buben und ein Maidlein; das liegt noch im Polster. Aber ihm ist, als tanze der Spruch, den Aldrienne in das Buch malte, wie ein Schwert über drei flachsblonden Köpfen.

Er und sein Weib haben es gelesen, verstanden haben es beide. Er hat sich den Hut übers rechte Ohr gezogen und die Finger im Haarschüppel verkraut. Sie aber hat über die Augen gewischt. Es soll nit sein, Herrgott! Läß uns nit hart in Versuchung kommen!

Sind gar viel Gefahren auf dem Weg der zwei Buben; müssen bis nach Steinburg in die Schul; im Winter auf Bretzeln. Vor jeder Lahn müßt sie zittern von dieser Stund an; und gar, wenn der Sturm den Wald beutelt, daß die haushohen Fichten hinfallen wie Scheiter und die Erden aufhacken in ihrer Wucht! Hat nit schon einen aus der Wandner-Hütten eine Lärchen erschlagen, als er von der Schul kommen ist? Hängt nit auch das Bildl, fein gezeichnet und angemalt, heut noch im gläsernen Kastel ein Stück weit hinein in die Schlucht?

Wir aber haben drei Kinder; bis heut drei; werden bald viere sein. Aber wir wollen nit sündigen auf ihre Köpfeln. Soll kein Stückel Brot, kein Teller Suppen und kein Magerl Milch zu unrecht im Büchel steh'n! Aber wenn sich's an einem Sonntag trifft, so wir selber ein Stück Fleisch in der Schüssel haben, will ich einen Brocken davon in den Suppenteller

des Wanderburschen schieben. Um der Kinder willen.

Es ist wie ein Sturm durch die kleine versteckte Gaststube gegangen; der hat viel gelodert, was festgefeilt über der Herzstürz lag; und das Gewissen, das ausgesperrt war vom Leben, wie in einem Stollen verschüttet, rührte und reckte sich. Und als der Wirtin — aus Sorg und Lieb für die Kinder und einer heimlichen Furcht vor dem Besucher, der immer ihre Armut sah wie ein Messer und gegen das Beste in ihr anrannte, so daß es sich scheu verkroch und schließlich gar nicht mehr wagte, zu sagen, daß es noch lebe — auf einmal das Gewissen wieder zu ticken anfing wie eine Uhr, die lang gestanden hatte, da gingen ihr auch die Augen auf. Der rot- und grüngemalte Wandspruch paßte ihr plötzlich nimmer; sie meinte, es würde dem Herrgott, der noch von früher her über dem Winkel hing und den man vor Gewohnheit nimmer beachtete, zuwidern sein, immer hinschauen zu müssen auf das Sprüchlein von Wein und Weib. Sie hob den Rahmen herunter, schob das Bild auf den Schrankstufen; an der Wand aber lag jetzt ein reiner, unverstaubter, lichter Flecken; und es war, als ob der Herr vom Kreuz der jungen Blankheit die Augen entgegenhöbe und lächelte.

Die Wirtin aber tat noch ein drittes: Sie nahm das rote Glas, das im Herrgottswinkel hing und den übermütligen Männern vielfach für alte Knöpfe und abgebrannte Bündhölzer gedient hatte, schmiß Alche und Hölzel heraus, trock mit dem Daumen unter die Schürze und putzte das rote Fäßlein. Dann holte sie Öl und ein schwimmendes Kerzel und zündete an.

Sie stiftete das Licht zum „Vagabundenessen.“

In Wien kommt Herr Mebourg, den während der ganzen Fahrt das unbehagliche Gefühl, das sich aus dem Bewußtsein, etwas Gutes getan zu haben und noch tun zu sollen, und der Erkenntnis, daß alles dieses doch gegen die eigene Wahl und mit einer törichtigen Dosis von Widerwillen geschieht, nicht losläßt, einfach ins Starren. Denn der Junge, der Benno, schlägt das Angebot, ein drittes Kind im Haus zu sein, studieren zu dürfen, mit einem Wort: den Haupttreffer zu machen, schlicht, aber bestimmt ab.

Ob er es aus dem feinherbigen Spüren heraus tut, das Menschen von edler Tiefe zu eignen ist? Er bleibt höflich, aber entschieden.

„Ich habe ermäßigte Kollegiengelder, das danke ich der Hochschulhilfe. Wenn Sie mir jeden zweiten Tag erlauben, bei Ihnen zu essen und mir, wenn ich es

einmal nicht erschwingen kann, den Bins für mein Kabinett vorstrecken, dann machen Sie mich zu Ihrem bleibenden Schuldner. Aber nur vorstrecken; denn bin ich einmal über den Berg, habe ich eine Stelle, dann müssen Sie mich das Gelehrte zurückgeben lassen.“

„Warum nur jeden zweiten Tag zu Tisch?“

Er lächelt. „Einmal dazwischen reicht es mit ein paar Groschen und dann weiß man, daß es morgen besser ist. Schließlich richtet sich auch der Magen auf eine größere Zeitspanne ein.“

Es gibt ein scharfes Hin und Her. Herr und Frau Mebourg reden sich dem wirklichen Helferwollen ein Stücklein näher. Es ist dem Mann nicht mehr Mache und mehr als bloße Rechnung. Das Nein des Jungen hat ihm imponiert.

„Wenn du willst, so kannst du bei uns wohnen, das Kabinett ist leer!“

Ein Stein fällt ihm vom Herzen.

„Nur wenn ich dafür den Kindern Nachhilfe geben darf.“

„Das gerne. Ich habe zu wenig Geduld dazu und Mademoiselle ist so nervös.“

Da nimmt er dankbar und froh an. Bei den Kindern bleiben dürfen, ist ihm ein Stück Himmel. Sie sind ein Teil seines Lebens geworden. Aus dem zweitägigen Mittagstisch wird nun doch ein täglicher. Freilich, am liebsten möchte er sagen: „Gnädige Frau, wenn schon alle Tage einer bei Ihnen essen soll, darf es nicht heute und übermorgen mein Freund sein? Dann ist mir noch einmal geholfen.“ Lange hat er nicht gewagt, das auszusprechen. Aber das wohlige Sattsein jeden Tages wurde ihm zur Qual, wenn er bei den Vorlesungen die schmalen Gesichter anderer sah. Da mußte es einmal gewagt werden.

Fast hätte es Frau Mebourg übel genommen, aber — war nicht wieder Beattens Wort in ihren Ohren und kommandierte sie nicht ihr Herz? Darauf aber bestand der Junge: es müsse sein Essen sein, das Freund Stephan jeden zweiten Tage befäme. Diesmal fügte er sich nicht. Herr Mebourg begann ihn dafür zu lieben.

Das erste Glied an meiner Kette, dachte Benno und stand in Gedanken vor dem Bettelkreuz. Er erzählte Stephan vom wartenden Herrgott. Der schwieg — aber unter der Wärme einer solchen Freundschaft blühte in ihm die Sehnsucht auf, die Sehnsucht nach Güte und Gutein.

Frau Mebourg hat es gestattet, daß Benno Kollegen mitbringe zum Studium, zum Kolloquiumspiel.

(Schluß folgt)



Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Die Heilige Schrift für das Leben erklärt. Herders Bibelkommentar. Herausgeber: Edmund Kalt (für das Alte Testament) und Willibald Lauck (für das Neue Testament). 16 Bände. Band XIV: Der Römerbrief. Überseht und erklärt von Dr. Edmund Kalt. Die beiden Korintherbriefe. Überseht und erklärt von Dr. Peter Ketter. (XXIV und 460 S.) 1927. Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerkes: Geheftet 9.50 RM.; Leinen 12 RM.; Halbleder 14 RM. — Bei Einzelbezug: Geheftet 11 RM.; Leinen 14.40 RM.; Halbleder 16.80 RM. Mit fachkundiger Hand weiß der Verfasser uns einzuführen in die tiefen und doch lebensnahen Gedanken des großen Apostels. Richtunggebend ist ja dieser Brief an die Römer für den Christen für alle Lebensbeziehungen, sei es zu Gott oder zum Mitmenschen, sei es zur Kirche oder zum Staat, und gerade diese Werte will der Verfasser dieses Werkes seinen Lesern ausschöpfen lassen. — Nicht minder trefflich weiß darzustellen und nahezubringen der Erklärer der Korintherbriefe. Paulus steht da vor uns in seiner Größe als Heidenapostel, der allen alles wird, um alle zu gewinnen. So im ersten Briefe. Über Paulus in seiner Liebe zu seinen Gemeinden, in seinem Kampfe gegen die Judentumshäger, wie im zweiten Brief an die Korinther. Ein sehr brauchbarer Kommentar, besonders für liturgische Lesungen.

Paulus, von Dr. Josef Holzner. Ein Heldenleben im Dienste Christi, im religiösen geschichtlichen Zusammenhang dargestellt. 458 Seiten; geb. 5.60 RM., geb. 7.40 RM.

Zur 1900 jährigen Wiederkehr der Bekhrührung des großen Völkerapostels. Ein vorzüglicher Beitrag zur Paulusforschung. Erhöht wird sein Lebensbild der neuesten Forschung entsprechend im geschichtlichen Zusammenhang aufgezeigt. Seine Briefe werden stark herangezogen.

„Egerland“-Verlag, Eger:

„Vom heiligen Amt der Mutter“. Predigten und Ansprachen für Muttertag und Muttervereine. 54 Seiten, Preis 1.— RM.

Das Büchlein will dem Seelsorger helfen (am Muttertag) das rechte Wort zu finden zum Preis der Mutter. Es will Mutterliebe bestingen, der Mutter danken, rechte Mütter bilden.

Verlag Buhon & Berker, Kehlau.

„Lerne beten, Kind!“ von Felix Krajewski. 112 Seiten, Preis geb. 1.— RM. Ein Kindergebetbuch in allerliebster Aufmachung ist es. Die vielen Gebetchen für die verschiedensten Gelegenheiten, sowie die herzigen Bilder regen das Kind an mit Gott zu reden, so wie es ihm ums Herz ist.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abreinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. G. A. Rottmann, Würzburg, Röntgenring 3 — Verlag: Mariannhiller Mission Würzburg. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

Verlag Kösel-Pustet, München:

Das Leben und Leiden unseres Herrn Jesu Christi und seiner Mutter. Nach den Gesichten der gottseligen Anna Katharina Emmerich. Herausgegeben von Dietrich Kurt Büche. 469 Seiten, geb. 7.80 RM.

Schon lange wartete man auf die Neu-Ausgabe dieses Buches, das nach den Tagebüchern Clemens Brentanos neu herausgearbeitet wurde. Es ist ein seelischer Genuss andächtig den Visionen Katharina Emmerichs zu folgen und von neuem das Leben, Leiden und Sterben des göttlichen Heilandes zu erleben. Eine herrliche Erbauungsbücherei und Betrachtungsbuch. 30 Bilder veranschaulichen den Inhalt.

Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Das Büchlein vom lieben Brot, von Hans Hilger. 64 Seiten, geb. in Leinwand 2.— RM. Ein allerliebstes Büchlein ist es für die Kinderwelt. Es will das große Geheimnis vom Brot Gottes den Kindern verständlich machen. Die Sprache ist dem Kinde abgelauscht. Eine vorbildliche Katechese.

Christus und der Mann, von Prof. Josef Riedhoff. 200 Seiten, kart. 2.40 RM., geb. 3.— RM. Das Buch eines Katholiken, der es ernst nimmt mit seinem Glauben und viele andere aufzurütteln und zu festigen weiß. „Unser Stolz ist das Siegeszeichen des Kreuzes“. Davon soll jeder Christ überzeugt werden.

Heilige Messe und Leben, von P. Dr. Ignatius Jacobs. 9. S. 244 Seiten; kart. 2.50 RM., geb. in Leinwand 3.30 RM.

Das Buch bietet für jeden Sonntag des Kirchenjahres eine Erwagung über das heilige Messopfer. Tiefgründig wird im Anschluß an die Liturgie des einzelnen Sonntags der Sinn und Wert des heiligen Opfers dargelegt. Als Belehrungsbuch vorzüglich geeignet.

Unsere Gnadenmutter, von P. Paul Kellerwessel S. 56 Seiten, kart. 40 Pf. Enthält die Lehre von Mariens Mittlerschaft mit Gebeten.immer mehr sollte Maria als die einzigartige Gnadenvermittlerin angerufen und verehrt werden.

Betet Brüder! Gebete für die Heidenmission von P. Dr. Otto Maas. 180 Seiten, in Kunstdruck 1.— RM.

In handlicher, geschmackvoller Form will das Missionsgebetbüchlein werben für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Besonders für Volksandachten verwendbar.

Wir lernen beichten. Zusammengestellt von Hans Steffens. 24 Seiten, kart. 20 Pf.

Die siebenjährigen Schulkinder will dieses kleine Lern- und Gebetbüchlein für die erste heilige Beichte vorbereiten.

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 10

Oktober 1937

55. Jahrgang

Christus - König

Einst standest Du, des eiv'gen Gottes Sohn,
Von Seelenpein und wehem Schmerz erdrückt,
Mit Dornenkron' und Spottgewand geschmückt,
Vor eines feigen, ird'schen Richters Thron,
Der Dich, umgarnt von böser Feinde list,
Befragt: „Sag an, ob Du ein König bist!“

Du starbst als König in der Schmach;
Von Menschen frech verhöhnt, von Gott verlassen,
So mußtest Du am Marterpfahl erblassen.
Dein Werk schien tot; jedoch am dritten Tag
Erstandest Du in Himmelsglanz und Ruhm
Und zeigtest Deines Reiches Königtum.

Du lebst, lebst ewig, ewig ist Dein Reich,
Du bist der König aller Ewigkeiten,
Du bist der Herr und Richter aller Zeiten,
Nichts kommt an Majestät und Kraft Dir gleich;
Des Himmels Sterne sind die Perlen Deiner Krone,
Das Firmament Aufstieg zu Deinem Throne.

O Christus, König, Deine Gnade gib,
Daz alle Dich, den wahren Gott, erkennen,
Daz alle Dich in Ehrfurcht Heiland nennen,
Daz alle dienen Dir in Treu' und Lieb';
Mach uns zu Streitern, mutvoll, kämpfbereit
Für Dich, den König aller Ewigkeit! Th. Franke

Weltmissionssonntag!

Kein Tag des ganzen Kirchenjahres erscheint geeigneter, an dem wir der großen Aufgabe der Weltmission unserer heiligen Kirche in einer besonderen Weise gedenken als der Christkönigstag. Christus, König aller Völker, aller Zonen, aller Seiten! Christus soll auch König sein der Herzen und der Völker, die schuldlos noch in Finsternis und Todesschatten sitzen. Heute wollen wir Gott bestürmen, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende und daß er das Werk dieser Arbeiter mit seiner Gnade segne. Missionsdienst ist nicht nur Sache der Missionare draußen in der Welt. Er ist vielmehr Pflicht des ganzen katholischen Volkes. Jeder Christ muß nach den Worten Pius XI. ein Missionar sein und mithelfen an dem großen Werk. Mit unseren Gebeten und unseren Opfern wollen wir die tapferen Streiter Christi stärken und unterstützen, die draußen an der Front gegen die dunklen Mächte des Heidentums für Christi Königium, für die Gewinnung der Seelen, für Christus kämpfen, besonders die 7000 Männer und Frauen deutscher Zunge, die das mit soviel Mühe und Opfern geschaffene Werk der Missionen unter erschwerten Umständen am Leben erhalten. Wir grüßen am Weltmissionstag alle diese Missionare und Missionsschwestern. Unser Gruß geht nach China und Mandschukuo, nach Japan und Indien, zu den Philippinen, nach Australien und Ozeanien, nach Afrika, nach Nord- und Südamerika. Ihr alle seid mit uns verbunden, Männer und Frauen, die ihr um Christi willen die Heimat verließet und doch dabei der Heimat treueste Freunde und Helfer bliebet! Der Dom der Weltkirche wölbt sich über Euch und uns. Wir knien im selben Kirchenschiff, beten vor demselben im Tabernakel verborgenen Gott, empfangen denselben Heiland, erhalten vom selben Gott die Gnadenkraft zum Bekenntnis für Christus. Der Weltmissionssonntag soll unser Bekenntnis zur Weltkirche sein, in der Gott unserem Volke eine große Missionsverantwortung gab, die wir heute erfüllen, indem wir für die Erhaltung des gesamten Missionswerkes einstehen und damit auch für die Kulturgeltung des christlichen Europas.

Die Messe des Christkönig-Festes

21. Sonntag nach Pfingsten

Die Endzeit des Kirchenjahres ist gekommen. Aller Herzen richten sich auf die Wiederkunft des Herrn, deren erneute Feier vorzubereiten. Dieser Zeit ordnen sich die beiden hohen Feste des Oktobers und Novembers sinngemäß ein, das Königsfest Christi und Allerheiligen. Beide lassen vor unserm Auge die Herrlichkeit des ewigen Reiches und seines Königs Christus leuchten und wecken und stärken so in uns den Wunsch, einst in die Glorie dieses Reiches und in das Reich des Königs einzugehen, nachdem wir hier auf Erden die Mühen seines Dienstes getragen haben.

Den Triumph Christi im Himmel schaute einst der Apostel Johannes auf der Insel Patmos. Er sah Christus als das verklärte Opferlamm, das durch seinen Opfertod sich die Herrschermacht über die ganze Schöpfung erworben hat. Als Opferlamm wird der König der Könige wäh-



rend unserer heiligen Opferfeier auch in unserm Gotteshause mit königlichem Glanz — den wir im Glauben erkennen — erscheinen. Daher treten auch wir ein in die Gemeinschaft seiner Engel und Heiligen und stimmen in unserm Eingangslied in ihren ewigen Lobgesang ein: „Würdig ist das Lamm, das geschlachtet ward, zu empfangen die Macht und die Gottheit, die Weisheit, Stärke und Ehre.“

Gott der Vater hat Christus, seinem Sohne, seine ganze Richter- und Herrschermacht bereits übertragen. Wenn wir dennoch in dem Psalm des Eingangsliedes (Ps. 72) darum bitten, so drücken wir damit unser freudiges Verlangen aus, Christus als unsern König und Richter zu besitzen, immer tiefer einzugehen in sein Reich und immer mehr seine göttlichen Reichtümer zu besitzen. Es brennt in uns die Sehnsucht, dieses Reich

möchte immer mehr wachsen und alles umfassen, alle Völker der Erde und alle Gebiete des Lebens (Kirchengebet).

In der Epistel fordert uns St. Paulus auf, dem Vater Dank zu sagen, daß er uns der Gewalt der Finsternis, d. h. der Herrschaft des Bösen, entrissen und in das Lichtreich seines geliebten Sohnes, das ist der Kirche, und damit in die Gemeinschaft der Heiligen versetzt hat. Dann schildert er die erhabene Größe unseres Gottkönigs Christus und die ewig unantastbaren Rechtstitel seiner Herrschaft.

Nachdem uns so die Epistel von der unüberstehblichen Herrschaft Christi überzeugt hat, lassen wir unsern Glaubensblick in die Zukunft schweifen und schauen Christi Reich bereits in seiner Vollendung. „Herrschen wird er von Meer zu Meer, und vom Flusse bis an des Erdkreises Grenzen. Und anbeten werden ihn alle Könige der Erde; alle Völker werden ihm dienen.“ (Ps. 71, Graduale).

Im Evangelium, der Frohbotsschaft Christi, erklärt Christus sich selbst, wie einst vor dem Heiden Pilatus, so nun vor uns feierlich als König. Sein Reich erstreckt sich zwar auch auf die ganze Welt, aber es ist nicht von dieser Welt. Christus geht als König in den Kreuzestod und erwirbt damit seinen Herrschaftstitel als Erlöser.

Wir tragen unsere Opfergaben zum Altar, um in Christi königliches Opfer einzugehen und uns als Untertanen Christi zu bekennen. Dabei wissen wir uns eins mit der ganzen heiligen Kirche auf dem ganzen Erdenrund, die heute überall in dem einen und durch das eine Opfer dem einen König mit einmütiger Begeisterung sich weiht. Beim Opfergang beten und singen wir die Worte, mit denen Gott Vater dem Sohne die Weltherrschaft übertragen hat.

Das Königsfest Christi hat eine besondere Präfation. Wir wollen, so bekennen, wir darin, Gott „Dank sagen“, daß er Christus zum ewigen Priester und König mit dem Öl der Freude gesalbt hat. Und wir wollen das Friedensopfer darbringen, durch das er sein erhabenes Reich in uns aufbaut. Nun vollzieht sich das göttliche Geheimnis, bei dem Christus als König und Hoherpriester unter uns erscheint und mit uns sein Friedensopfer darbringt.

Bischofsweihe in Mariannhill

Von P. Otto Heberling CMM.

Mariannhill hat seit seiner Gründung durch den hochseligen Abt Franz Pfanner schon manches schöne Fest gefeiert. Es sah die Weihe von drei Abten und einem Missionsbischof. Es beging mehrere bedeutende Ordensjubiläen und war öfter der Schauplatz großer kirchlicher Ereignisse. Mariannhill feiert die Feste — wie früher, so auch heute noch, — wie sie fallen. Sehr feierlich gestaltete sich am Feste der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus auch wieder die Bischofsweihe des Apostolischen Vikars von Umtata, Seiner Exzellenz Emmanuel Hanisch CMM. Schauplatz der heiligen Handlung war die Klosterkirche von Mariannhill. Das ehrwürdige Heiligtum hatte zu diesem Ereignis den allerschönsten Schmuck angelegt. Auf dem Wege von der Wohnung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Mariannhill, Seiner Exzellenz Adalbero Fleischer CMM.,



Auf dem Weg zur Bischofsweihe
Bischof Emmanuel Hanisch inmitten der Weihbischofe
Photo: Mariannhiller Mission

bis zur Klosterkirche wehten zwischen den Palmen die Fahnen und begrüßten die kirchlichen Würdenträger Südafrikas, die den neuernannten Bischof zur Kirche geleiteten. Die Glocken der Klosterkirche, die Glocken der großen Missionskirche, die Glöcklein der Kapelle der Missionsschwestern vom kostbaren Blut, der Kapellen der Krankenhäuser und Schulen von Mariannhill, sangen und jubelten und verkündigten den Eingeborenen im weiten Umkreis von Mariannhill bis zum Gestade des Indischen Ozeans, daß in Mariannhill ein neuer Missionsbischof die Fülle des Heiligen Geistes erhalten und zum Hohenpriester gesalbt werden sollte. — Es jubelten aber nicht nur alle Glocken und Glöcklein von Mariannhill, nein, es freuten sich auch die Menschen alle, Europäer und Afrikaner, Weiße und Schwarze. Der auserwählte Bischof Emmanuel ist ja ein in der ganzen Mariannhiller Mission bekannter und allseits verehrter Missionar und wahrer Freund der weißen, schwarzen und farbigen Christen. Kein Wunder, daß die Eingeborenen in hellen Scharen zu dem seltenen Feste herbeieilten. — Die heilige Handlung der Bischofsweihe nahm der Apostolische Delegat von Südafrika, Seine Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof B. J. Gijsvijf O. P. vor. Als Mitkonsekratoren fungierten der Bischof von Mariannhill, Seine Exzellenz Aldalbero Fleischer CMM. und Seine Exzellenz H. J. Meysing OMI, Bischof von Kimberley. Als Presbyter-Assistent amtierte der Hochw. P. Chrysostomus Ruthig CMM. Als Ceremonienmeister der Hochw. P. Raphael Böhmer CMM. und der Hochw. P. Coppit CMM. Ehrendiakone des hohen Konsekrators waren die Hochw. Patres Alberich Reinhard und Bonaventura Feurer. Dem Weihkandidaten standen als Assistenten die Hochw. Herrn Patres Jakob und Ermekeil zur Seite. Dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Meysing assistierten die Hochw. Herrn Patres Loggen und Severin und dem Hoch-



Zur Bischofsweihe des Apostol. Vikars von Umtata in Mariannhill
 Untere Reihe von links: Bischof O'Learh, Johannesburg; Bischof Henne-
 mann, Kapstadt; Bischof MacSherry, Port Elizabeth; der Konsekrator Apost.
 Delegat Bischof Gijswijt; der neugeteilte Bischof Emmanuel Hanisch;
 Bischof Fleischer von Mariannhill; Bischof Spreiter von Zululand; Bischof
 Mehling von Kimberley

Obere Reihe von links: Missionsoberer P. Rosenthal von Queenstown; Apost.
 Präfekt von Nuffel; Bischof Bonhomme von Basutoland; Apost. Präfekt
 König von Oudtshoorn; Bischof Demont von Aliwal; Apost. Präfekt Kurz
 von Kofstad; Chrw. Abt Gerard von Mariannhill

würdigsten Herrn Bischof Fleischer die Hochw. Herrn Patres Paulinus
 Müller und Ferdinand Holzner.

An prominenten Festgästen waren zur Feier erschienen: Seine Exzellenz,
 der Hochwürdigste Herr Bischof MacSherry von Port Elizabeth. Trotz
 seines hohen Alters und der Beschwerlichkeit der Reise hatte es sich die-
 ser hohe Herr nicht nehmen lassen nach Mariannhill zu kommen, um mit
 den anderen Bischöfen und Apostolischen Präfekten Südafrikas das herr-
 liche Fest mitzufeiern. Ferner waren gekommen: Seine Exzellenz, der Hoch-
 würdigste Herr Bischof F. Hennemann PSM. von Kapstadt; Seine Ex-
 zellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof Thomas Spreiter OSB. vom Apo-
 stolischen Vikariat Zululand; Seine Exzellenz, der Hochwürdigste Herr
 Bischof D. O'Learh OMI. von Johannesburg; Seine Exzellenz, der Hoch-
 würdigste Herr Bischof L. Bonhomme OMI. vom Apostolischen Vikariat
 Basutoland und Seine Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof F. W.
 Demont SCI. vom Apostolischen Vikariat Aliwal North. Der schwer er-
 kannte Apostolische Vikar von Natal, Seine Exzellenz, der Hochwürdigste
 Herr Bischof H. Delalle OMI. hatte von Durban als seinen Vertreter
 Dr. L. Sormany OMI. geschickt.

Ebenso waren erschienen die Apostolischen Präfekten: Monsignore Th.
 König PSM. von Oudtshoorn; Monsignore van Nuffel OSB. von Nord-

Transvaal; Monsignore S. Kurz OFM. von Kofstad und Missionsoberer Monsignore T. Rosenthal PSM. von Queenstown.

Aus den Apostolischen Vikariaten Umtata und Mariannhill waren 45 Mariannhiller Priester-Missionare und viele Missionsbrüder und Missionsschwestern von verschiedenen Kongregationen herbeigeeilt. Auch aus anderen Vikariaten und Präfekturen nahmen mehrere Priester an den Feierlichkeiten teil. Unter vielen prominenten Persönlichkeiten der afrikanischen Öffentlichkeit sei vor allem ein Verwandter des neuen Bischofs, Dr. Herbert Hanisch von Johannesburg genannt. Dr. Herbert Hanisch ist der Herausgeber der südafrikanischen Zeitung „Die Vaderland.“ —

Als die farbenprächtige große Prozession der kirchlichen Würdenträger, der Missionare, der Missionsbrüder und Missionsschwestern, der weißen und schwarzen Festgäste in die Klosterkirche einzog, sang der Chor der Mariannhiller Missionsbrüder das: „Ecce sacerdos magnus.“ Nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, begann dann die feierliche Handlung der Bischofsweihe in Verbindung mit dem hochheiligen Messopfer, wie es das Pontifikale der hl. Kirche vorschreibt. Der Chor der Brüder gab sein Bestes her und verschönte die Feierlichkeit durch die gut vorgetragenen liturgischen Gesänge.

Groß war die Freude und der Jubel aller, als am Schlusse der heiligen Handlung der neu geweihte Bischof als Hoherpriester und Seelenhirte mit Mitra und Stab durch die dichtgedrängten Reihen schritt und allen seinen bischöflichen Segen spendete. Kein Wunder, daß der Gesang des „Großer Gott, wir loben Dich“ in der Zulusprache mit größter Begeisterung gesungen, als wahres Dankgebet und Danklied zum Himmel emporstieg und sicher in die Bitte ausklang: Großer Gott im Himmel, segne diesen neuen Missionsbischof und erhalte ihn viele, viele Jahre! — Die



Teilnehmer an der Konsekration des Bischofs
Emmanuel Hanisch von Umtata in Mariannhill
photo: Mariannhiller Mission



Der neue Bischof von Umtata inmitten seiner Missionare
Photo: Mariannhill Mission

Freude an dem großen Ereignis fand auch noch in mehreren außerkirchlichen Feiern zu Ehren des neugeweihten Bischofs ihren Ausdruck.

Dass das Fest der Bischofsweihe in Mariannhill auf alle Teilnehmer einen tiefen Eindruck machte und in würdigster Weise gefeiert wurde, ist ersichtlich aus einem Ausspruch des greisen Bischofs MacSherry von Port Elizabeth, der in einer Rede in Mariannhill unter anderem sagte: „Ich habe schon vielen Bischofsweihen beigewohnt, aber keine war so würdig und prächtig wie die heutige.“ 

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Friede, Freude, Freiheit

Es ist doch merkwürdig. Wird ein Missionar aus Afrika nach Europa versetzt, so beschleicht allmählich ein solches Heimweh nach dem Süden seine Seele, daß er am liebsten mit dem nächsten Dampfer wieder umkehren möchte. Worin liegt nun der Zauber, den die Mission auf den Missionar ausübt trotz aller Opfer? Es ist die Atmosphäre des Friedens, der Freude und der Freiheit, die den Missionar dort umgibt.

Ta Friede, Freude, Freiheit, diese drei freundlichen Sterne leuchteten auch am Himmel meines jungen Missionslebens.

Die bunten Bilder der langen Reise, der erste Blick in Land und Leben der schwarzen Leute, alle diese aufregenden Sensationen verebbten langsam. Es wurde immer stiller in mir und um mich. Ein tiefer Friede wob seine blauen Schleier um meine einsame Hütte.

Ich war der einzige weiße Mann auf der Missionsstation. Kein Bruder neben mir. Nur fünf Schwestern gingen täglich treu und gewissenhaft den stillen Weg ihrer Pflicht. Es waren hochbetagte, vielverdiente Veteraninnen der Mission. Schwestern Edmunda schwang den Kochlöffel am Herd, Schwestern Pudentiana wartete die Gemüse und Kräuter im Garten, Schwestern Huberta lehrte die Kinder in der Schule, Schwestern Urbana saß jeden Morgen wie ein Feldherr auf ihrem Schimmel und befehligte das kleine Heer der Arbeiter, ritt auf der Farm umher und überwachte die Arbeiten in Hof und Feld, und Schwestern Sebastiana, die Oberin der Station, sorgte für blendend weiße Wäsche in der Sakristei, war eine Mutter den Kranken und Krüppeln und pflegte die Blumen um den Tabernakel des Herrn. Kein Zank, kein Streit, keine aufregende Tagespresse, nicht Hass noch Heze störten unseren Frieden. Keine Wetterwolken drohten am Himmel, aber eine freundliche Sonne lachte Tag für Tag hernieder aus unermesslicher Blüte und verklärte unser schlichtes Leben der Arbeit und des Gebetes.

Die Tagesordnung war rein klösterlich. Um 4.30 Uhr weckte uns das Läuten der Glocke aus dem Schlummer. Um 4.45 Uhr fanden wir uns ein in der Kapelle zum Morgengebet. Die erste halbe Stunde des Tages versenkten wir unseren Geist in die ewigen Wahrheiten Gottes in der Betrachtung und schöpften daraus Licht und Kraft und Seligkeit. Um 5.20 Uhr kamen auch die Kinder in die Kirche und die hl. Messe begann. Während der Priester am Altare die hl. Ceremonien vollzog, sang und betete die schwarze Jugend in den wohlklingenden Lauten der Zulusprache.

Nach der hl. Messe bekam jedes Kind einen großen Schöpfkloß Maisbrei in sein Schüsselchen, daß es nur so pfuschte. Dazu ein derbes Stück Brot.

7.30 Uhr. Die Kinder gehen in die Schule. In das helle Lachen der Mädchen mischt sich das lärmende Johlen und Schreien der Buben. Bald hört man die englischen Laute durch die offenen Fenster von kräftigen Kinderstimmen geübt.

10 Uhr Pause. Wie eine losgelassene Meute stürzen die wilden Rangens auf den Fußball. Arme schwingen, Beine fliegen, Augen glühen, Rufe gellen. Gittsam dagegen tanzen die Mädchen singend ihre Reigen.

Mittags dampfen die Schüsseln von Maisbrei oder Bohnen oder Erbsen. Hei, wie die Löffel klirren und die Mäuler dampfen!

1 Uhr. Die Glocke ruft die Kinder und Arbeiter in Feld und Garten. Die Erziehung zur Arbeit ist ja nach der religiösen Unterweisung die wesentlichste Missionsarbeit. Der Adel und Segen der Arbeit muß den Eingeborenen erst zum Bewußtsein kommen durch eigenes Schaffen. Wie schmeckt da die Abendsuppe noch einmal so gut nach frohem, wenn auch ermüdendem Tagewerk.

Nach dem Abendgebet breiten die Kinder unter strengem Stillschweigen in ihren Lehmhütten die Strohmatten und Schlafdecken am Boden aus. Um nächtlichen Himmel aber wacht das „Kreuz des Südens“ und die Sterne ziehen ihren ewigen Reigen.

Mein Tagewerk ist anfangs freilich ermüdend einfach. Da heißt es eben lernen, lernen und wieder lernen. Ich sitze auf einer Bank vor meiner Hütte, die Grammatik der Zulusprache auf dem Schoß. Bis zur Bewußtlosigkeit werden da die Schnalzlaute geübt. Wie im Traum verfolge ich dabei das einfache, aber rege Leben und Treiben auf der Station. Der

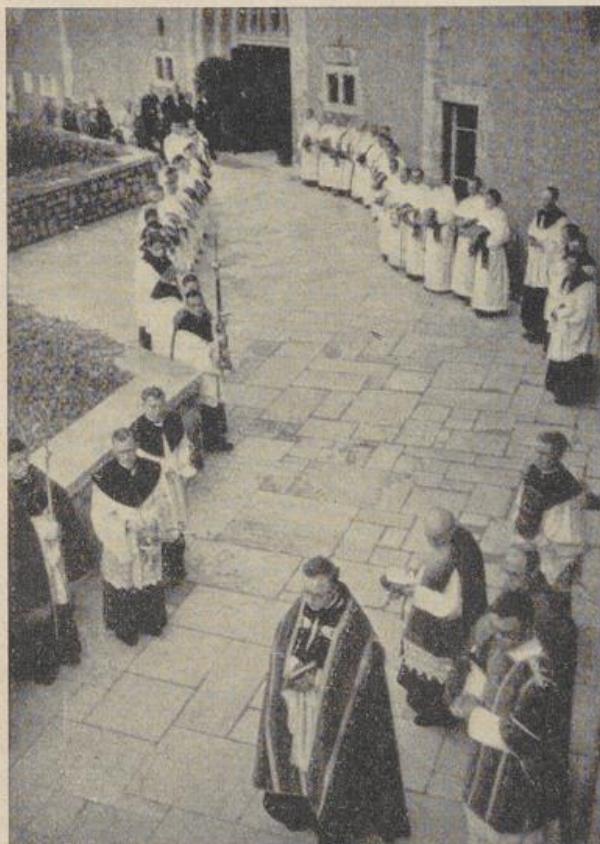
Friede und die Freiheit zaubern auf die Gesichter ein frohes Lächeln und eine helle Lebensfreude schimmert in den glänzenden Augen.

Da ich die Eingeborenen noch nicht beichthören konnte, kam alle vier Wochen ein Nachbarmissionar, um die staubigen Seelen abzuwaschen. Hier und da verlor sich auch ein Engländer auf unsere weltverlorene „Insel der Seligen.“ Da kam ich immer schwer in Verlegenheit. Als Student hatte ich am Gymnasium wohl französisch gelernt, aber nicht englisch. Nun mußte ich aber alle Zeit auf das Studium der Zulusprache verivenden. Nur die notwendigsten englischen Begrüßungsformeln wußte ich.

Da verirrte sich denn auch einmal ein englischer Polizist, der beim Hauptling zu tun gehabt hatte, auf unsere Station. Er überfiel mich mit einem Schwall von Worten und ich hörte zu wie ein Schaf, das eine lateinische Predigt hört. Wenn er etwas fragte, sagte ich einfach: „Yes, Sir“, Ja, mein Herr! Ich dachte, es wird schon stimmen. Aber wie es schien, stimmte es oft nicht. Er merkte, daß ich im Englischen noch auf der ersten Schulbank saß und wollte mir zu Hilfe kommen. „Father“, sagte er, „ich war im Kriege in Deutsch-Ostafrika und habe dabei deutsch gelernt, wir können also deutsch sprechen „Gut“, erwiderte ich aufatmend. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Der Engländer fragte mich wieder etwas. Ich antwortete darauf: „Das weiß ich nicht.“ „So, das tuft du nicht w e i ß e n“, meinte er stolz auf seine Sprachkenntnisse.

„Nein, das tu ich nicht w e i ß e n“, echte ich schmunzelnd. Ich korrigierte ihn höflich und wir fanden, daß es für ihn ebenso schwer war deutsch zu sprechen, wie für mich englisch. So brauchte sich keiner vor dem andern zu schämen.

Ein andermal besuchte uns ein englischer Schulinspektor. Es waren mehrere englisch sprechende Patres zugegen. Man plauderte englisch. Der Schulinspektor war ein richtiger Gentleman, vornehm und höflich. Nach dem Mahle fragte er: „Kann die Sr. Oberin englisch?“ Wir meinten: „Sie ist nicht gewohnt, englisch zu sprechen.“ „Gut“, sagte er, „ich werde mich bei ihr auf deutsch bedanken.“ Nach einiger Zeit kam die Sr. Oberin herein. Der Engländer erhob sich, reichte ihr freundlich die Hand



Mariannhillse Weihenkandidaten
erwarten vor ihrer Seminar Kirche den Bischof
Photo: P. Sirch, Würzburg



Priesterweihe: Mariannhiller Missionare in ihrer Seminar Kirche
durch Se. Exzellenz Bischof Dr. Ehrenfried von Würzburg
Photo: P. Sirc, Würzburg

und sagte salbungsvoll mit einer tiefen Verbeugung: „Sr. Oberin, ich danke Ihnen sehr, ich habe vorzüglich gefressen.“ Wir bissen uns auf die Zähne um nicht loszuplatzen. Der gute Herr hatte in seinem Wörterbuch für das englische Wort „eat“ die zwei deutschen Wörter „Essen“ und „Fressen“ gefunden, aber leider in seiner feierlichen Ansprache das falsche erwischt.

Aber freilich, vielmehr blamieren wir Deutsche uns den Engländern gegenüber, besonders wenn wir eben frisch aus der Heimat kommen. Eines Tages sollte ein Bruder von Pinetown, dem nächsten Bahnhof für Mariannhill, nach Zululand reisen. Er mußte dazu etwa zwei Tage im Zug zu bringen. Das wäre nun nicht schlimm gewesen, aber schlimm war, daß er noch nicht englisch konnte. Er war ja eben erst von Europa gekommen. Wir lösten ihm die Fahrkarte, setzten ihn in ein Abteil und unterrichteten den Zugführer, daß dieser Fahrgäst nicht englisch könne. Im übrigen gaben wir ihm den guten Rat: „Wenn Sie jemand etwas fragt, dann sagen Sie einfach: „No, Sir!“ d. h. nein, mein Herr. In den meisten Fällen wird das stimmen.“ Ja in den meisten Fällen schon, aber nicht in allen und gerade nicht in den wichtigsten. Das sollte sich bald zeigen.

Der Zug pfiff. Die Räder zogen an, der Bruder winkte noch lachend durchs Fenster, die Schienen bogen um die Ecke. Fort war er, unser junger Apostel. Seelenvergnügt guckte er durch die verrosteten Scheiben und sah die Landschaft draußen vorüberfliegen: die Hügel mit den Kaffernhütten, die weite Steppe mit dem Vieh und den nackten schwarzen Hütingen, die wilden Bananen- und Palmstauden, hie und da ein einsames Farmerhaus, bratend in der afrikanischen Sonne. Meile um Meile fraß der rauchende, pfauchende, stampfende Drache.

Von Zeit zu Zeit kam wieder eine andere Abwechslung. Ein Junge ging den Korridor im Zug entlang und rief in jedes Abteil: „newspapers, please, Zeitungen, bitte.“ „No, Sir!“, nein, mein Herr, sagte der Bruder und lächelte freundlich. Der Junge ging wieder. Diesmal hatte es also

gestimmt. Minuten verrannten, ein anderer kam: „Orangen, bitte?“ „No, Sir“, meinte unser Weltbummler und schmunzelte gönnerhaft. Ein neuer Angriff auf den Geldbeutel war siegreich abgewehrt. Aber es kamen noch andere: „Frühstück, bitte!!!“, „Süßigkeiten, bitte“, „Zigaretten, bitte“ usw. Das „No, Sir!“ wirkte Wunder. Geschlagen mußten sich die Feinde zurückziehen, einer nach dem andern. Triumphierend, wie ein siegreicher Feldherr, sonnte sich unser Bruder feudal in seinen Lederpolstern wie ein amerikanischer Millionär, Beine übereinandergeschlagen, den Daumen im Westen-ausschnitt wie ein Petroleumkönig.

„Marizburg!“ schwirrten die Stimmen der Reisenden durcheinander. Mit lautem Gefnarre fuhr der Zug ein in die Bahnhofshalle der großen, afrikanischen Stadt. Die Maschine wurde hier gewechselt, leider auch der Zugführer. Dommirrotter, das könnte aber fatal werden! Eine halbe Stunde Aufenthalt. Leute steigen aus, neue steigen ein. Draußen auf dem Bahnsteig steigt der berühmte Kochlöffel hoch und schon wieder geht es hinaus aus dem Häusermeer der Stadt in die öde Landschaft der afrikanischen Steppe. Jetzt kommt aber das Unglück.

Der neue Schaffner betritt den Wagen. Beine und Hals im Flamingo-Stil. „Morning, ladies and gentlemen!“ Morgen, meine Damen und Herrn, grüßt er höflich nach allen Seiten, „die Fahrkarten bitte.“ Der Bruder wird rot. Was mag der lange Engländer wohl meinen? Der unheimliche Gast kommt näher und näher. Der Bruder fängt an zu schwitzen. Der Beamte kommt zum Bruder. „Tiket, please!“ Fahrkarte, bitte. Der überraschte Fahrgäst fährt zusammen. Die Posaunen des Gerichtes? Gott sei dank, noch nicht. „Tiket, please“ wiederholt der Engländer etwas steifer. Nun setzt sich aber unser Bruder in Positur und antwortet in glänzendem Englisch: „No, Sir!“ Der Beamte ist verduzt. Es entspinnt sich ein harter Zweikampf. „Haben Sie keine Fahrkarte?“ „No, Sir!“ „Woher kommen Sie denn?“ „No, Sir.“ „Wo fahren Sie denn hin?“ „No, Sir.“ „Aber Sie werden doch irgendwohin fahren wollen?“ „No, Sir.“ „Welche Sprache sprechen Sie denn?“ „No, Sir.“ „Sprechen Sie überhaupt eine Sprache?“ „No, Sir.“

Eine Lachbombe platzt. Ein deutscher Farmer war auch in Marizburg eingestiegen. Er wußte natürlich nicht, daß ein Landsmann mit ihm im Zuge saß, aber der zwerchfellerschütternde Disput hatte ihn aufgeklärt. Als er seine Tränen getrocknet hatte und wieder Luft bekam klärte er das Mißverständnis auf, wurde seinem Landsmann ein lieber Gesellschafter und geleitete ihn sicher ans Ziel.

Wie oft mag es uns Missionaren ebenso ergangen sein. Aber der Engländer ist viel zu vornehm, als daß er einen auslachen würde. Friede, Freude, Freiheit in der Mission auch im Verkehr mit den Weißen. Freilich diese Sprachschwierigkeiten werden jeden Tag geringer. Wenn man diese fremden Laute täglich um sich schwirren hört, und die ganze Geschäfts-Korrespondenz englisch geführt werden muß, sind diese Schwierigkeiten bei einem Fleiß bald überwunden. Also die fremden Sprachen brauchen keinen schrecken, der Missionar werden will. Nur muß er die Demut haben anfangs die Blamagen einzustecken.

Ich belehrte einmal einen jungen Missionar über diesen Punkt und meinte: „Man muß so demütig werden, daß man nicht mehr rot wird vor Scham, wenn man sich blamiert in der Sprache.“ „Aber das grenzt dann schon an Unverschämtheit“, grosszte der.



Rosenkranzandacht

Es gab wohl manchmal Mißverständnisse durch diese Sprachverwirrung, aber auch viel Anlaß zur Heiterkeit. Es störte nicht den Frieden, förderte aber oft die Fröhlichkeit. Je mehr die Sprachkenntnisse wuchsen, desto freier und heimischer fühlte man sich in diesem fremden Lande. So wuchs allmählich um den Missionar eine Atmosphäre des Friedens, der Freude und der Freiheit, der Zauber des Missionslebens. (Forts. folgt)



Ein Kind Gottes, das des eigenen Friedens froh werden will, wird sich nimmer die Ohren zuhalten, damit es nicht die Hilferufe der armen Heiden hören und helfen müsse. Möchte der Heiland doch keine Seele finden, die durch unsere Gleichgültigkeit und Gefühlslosigkeit den ewigen Frieden nicht finden konnte!

Zeige uns dein Reich!

46.

Regnum-Christi-Gebet

3.

„Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen Deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das heilige Feuer der Liebe zu unserem König Jesus Christus und der Glorie seines Reiches ohne Ende!“

Wohl ein besonders passendes Gebet zur zwölften Feier des Christkönigfestes im gegenwärtigen Monate! Das heilige Feuer der Liebe zu unserem glorreichen König flamme in allen Herzen auf und brenne für immer in ihnen fort! Christus zeige uns einen Strahl der unermesslichen Herrlichkeit seines Reiches, und wir werden mit hinreißender Bewunderung und Sehnsucht nach diesem Reiche erfüllt werden. Das allein bedeutete schon einen gewaltigen Umschwung zum Besseren und beinahe volle Gesundung von der Todeskrankheit unserer Tage . . .

Allerdings, nur Einer bringt uns das lebendige, heilige Feuer der wahren Liebe zu Christus und seinem Reiche: der Heilige Geist! Er allein kann uns die Liebenswürdigkeit Christi und die Größe und Schönheit seines Reiches zeigen und zum ergreifenden Erlebnis unserer Seele machen. Darum unsere vereinten Bitten! Derselbe Heilige Geist lehrt uns auch die würdigste Dauerfeier des Christkönigfestes: daß alle Völker mit allen ihren Kräften und Fähigkeiten und neuzeitlichen Einrichtungen ihrem Herrn und König huldigen und sich begeistert in den Dienst seines Reiches stellen!

Das gilt nebst allen Kunstfertigkeiten, nächst Film und Sender vor allem auch der Presse! Ihr Einfluß wächst jeden Tag allenthalben, auch in den Missionsländern, zumal in ganz Asien und Afrika! Bald sieht die ganze Menschheit — und denkt und handelt wie ihre Presse! — Man begreift den Sinn und Zweck eines allgemeinen Regnum-Christi-Organes und wir schließen hier am besten mit der großen Bitte an den Heiligen Geist im obigen Gebetsabschnitt: „Den Mitarbeitern am „Regnum Christi“ verleihe vorzüglich die Gaben der Weisheit und des Verstandes, des Rates und der Stärke! Und in den Lesern mehre die Wissenschaft, Frömmigkeit und heilige Gottesfurcht! Amen.“



„Es gab Riesen auf der Erde in jenen Tagen . . . Gewaltmenschen, berühmt von altersher“ Gen. 6,4

Von P. Odo Ripp CMM.

(Schluß)

Zulu oder Komfiha, den Sohn des Nogandaha, finden wir zuerst am Hofe des Nomo, eines Qwaba-Königs etwa um das Jahr 1800. Die Namenshäupter saßen gerade mit ihrem Herrscher bei einer Ratsversammlung. Unterdessen machten die Kraaljungfern (Harem) des Königs einen Ausflug auf einen nahen Berg, um dort Lsbendle zu pflücken, eine Art Primelblume, aus deren samtigen Blättern man die Lendenhürze flocht. Nichtsahnend schlug nun Komfiha mit einigen Spießgesellen denselben Weg ein. Dies war ein fataler Schritt, der mit Todesstrafe belegt war. Einige Männer aus der Ratsversammlung erkannten die Burschen, und ein übereifriger Hüter der Väterstube beschuldigte Komfiha mit seinen Komplizen einer schlechten Absicht und wollte ihn in der Nähe der Unnahbaren gesehen haben. Nomo, der ein Wüterich war, verhängte sofort die Todesstrafe. Sobald Komfiha die Lunte roch, suchte er mit seinen Genossen das Heil in der Flucht.

Wohin verschlug sie nun ihr Schicksal? Schon war Tschaka ein berühmter Herrscher in Zululand, und so lenkten sie ihre Schritte zur Residenz dieses kriegerischen Königs in der Hoffnung, dort ein weites Feld für die Befriedigung ihres Tatendranges zu finden. Derselbe hielt sich eben in seinem Bulawaho-Kraal auf. Als die Flüchtlinge in dessen Nähe kamen befiel sie große Angst, hielten Beratung, wer aus ihnen den König begrüßen sollte. Die Begleiter Komfihas gingen etwas abseits, flüsterten sich etwas ins Ohr. Nach ihrer Rückkehr sagte einer zu ihm: „Du Komfiha, wundere dich nicht, wir kamen überein, dir die Rolle der Begrüßung Tschakas zu überlassen. Wir sind Kinder aus dem gemeinen Volke, während dein Vater Nogandaha ein berühmter ist.“

So erklärte er sich bereit, diesen heiligen Auftrag aus-



R. P. Reginald, unser Generaloberer
und Bischof Ignatius Arnoz von Bulawaho
photo: Sauerland, Riedegg

zuführen. Der gefürchtete König hielt eben eine Ratsversammlung ab, saß auf einem kleinen Thron, der mit einer Binsenmatte belegt war. Etwa abseits stehend hub nun Komfiha an die Lobeshymne Tschakas zu deflamieren und schloß mit den Worten: „Du bist der Himmel.“ Kaum war das Lied verklungen, sandte der Herrscher einen Diener, sich nach den Ankömmlingen zu erkundigen. „König, wir sind Leute von der Divabesippe“ und in erhöhtem Tone stimmte Komfiha die Lobpreisung Tschakas an. Darauf erging der Befehl, die Flüchtlinge möchten sich ihm nähern. Auf die Frage: „Du Bursche, wessen Sohn bist du?“ erwiderte der Wotführer: „Ich bin der Sohn des Nogandaha vom Newanestamm, o Erlauchter.“ „Wohin führt dich dein Weg?“ „Wir sind gekommen, in deinen Dienst zu treten; wir sind in Acht und Bann erklärzt.“ „So komm heran in meine Nähe.“ Tschaka tippte ihm nun mit den Fingerspitzen auf den Kopf, was dem Ankömmling kein geringes Grausen verursachte. Alsdann schlug er ihm mit der vollen Hand auf das Haupt mit den Worten: „Wenn du dich bei uns fürchtest und nicht tapfer kämpfest, so wird dein Fleisch d. h. Ration in den Wassertopf getaucht.“ Dies war nämlich die größte Be schämung für feige Krieger. „Du wirst mein Vertrauensmann sein, denn du bist von unserm Volke. Wir sind gleichen Ursprungs. Wir sind Almatung was gleich wie ihr.“ Der König rief frohlockend aus: „Zuchthe, Zuluvolk, nimm ihn freundlich auf. Heute bin ich Vater geworden.“ Die ganze Versammlung rief laut: „Bahede, Majestät“, um den König zu beglückwünschen. Ein Diener des Königs nahm dann die Ankömmlinge in seine Obhut, um sie mit allem zu versorgen.

Schon nach einigen Tagen ließ Tschaka den Sohn des Nogandaha zu sich bescheiden und fragte ihn: „Du, Komfiha, welche von deinen Leuten sind in ihrer Heimat zurückgeblieben?“ Er nannte den Situnga und seinen Bruder Magutshiva. „Gut, Komfiha, hole diese beiden hierher. Nach deiner Rückkehr werde ich euch einen Bauplatz anweisen. Wenn euer Haus eingerichtet ist, kannst du einen Verwalter aufstellen, während du an meinem Hofe Dienst nehmen wirst und das Amt eines Poliermeisters meiner Hütte zu versorgen hast.“ Situnga, der damals etwas kränklich war, wurde als Verwalter der neuen Kraalstätte aufgestellt. Als Komfiha in sein Amt eingeführt wurde, ließ der König hundert Kinder schlachten, zeichnete ihn mit einem Titel aus und bestellte ihn als Anführer eines Truppenteiles.

Tschaka, der nimmermüde Kriegsheld, den es stets nach Blut und Beute gelüstete, erkannte an der Statur des Komfiha, daß er an ihm ein tüchtiges Werkzeug seiner Mordpläne haben würde. So stellte er ihm alsbald die Frage: „Du Komfiha, hast du wohl den Mut, in deine Heimat zu den Divabeleuten zu gehen, um dort zu räubern?“ „Majestät, das kann ich freilich.“ „So ziehe aus, begib dich auf das Gehöft des Mbangambi und treibe mir dessen Ochsenherde zu.“ Alsobald brach der Haudegen mit seinem Begleiter auf. Unterwegs wurde der Mordplan besprochen. Der Überfall geschah in der Nacht. „Ich“, meinte Komfiha, „stoße die Seitenwand der Hütten ein, während du am Türeingang Wache stehst. Stich den ersten, der herauskommt, nieder.“ Das war so Brauch bei diesen Raubüberfällen. Während nämlich das erste Opfer mit Stöhnen und Wehklagen endete, suchten die andern Überlebenden durch Flucht sich zu retten. Der selbe Vorgang wurde bei jeder Hütte, die halbkreisförmig um die Ochsenpferche gebaut waren, wiederholt. Nachher zogen die Räuber mit der Viehherde davon. Tschaka feierte bei ihrer Rückkehr ein großes Fest und bejubelte seine Helden, die natürlich dafür reichlich beschenkt



Bischofsweihe in Leitmeritz

Von links nach rechts: Dr. Johann Remiger, Weihbischof, Prag; Dr. Ignatius Arnoz, Bischof v. Bulawayo; Dr. Anton Alois Weber, Konsekrator, Bischof der Diözese Leitmeritz; Dr. Anton Eltschekner, Weihbischof, Prag

Photo: S. Häusler, Leitmeritz

wurden. Dies Räubern und Morden war die gewöhnliche Beschäftigung Komfihas in Friedenszeiten. Natürlich stellte er seinen Mann besonders in Kriegszeiten. An allen Feldzügen, mit denen Tschaka seine Nachbarönige bekriegte, nahm Komfiha einen rühmlichen Anteil. Wo er kämpfte fielen durch seine Waffen mehr Feinde als durch den Speer irgend eines Kriegers. Blindlings stürzte er sich in das Kampfgewühl und mähte seine Gegner nieder.

Tschaka, der stolze und herrschsüchtige Thron, konnte keinen Nebenbuhler im Lande dulden. Sobald er von einem König hörte, der viele Krieger, eine große Viehherde oder einen ansehnlichen Harem besaß, kündete er ihm den Krieg an. Einen besonders mächtigen Gegner hatte er an dem mächtigen Zwide, dem König des Ndwandweststammes. Es wurde nun im Kriegsrat ein Plan ausgehäkelt, wie diesem Gewaltigen beizukommen sei und wer den Mut hätte, demselben zu begegnen. Im Beisein all seiner Recken steckte Tschaka mitten auf dem Hofe seinen Speer in die Erde mit der Herausforderung: „Ihr Helden, wer immer die Kühnheit hat, diesen Speer herauszuziehen, dessen Heldenmut soll dem des Tschaka gleichen, als er noch im Dienste des Dingisivaho, des Königs vom Mietwastamme stand, und alle seine Preisnamen von damals sollen diesem Helden zuerteilt werden.“ Alle Haudegen waren wie von Furcht und Schrecken gebannt, ein solches Wagnis auszuführen. Tschaka, der sich indessen auf seinem Sitz niedergeließ, herrschte nun seine Männer an: „Wie werdet ihr da im Gefechte die Feinde durchbohren, wenn ihr nicht den Mut habt, diesen Speer aus dem Boden zu ziehen.“ Auch Komfiha verhielt sich ruhig, während weiter vom Kriegshandwerk geredet wurde. Als dann sagte Tschaka: „Wie, Komfiha, du schweigst? Ist dieser Feldzug wohl

von einem guten Ausgang begleitet, wenn du dazu schweigst? Wenn du nichts dazu zu sagen hast, kann es geschehen, daß dieser Feldzug fehl gehe, oder er müßte auf andere Weise durch Lustral-Wasser (heidnische Medizinen) Erfolg haben.

Als dann erhob sich Komfiya, spießte seine Lanze in den Boden, sprang auf die Tschakas hin, zog sie aus der Erde und rief: „Die Preisnamen, die auf sie gesetzt wurden, gehören mir. Ich rufe zum Zweikampf auf den Helden Mbundiwana, den Sohn des Menziwa, bevor er mit seinem Speere ausholt, werde ich die Feinde niederschlagen. Ich fordere den Helden Magaju heraus, bevor er einen Streich tut, werden meine Gegner bauern. Auch den Helden Sigivebana, den Sohn des Mudli, fordere ich in die Arena. Bevor er seine Lanze in Blut taucht, werde ich viele niederschlagen. König, wenn einer dieser drei Kämpfen eher Feinde tötet, und ich Zulu erst an vierter Stelle käme, so will ich durch die Hand Seiner Majestät sterben.“ „Wie, Komfiya, so fordernst du auch mich auf zum Zweikampf, da du sagst, du wollest durch meine Hand getötet werden?“ fragte Tschaka. Komfiya erwiderte: „Alle drei Kämpfen mögen sich gegen mich stellen, ja, das ganze Zuluheer. Ihre Körper werden mit Wunden bedeckt werden. Meine Wunden werden vorne auf der Brust sein. Sollte das Heer zurückweichen, so will ich es durch meinen Rücken voller Wunden decken.“ „Recht so, Komfiya“, sagte der König, „wir werden davon hören, wenn mein Heer von diesem Feldzug heimkehrt.“ Der Herrscher gab dann hundert schwarze Ochsen zur Speisung seiner Krieger. Doch Komfiya erhob Einspruch und sagte: „O König, du fürchtest dich vor dem Zivide, von welchen Kindern wirst du zehren, wenn er uns besiegt? Bitte, schone doch ihrer und schlachte sie erst, wenn wir aus dem Feldzug zurückkehren.“



Inneres der Bischofskirche von Bulawayo
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

Worauf Tschaka: „Du Sohn des Nogandaya, habe ich dir nicht schon längst gesagt: „Sage deine Meinung über diesen Krieg und fordere mich zum Zweikampf.“ „König, ohne selbst in den Krieg zu ziehen, befrage die Wahrsager zu Hause über den Verlauf dieses Feldzuges.“ „Nun, Komfiya“, sagte der Herrscher, „weil du es sagst, man solle die Kinder nicht schlachten, so sei dem also. Doch ist mir die Sache noch

nicht klar. Darum gehet in die Hütte der Nandi, meiner Mutter, dort befindet sich das „Intelezi hempe“ (eine Art heidnisches Weihwasser). Beratet euch dort über diesen Feldzug.“

Während die Hauptleute zum Nandikraal gingen, musterte Tschaka seine tapfersten Krieger, gab den Dienern den Befehl: „Nehmt die Guter der Kinder aus den Köpfen, bringt sie zur Nandi, wo meine Kämpfen versammelt sind. Auch Metfrüge schafft dort hin zu ihrer Stärkung. Nach beendetem Schmaus wurde die feierliche Kriegshymne angestimmt und der Rückzug zur königlichen Residenz angetreten. Xiwana, der Heerführer, trat vor den König und sagte: „Komfiha führt noch immer dieselbe Sprache.“ „Recht so, Sohn des Nogandaha“, belobigte ihn der König. Auf den Befehl zu schweigen, begaben sich alle zum Vieh kraal, wo der gemeine Troß des Heeres versammelt war. Der Herrscher gab nun seine letzte Parole aus: „Höret es wohl, meine Krieger, heute werden wir den Kisi-krieg führen. Rufet allesamt „Kisi“, doch wiederholt das Wort nicht zum zweitenmal. Wenn einer im Schlachtgetümmel nicht „Kisi“ ruft, den stechet nieder, denn es ist keiner von uns. An dieser Parole werdet ihr einander kennen. Das ist mein letztes Wort, meine Krieger.“ Er verzieh alsdann dem Komfiha seine Herausforderung und schloß mit den Worten: „Wenn jemand behauptet, ich töte ihn, ohne gefehlt zu haben, der ist mir nicht lieb. Das ist für heute mein Wille.“ Dies galt als eine Mahnung, daß alle sich tapfer schlagen sollten, um seiner Liebe würdig zu werden. Alle möchten heil und gesund aus dem Kriege heimkehren.

In diesem Feldzuge erntete Komfiha reichliche Lorbeeren, erhielt viele Lobesitel und der Feind wurde in die Flucht geschlagen. Er allein schlug sich mit einem ganzen Truppenteil und mähte seine Gegner nieder. Dafür erhielt er den Titel: „Er, der sich aussteckt sein Feld und es auch selbst bebaut.“ Dies ist ein finnbildlicher Ausdruck, welcher besagen will, daß er das sich gesteckte Ziel, seine Feinde zu erlegen, gründlich erreicht hatte. Nach der siegreichen Rückkehr veranstaltete Tschaka ein großes Turnier. Einer der besten Kämpfen sollte sich mit Komfiha im Zweikampf messen. Mbundlwana wurde dazu erkoren. Behn Kinder waren dem Sieger zugesprochen. Allein Mbundlwana rief dem König zu: „O Vogel, vor andere Vögel aufzehrt, es findet sich keiner, der mit Komfiha die Klinge zu kreuzen wagt.“ Darauf der König: „Da Komfiha, nimm du die Ochsen.“

Eines Tages, da der blutlüsterne Tschaka mit seinem Stamme wieder einen Kriegsrat abhielt, fragte er: „Ist der Magcansa anwesend?“ „Be findet sich der Mbeivu hier?“ Die Versammlung sagte: „Ja, Hochedler!“ „Faß sie und macht ihnen den Gar aus“, lautete der Befehl des Königs. Es erhob sich Komfiha und legte Verwahrung ein. Der Wüterich schaute ihn an und frug: „Nun, Komfiha, was hast du zu entgegnen?“ „O König“, hub er an, „wozu sollte ich nach Zululand gekommen sein? Sollen etwa die Leute sagen, daß die, mit welchen ich von der Divabesippe hierher kam, getötet wurden? Für was habe ich so treue Dienste geleistet? Habe ich nicht ihretwegen Kriegsdienste geleistet?“ Magcansa war nämlich sein Bruder. Worauf Tschaka erwiderte: „Du hast gesprochen, sehe dich, Komfiha, sie sollen am Leben bleiben.“ Aus dem ganzen Rate erschollen Worte des Dankes. „Das ist recht, Hochherhabener.“ „Also nimm sie auf“, sagte der König, „besprenge sie mit Galle (von Ziegen), der Himmel hätte sie beinahe versengt, d. h. erschlagen.“ Die beiden Burschen zitterten am ganzen Leib bis sie nach Hause kamen.

Selbst in Friedenszeiten ließ es diesem Draufgänger keine Ruhe zu Hause. Zuweilen war er verschollen. Der König fragte nach ihm und niemand wußte um seinen Aufenthalt, bis er dann plötzlich auftauchte und zwar mit einer geraubten Viehherde. Bei seinem Einzug ins königliche Revier stimmte er dann die Preissnamen aller verstorbenen Zulukönige an. Tschaka, dem dieses Raubwesen gefiel, lachte hell auf, als er seinen Händen wieder zu Gesicht bekam. Ledesmal fiel dem Komfiha ein beträchtlicher Anteil seiner Beute zu. Auf diese Weise wurde er ein reicher Mann und konnte sich immer mehr Weiber verschaffen. Mit seinem alten Komplizen Situnga, dessen Schwester er zur Frau hatte, lebte er in guter Freundschaft. Wenn dieser auf dessen Gehöft „Ntshasem“ kam, fragte er dessen Weiber: „So, gibt es was zu essen?“ „O Mann von der Sishippe, wir sind hungrig“, d. h. es ist nichts zum Beißen da. „Dann gebt mir geronnene Milch.“ Säuberlich leerte er die Krüge, ließ dann das Vieh von der Weide kommen und befahl einen Ochsen zu schlachten. So hielt er fröhlichen Schmaus mit den Kraalsassen seines Schwagers Komfiha. Stillschweigend ließ dieser ihn gewähren. „Was hätte dieser auch tun sollen, wenn sein Freund Situnga sich solches erlaubte“, meint die Chronik.

Komfiha spielte in allen Kriegen Tschakas eine Hauptrolle. Auf allen Streifzügen nach Pondoland im Süden bis nach Rhodesia, Kwa Mzilikazi im Norden war er dabei, hat unzählige Hiebe und Wunden geschlagen. Dafür erhielt er eine Unmenge Lobestitel, die wohl zwei Seiten ausfüllen würden.

Nachdem dann Tschaka im Jahre 1828 von Mbopo meuchlings ermordet wurde, entstanden unter seinen Brüdern und Nachfolgern Dingana und Mpande Streitigkeiten, die sich die Buren und Engländer zu Nutzen machten. Mpande hielt es mit den Buren. Letztere sollten ihm behilflich sein, den Komfiha einzufangen. Doch entkam dieser mit seinem Freunde Situnga und sie suchten Schutz in Natal, woraus die Engländer die Buren vertrieben hatten. Auf seiner Flucht nahm sie Wohlo Mr. Ogle, dessen Nachkommen in unseren Missionen bekannt sind, auf und gab ihnen einen Platz unweit Umtzinto. Doch später, etwa 1843, erhielt Komfiha und Situnga von Somsewu Mr. Shepstone, der Gouverneur in Natal war, die Erlaubnis, sich weiter landeinwärts zu begeben, nämlich am Umlomazital verlebte der alte Kämpfe seinen letzten Lebensabschnitt in Ruhe und Frieden. Wie in den Tagen Salomons Israel und Juda furchtlos ein jeder unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum wohnte (3 Reg. 4,25), so konnten die von seinen Tyrannen gehezten Völker friedlich ausruhen im Schatten der Mimosa-Bäume, die reichlich in diesen Talgründen wachsen. Komfihas Gehöft hatte 45 Hütten mit ebensovielen Weibern. Als um das Jahr 1870 das Christentum von Springvale, einer anglikanischen Mission, nach dem Umlomazital verbreitete, ließ er seinen Leuten die Freiheit, sich zu bekehren. Wie Stephan, sein Enkel, sagt, gab er die Mahnung, sie sollten dem Umlomazital, dem Christengott, mit derselben Treue und Hingebung dienen, die er seinem König Tschaka bewiesen habe. Er selbst jedoch verschloß sich dem himmlischen Lichte und zog es vor, seinem vermeintlichen Gott Tschaka ins Reich der Unterwelt zu folgen. Er starb hochbetagt und verlor auch sein Augenlicht in den letzten Jahren. An seinem Leibe trug er viele Schrammen und Narben als Kennzeichen seiner kriegerischen Laufbahn und seines wilden Draufgängertums. Dort drüben am Umlomazital befindet sich seine Grabstätte, dort erwartet er den Posaunen-



Eingeborene der Mission Bulawayo
Photo: P. Kammerlechner, Bulawayo

schall des Engels. Möge der ewige Richter ihm ein gnädiges Urteil sprechen. Es kann ja sein, daß seiner Seele vor ihrem Hinscheiden noch ein Lichtstrahl der Gnade geleuchtet hat. Einem Sohn seines Freundes Situnga, Sishi, ward solches Glück zuteil. Als 100-Jähriger verschied er vorigen Jahres mit der Taufgnade. Eine Urenkelin des Komfiha, des Sohnes des Nogandaha, wirkt als Lehrerin der hiesigen St. Bernards-Schule.

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.M. †

(Fortsetzung)

Katholisches Denken und Handeln

Mitte 1932 wünschte der Hochvst. Herr Bischof von einem Mitglied der Mariannhiller Kongregation, daß er für eine unbekümmerte Zeit neu aus Deutschland angekommenen Missionaren einer anderen Kongregation behilflich sein möchte betreffs Erlernung der Zulusprache, der Gebräuche der Eingeborenen und dergl. Er möge es sich überlegen, ob er gewillt sei und die nötige Kraft habe es zu tun, denn der Platz, wo er hin soll, sei arm. Es ist Mangel an allem, weil eine Neugründung. Der Betreffende hatte gerade die Strapazen und Entbehrungen einer Neugründung hinter sich und wurde infolge von Überarbeitung frank und war auf Befehl des Arztes für sechs Monate in den Ferien, in der Nähe des Meeres.

Er schrieb nun — es handelt sich um einen Bruder — an seinen frü-

heren Rektor, P. Apollinaris, und holte sich Rat. Die kurze Antwort lautete: „Wenn der Hochwst. Herr Bischof wünscht, daß Sie zu den N. N. gehen, so würde ich an Ihrer Stelle gehen, falls die Ordensoberen es Ihnen nicht verbieten. Es kann uns gleich sein, wo wir für Gott und die hl. Kirche arbeiten. Wir müssen katholisch denken und handeln. Das Übrige liegt in der Hand Gottes, der alles leitet . . . Das ist meine Meinung. Tun wir alles, was zur Ehre Gottes gereicht und zum Heile der Seelen. Wenn wir zum Sterben kommen, werden wir uns freuen, wenn wir getan haben was wir konnten. Im Jenseits wird nicht gefragt werden ob wir Jesuiten oder Franziskanern geholfen haben, oder nur Mariannhillern, sondern ob wir alles getan haben, was wir konnten. — Freilich, unsere Mutter Mariannhill dürfen wir nicht an den letzten Platz setzen . . .“

Anfangs Oktober 1935 schrieb P. Apollinaris an einen Bruder, der früher viele Jahre mit ihm gearbeitet hatte, ungefähr Folgendes: „Jetzt mag der Tod kommen. Der Kranz von Schulen und Kapellen im Umkreis von Centocoiv ist jetzt ausgebaut. Gala ist fertig (Schule und zugleich Kapelle). In Mahehle habe ich zehn Äcker Land gekauft von einem eingeborenen Farmer. Auch dort steht bereits die Schule und das Haus des Katecheten fertig da und wurde vom Hochwst. Herrn Bischof eingeweiht.

Die letzte Kapelle mit Schule gegen Reichenau zu, die den Kranz schließt, wurde mit Gottes Hilfe und der treuen Mitarbeit der Brüder auch fertig. Diese Kapelle steht in Ensimbeni bei dem Almakuza-Stamm. Die Leute dort sind, wie Sie wissen, fast alle noch Heiden, wollten aber eine Schule haben. Sie sagten, wenn niemand kommt um uns und unsere Kinder zu unterrichten, so können wir eben nicht aus dem Heidentum herauskommen. Diese Schule in Ensimbeni ist von Bruchsteinen gebaut und mit Blech gedeckt. Die Almakuza, besonders die Männer, haben fleißig mitgeholfen und die Steine mit Ochsen Schlitten zum Bauplatz geschleppt.

Das Bauen in Ensimbeni war mit mehr Schwierigkeiten verbunden als bei irgendeiner anderen Schule, da absolut kein Weg in die Berge führt. Jetzt bau ich keine Schule mehr; diese ist meine letzte. Mein Asthmaleiden wird immer schlimmer. Im Bett zu sein ist für mich eine Qual und das Liegen ein Martyrium. Den größten Teil der Nacht verbringe ich sitzend auf der Veranda zu, den Kopf auf ein Weidentischchen gestützt . . . Jeder Asthmaanfall kann den Tod bringen. Die vom Arzte verordneten Einspritzungen, welche mir P. Gregor und Schw. Alsteria besorgen, geben mir etwas Erleichterung.“

In einem anderen Briefe, datiert vom 10. Oktober 1935, sagt er: „Jetzt hat auch jede Außenkapelle nicht nur einen Altar, sondern auch eine Glocke. Keine Andersgläubige wagen sich mehr im Centocoiver Revier Propaganda für ihre Religionsgenossenschaften zu machen. Alles ist verbarrikadiert mit katholischen Schulen . . . Nun kann der Tod kommen. Ich kann nicht viel mehr tun; meine Kraft ist gebrochen; ich bin eine alte Ruine.“

Noch etwas muß ich Ihnen sagen: Am 17. September wurde die neue Glocke in Ensimbeni aufgestellt. Dieselbe wurde von meiner Schwester Karolina und einigen meiner Verwandten und Bekannten in München gestiftet, resp. das Geld dazu gegeben. Sie wurde in Karpfenberg, Steiermark, gegossen.

Sie wissen, daß ich ungemein gerne eine geweihte Glocke läute. Doch diese letzte in Ensimbeni werde ich nicht läuten, und ich habe ein Vorgefühl,



Missionare des Apostol. Vicariates von Bulawayo
Photo: Mariannhiller Mission

dass ich Ensimbeni nicht mehr sehen werde. Ich fühle, der Tod ist nicht mehr ferne. Wie Gott will, so ist es recht."

In der Tat, P. Apollinaris hat Ensimbeni nicht mehr besuchen können. Sein Asthma, verbunden mit Schwächeanfällen, ließen das nicht mehr zu. Betreffs seiner Bemerkung im obigen Briefe, dass er das Läuten so ungemein liebe, teilte mir Schw. Huberta, die Oberin von Centocow, mit, dass durch ihn das Donnerstagsläuten am Abend zur Erinnerung an die Todesangst des göttlichen Heilandes, sowie das mittägliche Freitagsläuten zur Erinnerung seines Todes in Centocow eingeführt wurde.

N. B. Dieses Läuten ist nicht allgemein gebräuchlich in Südafrika; auf den meisten unserer Mariannhiller Missionen — wenn nicht auf allen — ist es eingebürgert. Oft besorgte er selbst das Donnerstagsläuten eigenhändig, obwohl andere zugegen waren. Ebenso tat er es bei vielen anderen Gelegenheiten.

Regelung der Hospitalfrage

Unser Hochwst. Herr Bischof baut in Centocow ein Hospital für Ein geborene und auch für Europäer. Dieses war schon längst der sehnlichste Wunsch des P. Apollinaris, seines Stellvertreters und Generalvikars. Am 1. Februar 1936 kam der Bischof, zugleich mit Dr. Walker, dem Distriktsarzt von Bulwer, um sich über dieses Problem zu beraten und den passenden Bauplatz auszuwählen. P. Apollinaris, der stets für eine gute Sache seinen Mann stellte, war für den Bau Feuer und Flamme. Es tat ihm leid, dass er wegen seiner körperlichen Schwäche nicht persönlich Hand anlegen konnte, wie er es in gesunden Tagen bei solchen Gelegenheiten so häufig getan hatte.

Voller Begeisterung ließ er sogleich einen Plan für das Hospital ausarbeiten, bestellte eine Ziegelmaschine, ließ Lehm graben und besorgte die

manigfachen, ermüdenden diesbezüglichen Vorarbeiten. Seine Gespräche drehten sich jetzt größtenteils über die Errichtung des Hospitals und das Gute, welches darin, sobald es dem Betriebe übergehen werde, für seine Eingeborenen getan würde.

Leider erlebte er nicht einmal mehr den Anfang des Baues. Noch bevor der an die Regierung eingeschickte Plan zur Durchsicht und Genehmigung zurückkam, ereilte ihn der Tod. Einige Wochen nach seinem Tode nämlich kam die Genehmigung des Bauplanes, der von Br. Marzellus CMM. ausgearbeitet wurde. Br. Eduard als Bauleiter arbeitete mit vier Eingeborenen an den Fundamenten, Br. Guitbert CMM. machte die Ziegel. Am Sonntag, den 23. August 1936 fand durch unsern Bischof die feierliche Grundsteinlegung statt. Das Hospital ist dem hl. Apollinaris geweiht, weil der am 28. April 1936 verstorbene Rektor, P. Apollinaris, sich die größte Mühe gab, diesen Bau in Gang zu bringen, dessen Vollendung und Benützung er nun vom Himmel aus sehen wird.

Am 22. September 1936 begab ich mich nach Centocow zwecks näheren Materials für vorliegende Arbeit. Ich besuchte auch wiederholt den Neubau des Hospitals und ließ mir die diesbezüglichen Pläne vorlegen, wozu mir Br. Gallus, der jetzige Bauleiter, die entsprechenden Erläuterungen gab. Der ganze Bau hat eine Länge von 167 Fuß und eine Breite von 90 Fuß. Er gewährt den Anblick eines modernen Ziegelbaues. Unter der Küche befinden sich die Waschküche und die Nebenräume. In der Mitte rechts das Sprech- mit Vorzimmer, links das der Matrone mit Vorzimmer; dann rechts Krankensaal mit zehn Betten, zwei einzelne Zimmer und durch eine Flur abgetrennt wieder zwei einzelne Zimmer; letztere für Europäer; links Krankensaal für zehn Betten (Frauenabteilung, während rechts für die männlichen Patienten), nebst ebensovielen Zimmern wie rechts; längs des Vorbaues, sowohl vorne wie rückwärts, ist eine Veranda. In der Querflur rechts befinden sich die Apotheke, Operations-, Geburts- und Sterilisationszimmer; links ein Badezimmer, ein einzelnes Zimmer und die Kapelle. Andere Badezellen mit Zubehör sind abgesondert gebaut.

An der Grundmauer von massiven Bausteinen aufgeführt, die sich vorne bis zu einer Höhe von zwei Metern erheben, kann man ganz an der Ecke eine zwei Fuß lange und einen Fuß breite bei etwa ein Fuß Höhe Steinplatte ersehen, auf welcher an der Längsseite folgende Inschrift angebracht ist: † St. Apollinaris; an der Schmalseite: A + D 1936.

Zod des P. Apollinaris

Am 28. April 1936 ist der Hochw. P. Apollinaris, Rektor von Centocow, Distrikts-Superior und Provikar um 6.30 Uhr abends plötzlich an einem Schlaganfall, aber nicht unvorbereitet gestorben. Es konnten ihm noch die hl. Sterbesakramente erteilt werden.

Früh um 7 Uhr zelebrierte er noch die hl. Messe, wobei er eine wilde Ehe in Ordnung brachte. Es war seine letzte. Außer dem Brautpaar und den Ministranten wohnten derselben nur Schw. Asteria und Br. Gerold bei. Hätten die Pfarrkinder gewußt, daß es die letzte hl. Messe ihres geliebten Baba ist, so wären sie zahlreicher erschienen als bei einer Primiz.

Den ganzen Tag war er, wie gewöhnlich, sehr gut aufgelegt, hatte aber sonderbarer Weise eine gewisse Unruhe, die ihn nicht im Zimmer duldet. Er ging, was er selten tat, auf der Station herum und erkundigte sich nach

allem Möglichen. Er besprach mit seinen Hilfspriestern auch den Bau des Totenhauses im Friedhof (das alte ist vor einigen Jahren niedergebrannt) und machte die Zeichnung dazu. Dieses Totenhaus soll mitten im Friedhof zwischen hohen, schlanken Zypressen und anderen Bäumen gebaut werden, wo im Umkreise desselben ungefähr 4000 Christen in geweihter Erde ruhen. Mitten unter ihnen vor dem großen Kreuze sollte als erster und bis jetzt einziger Priester P. Apollinaris begraben werden. Tausende seiner Herde hat er hier zur Ruhe bestattet und Tausende seiner Schäflein ließ der gute Hirte zurück. Dieses Totenhäuschen soll einfach, aber nett und schön gebaut werden zum Andenken des großen Missionars und Priesters.

Abends um 5 Uhr gab er noch Katechese; er nahm hernach sein Abendessen ein wie gewöhnlich und begab sich zur Veranda, um seinen Rosenkranz zu beten. Da erhielt er den Schlaganfall. Die Hilfspriester und Schwestern Krankenwärterin waren gleich zur Hand und besorgten ihn, aber es dauerte nur ganz kurze Zeit, und alles war mit dem Eintreten des Todes vorüber. —

Am 29. April nachmittags um 4 Uhr war sein Begräbnis. Den ganzen Tag kamen die Leute von Nah und Fern, um ihrem geistigen Vater den Abschiedsgruß zu bieten. Sein Begräbnis war großartig. Dasselbe wurde geleitet vom Hochw. P. Laurentius, dem Obern von Mariannhill, unter Assistenz von P. Paulinus und P. Jakob. Letzterer hielt auch die Trauerrede am Grabe. Von anderen Priestern waren zugegen P. Willibrord, P. Pankrazius, P. Richard, P. Ludger, die beiden Hilfspriester von Centocow, P. Fischer und P. Gregor. Auch Prälat Hochw. Abt Gerard Wolpert kam von Lourdes zum Begräbnis herüber, trotz seiner 80 Jahre. Wie gerne wäre auch ich gekommen, aber leider erfuhr ich erst von seinem Tode gerade zur Zeit seines Begräbnisses. Auch andere, die sicher gekommen wären, haben es der weiten Entfernung und der schlechten Postverbindung wegen zu spät erfahren.

Auch Mr. Eyles, der Magistrat von Bulwer, Dr. Walker, der Distriktsarzt von dort, sowie die Nachbarfarmer gaben ihrem Freunde das letzte Geleite. Br. Alois brachte von St. Isidor eine ganze Lorry-Ladung von lieben Patres und Brüdern und trauerten mit Centocow ob des tragisch-schnellen Ablebens ihres herzensguten Baba.

Etwa 2000 Eingeborene, Katholiken, Protestanten und Heiden, im Umkreise von 15 engl. Meilen eilten herzu zum Begräbnis ihres Vaters. Die Dankbarkeit seiner Kinder zeigte sich besonders dadurch, daß sie viele, viele hl. Messen für seine Seelenruhe lesen ließen. Nicht nur die Brüder- und Schwesterngemeinde, sondern auch die Pfarrkinder besuchten fleißig, besonders an den Sonntagen vor und nach dem Gottesdienst das Grab ihres lieben verstorbenen Seelsorgers. Alle wissen und fühlen es, daß sie an dem hilfsbereiten und opferfreudigen Missionar sehr viel verloren haben. — R. I. P.

Am 22. und 23. September 1936 besuchte auch ich das Grab meines lieben verstorbenen Freundes. Ich fand es vor dem großen Friedhofskreuz, das im Jahre 1914 errichtet wurde. Auf dem schlichten Kreuze fand ich die Aufschrift: P. Apollinaris, geboren am 10. 4. 1873, Profess am 2. 2. 1894, gestorben am 28. 4. 1936. Ganz in seiner Nähe befinden sich die Gräber von drei Brüdern mit folgender Aufschrift: Br. Edward, gestorben 12. 11. 1920, Br. Melchior, gestorben 28. 9. 1923, Br. Vitalis, gestorben 23. 7. 1925. Etwas weiter entfernt im alten Friedhof ruhen noch fünf Brüdern und sechs Schwestern. — R. I. P. (Schluß folgt).

„Hätte ich Dich eher gekannt . . .“

In Afrika ist es. Ein Missionar kniet neben einem sterbenden Neger. Soeben sind die Wasser des Lebens über seine Stirne geflossen. Gerettet zur letzten Stunde. Friedlich und verklärzt liegt er da. Der Priester spricht über das Glück des Himmels, das ihm sein Erlöser am Kreuze verdient hat. Ein letzter Segen — dann ruft drängende Arbeit den Missionar weg. Schon ist er vor der Hütte, da ruft des Sterbenden matte Stimme: „Vater, nenn' mir wieder den Namen dessen, der für mich gestorben.“ „Jesus Christus“, antwortet der Pater. Tränen treten dem Neugetauften in die Augen, rollen über die Wangen, und aus wehem Herzen schluchzt er: „Jesus, hätte ich Dich eher gekannt, wie hätte ich Dich geliebt.“

Das Bettelfreuz

Von Margareta Seemann
Nachdruck verboten! — Verlag Thyrolia, Innsbruck (Schluß)

Eines Tages kommt Rigobert, der sonst keiner aus seinem Freundeskreis ist; als Sohn eines Fabrikdirektors reich begütert, studiert er mehr auf den Befehl des Vaters, als aus eigener Liebe heraus. Viel Begabung, wenig Fleiß, Ideal feines. Er war niemals bange um das Wohler eine Prüfungstage, er ist niemals mit knurrendem Magen in der Vorlesung gesessen, oft aber mit dem Bild eines Mädchens in seiner Hand. Die Bilder wechselten, er liebte das Vorüberfließende, Sprühende, es sollte ihm nichts alltäglich werden.

Heute ist er bei Benno. Er hat zwar einen Bannkreis um das Pfänzchen seines adeligen Namens gezogen, als er über die Schwelle schreitet, hinter der ein proletarisches Menschenkind wohnt; aber er weiß, es ist eines, das Geist hat, und er weiß auch, daß Geist die Leiter ist, auf der Hunderte aus der harten brockigen Erde ihrer Armut aufzuklettern ins Land der Verheißung, in den Reichtum.

Lässig liegt er jetzt in Bennos Stube auf dem Sofa; mit aufglimmendem Interesse spitzt er die Finger einem Bild entgegen, das auf dem Bücherkasten steht. „Na, sag, wer ist denn das?“

Benno errötet. Dass er vergaß, das Bild umzulegen, ehe Rigobert kam! Es ist eine unbeholfene Skizze. Wenn er auch umzugehen weiß mit dem Stift, es fehlt die Routine. Aber eines liegt in den schwarzen Strichen: Seele. Und um dieser Seele willen hält es Rigobert nicht unter seiner Würde, das Ding zu beklopfen. Schon geht er mit zwei langen Schritten der Büchertwand entgegen, hebt die Skizze

herunter. Eine Straße durch den Wald — eine Telegraphenstange, im Gras ein Bursch. Man erkennt nicht viel, bloß einen schmalen Streifen Profil. Aber ein Mädel kommt gegangen; schade, daß man nicht mehr von ihr sieht! Sie verspricht sein zu sein, Rasse zu haben; der möchte er auch begegnen. Eine solche Zyppe ist ihm schon lange nicht untergekommen. Ob die nur in den Wäldern wachsen? Er trommelte mit dem Finger auf das Bild Beataens. Da reißt ihm Benno das Blatt aus den Händen.

„Almico mio, du brennst ja! Warum vergißt du deine Schäze? Läßt gut sein, altes Haus, so ernst nimmt man's nur bei der Ersten —“

Das Purpurgesicht, das den wunderbaren Strich eines reinen Kindes hat, reizt ihn. „Tu dir nur mal nichts zugute wegen eines Verhältnisses —“

Ein Schatten — ein Bischen in der Luft — Bennos Rechte faust dem anderen mittan ins Gesicht.

„Du, sag das noch einmal!“

Der vergißt über Staunen Born und Schmerz. Herrgott, hat das Knäblein Fäuste!

„Ich lasse dieses Mädchen nicht erniedrigen.“

Dann aber ist seine Stimme wieder wie die eines Kindes, das jedes Herz an sich zieht.

„Du sollst noch nicht gehen, Rigobert“, mit ausgebreiteten Armen lehnt sich Benno gegen die Türe. „Tu mir das nicht an daß du so gehst; ich wollte dich nicht belei-

digen; aber, sag selber, wie konnte ich schneller und sicherer abschneiden, was du noch sagen wolltest? Komm lieber, ich erzähle dir."

Da machte der andere kehrt. „Von ihr? Dann meinetwegen. Los! Wo, wann?"

Warm ist sein unberührtes Antlitz, viel bettelnde Liebe läuft in seiner Stimme als sich Rigobert wieder auf das Sofa hinwirft.

Dann klingt die Geschichte von den Sandalen Beatens durch die schmale Stube; und die alte Legende vom Bettelfreuz. Das von der Hilfe des Herrgotts im

nein und drängt doch selber. Ich hab sie satt."

„Rigobert, ich hab dich doch gestern erst unten im Park gesehen, da hast du's noch nicht satt gehabt."

Der andere bläst die blauen Dunststrahlen aus seiner Zigarette an die Decke. „Was willst du, Benno, spielen; wozu ist man jung? Wenn sie sich nicht höher einschätzen, soll ich mich darum sorgen? Es gibt ja ganz hübsche Stunden, nicht zu leugnen; und warum nicht plündern, was sie einem entgegentragen? Ich hab doch keinen Schaden davon. Und sie? Pah!



Die Ordensgemeinde des Missionshauses St. Paul,
Walbeck, Rheinland
Photo: Sauerland, Riedegg

Schatten des Sägewerks. Und daß das Paar Schuhe jetzt auf Mission gehe unter den Füßen eines armen Weibes. Durch jedes Wort zieht ein heller Strich: Beate.

„Siehst du, Rigobert, das dort ist sie. Jetzt begreifst du, daß ich schlagen mußte."

„Wenn die wirklich so ist, wie du sagst, und ich möchte es beinahe glauben, dann sollte man sie in eine Kirche stellen. Bei Gott, es sind nicht viele so. Nun verstehe ich, daß du so sein kannst! Aber die anderen, na, du kennst sie ja das Bild auch: Röcke fast meterhoch über dem Boden, bloße Arme, immer ein Lächeln, in dem ein paar gebrümmte Finger sitzen und locken. Erst ist man begierig, dann nascht man und nachher kost man sich. Probier's nur einmal, Benno, so bis in die dritte und vierte Stufe hinein. Jedes zweite Mädel läßt sich küssen, einfach küssen. Wenn es sich wehrt, ist's Betrug; sagt

Wer nicht gestohlen werden will, wird's nicht."

„Sag, Rigobert — du wirst ja doch einmal heiraten —, wie wirst du das deiner Frau eingestehen?"

„Eingestehen? Nicht daran zu denken. Bin ich verrückt? Wozu auch? Ich habe mein Geheimfach nicht nur im Schreibtisch, auch im Leben. Sie wird wohl auch das ihre haben. Überhaupt, weiß ich, ob ich heirate? Freilich, man will einen Stammhalter, wozu jagt man sonst nach dem Geld; überhaupt, wenn man ein Geschäft hat, so ein langarmiges wie Papa, wo die Spinnfäden bis nach Afrika in die Kolonien gehen; du weißt, Kakao und Früchte und so dazwischen ein paar Schiffsladungen Samen."

„Da pfeif ich auf Geschäft und Übersee und Farm und Auto! Ich bin nicht so armelig, ich möchte m e h r, ich möchte

g lüdlich werden! Dazu brauche ich die richtige Frau."

„Wo willst du die Erfahrung hernehmen, wenn du dich einsperrst?“

„Habe ich nicht zwei Augen und Ohren und ein bißchen Gefühl? Spürsinn hat man auch; an jeder Pore, sag ich dir, sitzt mir solch ein heimliches Auge. Ich will kein Geheimfach haben und die neben mir gehen wird, hat auch keines, das weiß ich. Wir stimmen unser Leben auf den Herrgott ab, dann klingt's, Rigobert!“

„Immer dran, Freund Diogenes. Daß dir nur kein Geheimfach in- die Sonne kommt! Schließlich bist ein lieber Kerl und ich bin deiner weißen Beate Dank schuldig für diese Entdeckung. Im übrigen — jetzt hole ich einen neuen Mantel für mein Rad und morgen geht es auf den Semmering; hast du Lust mitzufommen?“

„Lust wohl, aber ich habe mich morgen den Kindern für die Lobau versprochen. Aber ich schicke dir einen Ersatzmann!“

„Bist ein halber Kaufmann! Die Redheit hätt' man bei dir nicht gewittert. Also wen?“

„Pipin den Kleinen.“

„Den Linolschnitt? Ne, mein Freund! Daß die Leute meinen, ich führe vorsichtshalber den leibhaftigen Tod auf dem Sziessig mit? Die sperren mich ja ein! Die Autos werden stoppen, die Menschen starren uns an, sie vergessen aufs Weitergehen, statt der Bremse ertappen die Fahrer den Gashebel, vertauseln die vierte Geschwindigkeit mit der ersten — stell dir diesen Weltuntergang ein bißchen feuerbachisch vor und du wirst einsehen, daß es nicht geht.“

„So. Und nun stell du dir vor, wie es wär, wenn der arme Pipin, der durch euren Budennamen schon nicht wenig leidet, einmal in den Wald käme, auf die Berge! Er war noch niemals aus Wien draußen! Er fann ja gar nicht anders im Innern sein als zerknittert, verstaubt, alt; du, wenn der der Sonne und dem Wald und den Bergen auf ihre Schönheit kommt, geht der auf wie die Krapfen im Fett. Glaub mir's! Und wenn er einmal vom Hirn bis zu den Fußspitzen durchgeblasen, ausgelüftet wär, der müßte anfangen zu wachsen! Der müßt Farbe kriegen. Dann verdientest du dir den Orden vom Roten Kreuz. Wenn er dann einmal ein Rechtsanwalt ist, dessen Name so weit greift wie der deines Kakaogeschäftes, dann wird er eine Biographie schreiben und in der wird immer deine Name unterstrichen sein! Entdecker! Philanthrop! Retter! —“

„Nachbarin, euer Fläschchen! Hör auf, Benno, und schick mir deinen hundertprozentigen Doppelgänger Tod. Aber ein Prachtkerl bist doch. Nur, wenn ich den Linolschnitt vom Wagen verlier, darfst nicht verlangen, ich müßt ihn suchen. Gib ihm jedenfalls eine Erfahrungskapsel mit.“

„Wenn er aber anfängt zu wachsen und aufzuquellen, dann läßt du dir dein Puchrad als Luftkurort und Wunderblitzsanatorium patentieren. Patienten weiß ich dir immer. Müssen keine zahlenden sein, darauf kommt's ja dir nicht an.“

Als sie Abschied nehmen, sind sie ausgesöhnt. Benno behält die Hände des vornehmen Freundes noch kurz zwischen den seinen. „Rigobert, ich bitte dich noch um eines: Wenn du einem Mädchen den Kopf verdrehen willst, dann denke, daß die glaubt, was du ihr sagst; daß die es weiterspinnt, einen ganzen Tag, eine ganze Nacht lang, daß eine Latrine daraus wird, die ihr ein kleines Glück, aber auch eine große Seele begraben kann. Nimm keine zum Spielen, Rigobert! Denke an meine Ohrfeige von heute, wenn dich schon nichts anderes zurückhalten kann.“

„Versprechen mag ich nichts, Bruderherz, aber an die Ohrfeige will ich denken; hab noch nicht viele bekommen im Leben und von einer solchen Hand, wie die deine ist, war keine“

Um nächsten Morgen fuhr Rigobert seinen „Linolschnitt“ auf den Semmering. Als er ihn heimbrachte, meinte er: „Seine Konturen werden wässrig; Benno, hast recht; der geht auf wie Krapfen. Es lebe mein Weekend-Sanatorium!“ — — —

Ein paar Wochen später sah Benno den Freund wieder in Damenbegleitung. Er blickte lange hinter den zweien her. Sie schritten die stille, einsame Straße entlang, die in den Schatten einer Allee führte; aber, man merkte es am Sezen ihrer Füße, sie gingen in schwerer Sprache. Was ist zwischen ihnen? Ringen sie, kämpfen sie, geben sie einander Trost? Eines ist es nicht: Es ist kein Spiel. Gewicht liegt über ihnen wie die Linien eines Großen.

Ein befriedigendes Lächeln überrinnt ihn: Wie wunderbar war dieser Schlag zur rechten Zeit!

Groß war die Freude, als Lizzi und Rainer Vorzugszeugnisse heimbrachten. Da gab es ein Großfest mit Lichtern und Torten und Theaterbesuch. Auch Benno sollte mitdürfen. Weil er aber Hamlet mehr liebte als Peterchens Reise auf den Mond, wenn sie auch noch so interessant

wäre — er wollte sie erst mitmachen, wenn es mit der Rakete ginge — nahm man die Tante Dore an seiner Stelle mit in die Loge. Ihm aber gab Herr Mebourg einen Zehnschillingschein: „Es wird reichen; sieh dir das Stück aus der Nähe an, es ist ein unvergleichlicher Genuss.“

Als Benno abends heimkam, brannten seine Augen. „Es war prachtvoll!“ Mehr bekam man nicht aus ihm heraus. Um allerwenigsten über die Art des gewählten Sitzes. „Hast du gut gesehen?“ fragte Herr Mebourg.

„Einzig!“ Dann verschwand er. Könnte er auch sagen, daß er auf der vierten Galerie saß, allerdings zweite Reihe? Aber nicht allein! Stephan war bei ihm! Ihm war, als hätte er ein größeres Herz und weitere Pupillen; denn wie könnte man so viel Glück sonst in sich tragen und so viel Wunderbares entdecken mit zwei gewöhnlichen Augen? Im stillen segnete er das kleine Peterchen; denn bei einem minderhaften Stück hätte er mit müssen in die Loge. Und Stephan wäre daheim gesessen und die Lichthofmauern wären seine Kulissen gewesen. Ach, so dankbar ist er dem Peterchen, daß er sich geduldig Lizzis Flugversuche demonstrieren läßt und das „Rechts herum, links herum“ des Maifäfers längst summen kann. Als Rainier probiert, wie das mit der Kanone auf dem Mond nachzumachen wär, ist er ihm auch da behilflich. Ja, er sagt sogar: „Ein so hübsches Stück müßt ihr euch bald wieder vergönnen.“ Dabei denkt er an zwei Sitzes hoch oben und an ein Programm, auf dem der Name Karl Schönherr steht.

Lange übersinnt er diesen Abend, als der Schlaf nicht kommen mag, das Chaos der Welt. Wenn doch die Menschen besser rechnen könnten! Ist nicht das Teilen fast allemal ein Gewinn? Ist nicht sogar die kleine Lizzie schon darauf gekommen? Damals, als sie eine moderne, neue Spange auf ihrem Lackschuhlein haben wollte und lange überlegte. Bis sie ihn um Rat fragte. „Tu die drei Schilling lieber unter den Schuh, als auf ihn“, riet er. Sie verstand nicht gleich. Aber er wußte es zu erklären. „Du hast gute Sohlen, aber keine Spange; andere haben keine Sohlen oder schlechte; wenn du denen würdest die Schuhe doppeln lassen?“

„Und die Spange?“ hatte sie etwas betrübt gefragt. „Statt der hast du die größtmächtige Freude, daß einem andern Kind, vielleicht dem Fritzl, nicht jeder Stein auf der Straße weh tut. Mach, was dir größer vorkommt.“ Da seufzte das Mädel, dann sagte es: „Ich will die Spange nimmer. Läß dem Fritzl die Schuhe doppeln.“ War das nicht eine Rechnung auf Vorzüglich?

Meine liebe Cousine!

Nun fall bloß nicht in Ohnmacht, wenn Du diesen Brief bekommst. Ich weiß, zuerst bleiben Eure Augen an der Marke steden. Richtig, Jugoslawien! So ganz im südlichen Winkel! Den Ortsstempel, ei, den kann der und jener nicht lesen, oder doch, Eure Liselott! Chrillica, gelt, Kind, rätselt Du auch? Nun hört, wie es dazu kam.

Bruno hat einen Auftrag nach Jugoslawien angenommen. Buerst hieß es nach Belgrad, dann Niš, aber dann ging's noch ein tüchtiges Stück südlicher. Ich fuhr mit. Tapfer, werdet Ihr denken; aber nein. es ist kein großes Kunststück, wenn auch die Eisenbahnfahrt nicht so ganz einwandfrei war. Die Wagen warfen uns von links nach rechts. Bruno stießte bis über die Haare hinaus in Plänen, dazu lernte er Brocken von albanischen Flüchen; er sagte, ohne die gäbe es kein Vorwärtskommen dort unten. Ich habe schauerliche Schluchten gesehen, in denen Hunderte von Menschen gemordet wurden. Ich konnte nicht ohne Grauen an dem prächtigen Brunnen vorübergehen, weil vor wenigen Jahren noch an seiner Stelle der Galgen stand. Hier bei uns ist es nun ein bißchen besser. Hier soll ich heimisch werden, trotz der behosten Türkinnen und der Minarettspitzen. Aber all das ist nur Umrührung, das Wichtigste ist mir das Bad in der Nähe. Heiße Quellen, das zog mich an. Es ist ein Frauenbad. Viele haben ihre mütterliche Sehnsucht schon hierher getragen. Ich, die ich eine Göze meiner schönen Wohnung war, ich beginne sie zu vergessen. Ein anderes Bild ist mein erstes: Ein Kind. Bruno glaubte mir erst nicht, dann sagte er, er hätte sich schon immer so sehr darauf gefreut. Also, nun wißt Ihr das Große, daß wir ein Kind haben werden. Im August; ein Himmelfahrtskind. Ich bitte Euch, sagt das auch meiner alten Stickerin. Ihr kennt sie ja, die, der sie den Sohn umgebracht haben, für den das Burschenkreuz auf der Alm steht. Sagt ihr, sie möge noch am selben Tage anfangen, den Überhang über einen Babystock zu sticken, und ich hätte gerne dasselbe Muster wie damals in der lindengrünen Decke; denn als sie mir die brachte, erzählte sie von ihrem Mutterleid und ihrer Mutterfreude. Ihr lacht vielleicht, aber ich hab dieses Wort nicht losgebracht, und mir ist, als danke ich mein Kind auch dieser Frau.

Bruno will mich im Juni an die Grenze bringen, von dort fahre ich bis Wien allein. Es wäre nett von Euch, wenn Ihr mich in Wien abholen würdet und heimbrächtet.

Ist Liselott schon verlobt? Ob ja oder nein, die Tante Imaea läßt ihr sagen, sie

möge sich gut anschauen, wen sie nimmt und wer sie nimmt; und sie solle dem Kinde nicht ausweichen. Frauen, die es tun, machen sich nur selber arm. Ich weiß erst heute, daß ich mich drei Jahre lang betrog. Hätte ich's damals gewußt, mein Bub könnte heut schon „Mutter“ rufen. Einmal, dort drüben wird jemand sein, der auf mich wartet und dann bin ich nie, nie allein!

Nun werdet Ihr sagen, sie ist kindisch geworden; aber glaubt mir, nicht kindisch, nur glücklich.

Eure Tante

Imea Nosberg.

Sie haben den Brief gelesen; dann steht ihn Liselott heimlich zu sich. Sie muß ihn noch einmal reden hören, für sich ganz allein. Wenn keine fremden Augen darüber sind; schließlich, das eine Stück, das gehört doch vor allem ihr.

Den gut anschauen, den sie nimmt, und den, der sie nehmen will —

Gut anschauen? Lieber Gott, das gestern, war das nicht ernst genug? Hat er nicht gestern gesagt: „Fräulein Liselott, wir Männer hätten mehr Ehrfurcht vor den Mädchen, wenn diese mehr Ehrfurcht wollten; wir spüren, wie jede angefaßt sein will; warum sagt man uns nachher an?“

Schwer war ihr Herz, es klopfte hart; wie zum Gericht; sie wußte keine Antwort.

„Ich weiß nicht, ob es Mädchen gibt, die für den Mann vor allem eins sein wollen: Heimat. Wir brauchen sie, solche vor allem. Daß wir wieder zu den Frauen gehen können wie zu einer Mutter, wie zum Arzt, wie zu dem Besseren in uns selber. Daß wir an ihnen ruhig werden und daß wir das Tier in uns ausziehen und den Menschen antun.“

Viel hat er noch gesagt, voll dunklen schweren Klanges. Die Bäume standen und wagten nicht zu rauschen, die Straße legte sich hin wie ein Strich in das Schicksal; ihr Herz singt jedes seiner Worte wie ein weichflaumiges Böglein und barg es. Zwischen den beiden Schatten vor ihnen lag, wie das blonde Schwert Tristans, ein Streifen Mondlicht. Ihre Seelen waren weich und hingabebereit; wenn tausend- und tausendmal der Sexus lauert, hier ward er vertrieben; hier nährten sich zwei Menschen von dem Brot der Liebe, das Gott spendet.

Als sie Abschied nahmen, sprach er: „Ich war nicht immer so; mein Freund Benno hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Früher hatte ich Geheimfächer, in denen war Gift; heute wohne ich wie in einem offenen Schrank und ich will keine dunklen Türen mehr haben.“

Sie kann seine Worte nicht vergessen. Wird der der Rechte sein? Tante Imea, ich glaube, daß er es ist; ich glaube an ihn, ich habe keine Angst, daß ich nach zehn, zwanzig, nach dreißig Jahren werde weinen müssen.

Dann hat sie der Stickerin den Auftrag von Frau Oberinspizitor Nosberg überbracht. Die trank die Botschaft wie einen wunderbaren Trunk. Wie sie lächelte! Ein so wissendes Lächeln!

Noch am selben Abend begann sie an dem feinen Zeug zu sticken. Zwei Sterne sollten es sein, die über dem Köpfchen Wache hielten wie die zwei Augen eines Engels. Ein Kind sollte darunter schlafen. Ein Mädchen? Ein Knabe?

Ein Seelchen!

Das Glück, der Lebensinhalt, die Zukunft und das Ziel, die Ewigkeit einer Mutter.

Nun weiß auch diese Frau, daß Schönheit und Möbelpracht und die samtenste Weichheit eines Teppiches nichts ist gegen den Reichtum eines Kindes.

Sie wird es dem Jungen sagen, wenn sie wieder zum ihm hinaufkommt auf die Alm. Daß er mitgeholfen hat, eine Arme reich zu machen, daß er wie ein Pate über dem kommenden Kindlein steht.

Es dauert nicht lange, da sitzt sie unter dem Kreuz. Wieder ist das Grüne den Abhang hinunter überstüpft mit geheimnisvollen, blauen Tropfen. Heidelbeeren, wohin man sieht. Da und dort das blaße Gesicht einer frühen Preißelbeere.

Über den Armen des Herrgotts hängt ein Kranz von Föhrenspitzen. Junge, seine Zapfen dazwischen, daß es eine duftende Krone ist. Dort, wo die Finger der Linken in schmerzlicher Marter um den Nagel verkrampft sind, steht ein Büschel Enziane; die wachsen nicht da heroben, müssen weit heraufgetragen sein; vom Bach her, von den Mühlen, aus dem Tobbelgrund.

Wer hat ihr das getan, ihr und ihm diese große Liebe?

Ein Gedanke springt auf in ihr. Ist nicht die Linke die Bittende?

Weiter unter ihr, man ersieht es nicht, denn der Berggrünen hat sich vorgeschoben, steht unter dem Schindeldach das Bettelfreuz. Sie sagen, der Herrgott tät dort warten; wollte etwas geschenkt haben, von dem keiner weiß, was es sein müßte. Keine Kette von Gold und keine von Blumen, kein Kinder- und Priesterkränzel.

Morgen wird sie hinunter gehen, wird ihm in die todgrauen Handflächen legen, daß einem Weib das Mütterliche aufgeblüht ist, daß eine Seele über die Welt geht, die ihres Kindes unterm Burschenkreuz nicht vergessen hat.

Als sie am nächsten Tag in die Kirche kommt, ganz vorne ans Speisgitter kniet, die Augen hinaufhebt an die Hände des Menschensohnes, schnellt sie urplötzlich auf, reißt das Gitter auseinander, drückt sich in den Schatten der Kanzel — tut einen leisen Schrei. Die Hand des Gekreuzigten ist nimmermehr abgedreht, reicht sich nicht mehr aus dem Bett der Erbse! Lehnt sich an den Balken wie an ein Stück Heimat, ist die zweite, so gehorsam bis zum Tode.

Der Herrgott am Bettelfreuz bettelt nimmermehr!! —

Zum ersten gefüllt ist die armelige Bergkirche. Von der Kanzel leuchtet das schlohweiße Haar des Pfarrers. Im engen, dunklen Gefühl drücken sich Männer und Weiber, in den schmalen Gängen pressen sich die Kinder. Von weit her kommen sie; derb gefältete, nach Mader und armen Leuten riechende Röcke streifen das schrille Plissee der Kurgäste; Seide und Kattun, Bauernloden und Tweed, Lack- und grobes Rindsleder — kein Hochmut, keine Zweiheit mehr, es sind nur mehr Menschen. Ihre Augen und Herzen sind offen und der alte Priester tut das Wort wie ein Christkind in eine goldene Wiege:

„Wir aber wollen die offenen Hände des Herrgotts spüren, Alleweil, immer. Ihr Männer auf der Alpe beim Vieh und beim Abholzen, ihr Frauen in der Küche und im Stall und ihr Kinder auf der Wiese draußen und in der Schule. Jeder auf seinem Platz; denn der Herrgott und das Kreuz sind überall, in jedem Haus. Und so einer dem Menschenbruder was Gutes tut, nicht voll Glanz nach außen und voll

Mader nach einwendig, so hat er dem Herrgott in seine bettelnden Hände einen warmen Tropfen geschenkt und der rinnt weiter und trifft einen anderen und weckt ihn auf. Tut fragen und bitten, bis auch der die Füße weiterseht auf der heiligen Straße.

So hängt er jedem von euch in der Seele; wenn er sich röhrt, wenn er euch die Handfläche hinstreckt, dann sagt nicht „Nein“.

Er steigt die Kanzelstufen herab und die kleine Holzstiege vor dem Bettelfreuz empor; sein weißes Haupt nähert sich der Krone des Gekreuzigten. Die Herzen sezen aus vor Ergriffenheit, da er jetzt die Hände, als schlöße er sie um das Gold der Monstranz und höbe den Herrn der Welt empor, wie einen lebendigen Leuchter um die wunderbare Linke des Kreuzes schließt.

„Fließe Deine Gnade in meine Finger und lasse sie ausströmen über die Seelen derer, die hier auf Dich warten“, betet er. Dann schwüllt sein Wort zur Stimme der Propheten: „Nehmt hin den Gruß und Dank des Kreuzes, unseres Bettelfreuzes!“

Aus der Höhe der Herrgottarme senkt er seine Hände wie eine Schale über das Volk, das in tiefster Erschütterung auf den Knien liegt.

„Ich breite es über euch, ich hefte es an eure Seelen, daß ihr es mittragen müßt überallhin; daß ihr es nicht wegstellen könnt, daß es bei euch bleibe wie eine Frage, wie eine Bitte, wie ein Befehl.

Es segne euch vom Bettelfreuz
der Vater,
der Sohn
und der Heilige Geist.“

Die praktische christliche Liebe hält die Welt zusammen und rettet das Gottesbild im Menschen und in der Gemeinschaft

Handle darnach!
Werde Mitglied der Caritas!



Verlag Laumann, Dülmen in Westf.:

Das vollständige Meßbuch der katholischen Kirche (Ausgabe I). Sämtliche Messen lateinisch und deutsch. Nach der Originalausgabe der Benediktiner von Uffstieg bearbeitet von den Benediktinern zu Ibbenstadt. 21.—40. Tausend, 1375 Seiten mit 28 Vollbildern. Ein Anhang von Choralmessen und „Gelängen“. Gebunden Kunstdeler Rotschnitt 9.— RM.

Das Meßbuch der katholischen Kirche (Ausgabe II). Messen lateinisch und deutsch. Bei sämtlichen Messen deutscher Text vollständig. 1264 Seiten, 28 Vollbilder, mit Anhang von Choralmessen und „Gelängen“. Gebunden Kunstdeler Rotschnitt 5.— RM.

Das Sonntagsmeßbuch der katholischen Kirche. 558 Seiten, mit 8 Vollbildern und mehreren Vignetten. Gebunden Kunstdeler und Rotschnitt 3.40 RM.

Es enthält die Messen aller Sonntage und höheren Feiertage, sowie einer Reihe von Heiligenselten.

„Das Laumann-Meßbuch“, das von den Ibbenstädter Benediktinern mit großer Sorgfalt nach allen Seiten hin durchgearbeitet wurde, findet meinen vollen Beifall. Ich finde es nach Inhalt und Form vollendet und kann dem Verlage zur Herausbringung dieses schönen Volksmeßbuches gratulieren. Bei dem erfreulichen Bestreben wiefester Kreise des katholischen Volkes, dem Priester am Altare zu folgen und so immer mehr in den tiefen Gehalt des heiligen Meßopfers einzudringen und sentire cum ecclesia kann man sich herzlich freuen, wenn unserm katholischen Volke ein so musterfülliges Buch, das jede Probe aushält, in die Hand gegeben wird. Es ist zu wünschen, daß das Laumann-Meßbuch in recht viele Hände kommt und daß insbesondere die mit der liturgischen Bewegung verwachsene katholische Jugend sich in den Besitz dieser einzigartigen Neuerscheinung setzt.

Dr. F. Xaver Eberle, Weihbischof v. Augsburg. Ich will hintreten zum Altare Gottes. Verfaßt von Dina Schaefer, Zeichnungen von Theo Heister. 58 Seiten, geb. 1.20 RM. Auch den Allerkleinsten will es das hl. Meßopfer verständlich machen in Bildern und Liederbergen.

Verlag Ferdinand Schöningh., Paderb.

Johanna Franziska von Chantal. Bearbeitet von Dr. Angela Hämel-Stier. 312 Seiten, gebunden 5.— RM. Ein Lebensbild aus der Wende des 16. Jahrhunderts.

Ein einzigartiger Darstellungsart wird hier die Lebens- und Seelengeschichte einer ganz großen Frau geboten. Wahrliech eine „Mulier fortis“ — „starke Frau“, die dank der väterlichen Leitung des hl. Franz v. Sales das Leben zu meistern verstand, trotz schwerer Schicksalschläge und Hemmungen. Selbstentäußerung ist ihr Helden-tum, ihr Geheimnis gewesen.

Verlag „Ars Sacra“ Jos. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Das Kreuz, Du unsere Hoffnung. Von Oskar Bau-höfer. Karfreitag in der Kirche. II. 80. 46 Seiten mit 8 Tiefdruckbildern. Auslandspreis: Bütten Mark 1.05.

Wer dieses Seine, auch mit manchen Väterstellen durchsetzte Schriftchen aufmerksam und mit tiefereiter Einstellung liest und auf sich wirken läßt, wird den Nutzen gewiß in reichem Maße erfah-ren. Er wird es mit inniger Liebe zu Christus und der Kirche aus der Hand legen, wird wahres Verständnis für die Nachfolge des Herrn auf dem Kreuzwege finden, den dieser die Sei-ten unverweigerlich führt und den Sinn des Kampfes erfassen, der jedes echten Christen, jedes lebendigen Gliedes am mystischen Leibe Christi Anteil hienieden ist.

Jesus Christus und der Mensch von heute. Von P. Bernhard Siebers M. S. C. 48 Seiten mit 3 Tiefdruckbildern. Auslandspreis: — 30. Mark.

P. Bernhard Siebers versucht es, in gedrängten, aber wesentlichen Ausführungen das Christusbild in seiner ganzen Größe und Erhabenheit dem Menschen von heute nahezubringen. In heili-ger Christusbeteiligung ist es geschrieben: Chri-stusfreudigkeit und Christusliebe möchte es weden — auch in dir — auf daß auch du in diesen entscheidungsvollen Zeiten tief in Christo Wurzel fässt, dir und deinen Mitmenschen zum Segen.

Gott im Alltag. Von P. Beda Maegele O. Carm. D. 96 Seiten und 3 Bilder in Kupfer-tiefdruck. Auslandspreis: Leinen 1.95 Mark.

P. Beda Maegele hat uns durch eine Zusam-menstellung von Aussprüchen der hl. Theresia, des hl. Johannes vom Kreuze und der hl. Theresia vom Kinde Jesu Gott im Alltag gezeigt. Ernst und gütig zugleich ist diese Sprache. Wie jede wahre Liebe und wie vor allem Gottes Liebe zu gleicher Zeit ernst und gut und gütig ist.

Der hl. Konrad von Parzham. Von Eugen Kar-dinal Pacelli, Staatssekretär Gr. Heiligkeit. Autorisierte deutsche Wiedergabe von P. Ma-rinus Maher O. M. Cap. II. 80. 40 Seiten. Text zweifarbig mit zwei Bildern in Kupfer-tiefdruck. In Büttenumhüllung Preis 1.10 RM.

Wer das Leben des Heiligen kennt, hört aus jedem Satz vertraute Klänge und ist dabei wundersam überrascht, wie reich und göttlicher Sal-bung voll dieses schlichte Leben sich gestaltet und vollendet hat. Der erlaute Prediger ist selbst zu tief ergriffen von dem Leben, das er betrach-tend in sich aufgenommen hat und von dieser staunenden Schau aus vor seinen Zuhörern ent-rollt. Darum ist die erhabene Sprache dieser Pre-diger so echt und auch in der Übersetzung von tiefer Wirkung.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verant-wortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen O.-Österr. — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der
MARIANNHILLER MISSION



Nummer 11

November 1937

55. Jahrgang

Allerseelen

Füllt die Ampeln, zündet Kerzen,
Bringt an Blumen, was noch blüht,
Jedem stillgeword'nen Herzen
Sinne nach ein treu Gemüt!

Betet, daß das Amt der Engel
Allen werde anvertraut,
Die wir hier im Tal der Mängel
Wandelnd unter uns geschaut.

Kehrt den Tränenblick nach oben
In das off'ne Vaterland,
Die zu Christo sind erhoben
Winken mit der Siegeshand.

Doch die noch im Kreise fehlen
Seufzen tief vom Grund herauf. —
Oft erklingt's, dann schweben Seelen
Reuig in den Himmel auf.

Heinz Bähr

Zur Vigil von Allerheiligen

„Frohlocken dürfen die Heiligen in ihrer Glorie, sie freuen sich an dem Orte ihrer Ruhe, Lobpreis Gottes klingt aus ihren Liedern.“ Ps.149 (Offertorium der Vigilmesse).

Im Tagessiegel (Luk. 6, 17—23) wird erzählt, wie der Heiland von Volkscharen umdrängt und gesucht war. Von Süd und Nord, ja von der Meeresküste und dem Heidenland kamen sie. Sie verlangten nach seiner Nähe, „denn von ihm ging eine Kraft aus.“ Die machte Seele und Leib gesund.

Damit sie aber in alle Zukunft von der tiefsten Gesinnung und Heilskraft des Herrn die rechte Vorstellung haben könnten, gab er seinen Jüngern und Sendlingen jene Grundsätze der verborgenen und dauerndsten Seligkeit des Menschenherzens mit, die der Evangelist Lukas in folgende kurze und merkwürdige Sätze kleidet: „Selig ihr Armen — Bedürfnislosen und Genügsamen — denn euer ist Gottes Reich! Selig, die ihr hungert — denen die Welt wenig Befriedigung bietet, die aber umso mehr nach dem Ewigen verlangen — denn ihr werdet gesättigt werden! Selig, die ihr nun weint — denen zur seelischen Erziehung das Leid nicht erspart bleibt — denn ihr werdet noch lachen! Selig seid ihr, wenn euch die Menschen hassen und euch ausschließen, wenn sie euch schmähen und euren Namen als böse tilgen . . . des Menschensohnes wegen. Freuet euch dann und frohlocket, denn euer Lohn im Himmel ist groß!“

Diese geheimnisvollen Worte Christi, die so ganz der Anschauungsweise der meisten Menschen entgegen sind, die Heiligen haben auf sie gehört, sie überdacht, betrachtet und endlich verstanden. Sie haben sich an diese Worte gehalten und manchmal mit ihren letzten Kräften daran geklammert. Deshalb „frohlocken sie nun in der Glorie und freuen sich an dem Orte ihrer Ruhe.“

Es war ihre Mühe und ihr Kampf um Christi Grundsätze nicht gering und leicht. Aber nachdem die Klippen nun gründlich durchfahren sind, singen sie am Hafen ihrer seligen Hoffnung Lieder, die aus Leid und Überwindung geboren sind. Uns möchten die Heiligen ermutigen, ihren Weg nicht ganz zu scheuen, zumal wenn uns Gott durch Ereignisse und Schicksale auf diesen Weg drängen will.

„Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und es berührt sie nicht die Dual der Bosheit. Schienen sie auch vor den Augen der Toren zu sterben, sie sind doch im Frieden.“ Weisheit 3. (Kommuniongebet der Vigilmesse).

In Gottes Hand geborgen sind die Heiligen jetzt vor jeder Bosheit und Dual geschützt. Schienen sie auch in den Augen der Gottlosen zu sterben und ruhmloser Vernichtung anheimzufallen . . . sie sind im Frieden. Und mit ihrem Frieden, der alle irdischen Begriffe übersteigt, preisen sie den Herrn, der sie durch Tod und Untergehen zum Heil geführt hat. Das Gotteslamm, selbst getötet, um sie zu erlösen, erhält von ihnen auch dadurch ewige Anbetung, Ehre und Verherrlichung.

Nach der heiligen Kommunion sind wir alle in besonderer Weise „in Gottes Hand.“ Unsere Seelen sollen Gottes Hand zu mutigem Fortschritt ergreifen und sich ruhig Gottes allmächtiger und doch so zarter Hand anvertrauen.



H. Kocher

Allerseelen!

Die Erinnerung an das Leben der Heiligen, das sich ganz an Gottes Hand abwickelte und auch bei allem Weh noch glücklich war, muß uns heute bei der Bosheit, die sich vielleicht an uns herandrängen wird, stärken und aufrichten.

— d —



Mariannhill: Unsere Toten

Wieder ist einer, den man in der Mission noch recht gut brauchen konnte, von uns gegangen, der ewigen Heimat zu: P. Beda Gramsch.

Einst war er Lehrer gewesen und äußerst glücklich verheiratet. Da starb ihm die junge Frau auf dem Wochenbett. Das traf ihn so tief, daß er sich zu keiner zweiten Heirat entschließen konnte, obwohl sich ihm bald eine glückverheizende Verbindung darbot. Er legte seine Stellung nieder, verließ die Heimat und ging nach Afrika zu den Mariannhiller Missionaren. 1888 kam er an. Nach kurzer Probezeit war er hier Lehrer an der Ein-geborenenschule. Dann wurde er als Bruderkatechet nach Ottlingen geschickt und war dort der eigentliche Missionar, da der einzige Pater dort kaum einige Brocken Zulu konnte. Dann kam er nach Centocow und von dort nach Mariannhill, um seine Studien zu vollenden. Als Priester war er zuerst Rektor in Mariatal, um dann Mariahilf zu übernehmen. Mariahilf war damals nur eine Katechetenstelle und alles mußte erst geschaffen werden. „Der alte Bede“, wie wir ihn nannten, verzogte niemals. Wie er es in Ottling und Centocow gemacht hatte, tat er auch in Mariahilf: Mit seiner Geige unterm Arm zog der einstige Lehrer aus dem Ermelande hinaus in die Kaffernkraale und fiedelte den staunenden Schwarzen deutsche Lieder vor. Daran knüpfte er dann seine religiösen Gespräche und Belehrungen und die Leute gewannen ihn lieb. Er ist immer ein stiller Mann gewesen und hat viel Leid und Not still getragen, viele Jahre auf seiner Hungerstation ausgehalten. Wenn halt gar nichts mehr da war zum Essen, hängte er sich seine große Ledertasche um und bettelte auf einer Nachbarstation um eine kleine Hilfe in Lebensmitteln. Oft hatte er nichts als etwas Kaffee, Reis und grünen Mais. Ein Jahr war er auch in portugiesisch Ostafrika, dann längere Zeit in Reichenau, von wo aus er auch Citeaux, Clairvaux und Lutzen besorgte. Er war fast jeden Tag auf einer anderen Station. Geflagt hat er nie, so übertrug man ihm alles was nur ging. Später kam er wieder nach Mariahilf und schließlich nach Mariatrost, von wo er ins Kloster zurückkehrte. Von hier aus besorgte er wieder viele Jahre einen Teil der Missionen, bis er einfach nicht mehr konnte. Im vergangenen Jahre erlebte er noch eine große Freude: Den Besuch seiner Heimat nach 47 jähriger Tätigkeit in der Mission.

Als er zurück kam, war „der alte Bede“ noch stiller geworden. Wer ihn auffuhrte, mit dem konnte er zwar ganz herzlich plaudern, doch niemals hörte jemand aus seinem Munde ein hartes Wort. Immer hilfsbereit, holte man ihn ständig zu Aushilfen und Versehgängen. Eine kleine Erfältung brachte ihm die Todeskrankheit. Er achtete sie zuerst nicht, dann aber erkannte er sie schnell und wehrte sich auch nicht dagegen, daß das Ende gekommen sei. Wenige Stunden vor seinem Tode sagte er mir noch in gutem Humor: „Ich lebe noch!“ Am Pfingstmontag abends nach 6 Uhr ging er hinüber, wohlversehen, unter dem Gebete mehrerer Priester und ohne sichtbaren Todeskampf. In unserer Gemeinschaft sah man in ihm keine irgendwie bedeutende Persönlichkeit, aber alle wußten: Das war eine einfache, aber lautere Seele ohne Falsch und Selbstsucht.

Hier sei auch noch eines anderen Toten gedacht, des Br. Napoleon Falkenstein aus dem Rheinlande. Er war Bindergeselle gewesen und ein flotter Bursche. Da meinte er eines Tages über dem Flusse die



Mariannhiller Neupriester segnet die Gräber seiner Heimat
Photo: Hummel, Bergheimfeld

Mutter Gottes zu sehen, die ihm sagte: „Geh zu den Jesuiten!“ Es wollte ihm dies nicht allzusehr gefallen, aber er schnürte dann doch sein Ränzel und begab sich nach Holland, da die Jesuiten damals in Deutschland nicht geduldet waren. Bevor er aber ein Jesuitenkloster erreichte, geriet er in eine Weinhandlung, wo es ihm so gefiel und wo er so gut verdiente, daß er dort mehrere Jahre blieb. Dann aber machte er sich doch los und ging zu den Trappisten nach Mariannhill. Hier nun war er allzeit ein vorbildlicher Ordensmann, still und treu bei seiner Arbeit, eifrig im Gebet. Viele Jahre war er Zimmermann in Mariazell am Fuße der Drachenberge, um dann seine alten Tage im Hospital von Mariannhill zu verbringen. So lange er konnte arbeitete er auch hier noch, dann aber war er ein unermüdlicher Beter. War in der Pfarrkirche irgend einmal eine späte Messe, so war er sicher da, so schwer er auch schon gehen konnte. Jedes Jahr fürchtete er schon den Karfreitag, da ihm einst geträumt hatte, er werde an einem Karfreitag sterben. Nun starb er aber doch schon einige Tage vor dem Karfreitag am 16. März und ganz friedlich.

Es ist schön, den Toten das letzte Geleit zu geben, aber es ist noch schöner, Tote wieder zum Leben aufzuerwecken durch die harmherzige Liebe, mit der ein Mensch zu einem Unglücklichen kommt, um ihn aus dem tiefen Schlafe der Sünde und des Todes aufzuwecken zu einem neuen Leben in Christo Jesu, unserem Herrn.

Zeige uns dein Reich!

47.

Regnum-Christi-Gebet

4.

„Maria, Ausspenderin aller Gnaden und Königin im Gesamtreiche Christi! In großer Not fliehen und rufen wir zu Dir: Vermittle Deinen Kindern und schwerbedrängten Untertanen die ersehnte Hilfe: Erleuchtung der Geister, Umwandlung der Herzen und endliche Vereinigung Aller in der einen, heiligen, apostolischen und katholischen Kirche! Erlange uns beständigen Mitwirkungseifer zur allgemeinen Wiederherstellung des Reiches Christi! Amen.“

Erleuchtung der Geister und Umwandlung der Herzen bedeutet in Wirklichkeit die große Gnade, deren wir dringendst bedürfen. Denn der weltverbreitete Irrtum hat die Mehrzahl der Herzen Gott entfremdet, von Christus und Seinem Reiche losgerissen. Die Königin im Licht- und Gnadenreiche ist der Welt von Gott zur Vermittlerin des Umschuldunges gegeben. Sie führt uns in die große Heilsanstalt für alle Völker und Zeiten, in das Regnum Christi: die katholische Kirche. Diese Stiftung ist das Lebenswerk des Königs für alle Nationen und Sprachen und die eine universale Friedensanstalt der Menschheit!

Die große Not der Gegenwart kann einzig und allein durch allgemeine Wiederherstellung des Reiches Christi behoben werden. Das heißt also durch einmütigen Zusammenschluß aller Völker unter ihrem König. Durch innige Verbindung der Glieder des Leibes mit seinem Haupte! Durch die gottgewollte Einheit der Menschheit im Regnum Christi!! Diese einfache Wahrheit und große Idee liegt dem gleichnamigen Presse-Unternehmen zugrunde. Im November des vorigen Jahres erschien die erste Nummer des „Regnum Christi.“ Es hängt vom klaren Verständnis für den Ernst der Sache und vom resoluten Zusammenschluß der katholischen Kräfte ab, ob dieses Werk zum Wohl und Besten der Gesamtheit gelinge . . .

Die Leiter der Christkönigs-Kongresse haben es mit dem Segen des Papstes und im Vertrauen auf die katholische Brudergemeinschaft begonnen. Allgemeine, dauernde Mitwirkung sollte Ehrensache jedes Katholiken sein wie es auch gebieterische, heilige Pflicht der Stunde ist!



Lust und Leid eines Afrikamissionars

Von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Eine abenteuerliche Wanderung

Etwa ein halbes Jahr war ich in der Mission, da wurde vom Hochwürdigsten Herrn Bischof angeordnet ein Eucharistisches Triduum für Kinder auf der großen Missionsstation Centocoiv abzuhalten. Die umliegenden Stationen sollten mit ihren Schulkindern dorthinkommen.

Drei Tage zuvor, am Nachmittag, kam P. Eligius von Clairvaux mit seinen Kindern zu mir. Bevor die Schule, etwa sechzig Kinder, ein Missionar und eine Schwester, in unsere Farm einbogen, ordneten sie sich zum Zuge. Voran ein kleiner, schwarzer, strammer Fähnrich. Auf seiner hochragenden Fahne prangte das Wort „Clairvaux“, dann die anderen Buben in Reih und Glied, jeder ein Schüsselchen am Gürtel hängen und einen Löffel, die Hauptwaffen im Kampf um die Futterkrippe, und zwei Stöcke in den Händen, um sich gegen die Schlangen zu wehren, oder besser um sich gegenseitig zu verdreschen. Die Wilden bleiben Wilde, auch auf einer Pilgerfahrt. Hinter den Buben wanderten die Mädchen mit lachenden Augen und blitzenden Zähnen, sittsam wie Täubchen oder auch nicht.

Als der Zug in die Station einmarschierte, bimmelte unser Glöcklein feierlich. Im kleinen Kirchlein ertönte kräftig „Sikutusa, Baba wetu, Großer Gott wir loben Dich“ und „Maria, Nina vom Sindisi, Maria, Mutter des Erlösers . . .“

Nach vier Stunden Wanderung knurrte der Magen. Unsere Buben



Dr. Franziskus Kneidl CMM. nimmt Abschied von seinen Lieben
Photo: Wojaczek, Schurgast



Unsere diesjährige Neupriester der Mariannhiller Mission
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

sitzen schon am Boden am Schulhaus entlang, gegenüber nehmen die fremden Knaben Platz, ebenfalls am Boden. Nun starrt man sich gegenseitig an und sucht in den Augen zu lesen, ob man einen Feind oder Freund vor sich hat. Dann grüßt der Größte unserer Rangen die Gäste mit „Sanibona, madoda, wir haben euch gesehen, ihr Männer!“ Die anderen Jungen fallen ein mit möglichst tiefen Stimmen. Sie möchten gerne brummen wie Männer. Die Kinder von Clairvaux antworten in derselben Weise und nun ist Freundschaft geschlossen und die Löffel scharren gierig in den Blechnäpfen, die mit Maisbrei und Bohnen gefüllt sind.

Am nächsten Morgen brechen wir auf mit den vereinigten zwei Schulen, wir zwei Missionare zu Pferd. Nach drei Stunden Wanderung meldet sich schon ein Kleiner: „Vater, lasst mir Deinen Gaul, ich kann nicht mehr laufen.“ „Hab ich dir nicht schon gestern gesagt, du Schlingel, du sollst zuhause bleiben. Nun, in Gottes Namen! Aber schlage ja den Gaul nicht, sonst geht er mit dir durch!“ „Nein, Vater, ich werde ganz langsam reiten!“ Hinter mir höre ich eine Gerte knacken. Im Nu ist der kleine Chrillus auf dem Gaul, aber im selben Augenblick schwingt sich ein Zweiter hinter ihn und haut mit wilder Lust mit seiner Gerte auf den Gaul ein. „Gijima, hashi, gijima, Lauf, Gaul, lauf!“ schreit Chrillus und schon rast der Gaul im Galopp davon.

Die Straße kriecht in Windungen um den Bergkegel herum. Eben sind die zwei kleinen Reiter um die Kurve verschwunden. Mir klopft das Herz vor Angst und Aufregung. Wenn nur nichts passiert! Schon erscheint der Gaul wieder auf der anderen Seite des Berges, aber ohne Reiter. „Bafa, bafana! Die Buben sind verloren!“ schreien die Kinder durcheinander. Wir eilen nun nach, so schnell wir können. Bald erreichen wir die Unglücksstätte. Da liegen die beiden Jungen im Gras. Der eine krabbelt eben in die Höhe, schreiend mit einem Maul wie ein

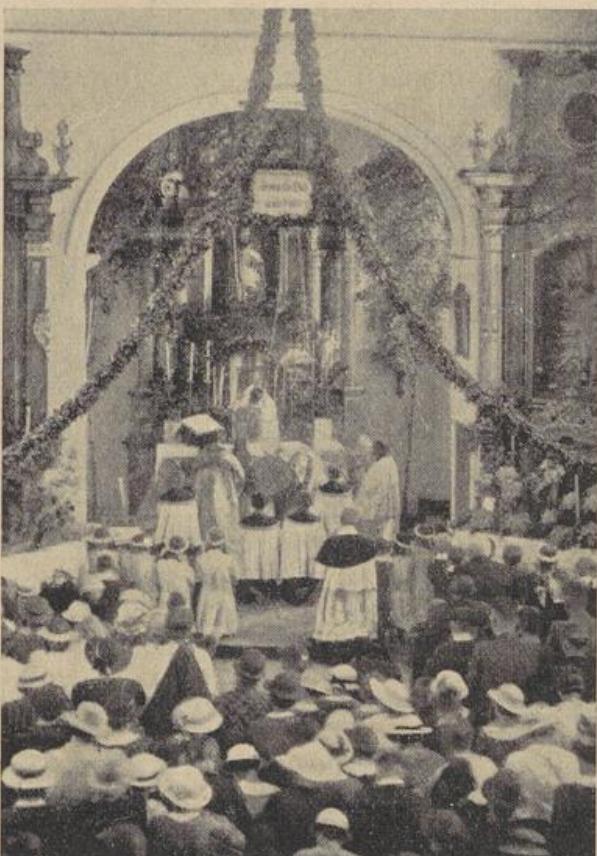
Nilpferd. Eine Hand hält er an die blutende Wange. Der andere Bub liegt wie bewußtlos am Boden. Von der Schläfe sickert das Blut. Ich atme auf, wie er unter unseren kräftigen Hieben, wollte sagen künstlichen Atemungsbewegungen, wieder aufwacht, und das Geheul des anderen verdoppelt.

Wieder geht es weiter über Berg und Tal, ich führe die beiden kleinen Misseläter an der Hand. Allmählich trocknen die Tränen und auf ihrem Antlitz malt sich wieder besseres Wetter.

Um Abend landen wir auf einer Außenstation. Auf einem Hügel stehen zwei große Lehmbaracken, die eine als Schule, die andere als Kirche. In der Schule werden die Mädchen einquartiert, in der Kapelle die Buben. Bald darauf gesellen sich noch über hundert Kinder zu uns von der Station Reichenau.

Schon in der Nacht vorher haben wir einen Ochsenwagen mit Essen für die Kinder vorausgeschickt und nun sind die Schwestern daran, das „Rohmaterial“ zu verarbeiten. Nach der Abendsuppe sitzen die Jungen müde auf dem großen Platz zwischen Schule und Kapelle herum um in aller Ruhe und mit Verstand die Verdauung zu genießen. Da wirft plötzlich ein schwarzer Range einen Fußball in die Mitte und schon ist die ganze Schar auf den Beinen und springt wie eine losgelassene Meute tobend und schreiend hinterher. Alle Müdigkeit ist vergessen, die Augen glühen und die Beine fliegen. Erst die Nacht macht dem wilden Treiben ein Ende.

Mein Mitbruder und ich, wir suchen uns ein Plätzchen hinter einer Lehmwand in der Kapelle, genannt „Sakristei“. Dort strecken wir uns in Kleidern aus auf Strohmatten. Mitten in der Nacht erwache ich. Mein Mitbruder, P. Eligius, beginnt zu poltern wie im Kriege die Soldaten, wenn einem ein „lieber“ Kamerad die Schmalzbüchse geklaut hatte. „Mich heißt es an allen Ecken und Enden!“ „Mich auch“, schimpfe ich drein. Wir zünden unsere elende Ölflunzel an und sehen zu unserem Schrecken, daß die Ameisen über uns hergefallen sind, als hätten sie ein totes Kamel gefunden. Da hilft nur schleunige Flucht.



Erstes heiliges Messopfer
(Primiz des Hochw. P. Emmeram C.M., Gansheim)
Photo: Niedelheimer, Gansheim

Am nächsten Morgen gesellen sich noch andere Schulen zu uns. Als wir gegen Mittag am Fluß vor Centocov ankommen, ist unsere Zahl schon auf über Tausend angewachsen. In langer Prozession ziehen wir auf der großen Station ein, voraus die Missionare, Katecheten und Lehrer zu Pferd, dahinter die einzelnen Schulen mit ihren Fähnlein. Die fünf schweren Glocken der großen Missionskirche läuten uns einen donnernden Willkomm.

Wie die folgenden erhebenden drei Tage verliefen, mag der liebe Leser im Augustheft des „Vergißmeinnicht“ nachlesen.

Am vierten Tage wanderten wir auf demselben Wege wieder heim. Wir waren nur mehr zwei Stunden vom Ziele, da zogen am Himmel braune Wolkenballen heran. Nicht lange, und ein furchtbarer Sandsturm wirbelte um uns. Brennend und beißend setzte sich der heiße Sand fest in Nase und Ohren, im Munde und besonders im Haar. Die Mädchen warfen die Schürzen über den Kopf und die Buben zogen ihre Mützen über das Gesicht. Ich konnte mich vor den Windstößen im Sattel nicht mehr halten, sprang ab und führte das Pferd am Zügel. Da kam ein größerer Junge: „Vater, las mich auffißen, ich kann nicht mehr weiter.“ „Aber hast du nicht gesehen, daß ich mich selber im Sattel nicht mehr halten konnte? Der Wind ist zu stark!“ „Nein, Vater, ich bin ein guter Reiter, ich werde mich schon festhalten.“ „In Gottes Namen!“ Im Nu sitzt der Junge im Sattel. Der Gaul trabt unruhig dahin an der Spitze des Zuges. Auf einmal macht er einen mächtigen Satz und bäumt sich wild auf. Offenbar hat ihm der Sturm ein Steinchen in die Augen geschleudert. Der Junge fliegt aus dem Sattel, im Sturze verwickeln sich seine Beine im Baumzeug, mit Blitzesschnelle erhätschen seine Hände wieder die Zügel und flammern sich daran krampfhaft fest unmittelbar unter dem Maul des Pferdes. Das Tier scheut unter der ungewohnten Last und sucht den Jungen bald rechts, bald links an die Felsen zu schleudern. Wir ziehen eben durch einen Hohlweg. Mit schreckhaft geöffneten Augen verfolgen die Kinder die aufregende Szene. Ich stürze vor, werfe mich dem Gaul in den Weg und ziehe mit aller Kraft die Zügel nieder. Der Schimmel erkennt seinen Herrn und wird ruhiger. Es gelingt mir, den Jungen zu befreien. Dicke Tränen rollen über seine Wangen. Vor Schrecken kann er nicht sprechen, nur schluchzen.

Schnell wie er gekommen, war der Sturm vorübergefegt. Todmüde vom langen Wandern, ausgehungert, voll Durst und mit Staub bedeckt kommen wir auf unserer Missionsstation Citeaux an. Die Kinder werden unter die Brause gestellt. Mit einer Wurzelbürste werden die Krausköpfe wieder gereinigt. Wie die Sterne heraufziehen, träumt die kleine schwarze Gesellschaft bereits von den Abenteuern dieser Reise. (Forts. folgt)

„Ein Volk, das in unsagbar schwerer Zeit im Kampf um das tägliche Brot und inmitten leidvollen Ringens die Seelengröße aufbringt, seinen Anteil an dem göttlichen Werke der Weltmission so freudig und opferbereit zu tragen, ein solches Volk kann gewiß sein, daß des Himmels Gnade als überreicher Segensstrom zurückfließt auf es selbst und Land und Volk befruchtet, von dessen Großmut es seinen Ausgang nahm.“

(Kardinalstaatssekretär Pacelli)

Heilige Fahrt

Tiefe Furchen reißt das Schiff
In des Meeres blaue Wogen,
Stürmt dahin in Stolzer Pracht
Unter blauem Himmelsbogen.

Steht an Bord der Missionar,
Den die kühle Flutenwelle
In die weite Ferne trägt
Aus dem Frieden seiner Zelle.

Das Geheimnis seiner Kraft
Liegt verankert im Vertrauen
Zu dem Heiland, dem er hilft
Eine Gnadenwelt erbauen.

Eine Welt voll Herrlichkeit
Will er schaffen in den Herzen,
Will im finstern Heidentum
Zünden an die Glaubenskerzen.

Mit den Ordensbrüdern fährt
Er hinaus in Christi Gnade;
Und das Kreuz von Golgatha
Hebt als Leuchtturm sich am Pfade.

Opferflammen brennen klar
In der Seele heil'gen Tiefen;
Und es ist dem Missionar,
Als ob ihn die Engel riesen;

Riesen zum Apostolat
In das Reich der Todesschatten,
Wo in Nacht und Finsternis
Seelen hoffnungslos ermatten.

Gold'ner Sterne gold'nes Licht
Rieselt um des Schiffes Planken,
Und der Wellen Nachtgebet
Brauset um die breiten Flanken.

„Stern des Meeres, strahle mir
Leitend auf Apostelwegen;
Gib der Fahrt auf hoher See
Deinen mütterlichen Segen.“

Also zu der Königin
Der Apostel fleht er leise;
In das Beten singt das Meer
Seine feierliche Weise. . M. Pohl

Wie die Allerseelen-Mission zu ihrem Namen kam

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Da gab es irgendwo im schönen Bahernlande einen geistlichen Herrn, der sich alter Heiligenfiguren mit besonderer Liebe annahm, die da irgendwo auf einem alten Speicher ihr so trauriges, nicht verdientes Dasein fristen mußten. Oder manchmal standen solche alte Heiligenfiguren auch in irgend einer Nische eines alten Bauernhauses, und die traurlichen Täuben trieben dann ihren Schabernack mit ihnen und verlebten gar gräßlich die Achtung, die solche Heilige, die einmal in einer Dorfkirche gestanden, verdient hätten. Durften sie doch da früher zur Zierte des Gotteshauses beitragen und waren oft sogar in allernächster Nähe des eucharistischen Heilandes aufgestellt. Also besagter Geistlicher nahm sich in ganz besonderer Liebe dieser so wenig geschätzten alten Heiligenfiguren an und sammelte sie mit großem Eifer und manchmal auch in gebuldigem Kampfe mit den gegenwärtigen Besitzern solcher Figuren, die nur zu oft sonderbarerweise nicht so ohne weiteres bereit waren, ihren so wenig geschätzten Heiligen dem geistlichen Herrn zu überlassen. So hatte also unser geistlicher Herr schon eine ganz nette Sammlung alter Figuren in seinem Benefiziatenhaus beisammen. Dieser geistliche Herr nun hatte auch einen Neffen, der auch ein Geistlicher werden wollte. Wenn dann dieser in den Ferien seinen Onkel besuchte traf es sich manchmal, daß er ihn auf so einer Jagd nach einem alten, vergessenen Heiligen begleiten durfte. Unter dieser Sammlung nun befand sich auch eine schöne geschnitzte Gruppe der armen Seelen. Sie bestand aus drei Holzfigürchen, die die leidenden Seelen in den Reinigungsflammen darstellten. Der Neffe des besagten Geistlichen ist dann auch wirklich Priester geworden. Schon nach ein paar Jahren seines Priesterwirkens im schönen Bahernlande hat er dem Ruf des Herrn



Unsere Schweizer Missionarstudenten, Altstadt (Rt. Uri)
Photo: P. Bechtiger, Altstadt

nicht mehr widerstehen können und dieser rief ihn als Heidenmissionar in die fernen Länder des schwarzen Erdteils.

So kam nach dem Noviziat in der Heimat der Tag seiner Abreise. Da wollte ihm sein Onkel noch eine ganz besondere Freude machen, indem er einmal tief hineingriff in seinen Schatz und eine große Kiste vollpackte mit einer Reihe seiner mit so großer Liebe gesammelten Heiligenfiguren. So sollten also im fernen Heidenland diese alten Heiligenfiguren wieder zu neuen Ehren kommen. Diese so lange Ausrangierten sollten wieder in ihren früheren Dienst genommen werden und sollten in einer Kirche stehen dürfen, wenn es auch nur ein armes, vielleicht sogar ganz armes Missionskirchlein war. Welche Freude für den fleißigen alten Sammler und welche Freude für den neugebackenen Missionar.

Unter dieser Sammlung nun, die der gute Onkel seinem Neffen mit in die Mission gab, befanden sich auch die drei Figürchen der Armenseelengruppe. Da nun aber ein neugebackener Missionar noch keine neue Kirche zu bauen hat und noch weniger gleich eine neue Missionsstation aufmachen wird, so hatte unser Missionar persönlich noch keine Verwendung für seinen Schatz. Da aber ein armer Ordensmann auch keinen Schatz haben soll, so wollte unser Missionar unter seinen älteren Mitbrüdern Umschau halten, ob er nicht dem einen oder anderen mit Heiligenfiguren aushelfen könnte, sein armes Missionskirchlein etwas auszuschmücken. Da fand er nun zu schnell Abnehmer für seine Schätze. Ganz besonders die Gruppe der armen Seelen versprach der Erbauung der schwarzen Christen in hervorragender Weise zu dienen. Kaum waren sie aus den Kisten gepackt, so erregten sie schon das tiefste Mitleid der kleinen schwarzen Waisenfinder der Missionsstation, die der Wirkungskreis unseres neuen Missionars werden sollte. Diese kleinen schwarzen Naturkinder haben gleich die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen beim Anblick dieser leidenden Seelen.

Zur selben Zeit nun als der neue Missionar in der Mission ankam, hatte ein älterer Missionar den Plan gefaßt, eine neue Missionsstation zu gründen in einem sehr vielversprechenden Gebiete. Unter unsäglichen Schwierigkeiten arbeitete er dort voran. So nahm er gerne das Anerbieten des neuen jungen Mitbruders an, aus seiner Sammlung einiges für sich auszuwählen. Ganz besonders gefielen ihm dabei die drei Figürchen der armen Seelen. So kam er auf den Gedanken, diese Armenseelengruppe auf seiner Neugründung zu verwenden. Da, er machte die armen Seelen sogar zum Hauptpatron seines bescheidenen Missionskirchleins, und so bekam diese Neugründung den Namen: Mission zu den armen Seelen.

Seitdem sind viele Jahre vergangen und es hat sich viel seit dieser Zeit geändert. Die Missionsstation der armen Seelen hat ihren Missionar gewechselt. Da, der Gründer der Armenseelen-Mission ist sogar mit seinen Mitbrüdern in einen ganz anderen Winkel des schwarzen Erdteils verschlagen worden zu einem ganz anderen Stamm. Seine Nachfolger haben in vielen Punkten ganz andere Anschauungen vertreten wie der Gründer dieser Station. Selbst den Platz haben sie nicht für praktisch gefunden und sind wo anders hingezogen. Sie haben also die Missionsstation verlegt. Auch die armen Seelen selbst, d. h. die Gruppe der drei Holzfigürchen, sind wieder in Ungnade gefallen und wurden auf dem neuen Platz nicht mehr als Hauptgruppe im Missionskirchlein verwendet. Ganz aber haben sie sich doch nicht mehr verdrängen lassen, denn der Name ist auch unter den neuen Herren geblieben und auch heute noch heißt die Missionsstation: Allerseelen-Mission. Das hat sich wohl der alte Künstler, der diese

Figürchen schuf, nicht träumen lassen, daß er damit einmal nach vielen Jahren einer Missionsstation in Afrika ihren Namen geben wird. Das hat sich auch der alte geistliche Herr sicher nicht träumen lassen, als er die drei Armenseelen-Figürchen für seinen in die afrikanische Mission reisenden Neffen einpackte, daß er damit einer Missionsstation den Namen geben würde. Ganz besonders aber werden sich darüber die armen Seelen selbst freuen, denn auch das ist etwas, was die Neuchristen vielfach erst lernen müssen, nämlich das Gebet für die armen Seelen im Fegefeuer.

Heidnische Versöhnungsfeier und öffentliches Schuldbekenntnis

Von P. Odo Ripp CMM.

Ohne Frieden kann das Menschenherz nicht glücklich leben. Frieden, Frieden ruft es, und es war kein Frieden. Warum? Weil die Menschen den Frieden stören durch Zu widerhandlung gegen das ewige Gesetz, das jeder Seele eingeschrieben ist und sich im Gewissen offenbart. Das erfahren auch hiesige Heiden, wenn sie irgendwie gegen den Ausspruch ihres besseren Gewissens handeln. Daß auch in ihnen diese Stimme des Schöpfers sich offenbart, ist unzweifelhaft. Zwar ist ihr Gewissen vielfach verbogen und irregeleitet von den in ihnen wuchernden bösen Leidenschaften. In einem alten Zulmärchen ist von einer Schwiegermutter die Rede, die einst zu ihrer Tochter ging und beim Schwiegersohn allerhand Schabernack trieb. Das ihr angebotene Essen verweigerte sie hartnäckig, während sie dann in Abwesenheit des jungen Paars alle Milchböpfe säuberlich leerte. Schließlich lauerte ihr der Schwiegersohn auf, ertappte sie bei ihrem unredlichen Treiben und verbannte sie aus dem Hause. So kam sie in große Not. Während sie unter einem Baume ausruhte, sproßten Wurzeln aus und sie ward am Boden festgebannt. Es kam ein Uingeheuer auf sie zu und verschlang sie. In dieser Bedrägnis seufzte sie und sprach:

„Ich ging zu meinem Kinde,
Ein selbstverschuldeter Tod,
Ich gab nach dem bösen Gewissen (ugovana)
Während das gute Gewissen (unembeza) mich bekämpfte.“

Die Zulusprache unterscheidet also genau zwischen gutem und bösem Gewissen, die sie mit zwei verschiedenen Worten bezeichnet.

Das durch eine Sünde zerstörte Gewissen hebt Einspruch gegen die böse Tat und drängt unweigerlich zum Bekenntnis der Schuld. Uns Christen hat der Friedensfürst Christus ein gutes Mittel bereitet im hl. Bußsakrament, wo jeder, der sein Gewissen durch eine Sünde verwundet hat, Heilung und den verlorenen Seelenfrieden wieder finden kann. Wenn heute die friedlose, aus tausend Seelenwunden blutende Menschheit den Weg zu diesem Heilsbad zurückfinden würde, wären wohl ihre meisten Übel sowohl leiblicher als auch seelischer Natur behoben oder wenigstens eher heilbar oder sicher viel erträglicher. Das lehrt nicht bloß die seelenkundige Mutter, die Kirche, der diese himmlische Arznei vom göttlichen Samaritan anvertraut wurde, nein, auch Ärzte von Weltruf, die außerhalb ihres Bereiches stehen, rühmen diese Seelenkur als ein Allheilmittel

gegen so viele Krankheiten, die für jede ärztliche Kunst unheilbar sind. „Jeder echte Arzt werde die Überzeugung haben, daß es keine ärztliche Kunst ohne tiefe und demütige Bindung an Gott gebe. Was der Arzt sich wünsche, sei der begnadete Seelsorger am Krankenbett“, Dr. Sauerbruch. „Die Beichte“, so sagt Dr. Zung, „ist die älteste Analyse und auch die Gesundeste.“

Der Wurm, der am Herzen nagt, die verborgene Schuld, sie muß heraus, das verwirrte Gewissen muß beruhigt werden, soll die Seele mitsamt dem Körper gesunden. Die innere Befriedigung wirkt auf beide wie ein warmes Sonnenbad. Mit Recht hat jemand gesagt: „Du weißt es gut, vielleicht nur zu gut, daß nicht das Leben so beschleunigt als ein Geheimnis, das man nicht aussagen kann, das täglich tausendmal vom Gehirn bis zu dem Rande der Lippen sich drängt und das alsdann mit seinem ganzen Gewichte auf das Herz zurückfällt.“ Wie leicht ist nun ein solch lästiges Gewicht vom Gewissen abzuwälzen durch einen resoluten Willensakt: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt wider den Himmel und vor dir.‘ Der verlorene Himmelsfriede wird der Lohn dafür sein.

Diesen Heilsweg kennen nun die Heiden nicht. Sie suchen auf ihre Art dem bedrängten Gewissen Ruhe zu verschaffen, indem die Entzweiten, im Hader lebenden Gegner sich öffentlich gegenseitig aussprechen und verzeihen. Die Aussöhnungszeremonie findet meistens im Verwandtenkreis statt. Die soziale Lage der Heiden bringt es eben mit sich, daß da leicht viel Zunder zur Feindschaft sich anhäuft. Die Vielehe ist ein üppiges Beet, aus dem so manche Giftpflanzen wie Neid, Eifersucht hervorwachsen. Ein anderes Krebsübel bei diesen Leuten ist das so eingefleischte Beargwöhnen, das bei jedem Unfall oder Krankheit nach dem Urheber spürt und ihn gewöhnlich in der Umgebung vermutet. Dann ist es jene Sorte von Menschen, deren Behagen es bildet, durch Zwischenrägereien Zwietracht zu säen unter Brüdern, und die der Herr ganz besonders verabscheut.



Im Schmucke des Missionskreuzes!
Junge Mariannhiller Afrikamissionare
(sie reisen nach Natal und Bulaivaho)

Photo: P. Gotthard, Schurgast



Primiz des Hochw. P. Edelhard Hummel CMM. in Bergheimfeld, Ufr.

Photo: Hummel, Bergheimfeld

Die Zulusprache bezeugt diese Unstimmigkeiten am Familienherd durch folgende Redensarten: „In einen häuslichen Streit soll sich kein Fremder einmischen.“ Selbssucht, Mangel an gegenseitigem Entgegenkommen wird also angeprangert: „Familienangehörige verleihen einander keinen Hals-schmuck, d. h. Kupferringe, die man in früheren Zeiten am Halse trug. — Also Zunder zu Zwietracht und Streit ist in der heidnischen Familie genug zu finden. Blaßen nun die Gegensäze aufeinander, dann sprühen die Funken, das Feuer der Leidenschaft lodert auf, man ergeht sich in Schmäh-reden und Verwünschungen. Man verbietet sich gegenseitig die Hütten zu betreten und kein Essen anzurühren. Doch auch hier wird die Suppe nicht so heiß geessen als sie gekocht wird. Hat sich der Sturm des aufbrausenden Zornes gelegt und der nüchternen Vernunft wieder Platz gemacht, so kommt man zur Einsicht, daß es doch nicht schön ist, wenn Blutsverwandte in Groll und Hader zusammenleben. Das unruhige Gewissen drängt zu einer Versöhnung. Dafür wird nun ein Tag angeraumt. Ein Friedenstrunk wird zu diesem Zwecke gebraut. Die ganze Verwandtschaft versammelt sich auf dem freien Platz des Gehöftes. Die Streitenden, die ihren Strauß auszufechten haben, waschen ihre Hände mit der Brühe von den Blättern des Lnganu-Baumes, der etwas Holzasche beigemischt ist. Beide binden um ihren Hals ein Blatt der Fecherpalme. Alsdann erfolgt die Aussprache. „Ich, mein Bruder oder Schwester, wurde ärgerlich und aufgebracht, weil du das und jenes von mir ausgesagt hast.“ Nach Beendigung seiner Beichte alles dessen, was seinen Ärger erregt hatte, schließt er: „Nun heute, wo ich meinem Herzen Luft gemacht, und all meinen verborgenen Groll ausgeschüttet habe, ist die Sache für mich erledigt, mein Herz ist dir wieder zugetan.“ In derselben Weise spricht sich dann sein Gegner aus. Alsdann ziehen (mischen) sie gegenseitig das am Halse befestigte Palmenblatt. Sollte dies einen zischenden Ton von sich geben, so wäre die Aussprache, die innere Versöhnung, nicht vollständig gewesen.

Vernimmt man kein Geräusch, so gilt das als ein aufrichtiges Verzeihen. Die Bänder werden nun vom Halse entfernt und rückwärts geworfen, als ein Zeichen, daß alles vergessen sein soll. Die Versöhnten setzen sich dann auf die gleiche Matte und laben sich am Friedenstrunk. Alle Anwesenden nehmen an dem Gelage teil, man ist in fröhlicher Stimmung über die erreichte Aussöhnung. Man belobigt dann das schöne Beispiel. Der eine sagt dies, der andere das: „Es ist etwas Gutes, wenn Verwandte das in Ordnung bringen, was sie entzweit hat. Das Leben wird nun einmal vom Munde (Zunge) getrübt, aber der Mund soll es auch wieder gutmachen.“ u. s. w. Hat jedoch einer der Entzweiten keine aufrichtige Aussprache gemacht und Abneigung im Herzen zurück behalten, so gilt das als ein Frevel. Der Friedenstrunk soll ihm zum Unheil gereichen, weil er in unrechter Verfassung den Trunk zu sich nahm. Er wird Schlechtegger (Sdhatubi) genannt. Obige Betroübschungen werden sich an ihm erfüllen. Es entsteht ein Gewächs oder Wassersucht in seinem Leib. — Christen, die sich dem hl. Tische nahen, erinnert diese heidnische Sitte an die paulinische Mahnung: „Es prüfe sich aber der Mensch.“

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.M. †

(Schluß)

Zum Abschluß lassen wir noch einen Bericht aus der Feder eines eingeborenen Lehrers von Centocoiv folgen.

Charakterbild des P. Apollinaris

Es hieße Gesagtes wiederholen, wollten wir hier versuchen, alle Einzelzüge im Charakter unseres großen Missionars zu einem Gesamtbild zu vereinigen. Von seinem Weitblick, seiner Arbeitskraft, seinem Optimismus ist im Vorhergehenden genügend erzählt worden. Hier soll nur einiger Eigenschaften Erwähnung getan werden, die P. Apollinaris weniger als Obern der Mission denn als Menschen zeigen. Es ist also nicht P. Apollinaris in seiner amtlichen Stellung, sondern P. Apollinaris in seiner persönlichen Einstellung zu seinem Amte; P. Apollinaris mit seinen Neigungen und Abneigungen, um den es uns hier geht.

Für das Charakterbild des Verewigten sind die mir zugesandten Berichte von solchen aus unseren Patres, Brüdern, Schwestern und Eingeborenen, die an verschiedenen Missionsstationen, wo er als Rektor angestellt war, sich unter ihm befanden, denen sich meine persönlichen Beobachtungen anschließen, so bezeichnend und bedeutungsvoll, daß ich mir nicht versagen kann, sie nach ihrem Hauptinhalt hier wiederzugeben.

Er arbeitete bei den Eingeborenen als Seelsorger, Lehrer, Arzt und Baumeister. Er war ihr Vater in allen irdischen und geistlichen Angelegenheiten. Daz er so ganz der ihrige wurde, daß er ihr völligstes Vertrauen besaß, verdankte er zum großen Teile seiner guten Kenntnis der Zulussprache, die er vollständig beherrschte, und daß er zur Klasse von Menschen gehörte, die man „gute Gesellschafter“ nennt. Man findet den Missionsberuf in einem Menschen wohl nicht oft so klar ausgeprägt, wie dies bei P. Apollinaris der Fall war. Eignung und Neigung, beide in

außerordentlich hohem Grade, vereinigten sich hier mit der „Sendung“ zu dem großen Werk der Heidenbefehlung.

Neben der unmittelbaren Missionstätigkeit unter seinen Schwarzen widmete er sich auch mit rastlosem Eifer der Seelsorge der Missionsbrüder und -Schwestern. Immer und immer wieder leitete er für die Brüder und Schwestern die Exerzitien oder geistlichen Übungen. Von seinen kirchlichen Vorgesetzten wurde seine vielseitige Tätigkeit sehr geschätzt und er von ihnen als sehr brauchbare Kraft gerühmt.

Er besaß eine große Verstandesclarheit. Sie zeigte sich bei ihm besonders in einer Richtung: in dem Erfassen von Möglichkeiten für die Entwicklung seiner Mission. Was ihm aber sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen war, war das Planen und Organisieren. Sein rastloses Schaffen und Draufgehen hat oft den Eindruck des Ruhelosen, Ziellosen erweckt; es schien einem augenblicklichen Einfall entsprungen. Bevor er ein Werk im Angriff nahm, hatte er schon wochenlang alle Möglichkeiten erwogen, Pläne entworfen, verbessert, wieder verworfen, alle Schwierigkeiten berücksichtigt. Noch als ein verhältnismäßig alter Mann, fand er seine Erholung daran, wie wir es bereits gesehen haben, Pläne für die weitere Entwicklung der Mission zusammenzustellen. Energisch und willensstark hat er alle seine Unternehmungen angefaßt und mit einer zähen und bewunderungswürdigen Unverdrossenheit zu einem glücklichen Ende geführt.

Wo immer es galt, die katholische Sache zu fördern, war er dabei, und zwar als einer der eifrigsten im Werke. Von Natur aus glücklich veranlagt, hochbegabt, klug und verständig, nicht kleinlich, nicht anmaßend, nicht hochfahrend, nicht eigenhinnig auf seiner Meinung bestehend, ein in jeder Hinsicht edler Charakter, ein demütiger, sittenreiner, frommer Priester von unbegrenztem Verlangen zu helfen und zu nützen und Seelen für Gott zu gewinnen, war er — wir dürfen es sagen — ein Mann der Vorsehung, bestimmt Großes zu wirken im Reiche Christi unter den hiesigen Eingeborenen. Besonders aber war es seine alles beziehende Liebe, die ihm die Herzen erschloß und sie für seelsorgliche Einwirkung und die Gnade reif machte. Wo seine hohe imponierende Gestalt mit dem freundlich gewinnenden Blick sich zeigte, mußte man schon für ihn eingenommen sein. Besonders die Armen, Kranken und die mehr auf die Schattenseite des Lebens Gestellten fühlten sich zu ihm hingezogen, von dessen uneigennütziger Liebe sie sich überzeugen konnten.

Gerade diese Anlagen beweisen klar die Befähigung des P. Apollinaris zum Amte eines Missionsobern. Da konnte er große Richtlinien aufstellen, Pläne ausarbeiten, Anregungen geben; es war auch weniger nach seinem Geschmack, Arbeiten bis ins Kleinste auszuführen. Sein eigentlicher Platz war also nicht unter den Soldaten im Heer, sondern im Generalstab, es war ein Vorteil für die Mission und wohl auch für ihn, daß er so lange in führender Stellung blieb.

Er war ein so wesentlich einfacher Charakter, daß Innenleben und äußere Tätigkeit nicht mehr zwei verschiedene Dinge waren. Seine Frömmigkeit lag in seinem Wirken, und dieses Wirken galt vom Morgen bis zum Abend und Jahr um Jahr der Ehre Gottes und seiner Kirche; er kannte nichts daneben. Seine Ehrlichkeit ließ ihn nichts darüber hinaus suchen, seine Demut fand darin vollkommen Genüge, Diener am großen Werke der Ausbreitung des Reiches Christi hier auf Erden unter den Eingeborenen zu sein. Hindernisse, die seinen Weg versperrten, griff er in gleichem Geiste



Exzellenz Dr. Ignatius Arnoz bei den Klerikernovizen im Schloß Reimslingen
Photo: P. Erhard, St. Joseph, Reimslingen

an: waren sie gegen Gottes Werk gerichtet, dann kämpfte er mit der ganzen Ehrlichkeit seines Wesens für die gute Sache; galten sie aber seiner eigenen Person, dann war seine stärkste Waffe das demütige, schweigende Ertragen.

Vielleicht war gerade dieses „Unpersönliche“ der Grund, daß er auf jene, die ihn nicht näher kannten, den Eindruck eines ganz gewöhnlichen Menschen machte. Nur wer länger mit ihm zusammenlebte, erkannte seinen inneren Wert. Auch sein Lebensabend war nicht der eines Großen. Mit 63 Jahren, in einem Alter also, da die meisten Menschen sich von ihrem Arbeitsleben zurückziehen, bewährte er sich noch als überaus eifriger Missionar, so daß wir oft sagten: Ihm solle es ein junger nachmachen. Wie er glaubte, kam er von jeder Missionstour neugestärkt nach Hause zurück. Es bereitete ihm daher einige Sorge, als er in der letzten Zeit nach rastloser Arbeit fühlte, daß er großen Anstrengungen weniger und weniger gewachsen war. Sein altes Leiden, Asthmabeschwerden, machte ihm trotz der häufigen lindernden Einspritzungen am Arme viel zu schaffen. Letztere brachten wohl vorübergehende Erleichterung, aber keine dauernde Besserung. Ruhig und gefaßt sah er schon seit Jahren dem Tode entgegen und er verschied ohne jedes Zeichen eines Todeskampfes, als wolle er diese Welt bescheiden und still verlassen und niemand beunruhigen oder beschwerlich sein.

So umgab ihn auch im Tode jene Einfachheit, um nicht zu sagen Selbstverständlichkeit, die ihn im Leben ausgezeichnet hatte. Für ihn hatte ja der Tod nichts Erschreckendes, er war ihm der Bote Gottes. Und da er seinen Ruf vernahm, legte er wie ein guter und getreuer Knecht sein Werkzeug beiseite und folgte ihm mit ruhigem Schritt, um nach des Lebenstages harter Arbeit einzugehen in den Feierabend der Freude seines Herrn.

Das ist das Charakterbild unseres Missionars P. Apollinaris, der vom dreifachen Ideal des Glaubens, der Nächstenliebe und der Kultur besetzt war. Stolz und stark in seinem katholischen Glauben, predigte er den Gla-

ben in den Ländern, auf den Gipfeln der Berge, in den öden Wüsten. Dort sammelte er die Eingeborenen zuerst in dürftigen Hütten, später in bescheidenen Schulen und Kapellen und offenbarte ihnen dort jenen Gott der Güte und Wahrheit, dessen Spuren ihre Väter verloren hatten. Und die Charismen des Glaubens ergossen sich über die neuen Gläubigen. Überall erstand und blühte eine schöne religiöse Organisation, die das Ideal des Glaubens und der Nächstenliebe verwirklichte.

Er sah in seinen Mitmenschen seine Brüder und Schwestern. Ihre Schmerzen, ihre Leiden rührten sein Herz und drängten ihn zum Wohltun, ihre körperlichen Leiden zu heilen und ihre seelischen Qualen zu lindern. So entstanden bei ihm Krankenhäuser, Verteilungsstellen für Heilmittel, Waisenhäuser, Mütter- und Altersheime, die eine glänzende Apologie der christlichen Liebe darstellen. Er eröffnete für die Eingeborenen Schulen, angefangen von den Elementarschulen bis zu den Lehrerbildungsanstalten, Erziehungsanstalten für beide Geschlechter, Handwerker- und Gewerbeschulen, landwirtschaftliche Anstalten zur Erlernung einer rationellen Bodenbearbeitung.

Er übte ein Apostolat ermüdender Arbeit aus. Er war ein Held in der traurigen Einsamkeit. Er stand auf einem vorgeschobenen Wachtposten. Er war ein Held in der Pflege der Kranken, deren Leiden er, ohne auf sich zu achten, zu lindern suchte, ein Held in den Verfolgungen, die er nicht scheute, ein Held im Tode, der ihn auf fremder Erde in ungebrochenem Mute überraschte, und wo er unerschrocken, manchmal in schweren seelischen Leiden, im beseligenden Aufblick zum himmlischen Vater Trost fand, der dem Helden seine Arme entgegenstreckte, um ihm den Heldenkranz zu verleihen.

So steht der Seelsorger und der Missionar P. Apollinaris Schwamberger vor uns und lebt in der Erinnerung weiter: groß in seinem Leben und Wirken und heldenhaft im Sterben, da er als Opfer seines Berufes von uns schied. Der Klerus von Mariannhill zusammen mit den Brüdern und Schwestern, denen er Zierde und leuchtendes Vorbild war, und alle in Südafrika, weiß und schwarz, die des Segens seines Wohltuns sich erfreuten, bewahren ihm noch ihre dankbare Erinnerung. Möge auch diese Skizze einiges dazu beitragen, daß sein Andenken bei seinen Angehörigen auch für die Zukunft in Ehren gehalten werde!

Ein Grasring als Symbol der Volksverbundenheit der schwarzen Sippen

Von P. Odo Ripp CMM.

So wohl im Reiche der Natur als auch der Gnade findet sich das Bestreben nach Zusammenschluß und Einheit. Ein Bindeglied ist erforderlich, an das sich alle gleichgearteten Lebewesen anschließen. Für alle Gläubigen, die Christo, dem Herrn, durch die Taufe einverleibt sind, ist er das Haupt, der König und Mittelpunkt ihrer Herzen. Von diesem göttlichen Haupte geht alle geistige Lebenskraft auf seine Glieder über, die sie befähigt, ihrem Heiland inmitten aller Versuchungen und Kämpfe des Lebens die Treue zu wahren und lieber Blut und Leben zu opfern als von ihm sich

loszusagen. Denn wer so sein Leben suchen würde, würde es unviedelbringlich verlieren. Darum soll eines jeden Lösung sein: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir für den Herrn“, durch dessen kostbares Blut wir erlöst sind.

Als Nachbarn wohnen hier einige Bienenbölker, Almeisen aller Art sind auch nicht weit entfernt. Hier zeigt sich dasselbe Lebensgesetz: Zusammenschluß unter einem Haupte, der Königin, die den Fortbestand dieser wunderbar organisierten Insektenrassen bedingen. Als soziales Wesen fühlt der irdische Mensch dasselbe Bedürfnis, sich einer Gemeinschaft anzugehören. Daraus erwachsen die einzelnen Völker und Staaten, die von einem Haupte regiert und geleitet, ihrer diesseitigen Wohlfahrt entgegenstreben. Als Symbol dieser Volksverbundenheit gelten die Regalien, Krone und Szepter des Herrschers oder die Landesfahne, der man huldigt. Die Liebe zum angestammten Volke und dessen Oberhaupt findet sich bei allen Völkern, auch bei den primitivsten Sippen, die sich übrigens wegen ihrer Blutsverwandtschaft als eine geschlossene Einheit betrachten. Auch da galt es als etwas Angenehmes und Ehrenvolles, für das Vaterland zu sterben durch die Verteidigung von Herd und Altar. „Ochs meines Vaters“, — der ja gelegentlich als Opfergabe für die Schutzgeister galt —, „niemals wirst du vom Feinde dem heimatlichen Boden entführt werden“, schwor der Zulu-Krieger im heißen Kampfe um die väterliche Scholle. Die Einheit und Volksverbundenheit wird nun durch einen Grasring versinnbildet, infatahezwe oder homuzi genannt, d. h. Wickel oder Knäuel des Landes oder des Gehöftes. Infata ist irgend ein Wisch aus Stroh oder Tuch, das Zulu-Frauen einer Last unterschieben, die sie auf dem Kopfe tragen. Dieser Graswisch ist ein Ring, etwa so groß wie ein kleiner Rettungsgürtel, den man Ertrinkenden zuwirft. Die Symbolik dieses Ringes liegt in dessen Verfertigung. Wer etwa schwache Nerven hat und zum Erbrechen geneigt



Die Heimat unseres Bischofs Erzellenz Arnoz
In der Mitte der Dom von Leitmeritz a. Elbe, rechts das
bischofliche Palais, links die Wohnung der Kanoniker



Missionsstudenten bei beliebter Arbeit
im Missionsseminar St. Bonifatius, Schurgast
Photo: P. Gotthard, Schurgast

ist, möge sich etwas zusammenraffen, damit sein Magen sich nicht hebt bei der Beschreibung dieser Prozedur.

Die Bindung dieses Graswickels war eine Teilveremonie des großen Festes der Erftlingsfrüchte, das gewöhnlich im Dezember gefeiert wurde. Nach der Schlachtung eines Stieres, dessen Fleisch nicht gefocht sondern nur geröstet wurde, warf man Fleischstücke, die von dem Medizinmann mit schwarzen Arzneien bestrichen waren, in die Luft. Die Krieger hatten diese Stücke mit dem Munde aufzufangen, ohne dieselben mit den Händen zu berühren. Was zu Boden fiel blieb unbeachtet. Nachdem dieses Fleisch gekaut war erhielten die Burschen am folgenden Morgen ein Brechmittel verabreicht. Alle scharten sich um ein großes Geschirr oder um kleine Gruben, worin das Gras getaucht wurde. Darin wurde das Spülwasser geleert, womit der König abgewaschen und abgeschabt wurde; auch die Grassplitter, die man am Platze fand, wo die Großen des Reiches saßen, wurden beigemengt. In diesen Mischmasch hatten sich dann die Krieger zu erbrechen, ihre Galle und alles, was nicht niet- und nagelfest im Innern war. Als dann besprengte der Wundermann den ganzen Brei mit seinen Heilkräutern. Zur Verwendung kam die Llmabopepflanze mit roten Wurzeln. Die soll die Eigenschaft haben zu binden und zu bannen, wie ihr Name besagt. Das aus ihr hergestellte Lustralwasser hält die schädlichen Einflüsse eines Zauberers vom Hause ab. Während der Doktor dieses rund um die Hütte sprengt, sagt er: „Siehe da die Llmabope, packe ihn“ d. h. den Bösewicht. Ein anderer Bestandteil war die Imfingo, eine Art Farnkraut, dem die Kraft innewohnen soll, die Leute gegen Sauberei zu feien. Noch eine Reihe solcher Mittel holte der Doktor aus seiner Medizintasche hervor, die dem sonderbaren Präparate alle jene magischen Kräfte eines festen Zusammenhaltens der ganzen Sippe verleihen sollte. Nachdem

alle Bestandteile tüchtig untereinander gerührt waren machten sich die Hauptleute daran, alles in den Ring zusammenzubinden, der schließlich mit der Haut einer Phytenschlange umwunden wurde. Dieser Ring (infata) wurde im Hinterteil der Königshütte aufbewahrt als Unterpfand des zur Einheit zusammengeschlossenen Volkes; keiner sollte sich der Gemeinschaft entziehen, keiner einem andern König dienen.

Während ich zu schreiben innehalt und einen älteren Christen, der eben zur Hand war, etwas betreffs dieser Sache fragen wollte, sagte er: „Sachte, mein Vater, von diesem alten Mumpiz wissen wir nichts mehr, wir haben jetzt den Katechismus, woraus wir alles für unseren künftigen Lebensweg entnehmen können, und der belehrt uns auch über die wahre Gemeinschaft der Heiligen, deren Anführer und Mittelpunkt Christus der Herr ist.“ Diese Antwort erfreute mich; möchte sie für jeden Leser ein Ansporn sein, seinem himmlischen König unverbrüchlich die Treue zu wahren bis zu seinem seligen Ende.

Eine wütende Heidin

Von P. Solanus Petered CMM.

Eine alte heidnische Frau kam eines Tages zu mir auf mein Zimmer und verlangte ihre Tochter, die in unserer Missionsschule lernte. „Ich halte deine Tochter nicht fest, gehe nur zur Schule, rede mit der Lehrschwester und mit deinem Kind, und wenn es nach Hause gehen will, so nimm es nur mit“, sagte ich zu ihr.

Es waren noch keine 30 Minuten vergangen, da hörte ich im Schulhof einen gewaltigen Lärm. Ich lief hinunter und fand eine Menge Kinder mit der wütenden Mutter streiten, welche ihr Kind in dem heidnischen Kraal haben wollte, wozu aber das Mädchen sich weigerte, denn sie wollte lernen und Christin werden. Ich gesellte mich zu der Mutter und sagte ihr, sie solle doch ihr Kind lernen lassen, damit es Gott kennen lerne und in den Himmel käme. „Halte deinen Mund“, schrie das Weib mir zu, „du bist auch so ein weißer Schwindler.“ Dann ergriff sie vom nahen Holzhaufen eine lange knorrige Wattelstange und schwang dieselbe über meinen Kopf. Ich beachtete es nicht, aber ein an meiner Seite stehender Bruder versetzte mir einen Stoß und die Wattelstange sauste auf den Boden. Hätte der Bruder mir nicht den Stoß gegeben, so hätte mich das wütende Weib totgeschlagen. Da sich das Weib nun umbringen wollte, heredete ich das Mädchen, heimzugehen und wieder zu kommen, wenn sich die Stimmung geändert hätte. So geschah es auch.

Die Not der Heidenwelt ist eine Not, die nicht durch den guten Willen der Heiden, sondern nur durch den guten Willen der katholischen Christenheit völlig gehoben werden kann.

Mehr Missionare! Das ist das Gebot der gegenwärtigen Missionsstunde und der gegenwärtigen Missionslage. Das ist die drückendste Sorge der katholischen Weltmission.

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg i. Br.

1. Zum Mosfussil¹

Nachdem mir der Auftrag geworden, meine Lehrtätigkeit in Bombah, dieser unvergleichlich herrlichen Stadt am Meer, aufzugeben und die Pfarrseelsorge an der Eisenbahnzentrale Bhusaval in Ost-Khandescha und die Leitung der dortigen Mittelschule zu übernehmen, trat ich früh morgens mit dem Kalkutta-Schnellzug meine Reise dorthin an. Hinüber ging's von der reizenden Insel Bombah zum indischen Festland. Nur wer jahrelang auf diesem meerumrauschten, zauberischen Flecken Erde gelebt hat, kann mir nachfühlen, was mein Inneres bewegte.

Wie im Fluge schwiebte der Zug leicht und schnell vorbei an all den wohlbekannten, lieblichen Vororten, hinaus in den Morgenqualm der Riesenstadt in die frische, meer durchwürzte Luft des offenen Landes. Schon waren wir in Mosfussil. Erquidend strich die frische Seeluft durch die offenen Fenster meines Wagens. Eine schöne Szenerie wechselte mit der andern. Rechts ließ ich meinen Blick schweifen über die an lieben Erinnerungen reiche Insel Trombah mit ihren üppigen Dschungeln, die wir als Scholaistifer in früheren Jahren an unsren Villatagen² auf der Suche nach unbekannten Tieren und Pflanzen durchstreiften, und mit ihrem majestätischen Bergkegel, von dessen Gipfel wir so oft den überwältigenden Ausblick auf das offene Meer und die malerischen Inselgruppen genossen. Links dehnte sich in farbenprächtiger Morgenfartheit die leichtgeträuselte Fläche eines Meerarms, aus dessen Fluten sich in der Ferne das mit Recht beliebte Seestädtchen Bandora mit seinen dichten Palmenhainen wie ein Feengarten traumhaft erhob.

Weiter ging's, der ersten Haltestation, Thana, entgegen. Was der Blick nur aufnehmen konnte, nahm er mit. Hoch von den mit Toddypalmen überragten Spitzen der Dschungelreichen Kanheri-Berge glitt das unersättliche Auge hinab auf das fastigrüne Waldmeer der Niederungen, dessen feierliche Stille hie und da unterbrochen wurde von dem Geschrei von Pfauen, die irgendwo in einer Lichtung radikallegend ihren Morgenreigen aufführten und ihre farbenleuchtende und goldblitzende Federpracht nur dem Sonnenauge zeigten. Rechts und links der Bahlinie

wechselten Palmenheine mit Reisstoppelfeldern ab, die mit mächtigen Mangobäumen bestanden waren, in deren tiefen Schatten da und dort vereinzelt Zebulühe und Ziegen friedlich an den Stoppeln knuspern. Bald sah man Rehböde, vom heranbrausenden Buge aufgescheucht, mit Windesschnelle den Gebüschen zuwischen, bald einen langgeschwanzten Alsen Reißaus nehmen, der dann mit sicherem Schwung sich auf den untersten Ast eines entfernten Baumes schwang, mit den Armen den Stamm umhalste und mit einer Protestgrimaße dem vorbeileitenden Buge nachschauten, als ob er sagen wollte: „Was hast denn du hier zu tun?“ Bald war es ein Schwarm lebenslustiger, gräsgrüner Papageien mit blutroten Schnäbeln, die mit wildem Getreide und Gezeter in weiter gelegene Baumkronen die Flucht ergriiffen.

Auf einmal blitze es wie Wasser zwischen den nahen Bäumen durch. Der Zug macht einen Bogen, und im Nu öffnet sich sich wieder eine neue grandiose Szenerie. Wir sind am Thana-Creet, einem langgestreckten, stromartigen Meeresarm, der die Flanken der bewaldeten Berge rechts von uns bespült. Ein wunderbar schöner Ausblick! Jenseits der glänzenden Wasserfläche, auf welcher Fischerbarken mit vollgeblähten weißen Segeln ziehen, lugt am Ufer ein Fischerdörfchen aus den Bäumen heraus. Vor uns in naher Ferne erheben sich wie Riesen aus der Ebene die Berge des westindischen Hochgebirges, die Ghats, während wir rechts an den frischgrünen Abhängen der Thana-Berge vorbeisliehen. Man wird unwillkürlich an die malerische Rheinlandschaft zwischen Rolandseck und Brohl erinnert.

Endlich, aus all der kurzen Herrlichkeit heraus, erblicken wir uns wie aus einem seligen Traum Erwachte in der Station Thana, wo der Zug hält. Bahnhofsszene wie gewöhnlich: die geräumige Halle voll von Veräufern von Früchten, Erfrischungen, Zeitungen und Illustrirten, ein betäubendes Gewoge von allerlei Rufen in allen Tonarten: Ice-cream, Limonade Keks, Schokolade, Taaims (Times) usw., Reisende, die auf- und abgehen oder aus den offenen Fenstern lehnen. Immerhin eine kleine angenehme Unterbrechung. Nach einigen Minuten fahren wir weiter

¹ das Land im Gegensatz zu Stadt, hier „aufs Land“, „ins Binnenland“.

² die wöchentlichen, schulfreien Donnerstage, die wir Professoren auf einem Landgute zubrachten.

durch eine plantagenreiche, wohlbebaute, dem Westgebirge vorgelagerte Ebene mit friedlichen, zwischen Bäumen versteckten Dörfchen der großen Station Kalhan zu. Dort ein noch lebhafterer Bahnhofsbetrieb. Zwei schwere Gebirgslokomotiven übernehmen jetzt die Beförderung des Zuges, der nun von der Puna-Linie abschwenkt und links direkt in die Gebirgswelt hinaufpustet.

So geht's denn hinauf zum weiteren Mosfussil, zum Deffan, der großen indischen Hochebene. Langsam steigen wir von einer Höhe zur andern die Höhenzüge hinan, die sich terrassenförmig, treppenartig hintereinander erheben. Daher auch der Name des indischen Westgebirges: „Ghats“, d. h. Treppen. Auf vielen Windungen und durch zahlreiche Tunnels klettert der Zug durch die herrliche, bewaldete Gebirgswelt hinauf, an steilen Abhängen entlang, jetzt über kurze, dann über lange Schluchten und tiefe Ravinen (bewaldete Täler) überspannende Brücken, bis endlich der Höhepunkt und damit das Hochplateau bei der Station Deolali erreicht ist.

Nun fährt der Zug wieder im flotten Schnellzugtempo weiter. Und vorbei flogen wir an Nasif, dem uralten Nationalheiligtum der Hindus und der berühmten Brahminenstadt, vorbei an Manmad und Nandgaon, immer weiter durch die endlose Ebene, bald durch Dschungeln, bald durch Steppen und Gestrüpp, dann wieder durch reiche, wohlbebaute Striche, bis wir am Abend in die Bestimmungsstation, die große Eisenbahnzentrale Bhusaval, einliefen. Gott sei Dank! Es war eine lange, aber auch eine schöne, interessante Reise, und, was die Hauptsache ist, alles war gut gegangen.

Kaum stand der Zug still, da erschien auch schon an meiner Wagentür eine kräftige Männergestalt mit langem Graubart und in weißem Talar. Es war mein ehrwürdiger Mitbruder, den ich ablösen sollte. Er begrüßte mich herzlich und hieß mich willkommen. Neben ihm drängte sich diensteifrig der hagere braune Hausdiener Nurali heran, der sich in seinen besten Staat geworfen hatte und mit einem tiefen, respektvollen „Salaam, Saheb!“¹ mein Gesäß in Empfang nahm.

Und siehe da, was mußte ich jetzt gleich erleben! Man kann sich kaum sehn lassen, flugs hat man auch schon einen Spitznamen! In meinen früheren Jahren hieß ich bei meinen Mitschülern einfachhin der „dick Müller“, und später, in der Philosophie, legten mir die Herren von der

anderen Fakultät, die Theologen, sogar die erweiterte Bezeichnung „Quadrat-Müller“ bei. Und nun steht da vor mir auf dem Bahnsteig eine Gruppe indischer Jungs mit roten Turbanen und weißen Beinkleidern (Dhotis) leicht geslaggt, die sich auf die Kunde von der Ankunft des neuen Padre-Saheb (–Herr Pater) aus Neugierde versammelt hatten und mich mit einem verschmitzten Lächeln auf ihren kaffeebraunen Gesichtern von oben bis unten beschauten, — die hatten auch die Verwegenheit, mich auch sofort auf ihre Weise zu taufen! Wie abgemacht kam das einstimmige Wort des Staunens aus ihrem Munde: „Mota Saheb!“, d. h. welch ein dicker, stämmiger Herr! Namen bleiben hängen, und diese Bezeichnung „Mota Saheb“ blieb auch an mir haften all die folgenden Jahre hindurch, so daß ich in der näheren Umgebung einfach als der Mota Saheb bekannt war.

„Menschen sind die Menschenkinder
Aller Seiten, aller Zonen“, dachte ich,
„Ob sie bleich sind wie ein Käse
Oder braun wie Kaffeebohnen!“

„Sehen Sie“, sagte mein Mitbruder, „da haben Sie schon einen Titel, wie ich nie einen bekommen habe. Mota kann alles Große, Staunenswerte heißen, wie groß, dick, stämmig, erhaben, angesehen usw. Machen Sie sich nichts daraus, sondern freuen Sie sich!“

„Nun ja“, erwiderte ich, „erfreulich ist es sicher, daß diese Jungs, wenn sie auch sonst im bürgerlichen Leben die abgefeimtesten Lügner sind, sich wenigstens jetzt ehrlich erwiesen und die Wahrheit gesagt haben. Es wird also dabei bleiben müssen, beim unlieugbaren Mota Saheb.“

2. Kein Sanssouci

Welch ein wohltuendes Gefühl, nach einer Tagesreise im Zug endlich die steifen Glieder bewegen zu können und das betäubende Bahngerassel hinter sich zu haben. — Nurali, der Diener, mit meinem Handkoffer auf dem Kopf — die Indier tragen nämlich alles Tragbare, und wäre es auch nur ein leerer Teller, auf dem Kopf —, marschierte feierlich, seine hageren, wadenlosen Windhundbeine schwungend, vor uns her. Was für kuriose Gedanken über den neuen Saheb sein Denkerhaupt durchzogen, was für Sorgen um die nächste Zukunft seinen schmalen Busen bewegten, wer weiß es?

„Ist das Pfarrhaus weit von hier?“ fragte ich meinen betagten, langbärtigen Konfrater.

¹ „Salaam“ heißt „Friede dir“ oder „Heil!“

„O nein“, entgegnete er beruhigend, „gleich sind wir schon da.“ Grad bogen wir um die Ecke des kleinen Bahnhofsbüros in einen breiten Weg ein.

„Da“, sagte mein Begleiter, auf die links vor uns liegende Kirche mit schlanken Turm, die im Hintergrund anliegenden Gebäude und den baumreichen, bis an den Weg vorgelagerten Hof hinweisend, „das ist meine Residenz!“

Am Pfarrhaus angelangt, warf ich einen flüchtigen Blick auf dasselbe und gewahrte, daß es oben flach war. „Aber was ist denn das?“ wandte ich mich an meinen Herrn Konfrater, „das Haus hat ja kein Dach!“

„Ach!“ erwiderte er halb wehmüttig, „das Haus hatte ein schweres Holzriegeldach — Sie können die Ziegel noch sehen, sie liegen noch alle auf dem Hause —, aber es ist mir mit einem unheimlichen Krache über dem Kopfe zusammengefallen. Ich wollte es schon lange neu aufbauen, aber bis jetzt fehlte mir das nötige Geld. Sehen Sie, da bekommen Sie schon gleich eine sehr schöne und nützliche Arbeit, die aber bald in die Hand genommen und vor dem Monsun (die dreimonatige Regenzeit von Juli bis Oktober) unbedingt fertig sein muß. Hoffentlich wird dann Ihr neues Dach länger halten als das meinige.“

Die ganze folgende Nacht hindurch verfolgte mich das Wort des scheidenden Pfarrers: „Da bekommen Sie gleich eine schöne Arbeit“, und: „Es fehlt das nötige Geld.“ Daß die Aufrichtung eines neuen Daches eine nützliche, ja unbedingt notwendige Arbeit sei, war einleuchtend; daß sie aber eine schöne Arbeit sei, ohne das nötige Geld, das war nicht so leicht verständlich. Ich zerbrach mir den Kopf, was da zu machen sei. So war die erste Nacht im neuen Heim für mich keineswegs ruhig und wohlstend, sondern eine drückende Sorgennacht. Es begann in mir bereits die Erkenntnis zu dämmern, daß ein solches Missions-Pfarrhaus wohl ein Sorgenfasten, aber kein „Sanssouci“, d. h. kein Hort „frei von Sorgen“ ist.

Während im Laufe des Morgens der alte Herr mit Packen beschäftigt war, ging ich im Schulhaus und in den andern kleinen Gebäuden, in Hof, Küche, Sakristei und Kirche herum, um alles genau zu besichtigen. Wie vieles sah ich bei diesem Rundgange, das unbedingt ausgebessert, wieviel Fehlendes, das möglichst bald angeschafft werden mußte. Da war die halbhängende Treppe hinauf zur Priesterwohnung höchst baufällig, da waren so viele Pfosten und Dielen der oberen Veranda schadhaft, da fehlte so viel not-

wendiges Lehrmaterial in den Schulräumen, da bedurfte die enge stallartige Küche sehr der Reinigung und Erneuerung, da sah es in der armen Sakristei trostlos aus, da standen auf dem Hauptaltar und den beiden Seitenaltären in Schmutz starrende hölzerne Kerzenständer und war das Altarleinen so grau, schmutzig und fadenscheinig, als ob es niemals heruntergenommen, gewaschen und ausgebessert worden wäre. Wie habe ich mich da bei diesem Anblick vor dem Allerheiligsten geschämt! Wie reich und sauber kamen mir da die Kirchlein und Kapellen in den eignlichen Missionsstationen gegenüber dieser Pfarrkirche vor!

Die Eindrücke, die ich so bei der ersten Besichtigung gewonnen, waren daher nichts weniger als ermutigend. Wie dieses harrie da der erneuernden Arbeit!

Nach dem Mittagessen hielt ich mit meinem ehrtürrdigen Mitbruder eine geschäftliche Sitzung, denn ich mußte noch über vieles Klarheit haben. Von dem, was ich am Morgen überall gesehen, erwähnte ich nichts. Ich fing also an: „Hochwürden, hier muß noch vieles geschehen, und da muß ich fragen: Wie steht es mit den Finanzen?“

Halb ernst, halb jovial kam da die laute Antwort des Herrn Konfraters, der mich mit aufgerichtetem Kopfe von oben herab anschaut: „Was? Finanzen? Ja, hätte ich Finanzen! Das ist ja gerade der wunde Punkt hier! Wohl habe ich noch an die dreihundert Rupien Schulden, die Sie sobald wie möglich bezahlen müssen. Hier sind die Rechnungen.“ Damit legte er mir dieselben in einem Bündelchen vor.

„Herrliche Aussichten das!“ dachte ich, und mächtig pochte mir das Herz. — In führer, sachlicher Weise fuhr der alte Herr fort:

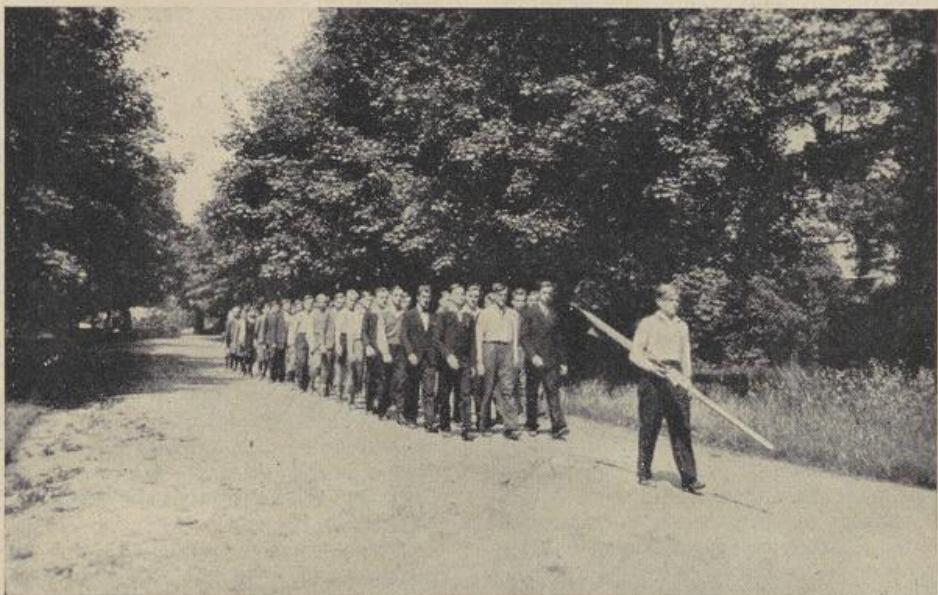
„Stiftungen sind keine da, keine einzige. Ein Gehalt für den Pfarrer hier gibt es nicht. Für den persönlichen Unterhalt, für die nötigen Auslagen für Kirche und Gottesdienst und für die Besoldung der Diener erhalten Sie vom Bischof monatlich eine Unterstützung von 35 Rupien (1 Rupie damals 1.40 Mark), und die Stipendien für heilige Messen dürfen Sie für denselben Zweck verwenden. Dazu kommen noch die kleinen Sonntags-Kolleetten, von denen Sie aber einen Teil an die Schar von Armen und Bettlern, die sich nach dem Gottesdienst im Hause aufstellen, verteilen müssen. Feste Stolgebühren für Taufen, Heiraten und Beerdigungen gibt es nicht, aber hie und da geben die Leute ein freiwilliges Almosen dafür, welches Sie benutzen dürfen. An Sonn- und Festtagen müssen Sie dreimal predigen: in

der Frühmesse eine kurze Predigt in Hindustani, im Hochamt und am Abend je eine gute Predigt in Englisch. — Was den Schulbetrieb angeht, so bestreiten Sie die Auslagen für etwaige Anschaffungen und für die Besoldung der Lehrkräfte aus der jährlichen Unterstützung von der Regierung und aus den Schulgeldern der Schüler und Schülerinnen, die Sie durch Auszahlung von Monatsrechnungen gegen Ende des Monats einzuziehen haben. Sie selber übernehmen die oberste Klasse (d. h. die sechste) und den Religionsunterricht in den drei obersten Klassen, im Ganzen

mich in die obwaltenden Umstände schicken und jeden Tag mehr fühlen, daß mein Posten kein „Sanssouci“ war.

3. Kismet oder Termiten

Bald nach meinem Amtsantritte mußte ich der „schönen Arbeit“ der Aufrichtung eines neuen Daches, die keinen Aufschub duldet, meine volle Aufmerksamkeit widmen. Ich teilte meinem hochwürdigen Herrn Bischof die Notwendigkeit des Unternehmens mit, setzte ihm aber auch meine gänzliche Mittellosigkeit auseinander.



Unsere Missionsstudenten von St. Bonifatius, Schurgast, O.-S.
Photo: P. Gotthard, Schurgast

26 Stunden wöchentlich. Dafür bekommen Sie Ihr Gehalt im Himmel.“

Das war allerdings eine sehr nüchterne und ernüchternde Darstellung der Lage. Da wurde mir vieles von dem erklärlich, was ich am Morgen gesehen. Das war ein sehr fettes Pensum, aber ein sehr mageres, schier unzulängliches Budget. Das war ein ganz unhaltbarer Zustand für einen Pfarr- und Schulbetrieb in einer Zentralstation mit solchen Eisen- und Gaswerken und Reparaturwerkstätten, wo soviel verdient wurde. Dem ganzen Betrieb fehlte die sichere, zuverlässige finanzielle Grundlage. Hier mußte unbedingt eine gründliche Heilung vorgenommen werden. Hier mußte die ganze verdienende Gemeinde und auch die bediente Eisenbahndirektion zur Mitarbeit herangezogen werden, wie dies auch später mit vollem Erfolg geschah. Vorläufig aber mußte ich

Darauf kam von dieser hohen Seite die gnädige und erfreuliche Antwort, ich könne auf Kosten der bischöflichen Kasse beginnen. Da sah ich ein, daß ich mir unmöglichweise Sorgen gemacht hatte, und zog die Lehre daraus, in Zukunft in ähnlichen Fällen die vermeintlich schwierige Angelegenheit ruhig und gelassen heranzukommen zu lassen. Es wird sich fast immer herausstellen, daß alles viel einfacher und leichter sich erledigt, als man sich eingebildet hatte.

Auf meine Bitte schickte mir der hochwürdige Missionsobere von Bombay einen tüchtigen Bruder, der Schreiner und Zimmermann von Fach war. So konnten nach einigen Tagen die Wiederherstellungsarbeiten beginnen. Unter der Aufsicht des Bruders wurden zunächst von einem Trupp Kulis die vierstöckig gelagerten Hohlziegel herabgenommen. Als dann

der zusammengebrochene Dachstuhl zertrümmert und zersplittert vor dem Bruder da oben lag, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und rief aus: „Wie konnte man mit solch dünnen Bältschen aus schlechtem Dschungelholz und dazu noch ohne jeglichen Träger einen Dachstuhl bauen für eine solche Last von Ziegeln!“

Nun hatte ja das schwache Gebäude schon einige Jahre die Ziegellaft getragen, und irgend eine starke Erschütterung durch Sturm oder Erdbeben hatte inzwischen nicht stattgefunden. Die eigentliche Ursache des Zusammenbruchs mußte also anderswo liegen. Sie wurde auch bald gefunden.

Als nämlich der Zimmermann die zerbrochenen Bältslein genau untersuchte, sah er, daß das Innere derselben fast ganz zerfressen war von den gefürchteten und allem Holzwerk höchst gefährlichen Termiten oder weißen Ameisen. „Werfen Sie mal ein Stück zerfressenen Holzes herunter!“ rief ich ihm zu. Im Nu war es da. Es wog so leicht wie ein hölzernes Rohr. Die äußere Holzwand war unberührt und tadellos; aber das Innere war ganz zerfressen und enthielt nur noch ein unregelmäßig abgenagtes dünnes Gerippe und viel dunkelbraunen Staub: das gewöhnliche Bild des Zerstörungswerkes der Termiten.

„Ha, da kommst du gerade recht, Nurali, du Licht des Morgenlandes“, rief ich meinem Hausdiener, dem „Mädchen für alles“, zu, der auf den Beinen zu mir heranschlich. „Wie erklärst du dir denn den Zusammenbruch des Daches? Du warst doch hier, als es geschah!“

„O Huzur (d. h. Durchlaucht), was weiß ich? Es war eben Kismet, es war so bestimmt!“

„Da haben wir es wieder! Immer seid ihr mit eurem nichtssagenden Kismet (Schicksal) bei der Hand. So sagt ihr Kismetianer immer, wenn ihr zu denksaft seid, einer Sache auf den Grund zu gehen. Wärest du ein Philosoph, so müßtest du wissen, daß der weltbekannte oberste philosophische Grundbegriff lautet: Es hat ja alles seine Ursach, es hat ja alles seinen Grund.“ Schau, so ist es auch hier mit dem zusammengefallenen Dach. Sieh dir einmal dieses Stück Holz vom Dachstuhl genau an und sage mir: hat Kismet das Innere derselben ausgefressen oder die kleinen Dimaki, die bekannten Chinties (weiße Ameisen), die noch drin herumlaufen?“

„O Saheb“, gestand er, beschämt lächelnd und mit einer Geste demütiger Entschuldigung, „ich bin ein Esel und der Sohn eines Esels, daß ich nicht darauf

gekommen bin; die Dinger habe ich ja schon oft gesehen!“ Seit der Zeit habe ich das Wort Kismet nicht mehr aus seinem Munde gehört.

Bald war alles nötige Holz zur Stelle, und dank der tüchtigen Arbeit des Bruders stand innerhalb dreier Wochen ein neuer, widerstandsfähiger Dachstuhl auf dem Hause. Nach einigen Tagen war man auch mit dem Auflegen der Ziegel fertig. — So, nun konnte es regnen, soviel es wollte. Der Pastor-Saheb brauchte keinen Regenmantel in seiner Behausung zu tragen.

Aber nun galt es, einem andern Zerstörungswerk der Termiten Halt zu gebieten. Der oberste Stützbalken der Treppe, die dem Giebel des Schulhauses entlang hinauf zur Veranda führte, war auch zerfressen und aus dem Gefüge gegangen, so daß der obere Teil der Treppe nach der rechten Seite etwas herunterhing und man beim Hinaufgehen sich oben fest an der Wand halten und vorsichtig auf den Boden der Veranda schwingen mußte. Ein neuer, fester Balken von hartem Teakholz wurde eingesetzt, und die Stiege war wieder sicher. Auch einige Pfosten und Tragbalken der Veranda, die von außen fest und unversehrt schienen, aber beim Klopfen verdächtig hohl klangen, wurden herausgenommen und durch neue ersetzt. Bei allen alten Holzstücken zeigte sich dasselbe Bild: das Innere war mehr oder minder zerfressen.

Nicht nur allem Holzwerk, sondern auch den gedruckten Schäzen der Wissenschaft werden die Termiten gefährlich. Davor sollte ich auch schon bald ein trauriges Beispiel erleben.

In einem großen Zimmer im oberen Stock des Schulhauses waren einige mit Schulbüchern gefüllte Wandchränke. In einem derselben lag im unteren Teil ein eineinhalb Meter hoher Stoß von schön aufeinander geschichteten Jahrgängen der vornehmen englischen katholischen Wochenschrift „The Tablet“. Als mein Vorgänger mir das Zimmer zeigte, wies er auf diesen Stoß hin und sagte mir: „Wenn Sie einmal Langeweile haben, so finden Sie hier Stoff genug zum Lesen.“ Darüber war ich sehr erfreut, denn ich hatte die Zeitschrift wegen ihres gediegenen Inhaltes immer sehr geschätzt. Als ich nun eines Tages einige Nummern abheben wollte, gelang mir das nicht. Die vielen hundert Nummern waren von oben bis unten fest zusammengepappt. Meine oben zugreifenden Finger verirrten im Staub. Bei weiterem Tasten erwies sich außer den vier Rändern der einzelnen Stücke alles als Staub und Moder. Von außen sah der

ganze Stoß rein und unversehrt aus, und kein Mensch hätte ahnen können, wie schlimm es um ihn stand. Der Schein trügt, wie beim Sodomaspel und bei den übertünchten Gräbern, so auch hier. Ich versuchte das hohe Paket Zeitschriften emporzuheben. Es ging leider leicht. Die innere Säule von Staub sank unten zu einem Haufen heraus, und in meinen Händen hielt ich ein vierseitiges Rohr von Papier.

Der ganze Inhalt des „Tablet“ scheint den Termiten vorzüglich zugesagt zu haben. Alle wissenschaftlichen Abhandlungen in den vielen Jahrgängen, alle scharfsinnigen Erörterungen über religiöse, sittliche, wirtschaftliche, erzieherische, politische, soziale Fragen hatten sie durch und durch „binnen“ und gründlich verdaut. Wenn doch die geistige Verdauung des von den Drakeln der Wissenschaft Gehörten und Gelesenen auch so schnell und gründlich vorstatten ginge! Aber wie ist da so vieles unverdaulich!

Unter solchen und ähnlichen tribulen Gedanken ging ich nun doch etwas besorgt an die Untersuchung der Bücher in den andern Wandschränken heran. Aber es war doch nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte. Von den Büchern, die in Säulen aufeinander lagen, waren die obersten und, einige der unteren beschädigt. Die obersten waren mit einer braunerdigen Kruste (aus den Ausscheidungen der Termiten bereitet) überzogen, unter der sich nach einigem Kratzen und Wischen ein fast ganz zerfressener Deckel zeigte; bei einigen von den unteren Büchern waren größere oder kleinere Buchtten in den Inhalt hineingefressen.

Am besten waren die in Reihen aufgestellten Bücher davongekommen. Von ihnen hatten nur das erste und das letzte in der Reihe die äußeren Deckel eingebüßt. Die andern dazwischen waren nur von einzelnen unternehmungslustigen Termiten heimgesucht worden. Diese hatten sich durch die ganze Reihe hindurchgearbeitet, vom Altbuch bis zum „Verlorenen Paradies“ von Milton, vom Einmaleins bis zu den schwersten Aufgaben von Euclid; sie waren durch einen engen runden Tunnel von England durch alle Erdteile und Meere bis zu den Fidschi-Inseln der Südsee gelangt, wo sie wahrscheinlich unter die Menschenfresser gerieten. Da war es natürlich mit ihnen vorbei.

Ich rief meinen Hausdiener herbei, um das Zimmer auszufehren. Als er zur Stelle war und all den Unrat sah, machte er große Augen. Er wußte wohl nicht, wie die Menge Staub plötzlich dahingekommen war. „Nun sieh mal, Nurali“, sagte ich,

„sieh mal, was dein liebes Kismet wieder alles angerichtet hat!“

„Bei Allah, Saheb“, beteuerte er, „nein, das haben die Dimasi getan. Die gehen nur auf Schaden aus; die müssen vom Schaitan (Satan) besessen sein.“

Ja, das sollte man beinahe meinen. Aber wie soll man ihnen beikommen, wie sich ihrer erwehren? — Um sie wenigstens einige Zeit aus den Schränken zu halten, ließ ich diese gut reinigen und dann mit Petroleum ausstreichen. Tatsächlich ließen sich nachher keine Termiten mehr darin blicken.

Später bin ich noch zweimal dem Zerstörungswerk der Termiten noch gerade rechtzeitig auf die Spur gekommen, einmal in der Sakristei im Parmentenschränk, und das andere Mal im Übungssaal daneben an einem neuen Harmonium.

Die Termiten gehören zur Ordnung der Netzflügler (neuroptera). Sie werden fälschlich „weiße Ameisen“ genannt, denn die Ameisen gehören zur Ordnung der Insekten (hymenoptera). Es gibt viele Arten von Termiten; die beiden bekanntesten sind der „Termites obesus“ und der „Leucotermes indicola“. — Die erste Art baut pyramidenartige Hügel über der Erde und wohnt in wohlgeordneten Völkerschaften zusammen, die aus König, Königin, Arbeitern und Soldaten bestehen. Gewöhnlich unterhalten sie auch in ihren Nester eine Reihe anderer Insekten, sogenannte Termitengäste, deren süßliche Ausscheidungen ihnen überaus gut schmecken. Der Haushalt und die Lebensweise dieser Termiten läßt sich ohne besondere Schwierigkeiten beobachten und ist durch weitläufige Forschungen schon größtenteils bekannt. Der Mensch braucht sie nicht zu fürchten.

Anders verhält es sich mit der zweiten, oben genug gekennzeichneten Art, dem „Leucotermes indicola“. Diese baut keine Nester über der Erde, beschränkt sich auch nicht auf einzelne Orte, sondern hat ihre wohlgeborgenen Schlupfwinkel in der Erde, und zwar überall in ganz Indien. Es sind die gefährlichsten und gefürchtetsten aller Termiten. Sie rücken zwar dem Menschen nicht zu Leibe, fallen aber mit um so größerer Freigier über alles her, was man außer Metallen und Steinen sein eigen nennt. Was immer sie finden an Holz, Leder, Tuch, Pappendeckel und Papier, fällt ihrem Fraß zum Opfer. Darum sind sie eine wahre Geißel und eine allgemeine Landesplage für ganz Indien.

Wohl haben Goten, Tataren, Hunnen und Vandalen in längst vergangenen Zeiten schrecklich gehaust und in ihrer Zer-

störungswut überall, wohin sie kamen, Schrecken und Verderben verbreitet. Was sie verübt, das war einmal und ist nun längst vorüber. Aber das Zerstörungswerk der Termiten geht in Indien zu allen Zeiten und an allen Orten unaufhaltsam weiter. Gegen all die gefährlichen Tiere, wie Tiger, Panther und Schlangen, kann man sich schützen: gegen die Termiten aber ist man wehrlos. Man bemerkt sie nicht eher, als bis sie bereits irgend einen Schabernack verübt haben.

Sobald man an einer Wand oder einem Möbelstück eine braunerdeige Ader, so dick wie ein Strohhalm, sieht, weiß man Bescheid. Dann heißt es gleich zugreifen und die Eindringlinge, soweit man kann, verfolgen und vernichten. Da sie Feinde des Lichtes sind, bauen sie mit ihren Ausscheidungen eine Kruste über sich, und unter dieser Deckung, wie unter einem Schilde, betreiben sie ihr Zerstörungswerk. Entfernt man die dünne Kruste, so geraten die Banditen in die größte Aufregung und laufen sieberhaft umher, um irgend ein Loch zu finden und dorthin zu flüchten. Bei dieser Gelegenheit kann man die Ertappten, weil sie blind sind, fast restlos vernichten und hat die bescheidene Genugtuung, ihnen wenigstens an dieser Stelle einen Strich durch die Rechnung gemacht zu haben.

Wie dankbar wäre die ganze Bevölkerung Indiens, wenn es der Wissenschaft gelänge, ein Sicherheitsmittel gegen die Leucotermes-Plage zu finden! Aber bisher steht die Forschung der unterirdischen Lebensweise dieser Termitenart und der Frage ihrer Unschädlichmachung noch ratlos gegenüber. Darüber aber herrscht völlige Klarheit, wer die Verantwortung für all die erwähnten Verwüstungen trägt: Kismet oder die Termiten.

4. Ministerium des Innern

Wie glücklich können sich doch die Herren Pfarrgeistlichen in den christlichen Ländern schätzen, daß sie von den Sorgen und Plageereien des Innenministeriums, d. h. des Haushaltes, ganz oder wenigstens größtenteils frei sind und sich so einzig und lediglich ihren Berufsarbeiten hingeben können. Der arme Missionspfarrer hingegen muß auch für seinen Haushalt sorgen. Er muß alle Haushaltungsgefäße einheimischen Dienern überlassen, denen er immer auf die Finger sehen muß. Kurz, er muß sich dem einheimischen Hausdienstsystem anpassen.

Damit man nun einen wahrheitsgetreuen Begriff von der Lage eines indischen Missionspfarrers betreffs des Haustwesens habe, muß vor allem das in-

dische Hausdienstsystem klargemacht werden.

Das indische Hausdienstsystem

Auf die Frage: „Was willst du denn werden?“ sagte mir einmal ein kleiner Schlaumeier: „Ich will ein Herr werden.“ „Warum denn?“

„Oh, dann hab ich's gut, dann brauch' ich nicht zu schaffen, das tun dann andere für mich.“

Der Kleine hatte gar nicht so schlecht gerechnet. Sollte er einmal nach Indien kommen, dann wäre er als Europäer sofort ein Herr, ein „Saheb.“ Er müßte zwar als Europäer in sahabswürdiger Weise sein Brot verdienen, aber die zu seinem Haushalt nötigen Arbeiten würden Diener für ihn besorgen.

In keinem andern Lande der Welt ist die Arbeitsteilung so bis ins kleinste durchgeführt wie in Indien. Das Kastensystem hat dafür gesorgt, daß es für jeden besondern Beruf, jedes besondere Gewerbe, jedes besondere Handwerk, jeden besondern Dienst, ja für jede besondere Art von Spitzbüberei und Verbrechen eine besondere Kaste gibt. Diesem starren Kastensystem ist das ganze gesellschaftliche Leben in Indien unterworfen. Wer in einer gewissen Kaste geboren ist, muß zeitlebens in derselben bleiben und die ihr eigene Arbeit verrichten. Auch kann er in keine andere Kaste hineinheiraten. Die Kaste ist nämlich eine Genossenschaft, in die man hineingeboren wird. Daher heißt die indische Bezeichnung für dieselbe „Jat“, was eigentlich Geburt bedeutet.

Die bei weitem zahlreichste der vier Hauptkästen, der Brahmen, Kshatrias, Vaishas und Shudras, ist die vierte oder Shudra-Kaste. Diese ist die Kaste der Dienst und dazu da, um die drei oberen Kästen zu bedienen. Nach der Art ihrer Handwerke und Arbeiten und nach dem Grad ihrer Reinheit zerfallen die Shudras wieder in mehrere hundert Unterlästen. — Als bessere Shudras gelten die Weber, Töpfer, Schmiede, Zimmerleute, Hirten usw.; als unrein die Wäscher, Barbier, Fischer, Schuhmacher usw.

Als noch unreiner als die schlechtesten Shudras werden die „outcasts“, d. h. die Ausgestoßenen, Verworfenen, betrachtet, wie die Gassenfehrer, Klosettreniger, die Angehörigen der erblichen Diebsfästen und schließlich alle „mlechas“, d. h. Barbaren, wie Christen oder Mohammedaner, die außerhalb der Kastenordnung des Hinduismus stehen.

Die Hindu-Outcasts werden nach dem Tamil-Wort „paraher“ (d. h. einer, der

die Trommel schlägt) Parias genannt. Diese sind die geborenen Sklaven Indiens, haben keine Rechte und werden als Inbegriff aller Unreinheit von allen verachtet und gemieden. Sie dürfen deshalb auch nur an der Außenseite eines Dorfes oder einer Stadt wohnen, woher gewöhnlich kein Wind kommt, denn sonst würde dieser die Kastenleute verunreinigen.

Die Shudras zusammen mit den Parias bilden gut neun Zehntel der Gesamtbevölkerung.

Als Herren gelten in Indien vor allem die Herren des Landes, die Engländer, die „Firingis“. Jeder Weise ist aber in den Augen der India ein Firingi, also ein Saheb, den man respektieren muß. Infolge jahrhundertelanger Unterdrückung ist das indische Volk an Unterwerfung und slavische Ehrfurcht gegen die Weisen gewöhnt, aber im Herzen haft und verabscheut es dieselben als Eindringlinge und Barbaren.

Außer den Weisen werden auch die Mitglieder der drei höchsten Kasten: die Kshatrias und die Vaishyas, als Herren angesehen.

Die Frau eines Sahebs tituliert man „Mem Saheb“, d. h. Herrin. — Wie es nun nach indischer Auffassung ganz unter der Würde eines Sahebs ist, daß er die Arbeit irgend einer unteren Kaste verrichtet, also auch Hausharbeiten wie Kochen, Putzen, Waschen usw., so müssen

auch seine Frau und Kinder sich standesgemäß solcher Arbeiten enthalten. Ein Europäer, der Handarbeiten verrichtet oder ein Handwerk betreibt, ist in den Augen der India kein eigentlicher Saheb und wird daher verachtet.

Will also ein Weise, der eigenen Haushalt führt, als wahrer Saheb gelten, dann muß er sich für die verschiedenen Geschäfte seines Haushaltes mit einem Stab von Dienern umgeben. So will es die althergebrachte Gesellschaftsordnung Indiens. „Denn“, so sagt sich der India, „wozu sind wir dienende Menschen denn anders da, als die Sahebs zu bedienen und von ihnen zu leben? — und wozu anders sind die Sahebs da, als uns in Dienst zu nehmen und uns zu ernähren?“

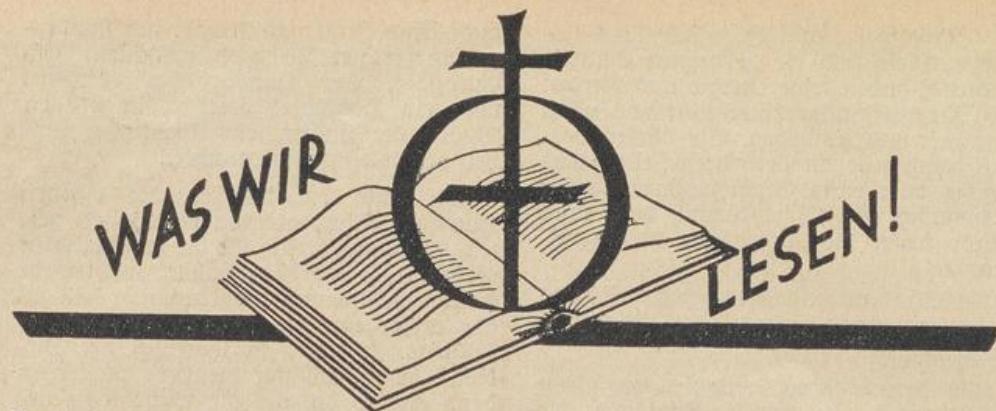
Je höher die Stellung und der soziale Rang des Sahebs ist, desto größer muß auch die Zahl seiner Diener sein und desto größer ist dann auch der Stolz und das Selbstbewußtsein dieser Diener; denn die Würde und Bedeutung des Sahebs hebt auch sofort das Ansehen der Diener bei der Bevölkerung.

Herrschaftliche Europäer mit Familie sind überdies gezwungen, weil sie außerhalb des Hinduismus stehen, also unrein sind, sich solche Diener zu besorgen, die wie sie selbst outcasts sind, also Christen, Mohammedaner oder Parias.

(Fortsetzung folgt.)

Wer wirklich Christ sein will, steht immer in voller Verant- wortlichkeit vor dem höchsten für alles Leid, das er hätte trösten können!

Caritas tröstet:
Stütze sie durch Mitarbeit und Mitgliedschaft!



Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Schott I. Das vollständige Römische Messbuch. 1548 Seiten, Preis 9-16 RM. Messformulare für alle Tage des Jahres. Alle Zeite lateinisch und deutsch.

Das schon über 50 Jahre bekannte und beliebte Messbuch der katholischen Kirche von P. Anselm Schott, soll dem Laien immer mehr erschlossen und vertraut werden. Alle sollen mit dem Priester die hl. Messe beten und verstehen können. Der Verlag Herder hat sich deshalb bemüht innere wie äußere Ausstattung aufs tresslichste zu gestalten. Besonders als Geschenk geeignet.

Am Büchertisch (Herbstnummer 1937) Hausmitteilung des Verlags Herder Freiburg i. Br. In hunderter Folge kommen Proben aus den verschiedenartigsten Werken, die im Verlag Herder neu erschienen sind. Die Werk- und Bildungsbücher werden besonders gewürdigt. Die Beiträge behandeln volkstümliche Geschichtsschreibung, schöpferisches Schrifttum, japanische Märchen, Erziehungsfragen werden behandelt, auch die theologischen Bücher werden nicht vergessen.

Bezug der Zeitschrift kostenlos und unverbindlich durch den Verlag Herder Freiburg i. Br.

Salesianer-Verlag München 11:

Christus und die Millionen von A. Lehmann. 192 Seiten, Preis 1.20 RM. Es ist einflammender Aufruf Sinn und Verständnis für die Heilsgeschichte der Kirche zu wenden. In klarer Ausführung wird uns die Notwendigkeit, ja die Pflicht der Missionierung gezeigt. Es ist eine für unsere Zeit besonders wichtige Klarstellung mit Beispielen.

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn:

„Kleine Erblehre“ von Hermann Muckermann. 24 Seiten, Preis 0.35 RM. Das neue Heft der Schriftenreihe „Familie“ faßt alles Wesentliche aus der menschlichen Erblehre kurz zusammen. Die gewonnenen Ergebnisse sind außerordentlich lehrreich und verdienen größte Beachtung.

Literarisches Institut P. Haas & Cie, Augsburg:

„Das Mindelheimer Weihnachtsspiel“ von A. Maximilian Müller. 96 Seiten, Preis geb. 2.80 RM., kart. 2.20 RM. Ein Weihnachtsspiel, das der Künstler in deutschen Landen aufführen lässt. Es versetzt den Zuschauer Jahrhunderte zurück in die Zeit der Gotik, in der Mindelheim, das schwäbische Städtchen, eine geschichtliche Bedeutung hatte. Die Sprache ist die des mittelschwäbischen Bauern-

Selbstverlag: Karmel, Köln-Lindenthal, Dürener Straße 89:

Unter dem Zepter der Friedenskönigin. Herausgegeben vom Karmel. 192 Seiten mit 25 zweisitzigen Bildtafeln, Octav, kart. RM. 2.80. Wir lesen die Geschichte eines Marienbildes, das einst für die Stadt Köln und weit über ihre Grenzen hinaus ein Quell des Segens und Friedens geworden war für viele in harter innerer und äußerer Not und die Geschichte vieler Seelen, die ein heiligmäßiges, opferfreudiges Leben führten in den Mauern des Karmels. Ein Stück Weltgeschichte entrollt sich unserem Auge, in die hineingezzeichnet ist gütiges Entgegenkommen und Verfolgung einer kleinen Gottesfamilie, die über allem Weltgeschehen den Blick für die Überwelt nicht verlor. Das macht dieses Buch wertvoll für unsere Zeit. Kunstvolle Bildbeilagen helfen dazu, die Vergangenheit lebendig vor uns erstehen zu lassen.

Über dem Ganzen liegt der Hauch inniger Gottshingegebenheit und zarter Marienminne. So lehrt dieses Buch den modernen Menschen die Wandelbarkeit irdischen Geschehens in Gott sehen, fragen und meistern.

P. Dr. Rhabanus CMM.

Verlag: Wilh. Stollfuß, Bonn:

Besseres Deutsch! Schwierigkeiten der Sprachlehre und Rechtschreibung. Von Alfred Jasper. Preis RM. 1.-.

Jeder Deutsche ist verpflichtet, seine sprachlichen Fehler zu bekämpfen und sein sprachliches Können zu vertiefen, denn ein gebiegtes sprachliches Wissen ist die Grundbedingung und Voraussetzung jedes Vorausstommens im Leben und Beruf. In übersichtlicher klarer Form, mit Angabe vieler Beispiele werden die Hauptschwierigkeiten behandelt und allgemein verständlich erklärt.

Wie wende ich die Satzzeichen richtig an? Von Alfred Jasper. Preis RM. 0.75.

Das Wichtigste über den Beistrich (Komma), Punkt, Gedankenstrich und die übrigen Satzzeichen ist in übersichtlicher leicht verständlicher Form dargelegt. Die Regeln über die Satzzeichen sind scharf umrisen und darüber hinaus enthält die sehr lehrreiche Schrift noch eine Reihe „Fragen und Antworten“ aus der täglichen Praxis. Fremdwörter und fremdsprachliche Ausdrücke.

V. Alfred Jasper. 1. Teil: Herkunft, Aussprache und Bedeutung. 2. Teil: Entbehrliche Fremdwörter. Preis RM. 1.25.

Selbstverständlich ist das Bändchen nicht als eine Werbung für einen häufigen Fremdwortgebrauch anzusehen, sondern es soll jeder daraus erlernen, wie ein Fremdwort durch ein gutes deutsches Wort ersetzt werden kann. In dem zweiten Teil des Bändchens sind entbehrliche Fremdwörter (wie: absolut, eventuell, diverse, blaumieren u. a.) für sich ausgeführt worden.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen. — Kommissionsverlag Rud. Puchner, Linz, Landstr. 33. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der

MARIANNHILLER MISSION



Nummer 12

Dezember 1937

55. Jahrgang

Die Blume fällt . . .

Die Blume fällt, das Gras verdorrt,
Doch ewig fest bleibt Gottes Wort.
Der Herr ist treu, es kommt sein Reich,
Ihr Völker hört's und tröstet euch!

Die Stimme ruft, die Wüste schallt:
„Macht eb'nes Feld aus Berg und Wald!
Steht auf und schafft die Wege rein,
Was krumm ist, soll gerade sein!“

Das Heil ist nah, voll ist die Zeit,
Es kommt der Herr der Herrlichkeit;
Seht euren Gott, er kommt mit Macht,
Sein Arm ist stark, hold seine Pracht!

Der König ist's, der wie ein Hirt
Die Herde seh'n und weiden wird,
Die Lämmlein hebt er auf den Schoß
Und macht die Mutter sorgenlos.

Die Wüste taut, es blüht der Wald,
Aus Tal und Höh'n die Botschaft schallt:
„Den Menschen Heil und Fried' und Freud',
Dem Herrn Lob, Preis in Ewigkeit!“



Wir harren des Herrn

Noch leuchter uns hell die Sternennacht.
Wann kommt das Heil? wir halten Wacht;
Schön ist des Heilands Angesicht,
Der Himmel Lust, der Erde Licht.
Wir harren des Herrn.

Den Herzenstrost in aller Not,
Herr, send' ihn mit dem Morgenrot:
Kommt er, so kommt des Menschen Glück
Und kehrt das Paradies zurück.
Wir harren des Herrn.

Er kommt, er wohnt auf Erden schon,
Der Menschensohn, der Gottessohn:
O Tochter Jesse makelrein,
So zeig' uns bald dein Kindlein.
Wir harren des Herrn.

Rorate-Messe

Botivmesse der seligsten Jungfrau im Advent

„Gegrüßet seist du, Gnadenvolle; der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibens.“ Lk. 1. (Offertorium der Botivmesse).

„Rorate! Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab! Die Erde tue sich auf und bringe hervor den Heiland!“ (Jes. 45, 8. Eingangsworte des „Rorate“, von denen es seinen Namen trägt).

In Maria war das ganze Verlangen der viertausend Jahre vor Christus, dieser langen Adventszeit, verkörperlich. Alles bewußte und unbewußte Seufzen nach einem Retter der Welt fand in ihr den beredtesten Ausdruck! Ihr Leben stand voll im Morgenlichte der Heilandssehnsucht . . . Mit schuldlosem Gewissen erblickte sie nur umso mehr das Elend der Sünde, das sie umgab und das Dasein der meisten Menschen ausmacht. Nazareth war eine besonders schlechte Stadt wie schon das allgemeine Urteil zur Zeit Christi hieß: „Kann denn von Nazareth etwas Gutes kommen?“ (Lk. 54). Wie die eigenen Mitbürger gegen Jesus gesinnt waren, ersehen wir übrigens aus Lk. 4, 14—30. „Nazarener“ genannt werden gereichte zur Schmach!

In dieser Stadt lebte Maria als reine Jungfrau, auch dem Geiste nach; niemals ist ihr feusches Herz auch nur von einer Sünde befleckt worden. Sie war von Herzen demütig, ernst in jedem Worte, voll Weisheit in ihrem Geiste, karg im Reden, eifrig aber in hl. Lesung. Ihre Hoffnung ruhte nicht auf einem ungewissen Grunde irdischen Reichtums, sondern auf dem Gebete der Armen. Achtlos auf ihr Tun, voll Ehrfurcht beim Reden, verlangte sie nicht nach dem Urteil der Menschen, sondern nach dem Wohlgefallen Gottes. Niemanden verlezen, allen wohlwollen, die Älteren ehren, Gleichstehende nicht verachten, jede Überhebung fliehen, der Weisheit folgen, die Tugend lieben, das war ihr Leben!

Wann hätte sie auch je mit einem Blicke die Eltern verlezt? Wann je den Nächsten gekränkt? Wann den Geringsten verachtet, den Schwachen verspottet, den Hilflosen gemieden? . . . Nichts Finsternes im Auge, nichts Ausgelassenes im Wort, nichts Buchtloses im Handeln, keine weichliche Haltung, kein übermäßiges Einherschreiten, keine lose Zunge, . . . so war ihr Benehmen! Da haben wir auch äußerlich ein Bild ihres Geistes, eine sichtbare Darstellung der Tugend! . . . (Ambrosius, „Von den Jungfrauen“ II. c. 2). Gewiß hat keine Seele je so fromm, so inbrünstig und wirksam gerufen: „Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!“ wie Maria in der stillen Verborgenheit ihres Heimatstädtchens . . . So fand sie der Engel, so erwählte sie der hl. Geist. Alle ihre Tage waren wie eine große Adventsvorbereitung, all ihre Werke wie ein tief empfundenes Adventslied, das gar harmonisch und melodienreich in Gottes Ohren erklang und den Erlöser endlich zu ihr zog!

Wir schauen in diesen Wochen vor Weihnachten beharrlich auf Maria! Ihre Vorbereitung, ihr Sehnen und Warten muß uns Führer bleiben in den Tagen vor dem seligen Christfest, wie in den Stunden vor der hl. Kommunion! „Gegrüßt seist du, Gnadenvolle, der Herr ist mit dir!“ Und mit diesem Grunde legen wir die Leiden und Überwindungen des Tages vor dir hin, daß du sie dem Herrn bringest als greifbaren Beweis unseres

Berlangens nach ihm! . . . „Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!“ Spende uns den Heiland, du irdischer Himmel, Tabernakel, Gezelt des Allerhöchsten; im Lichte der Kerzen und der weißen Wolken des Weihrauches möge er zu uns kommen . . . Jesus, die süße Adventssehnsucht!

„Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären; und sein Name wird heißen: Emmanuel, d. h. mit uns ist Gott!“ I. 7. (Communio der Koratemesse).

In Maria, der Jungfrau und Mutter, findet der Adventsgedanke, wie seinen vollkommensten Ausdruck, so auch seine gnadenreiche Erfüllung. Sie war die erste, der Jesus gegeben ward. Sie trug ihn stillbeglückt in ihrem Innern, sie nahm ihn später himmlisch-felig in ihre Arme! . . . In Maria schauen wir schon den ganzen Advent hindurch das Werden und Nähren der Weihnachtsfreude.

Hegen und pflegen auch wir jetzt das nahe Weihnachtsglück! Laß seine zarte Knospe sich langsam im Herzen erschließen! . . . Bei der hl. Kommunion suche so lieb und kindlich mit dem Heiland umzugehen als möglich, ähnlich wie seine unübertreffliche Mutter! Denke ganz an Jesus, vernachlässige ihn nicht, sonst müßte er von dir sich abwenden und dich verlassen. Lebe ein inneres, verborgenes Leben mit seinem eucharistischen Gott. Schütze ihn vor Gefahren! Verteidige ihn gegen die Versuchungen und Ärgernisse, gegen Läufigkeiten und Leidenschaften! Wiederhole es immer wieder: „Gott ist mein und ich bin sein . . .“ (n. Hohelied 2, 16). Ihn will ich nicht lassen. Eher laß ich alles andere!

Schon sehe ich von weitem den Weihnachtsstern funkeln und strahlen! Dort singen die Engel und läuten die Weihnachtsglocken . . . Eine Weile noch und ich kne mit Friedensivonne an Christkinds Krippe . . . wieder eine kurze Weile und ich bin auf immer beim Heiland im Himmel! . . . O Emmanuel, mein Emmanuel, komm! Sei täglich wirksamer mein Seelengast!

— d —

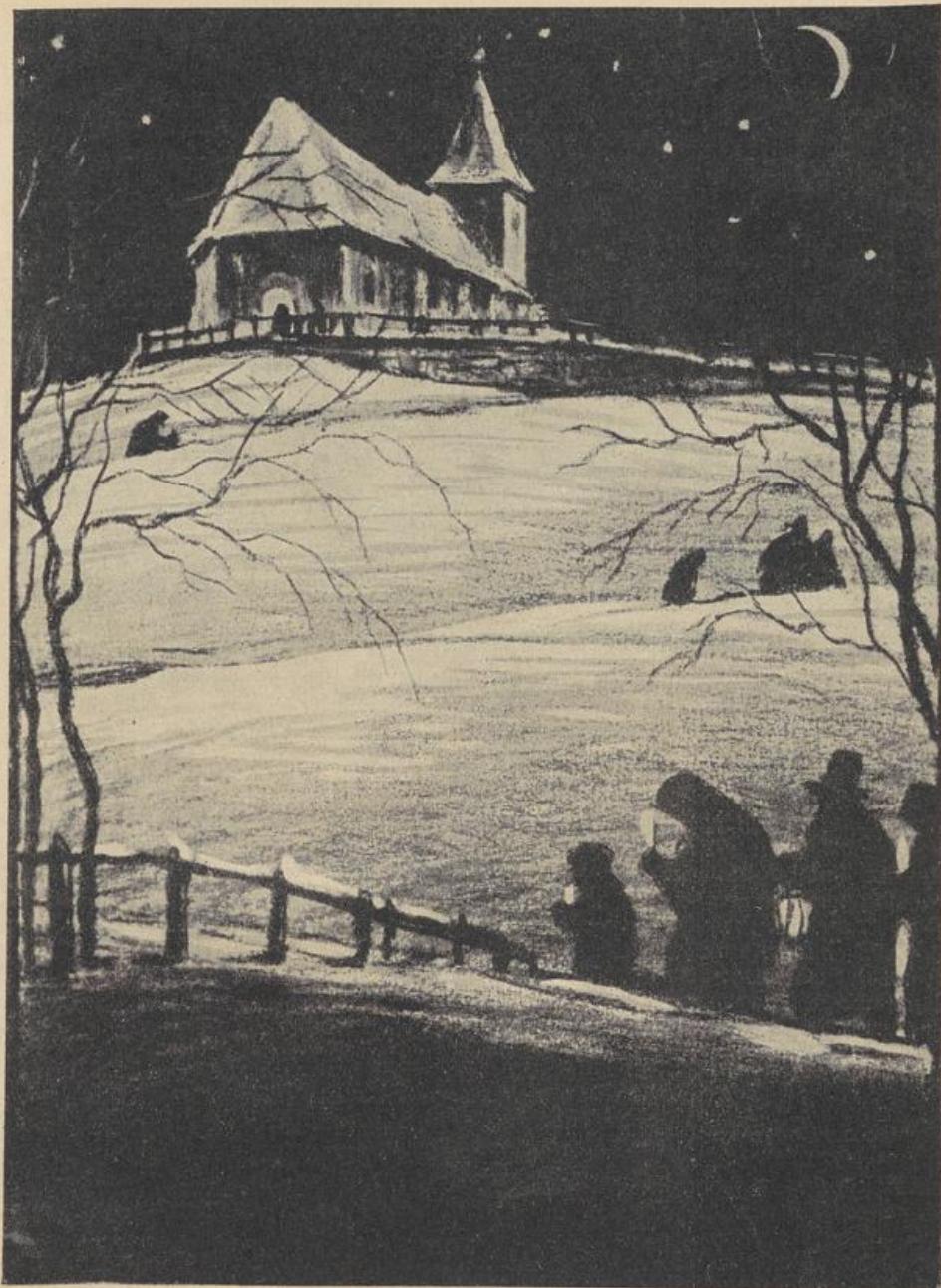


Mariannhiller Missions-Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling CMM.

Goldenes Priesterjubiläum eines hochverdienten Missionars: Am 8. September, dem Feste Maria Geburt, konnte ein treuer Sohn unseres hochseligen Stifters, des Abtes Franz Pfanner, der hochwürdige P. Mansuet Poll CMM. auf der Missionsstation Kiva St. Joseph, wo er trotz seines hohen Alters von 78 Jahren noch als Novizenmeister und Spiritual der eingeborenen „Franziskaner Familiaren des hl. Joseph“ tätig ist, sein goldenes Priesterjubiläum feiern. Zu diesem seltenen Fest waren nicht bloß der hochwürdigste Herr Bischof von Mariannhill, Seine Exzellenz Adalbero Fleischer CMM. und 14 Mariannhiller Missionare aus nah und fern erschienen, sondern auch der Generalsuperior der Mariannhiller Missionare, der gerade zur Visitation in Südafrika weilt, hatte es sich nicht nehmen lassen, dem hochverdienten Jubilar persönlich seine Glückwünsche zu



Br. Zwerner

Zur Rorate-Messe

überbringen. Der hochwürdigste Herr P. Generalsuperior nannte den greisen Missionar in der Festansprache einen der treuesten, frömmsten und mustergültigsten Priester der Mariannhiller Missionskongregation. Der Eingeborene-Priester Fr. Malachias Mkhwane, ein langjähriges Pfarrkind des Jubilars, hielt die Festpredigt. — War das eine Freude und ein Trost für den nimmermüden und eifrigen Missionar! — Wir wünschen dieselbe Freude und denselben Trost auch allen andern Mariannhiller Missionaren und bitten den Herrn der Ernte, recht vielen eingeborenen



Hochwürdigster P. Generalsuperior der Mariannhiller auf Visitation in Südafrika

Von links nach rechts: H. P. Laurentius, Superior von Mariannhill-Kloster; H. P. Salesius Eßer, Provinzial; Hochw. P. General Reginald Weinmann; Bischof Albalero, Apost. Vikar vom Mariannhill-Bistariat; H. P. Severin Starchel, Brüdermagister

Knaben und Jungmännern die Gnade des Priester- und Ordensberufes zu schenken.

Beurteilung des Mariannhiller Lehrerseminars: Das Mariannhiller Lehrerseminar war bisher immer eines der besten unter den Seminarien in der Provinz Natal. Dass es auch heute noch den besten Ruf besitzt, ist aus einem Bericht ersichtlich, der im Verlaufe dieses Jahres von drei Schulinspektoren abgefasst wurde. Diese drei Herren weilten im April zu gleicher Zeit eine Woche lang in Mariannhill, um den Schulbetrieb im Lehrerseminar einmal eingehend kennen zu lernen. Nachdem die Fachmänner eine ganze Woche lang alles genau beobachtet hatten, fassten sie ihre Eindrücke in einem Bericht zusammen. Der Schlussabsatz dieses Berichtes lautet folgendermaßen: „Zum Schluss wünschen die zur Visitation erschienenen Inspektoren auch ihre Wertschätzung und ihren Dank für die Unterstützung zum Ausdruck zu bringen, die sie vom Direktor des Seminars (Hochw. P. Rüegg CMM.), sowie vom Oberlehrer und allen Mitgliedern des Lehrkörpers erhielten. Ganz besonders danken sie für die von ihnen gewünschte und ihnen reichlich gebotene Gelegenheit, in Mariannhill einmal eine vollständig durchlaufende normale Seminar-Arbeitswoche kennen zu lernen. Der Geist und die Haltung im Seminar sind ohne Zweifel vorzüglich: die ruhige, zielfsichere und wirksame Kontrolle des Direktors, die Tüchtigkeit, die geistige Regsamkeit und ruhige Begeisterung des Oberlehrers, die Gewissenhaftigkeit, die willige Zusammenarbeit und Lehrbefähigung aller Glieder des Lehrerkollegiums, alle diese Faktoren wirken zusammen, dass das Lehrerseminar das ist, was es jetzt ist, nämlich ein Bildungsinstitut, das modern genannt werden muss im wahrsten Sinne des Wortes; das jedoch auch wieder alles Starke, alles Wesentliche und

alles Grundsätzliche von der zweitausendjährigen Erziehungstradition seiner Mutter, der Kirche, beibehält."

Landwirtschaftliche Ausstellung auf der Missionsstation Reichenau: Die erste landwirtschaftliche Ausstellung wurde auf der Missionsstation Reichenau im Jahre 1924 veranstaltet. Seither folgten fast jedes Jahr weitere Ausstellungen. Dieses Jahr wurde die landwirtschaftliche Schau am 31. Mai eröffnet. Sie übertraf alle ihre Vorgängerinnen. Die Aussteller, meistens katholische Bauern aus der Umgebung der Missionsstation Reichenau, hatten die Schau mit 2000 schönen Ausstellungsgegenständen besucht. Einige der Aussteller waren aber auch von Gegenden gekommen, die bis zu 40 Meilen von Reichenau entfernt sind. Die Gründung der Ausstellung nahm der Magistrat des Distriktes vor. Ferner waren anwesend der Bischof von Mariannhill, der Schulinspektor, 50 andere interessierte Europäer und über 2000 Eingeborene. — Ausgestellt wurden: Pferde, Kühe, Ochsen, Angora-Ziegen, Schweine, Geflügel, alle Arten von Feld- und Gartenerzeugnissen und viele Gegenstände der Heimindustrie. Europäer der Nachbarschaft von Reichenau fungierten als Preisrichter. Über 300 Preise kamen zur Verteilung. Ein katholisches Mädchen erhielt für ihre schönen Handarbeiten allein 8 Preise. Auch die Regierung hatte zur Preisverteilung 30 englische Pfund gestiftet. Die weißen Besucher hatten keine so ausgezeichneten Schaustücke zu sehen gehofft und äußerten sich über die Leistungen der Eingeborenen in Worten höchster Anerkennung.

Armen-Apotheken in der Mariannhiller Mission: Wie sich der göttliche Heiland stets der Armen und Kranken annahm, so sollen es nach seinem Willen und Befehl auch seine Apostel und Jünger tun. Die Mariannhiller Missionare haben immer das Beispiel des größten Freundes der Kranken nachzuahmen versucht und haben von Anfang an gerade auch die Ausübung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit als vorzüglichstes Missionierungsmittel kennen gelernt. Hier sollen nur kurz einmal die Armen-Apotheken erwähnt werden, in denen zu jeder Tagesstunde kranke Eingeborene unentgeltlich behandelt werden. — Eine Statistik des Apostol. Vikariates Mariannhill vom 1. Februar 1937 verzeichnet 14 Armen-Apotheken. — Nach den eigenen Erfahrungen in der Mission möchte ich fast annehmen, daß es mehr sind; denn manche Missionare haben gegen statistische Zählungen caritativer Werke eine große Abneigung. — In den 14 festgestellten Armen-Apotheken nun wurden gemäß der Statistik im letzten Jahr 41 371 Krankheitsfälle behandelt. — Eine Statistik des neuerrichteten Apostolischen Vikariates Bulawayo verzeichnet 4 Armen-Apotheken. In einer von diesen 4 Apotheken wurden nach einer mir vorliegenden Privatmitteilung des Superiors der Missionsstation im letzten Jahr über 4000 Fälle behandelt. — Aus diesen kurzen Angaben, die ja nur einen Bruchteil der Krankenfürsorge in der Mission enthalten, ist klar zu ersehen, daß unsren Missionaren das Heilandswort: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan!“ noch immer Befehl ist, und daß sie sich bemühen, auch in der Krankenfürsorge dem Heiland getreu nachzufolgen.



Weihnachtslied

O Erde, erwache!
Besiegt ist der Drache,
Der finstere Feind.
Nach Seufzen und Hoffen
Der Himmel steht offen
Im Stern, der uns scheint.

Die Krippe im Stalle
Ist Zuflucht für alle,
Die gläubig erglüh'n.
Wo Engel sich freuen
Und jubelnd betreuen,
Muß Gnade uns blüh'n.

Ob Hirt oder König,
Zu hoch und zu wenig
Ist keiner im Knie.
Aus Armut und Blöße
Strahlt göttliche Größe.
Sinkt anbetend hin!

O Nacht voll Frohlocken,
Voll Glanz und voll Glocken
Und himmlischem Wind!
Wie sind wir erhoben,
Da Liebe von oben
Uns segnet im Kind.

Peer



Heilige Nacht!

Gg. Throller

Der Mittelpunkt des Weihnachtsgeheimnisses ist die Geburt des göttlichen Kindes, und immer wieder haben gläubige Künstler diese Begebenheit in ihren Kunstwerken dargestellt. Die Darstellungen der Heiligen Nacht schmücken die Museen der ganzen Welt und bilden ihre Glanzpunkte.

Aber auch der einfache gläubige Sinn hat sich mit der Ausschmückung dieses Festgeheimnisses durch eine Krippendarstellung befasst. Seitdem der hl. Franz von Assisi mit seinen Mitbrüdern die erste Weihnachtskrippe aufstellte, wurde die Krippe auch in unsern deutschen Länden heimisch. In unsern Kirchen kann man gerade sehr viele alte und neue Krippen entdecken, die uns so recht die Bedeutung der Geburt des göttlichen Kindes vor Augen stellen.

Aber auch im eigenen Hause sollte das göttliche Kind eine Krippe finden und so bei uns Herberge haben.



Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

Eine Reise mit Hindernissen

Dreiviertel Jahre war ich nun auf der Missionsstation Citeaux. Da kam plötzlich ein Telegramm des Hochwürdigsten Herrn Bischofs: „Mein Sekretär tot. Sofort nach Mariannahill.“ So schnürte ich denn wiederum meinen Bündel und zog nach Mariannahill.

Eines Tages hatte ich den Hochwürdigsten Herrn auf einer Firmungsreise zu begleiten. Früh 5 Uhr verließen wir Mariannahill mit der Kutsche. Um 5.45 Uhr waren wir am Bahnhof Pinetown. Nun haben Missionare die Vergünstigung, auf allen Dienstreisen nur halben Preis zu bezahlen. Dazu muß aber der Beamte eine eigene Fahrkarte schreiben. Deswegen warteten wir bis die anderen Reisenden ihren Fahrschein hatten. Eine lange Menschenchlange stand vor dem Schalter. Als wir schließlich daran kamen, sagte der Beamte: „Gleich wird der Zug abfahren, es ist keine Zeit mehr. Steigen Sie sofort ein und lösen Sie die Karte nach!“

In aller Eile packte ich Koffer, was ich fassen konnte, rannte auf den Bahnsteig, der Hochwürdigste Herr hinter mir drein. Ein Beamter stand am Wagenschlag, wir stiegen ein, krachend fiel die Türe ins Schloß und — der Zug setzte sich in Bewegung.

Als wir aber unser Gepäck verstauen wollten, bemerkten wir zu unserem Schrecken, daß ein Kofferchen zurückgeblieben war und zwar eine Handtasche des Hochwürdigsten Herrn Bischofs, die sein Brevier enthielt, seine Altenstücke und das Reisebrot, also glücklicherweise das Allerwichtigste.

Feuerrot wie ein gesottener Krebs stand ich da und ließ ein Donnerwetter über mich ergehen. „Sie sind ein Held, Sie sind ein Held!“ meinte Seine Exzellenz zürnend. Ich dachte: Nun ja, „Held sein“ ist doch nicht schlimm, das soll man ja. Ich beschloß zurückzufahren, den Koffer zu holen und mit einem späteren Zuge nachzureisen. Ich war eben nicht nur bischöflicher Sekretär, sondern auch bischöflicher Kofferträger.

In der nächsten Station Sarnia stieg ich aus. Im Stationsgebäude erkärte ich mein Leid und fragte, wann die nächste Gelegenheit wäre, zurückzufahren. „Ja“, meinte der Beamte, „in einer halben Stunde geht ein Güterzug, mit dem können Sie auch fahren. Steigen Sie nur in den Wagen des Zugführers!“ Beruhigt stieg ich also ein und wartete. Nicht einmal eine Fahrkarte brauchte ich. Dreiviertel Stunden vergingen. Der Zug stand noch. Ich fragte: „Warum fahren wir noch nicht?“ „Eben haben wir noch einen Fehler an der Lokomotive entdeckt, vor drei Stunden werden wir nicht fahren.“

„Das ist doch gelungen“, brummte ich, und entschloß mich zu Fuß nach Pinetown zu gehen. Es war ja nur etwa eine Stunde. Ich schreite über das Gleise. Ein Engländer kommt mit einem Auto angefahren. „Father, wo gehen Sie hin?“ „Nach Pinetown an den Bahnhof.“ „Gut, ich fahre auch dahin, steigen Sie nur ein.“ Er öffnete freundlich den Wagenschlag, ich stieg ein und fort rollten wir.

In Pinetown fand ich das Gesuchte noch am alten Fleck: Handtasche und Reisedecke. Ob es auch in Europa noch am alten Fleck gewesen wäre? — Bei den „Wilden“ war es noch.



Afrikamissionar P. Kammerlechner bei seinen Mitbrüdern in Reimlingen
Photo: Mariannhiller Mission

Mit einem Seufzer der Erleichterung packte ich auf. Ich hatte jetzt zwei Koffer, einen Regenmantel und eine Reisedecke. So machte ich mich auf den Weg nach Mariannhill: Eine kleine Stunde. Kaum war ich außerhalb der Siedlung, da schrien schon von weitem schwarze Kinder und winkten: „Baba, uhapi na? Vater, wo gehst Du hin?“ Sie liefen herbei. Das Weiße ihrer Augen leuchtete aus dem schwarzen Gesicht. Sie waren eben auf dem Weg zur Schule nach Mariannhill. Sofort nahmen sie mir das Gepäck ab. Die Mädchen trugen die Taschen einfach auf dem Kopf und fröhlich plaudernd zogen wir nach Mariannhill.

Punkt 9 Uhr kamen wir an,punkt 9 Uhr trat ich in die Teestube im Bischofshaus. Br. Romuald, der bischöfliche Kammerdiener, war eben daran den Tee zu servieren. „Ja, wo kommen Sie denn her?“ starrte er mich an mit großen Augen. „Ich dachte, Sie sind fortgefahren.“ Lachend brummte ich: „Nun haben Sie jeden Tag geschimpft, daß ich nicht pünktlich zum Tee komme, heute bin ich einmal pünktlich und nun ist's wieder nicht recht.“ Ich erzählte mein Abenteuer und wurde dafür gründlich ausgelacht. Deswegen schmeckte mir doch der heiße Tee, der knusperige Zwieback und die süße Banane.

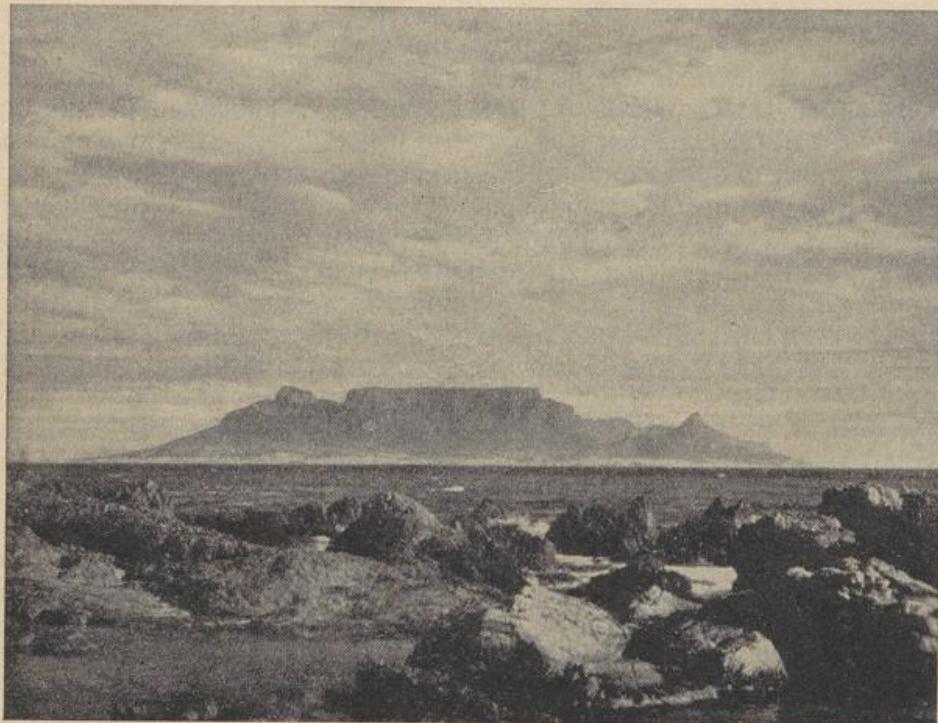
Um 11 Uhr war ich schon wieder am Bahnhof. Zunächst fuhr ich bis Durban, der großen Hafenstadt. Dort mußte ich umsteigen und fuhr nun etwa zwei Stunden hart am Meere entlang. Es war eine wundervolle Reise. Zur Linken war beständig der Blick offen auf die freie See. Das Meer rauschte und wogte. Schiffe belebten die Wasser. Die Sonnenstrahlen spielten blendend auf den Wellen. Zur Rechten der dichte Urvuldbusch des Küstengürtels: Wilde Bananen und Palmen und Lianen, ein Paradies für Schlangen und Affen. Dazwischen wieder die Wochenendhäuschen der reichen Weißen inmitten der flammenden Pracht südlicher Flora.

Bald mußte ich wieder den Zug wechseln. Die Bahnlinie bog ein ins Inland. Rechts und links steigen steile Hügel an mit Zuckerrohr bepflanzt.

Endlich komme ich an in Umtzinto, einem kleinen Städtchen, meist von Indern bewohnt. Dieser herrliche Menschenschlag entwickelt hier einen flotten Handel. Einst wurden sie von den Weißen gerufen als Arbeiter, und nun haben sie sich entwickelt zu einem ansehnlichen Volke. Viele sind zu Reichtum und Würden gekommen. Leider sind sie dem Christentum nur schwer zugänglich.

Ich nahm ein Auto und ließ mich dreiviertel Stunden weiterfahren auf einen Berg. Dort stand ein Schwesternkloster mit einer Schule. Die Schwestern waren malerisch gekleidet, schneeweiß mit langen, wallenden Schleierern, französische Franziskanerinnen von der Ewigen Anbetung. Hier erhielt ich Unterkunft für die Nacht in dem schönen Häuschen des Missionars. Für den nächsten Morgen um 6 Uhr war ein Auto bestellt, das mich auf den Halbsiebenuhr-Zug an die Bahn bringen sollte.

Schon um 5 Uhr morgens las ich die heilige Messe, nahm das Frühstück und wartete auf das Auto. Bereits dreiviertel 7 Uhr und noch kein Wagen in Sicht. Ich mußte noch weit ins Land hinein und mit einem späteren Zug konnte ich mein Ziel nicht mehr erreichen. Was tun? Ich packte meine sieben Sachen und ging den Berg hinab ins Städtchen. Dort trommelte ich einen Inder aus seiner Wollblechbude. Bis er aber sein Auto, Modell aus Großvaters Zeiten, startbereit hatte, verging wieder eine Viertelstunde. Ich stand wie auf glühenden Kohlen. Erst wurde noch hinten angekurbelt und dann gings „mit Volldampf an den Bahnhof.“ Tutend rasten wir durch das Städtchen. Gott sei Dank, es war noch wenig belebt. Schon war es 7 Uhr. Natürlich kein Zug mehr da. Nur in der Ferne sahen wir, wie der Zug in Serpentinen einen steilen Berg



Der berühmte „Tafelberg“, links Löwenhaupt, bei Kapstadt;
die Meeresbucht nennt man auch Tafelbai
Photo: Mariannhiller Mission

langsam hinankroch. Die Maschine pfauchte mächtig, sie litt offenbar schwer an Asthma.

„Mit äußerster Kraft dem Zuge nach“, kommandierte ich dem Jäder, „ich muß ihn erreichen.“ Der Motor ratterte, wir flogen den Berg hinan als wäre der Leibhaftige hinter uns. Die Autostraße nahm den Berg steiler. Es war Möglichkeit, den Zug noch einzuholen. Aber da war wieder ein neues Hindernis.

Auf der Straße trottete vor uns mit der ganzen Gemütsruhe dieser schwerverfälligen Spalthufer eine Kinderherde. Wir hupten wie verrückt, aber umsonst. Sie schauten sich nicht einmal um, obwohl der schwarze Ochsentreiber fluchte wie ein niederbairischer Fuhrknecht. Ochsen sind eben Ochsen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu halten, auszusteigen und dem Kaffernjungen zu helfen, die Straße frei zu machen. Endlich kamen wir wieder weiter.

Wir flüchteten in den Bahnhof Esperanza hinein, die nächste Station. Der Zug stand startbereit. Ich sprang aus dem Wagen, drückte dem Jäder noch seinen Lohn in die Hand und stürmte auf den nächsten Wagen los. Da es hier keine Bahnsperrre gibt, konnte ich glücklich noch die Türe eines Wagens aufreißen, hinein und zu und — der Zug rollte weg. Schwitzend und keuchend warf ich mich in die Polster und bat den Beamten im Zug um eine Fahrkarte. „Da haben Sie aber Glück gehabt“, meinte er. Nun lief die Bahn auf dem Höhenkamm entlang. Herrlich war der Blick in die Täler mit den Kaffernhütten und dem weidenden Vieh. Hügel an Hügel wie ein erstarrtes Meer. Die Armut der Gegend an Bäumen fällt auf. Auf den Stationen gab es Tee und Bananen oder Bopos zur Stärkung.

Etwa um 3 Uhr nachmittags erreichte ich meine Endstation. Ein Bruder der Mission war schon da mit einer Kutsche und zwei Pferden. Bald ging die Reise weiter etwa vier Stunden auf schlechter, holperiger, löscheriger Straße. Die Sonne sank tiefer und tiefer. Die Dämmerung wob ihre grauen Schleier, Nebel stiegen aus den Gründen, immer dichter und dichter. Schließlich ging auch noch die Straße aus: Wir fuhren über eine Steppe. Bei hellem Tage hätte man wohl noch Radspuren im Grase entdeckt, aber da es immer dunkler wurde, konnten wir keinen Weg mehr unterscheiden. Der Nebel wurde schließlich so dicht und die Dunkelheit so undurchdringlich, daß wir uns überhaupt nicht mehr orientieren konnten. Wir fuhren und fuhren, kamen aber an kein Ende. Offenbar fuhren wir immer im Kreise. Wegen der Steine und Löcher drohte der Wagen immer wieder zu stürzen. Wir zogen es vor, zu Fuß nebenher zu laufen. Alle Heiligen riefen wir zu Hilfe. Ich war ganz leicht gekleidet und der Frost kitzelte mich, aber nicht zum Lachen. Endlich, endlich tauchten in Ferne und Finsternis Lichter auf, die hin und her sausten. Die Pferde witterten Genossen und wieherten. Mit vielem Schreien, Hallo und Holla, fanden wir uns schließlich. Die Mission hatte diese schwarzen Arbeiter mit Laternen ausgeschickt, uns zu suchen.

Noch verging eine ganze Stunde, aber wenigstens hatten wir jetzt ein sicheres Geleite. Die Männer mit ihren Lichern ritten voraus. Halb erfroren kamen wir auf der Station an. Ich war steif wie ein Baunstecken. Der Hochwürdigste Herr Bischof half mir eigenhändig vom Wagen und meinte: „Weil Ihr nur wenigstens noch am Leben seid.“ Ich aber dachte: Meiner Lebtag vergeß ich kein Kofferle mehr. (Fortsetzung folgt)

Zeige uns dein Reich!

48.

Regnum-Christi-Gebet

5.

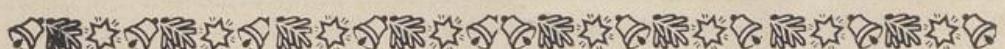
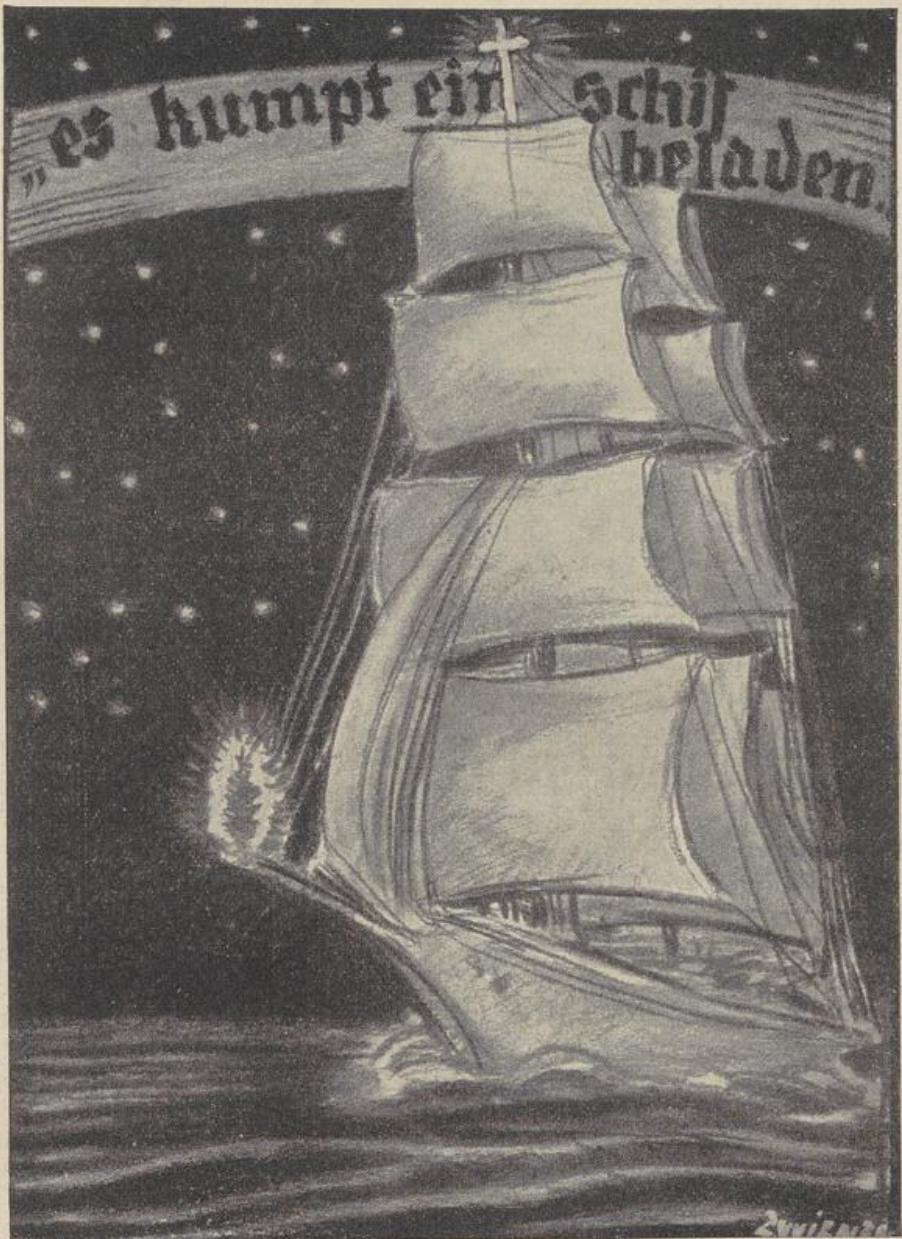
„Mächtiger Schutzherr der heiligen Kirche, heiliger Joseph, heilige Apostel und heiliger Franz von Sales, erwählter Patron der katholischen Presse, bittet für uns und schütze das gemeinsame Werk der Christenheit, jetzt und für alle Zukunft! Amen.“

So schließt unser Gebet, das durch die Presse seit Ostern 1937 zur Kenntnis vieler Tausend Leser gelangte. Möge es von eben so vielen auch recht oft gebraucht werden! Denn das andauernde, vereinte Gebet ist nach einem Papstworte die größte Weltmacht ersten Ranges . . . Und was das „gemeinsame Werk der Christenheit“, das „Regnum Christi“ nämlich, bedeutet und wie viel Gutes Gott durch dasselbe der Welt und Menschheit schenken will, das wird eben die einmütig geförderte Entwicklung des Werkes zeigen. Je bereitwilliger wir ihm das Herz schenken und die Hand bieten, desto besser für uns und für die gemeinsame, heilige Sache! Hier handelt es sich keineswegs um „Worte“, sondern um eine große, folgewichtige, katholische Tat!!

Die Feinde des Gottesreiches haben mit ihren Millionen Presseerzeugnissen ebenso viele Geister verblendet und Seelen ruiniert. Ihre „leeren Worte“ auf dem Papier, der Leinwand und im Radio hatten nur zu traurigen „vollen Erfolg.“ Denn die Worte bilden Ideen und die Ideen beherrschen die Welt und reißen die Völker mit sich fort . . .

Irrtum, Lüge und Hass haben wahrlich lange genug das „Wort geführt“ und die Taten veranlaßt, über welche die bessere Menschheit schaudert. Nun rede das „Regnum Christi“, das „gute Wort zur rechten Zeit.“ Es rede die Wahrheit und Liebe im Gemeinschaftsorgane der Christenheit, dem Lautsprecher der größten Idee und Bewegung: „Die Welt für Christus!“ So vollbringe dieses Wort eine immerwährende Tat und ein Dauerwerk der Gottes- und Nächstenliebe unter dem Schutze der heiligen Apostel, des offiziellen Patrones der Presse und des Schirmherrn der streitenden Kirche — zur Ehre Gottes in der Höhe und zum Frieden der Menschen auf Erden!





... wohl zu der heil'gen Nacht!



„Geh' ein in die Freuden deines Herrn!“

Rev. Fr. James Urquhart †

Von seinem dankbaren Schüler P. Otto Heberling C.M.M.

Das Eingeborenen-Priesterseminar der Mariannhiller Missionare bei der Missionsstation Mariatal hat einen schweren Verlust erlitten. Im Mariannhiller Krankenhaus starb am 25. Juli, dem Feste des hl. Apostels Jakobus, seinem großen Namenspatron, der hochw. Fr. James Urquhart, Professor am Eingeborenen-Priesterseminar. Der teure Verstorbene war zwar nicht Mitglied der Kongregation der Mariannhiller Missionare, wird aber sicher von allen Mariannhiller Missionaren, die ihn kennen lernten, als ein lieber und guter Mitbruder und treuer Freund aufrichtig betrauert. Vor allem werden seine ehemaligen Schüler unter den Mariannhiller Missionaren, die seine vorzüglichen Kollegstunden in Kirchenrecht, Kirchengeschichte und Liturgik besucht haben, schmerzlich betroffen sein von dem allzu frühen Tode des allgemein beliebten, herzensguten und edlen Professors. Ich weiß auch, daß ich im Sinne aller Mariannhiller Missionare und besonders im Auftrage aller jener handle, die gleich mit als Schüler zu den Füßen des gelehrten Mannes saßen, wenn ich in treuer Dankbarkeit auch den Lesern des „Vergißmeinnicht“ die Persönlichkeit des lieben Verstorbenen kurz vorstelle.

Der hochw. Fr. James Urquhart war am 2. Juli 1873 zu Inverness in Schottland geboren. Seine humanistischen Studien absolvierte er am St. Blair's Kolleg zu Aberdeenshire in Schottland und am Jesuitenkolleg in Paris. Nach erfolgreichem Studium der Philosophie und Theologie zu St. Sulpice in Paris empfing er am 26. Juli 1896 durch die Hände seines Heimatbischofs in der Kathedrale zu Aberdeen die hl. Priesterweihe. Der begabte junge Priester fand für seinen Seeleneifer bald ein weites und schwieriges Arbeitsfeld. Sein Bischof ernannte ihn zum Seelsorger der in den Bergen Schottlands überall zerstreut wohnenden Katholiken. Auf diesem Arbeitsfeld muß es auch gewesen sein, daß sein Missionseifer und Apostelgeist ihn dazu drängten, dem Ruf des verstorbenen Bischofs Gaughran von Kimberley in Südafrika zu folgen und seine von ihm so geliebten schottischen Berge zu verlassen. Im Jahre 1903 kam Fr. James Urquhart in Südafrika an. Hier war er zuerst Pfarrer in Roodepoort, dann in Pietersburg und darauf Gefängnisgeistlicher in Pretoria. Schließlich wurde der Bischof von Johannesburg auf ihn aufmerksam und stellte den eifigen Priester ob seiner tiefen Kenntnisse im Kirchenrecht und in der Kirchengeschichte als Kurat an der bischöflichen Kathedrale an. In dieser Stellung erwies sich der Kurat immer als ein weiser Berater des Bischofs und seines Klerus.

Als aber im Jahre 1923 im Apostolischen Vikariate Mariannhill auf der Missionsstation Mariatal ein Priesterseminar für die Kleriker der Mariannhiller Missionkongregation eröffnet wurde, bot er dem Generalobern der Kongregation seine Dienste an. Dieser stellte ihn auch gern als wertvolle Lehrkraft im Seminar an. Die Lehrvorträge im Kirchenrecht, in der Kirchengeschichte und in der Liturgik hielt er natürlich in der englischen Sprache. Für die ersten Stunden hatte man selbstverständlich schon etwas Mühe mitzukommen, doch bald war diese Schwierigkeit überwunden, so daß jeder alles verstehen und sogar englisch mitdenken konnte. Hochinteressant waren



Kapstadt, Ansicht vom „Tafelberg“ aus
Photo: Mariannhill Mission

die Kollegstunden beim guten „Father Urquhart“ immer. Oft gab es kleine Debatten, bei denen wir nicht bloß „unsere Wissenschaft“ leuchten lassen, sondern auch Proben unserer englischen Sprachkenntnis geben konnten. Wenn heute manche seiner ehemaligen Schüler als Stadtpfarrer in Umtata oder Bulawayo und anderswo, oder als Lehrer- oder Priesterseminar-Direktoren tätig sein können, verdanken sie das sicher mit der Unermüdlichkeit, mit der Father Urquhart uns bei der englischen Abendlesung auf die Fehler bei der Aussprache in liebevoller Weise aufmerksam machte. Und wir alle danken es ihm übers Grab hinaus, daß er es sich nicht verdrießen ließ, bis wir schließlich alle ein gutes Englisch sprachen. — Nachdem unser Priesterseminar dann in Würzburg gebaut worden war, bot Seine Exzellenz, der hochwürdigste H. Bischof A. Fleischer CMM. von Mariannhill dem hochw. Father Urquhart eine Professur an dem neu erbauten Eingeborenen-Priesterseminar an. Diesen neuen Posten versah der gute Father Urquhart mit demselben Eifer, derselben Selbstlosigkeit und derselben Liebenswürdigkeit wie zuvor bei den „Weißen Klerikern“, bis ihn der Herr über Leben und Tod zu sich rief, um seinem treuen Diener den verdienten Lohn zu geben. Er starb als ein Opfer seines Pflichtgefühls, das ihn nur immer an andere denken ließ, trotz eines schweren Unfalls von Bronchitis. Diese Krankheit führte aber ganz unerwartet seinen höchst erbaulichen Tod herbei, und zwar an seinem Namenstag, wie oben schon erwähnt wurde.

Der gute Father Urquhart wird von keinem, mit dem er nur irgendwie in Berührung kam, vergessen werden. Wer immer Gelegenheit hatte, ihn näher kennen zu lernen, mußte zur Überzeugung gelangen, daß er nicht bloß den Titel eines „Gentleman“ verdiente, sondern auch ein wahrer

Chrenmann und edler Priester nach dem Vorbild eines Kardinals Neiv man war. Er hat unter den Missionaren des Mariannhiller Bifariates ein unauslöschliches Andenken seiner edlen Persönlichkeit und seines vor bildlichen Lebens hinterlassen. Seine weißen und schwarzen Schüler werden ihrem guten Lehrer allzeit ein ehrendes Andenken bewahren und dankbaren Herzens sich stets seiner edlen und vornehmen Persönlichkeit er innern. Sie bitten Gott, er möge seinem getreuen Diener das Wort sagen: „Geh' ein in die Freuden deines Herrn!“ — — —



Zuverlässigkeit des Schwarzen

Von P. Solanus Petereck CMM.

Bei Gelegenheit eines Missionsrittes begegnete ich einem erwachsenen heidnischen Mädchen. Nach den üblichen Fragen Woher und Wohin forderte ich es auf, sich christlich zu kleiden, in die Kirche zu kommen und zu lernen. „Ja, Vater“, sagte das Ding, „ich werde mich kleiden und in die Schule kommen, jetzt aber noch nicht. Es ist jetzt Erntezeit und muß zuerst den Mais ernten und nach Hause bringen, sonst fressen ihn die umher laufenden Ochsen der Leute, denn unser Feld ist nicht durch Stacheldraht abgeschlossen, da wir kein Geld haben, um uns solchen zu kaufen.“

Ich lächelte im Stillen und dachte: Morgen, morgen, nur nicht heute, sagen alle faulen Leute! Dann sprach ich den katholischen Gruß und die Antwort dazu, gab dem Mädchen still den hl. Segen und ritt weiter.

Nach Verlauf von zwei Jahren meldet sich ein Mädchen mit Sack und Pack bei mir und sagt: „Vater, jetzt bin ich gekommen um zu lernen.“ „Wie heißt du? Woher kommst du?“ frug ich. „Was, du kennst mich nicht? Vor zwei Jahren begegnete ich dir auf dem Wege und du fordertest mich damals auf zum Lernen. Damals konnte ich nicht kommen, aber jetzt bin ich da und will Christin werden.“

Sie blieb und lernte und arbeitete fleißig und wurde nach zwei Jahren getauft.



St. Matthäus am großen Fluß

Außer dem Nil, Kongo und Sambesi besitzt Afrika wenige große Flüsse. Unsere südafrikanischen Hauptwasseradern, wie Tugela, Orangeriver, Um komazi, Umzimvubu und Umzimkulu sind nur mittlerer Größe. Den letzteren „Großen Fluß“ wollen wir hier etwas näher kennen lernen. Er durchzieht und begrenzt ein Hauptgebiet der Mariannhiller Mission. Seine Quellen am nordwestlichsten Ende des Mariannhiller Bifariates entspringen den steilen Abhängen der mächtigen Drakensbergkette. Nahebei auch die Quellen des Polela. Beide sind im oberen Laufe fast von gleich bescheidener Wassermenge. Der Polela tritt unweit der Ackerbauschule Josephsheim in den Missionsbezirk Reichenau ein, bewässert die Felder,

treibt die Mühle und landwirtschaftlichen Maschinen, beugt sich unter drei Brücken und mündet nach kurzem Laufe oberhalb Centocow in den Umzimkulu. Letzterer schlängelt sich in zahllosen Kurven durch das ganze Ober- und Mittelland, wo er auf großer Strecke die Grenze zwischen Natal und East-Griqualand bildet. Sein Unterlauf zwängt sich durch eine tiefzerklüftete Landschaft bis Port Shepstone am Indischen Ozean. Dort hat er eine respektable Meilenzahl hinter sich und bildet zur Regenzeit wirklich einen großen Fluß, von einer mehr als 1000 Fuß langen Brücke überspannt, für Bahn, Autos und Fußgänger.

Viele unserer Mariannhiller Missionsstationen sehen die Wellen des Umzimkulu blinken und hören das Rauschen seiner Wasser. Josephsheim und Beveneyh sehen ihn an der Westgrenze ihrer Farm des Weges ziehen. Reichenau muß ihn auf massiver Holzbrücke überqueren, wenn es seine westlichen Außenstationen besucht. Centocow mit mehreren Filialen liegt unmittelbar am Umzimkulu. St. Bernhard und St. Leonhard erblicken ihn in östlicher Richtung. Emaus muß ihn auf dem Wege nach Mariannhill bei dem gleichnamigen Städtchen und Magistratssitz (Umzimkulu) überschreiten, dabei Griqualand mit Natal vertauschend. St. Alloys bei der Mission Mariahilf am Incalu wird von seinen Wogen bespült. Mariatrost schaut sie in gemessener Entfernung und zum romantischen Assisi dringt ihr Brausen empor. Mariastella kann von der Höhe den zerklüfteten Lauf verfolgen bis der Umzimkulu im Meer verschwindet . . .

Der Erzähler könnte manche Blätter des „Vergißmeinnicht“ mit dem anfüllen, was er im Laufe der Jahre am „großen Flusse“ erlebt, gefunden und erfahren hat. Hier nur zwei Kleinigkeiten. Noch im vo-



Christliche Zulukinder in Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission



Br. Wolfgang Röser CMM. mit seinem
100jährigen Großvater in Lauta, Baden
Glückwunsch und Segen!
Photo: R. Besserer, Lauta

eine Nachenfahrt über seine Wellen zum Verhängnis. Als ehemaliger Soldat und damaliger Feldhüter einer größeren Missionsstation ruberte er mit geladenem Gewehr zur Krähenjagd. Um andern Litzimfuluufer lagen die Maisfelder, deren zarte Frühlingsprossen das Lieblingsgericht der gefräßigen Schnabeltiere sind. Eben erblickte der Jäger einen Schwarm in Schußnähe und riß das Gewehr vom Boden des Bootes zu sich. In der Hast blieb der Hahn irgendwo hängen, spannte sich und — schnappte. Der volle Schuß zerfetzte dem guten Missionsbruder die rechte Hand. Sie war grausig zugerichtet, mußte einen zweimaligen Heilungsprozeß durchmachen und blieb lebenslänglich verstümmelt und fast unbrauchbar für immer.

Umweit dieser Unglücksstelle verschwanden auch wiederholt Eingeborene in den Litzimfuluwellen auf Nimmerwiedersehen. In jener brückenlosen Zeit, vor jetzt vier und mehr Jahrzehnten, verschlangen die großen und kleinen Flüsse Südafrikas vieles Leben. Der Polela z. B. zwei Missionsbrüder; einer von diesen geriet in den Strudel des Wasserfalles, ohne daß man in der Folge eine Spur von ihm entdecken konnte. Im Februar 1898 wurde ein neugeweihter Mariannhiller Missionar ein Opfer seines Berufseifers in den hochgehenden Wellen des Litzomazi bei Citeaux. Einer von meinen lieben 14 Reisegefährten nach Afrika anno 1890! — Doch nun auf, nach dem Missionsfort St. Matthäus!

1899, mußte ich einst den Litzimfulu zur Regenzeit im Sattel überqueren. Die Furt war mir unbekannt und das Reitpferd ein kurzbeiniger Ponny. Die Wasser gingen hoch und meine Hoffnung sank beim Anblick der steilen Ufer. Aber es mußte gewagt sein. Hinter mir eine lange, ermüdende Reise und vor mir auf der anderen Flussseite ein gastliches Heim bei untergehender Sonne. Also auf jeden Fall hinein in die Flut! Sie umhüllte mich von allen Seiten, daß ich bald keine Richtung mehr kannte, schwindelig und fast bewußtlos wurde. Wie mein Ponny trotz allem mit mir hinauskam, ist mir heute noch wie ein Schuhengewander. Während in jener brückenlosen Zeit drei meiner guten alten Bekannten auf dem Missionspfade in hiesigen Flüssen ihr junges Leben opferten, sollte ich eben noch lange Wege zu Ende wandern . . . Der Litzimfulu gab mich heraus wie der Walisch den Jonas. Meinem Freunde aber wurde leider zu früh

Mehr als 90 Prozent der verehrten Leser unseres „Vergißmeinnicht“ sind in Europa und Amerika. Sie erwarten Berichte und Schilderungen aus Afrika, wirkliche Erlebnisse und Einzelheiten aus der Mission; — und solche werden hier geboten. Wenn dabei zu Ehren der hl. Apostel einige Ortsnamen geändert oder weggelassen sind, so tut das der guten Sache nicht den mindesten Abbruch. Personenangabe ist noch überflüssiger. Hauptfache bleibt die Tatsächlichkeit des Erzählten und der gute Zweck des Mitgeteilten. Übrigens hat auch die Schriftleitung wiederholt ihre Entscheidung und Wünsche kundgetan: „Die kleine Serie von den zwölf Apostelfilialen soll in begonnener Weise fortgesetzt und zu Ende geführt werden . . .“

Also hiermit Fortsetzung des Früheren im einfachsten Erzählerstil.

Fünf kleine „Missionsorts“ oder Außenposten größerer Stationen im Mariannehiller Arbeitsgebiete haben wir kennen gelernt. Auch die weiteren sieben sind meistens mehrere Stunden vom Hauptorte entfernt, einige sogar fast eine Tagereise. Es sind sogenannte „Schulkapellen“, d. h. einfache Bauwerke in einer Bantu-Reserve oder möglichst nahe an einer solchen Lokation gelegen, die nur von Eingeborenen bewohnt wird. Der Raum dient hauptsächlich als Schule für die Kinder der Neubefehrten, der Katholiken, Protestanten und Heiden der Gegend. Monatlich oder auch seltener, zuweilen öfter, wird in dieser Schule Gottesdienst gefeiert: die hl. Messe mit Sakramentenempfang, Predigt, Katechese, Kindertaufe, manchmal auch Einsegnung von Eheschließungen, Erstkommunion und ähnliche kleine Feste.

Darum besitzen die besseren Schulkapellen am würdigsten Platz des Raumes einen Altar, der durch einen Vorhang oder eine leichte Wand von der Schulkasse getrennt ist. In letzterem Falle hat die Wand mitten vor dem Altar eine breite Doppeltüre, die während des Gottesdienstes geöffnet ist. Viele Schulen bilden einen einzigen Raum. Zur Feier der hl. Messe wird ein improvisierter Altar aufgerichtet und nach Möglichkeit geschmückt für die Stunden der religiösen Versammlung. Wo die Umstände es gestatten, baut der Missionar gerne eine Schule extra und die Kapelle dient dann der wachsenden Christengemeinde jeden Sonntag oder doch jeden zweiten Sonntag im Monat. Eingeborene oder auch weiße Farmer schenken zuweilen einen günstigen Platz von mehreren Acres für Missionszwecke. Die Regierung bewilligt in den Lokationen gewöhnlich nur 1—3 Acres, die dann eingezäunt werden. Die Bauart richtet sich nach dem vorhandenen Material. So haben wir bereits fünf verschiedene Baumethoden kennen gelernt. Die sechste wird uns St. Matthäus zeigen, am großen Fluß Umzimkulu.

Auch dieser Platz konnte nur nach vielen Bemühungen, Verhandlungen und Geduldsproben der Mission gesichert werden. Er liegt in einer bevölkerten Reserve und einem tiefen, schwer zugänglichen Tale, am Ufer des Flusses. Die Baustelle selbst hat den seltenen Vorzug, fast ganz eben und mit gleichmäßigem Grase bewachsen zu sein. In der Nähe sprudelt ein frischer Quell sehr gutes Trinkwasser, zum großen Trost für die Bauleute, den Missionar und die Besucher der Kapelle und Schule. Diesen wichtigen Vorteil genießen nicht alle Filialen. Noch weniger den zweiten, nämlich in geringer Entfernung ein echtes Urwaldchen mit bestem Brennholz, wilden Lauben, kühlen Schatten und manchen anderen nützlichen Dingen. Christen und Missionkandidaten wohnen nicht allzu fern, stören aber auch nicht die feierliche Stille um das kleine Heiligtum. Alles der

Tiefe rauscht der „große Fluß“ seinen Wellenchoral empor in den weihevollen Morgen- und Abendstunden. Von den Höhen ringsum grüßt eine terassenartig aufgebaute großzügige Berglandschaft, stellenweise mit reichem Buschwerk. Mächtige Alloen recken ihre gezackten Riesenblätter nach allen Seiten. Zarte Mimosen beleben die Hügel und Talsenkungen. Zwischen drin das herrliche Grün der jungfräulichen Erde, die kleinen Pflanzungen der Afrikaner und ihr einfaches Gehöft, nicht selten von prachtvoller Stachelhecke umrahmt. Auf den Abhängen weiden Kinder und Pferde, mutwillige Ziegen und einige Schafe. Zur Sommerszeit bietet diese Gegend wirklich reizenden Anblick. In der Tiefe des Tales entwickelt die afrikanische Sonne freilich oft eine Backofenhitze, zumal in den späten Vormittagsstunden. Auf den Höhen aber weht eine feine Brise von Osten oder Süden und man glaubt sich in eine Schweizeralm versetzt. Im Winter ändert sich allerdings das Bild und die Kehrseite der Medaillle hat wenig Anziehendes: fahle Felder, graubraune Weideflächen, oft dazu schwarz eingäschert, mächtige Staubwolken, mageres Vieh und bitterkalte Nächte. Die kurzen Tage erfreuen sich indessen meistens immerwährenden Sonnenscheines unter wolkenlosem Südafrikahimmel. Wie froh wären die meisten Europäer um einen solchen sonnigen Winter! Kalte Stürme, Eis und Schnee bleiben Ausnahme in unserem Missionslande. Eine gute Zahl aus den Bewohnern dieser Berge, Täler und Schluchten bildete seit Jahren allmählich eine ansehnliche Christengemeinde. Eine muntere Kinderschar wuchs heran, denn diese glücklichen Naturkinder wissen nichts von modernen Verirrungen und freuen sich trotz aller Armut des Familiensegens. Groß und Klein hatte aber damals einen langen und steilen Weg von mehreren Stunden zur Hauptmission. Ältere Leute konnten nur selten ihre Sonntagspflicht erfüllen und die zarte Jugend entbehrte des Schulunterrichtes. Der Bau einer „Kapellenschule“ wurde zur dringenden Notwendigkeit. Nachdem endlich durch Verhandlungen mit dem Chieft und seinen Indunas und mit der Regierung der geschilderte günstige Platz sichergestellt war, fiel mir die Ausführung der Arbeit zu. Mit den nötigen Geräten und einigem Proviant versehen ging es von der Zentrale im Oberland nach dem „großen Fluß.“

Ich kannte die Gegend schon über zwanzig Jahre und hatte bereits 1895 einen etwas südlicher gelegenen beträchtlichen Urvwald besucht. Dort fand sich das unverwechselbare Sneezywood und echtes Stinkwood, eine kostliche Naturspende, die allmählich aus dem Lande verschwindet. Auf dem recht primitiven Fahrwege dorthin und nach St. Matthäus ist ein sehr langer Berg zu überwinden. Auf seiner Spitze genießt man einen prachtvollen Rundblick über Natal und einen großen Teil der Kapkolonie. Links ein Gebiet mit vielen home-steads der weißen Ansiedler besät. Rechts die abgrundtiefen Einschnitte, wo der Umzimkulu seine Wasser rollt. Im Süden die Kapgebirge und nördlich die Felsenmauern der Drakensberge.

Von hier aus führt ein enger Hohlweg zur Tiefe, der Schrecken der Fuhrleute bei nassem Wetter. Denn es ist lehmiger Grund und kein Ausweichen möglich. Wehe, wenn eine schwere Ladung ins Schieben gerät und keine Bremse sie mehr aufhalten kann! Diese Strecke hatte ich öfter zu passieren, mit und ohne Räderwerk, in und außer dem Sattel. Manches Vorgefallene bleibt an rechter Stelle zu erzählen. In der Nähe liegt auch die „Hochburg“ eines anglikanischen Ministers, dem die katholische Neugründung am großen Fluß keineswegs behagt. Im persönlichen Verkehr zwar die Freundlichkeit selbst, fürchtet er doch für Amt und Stellung

die kommende „römische Gefahr“ . . . Hier nebenbei bemerkt, jetzt Mitte 1937 eine so akute Gefahr, daß ein Großteil des südafrikanischen Protestantismus sogar die Abhaltung des Eucharistischen Kongresses in der Table-bay und die Bentoarfeier der Gründung des Bistumskapitels am Kap der Guten Hoffnung verhindern wollte. Freilich ging der Widerstand mehr von den Nichtanglikanern aus.

Der Abstieg von der „Hochburg“ bis zum Bauplatz erfordert über eine Stunde. Der Zugang wird immer steiler und unwegsamer. Autos rollten damals noch nicht im Missionslande; aber auch gewöhnlichste Fuhrwerke standen auf halber Strecke vor dem „bis hier und nicht weiter!“ Also da mußte alles abgeladen und auf Schultern oder Köpfen befördert werden. Nur einmal gelang es mir, eine Handkarrenladung auf zwei Rädern in die Tiefe zu schaffen. Aber ich versuchte es kein zweites mal! Nach schwerer Transportmühen konnte die eigentliche Bauarbeit beginnen. Letztere war verhältnismäßig leicht, dank der schönen Ebene und schon erwähnten Vorteilen. Zum sechsten Male ein ganz frischer Anfang im Heidenlande! Der Apostel und Evangelist Matthäus eröffnet gleichsam seine frohe Botschaft, die auch hier „allem Volke zuteil werden soll.“ Dass ein tiefempfundenes Gebet und feierliches Kreuzzeichen den ersten Spatenstich und Hammerschlag begleitet, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Grundlegung eines neuen Missionsorts, wenn auch noch so bescheiden, bleibt für immer eine weihesvolle und historische Segensstunde. Zwar können wir nicht in die fernere Zukunft schauen, noch die Wirklichkeiten der inneren Welt erfassen, die durch die Mission über Afrika ausgebreitet werden, doch man fühlt das Entscheidende des Augenblickes, das stille Wehen der Gnade und die selige Hoffnung erfolgreicher Arbeit.

Mit dem Herzensrufe: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat — und auch diese Parzelle seines Weinberges und ihre Bewohner! — wird der erste Pfahl eingeschlagen. Mit einem Ave zur Gnadenvermittlerin folgen die drei nächsten; der vier Ecken der künftigen St. Matthäuskapelle! Innerhalb dieser Linien werden im Laufe der Jahre Gnadenereignisse stattfinden.“

(Schluß folgt)



Ein Ausflug ins Gebirge: Riedertal
Photo: Mariannhiller Mission

Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Fortsetzung

Für herrschaftliche Europäer mit Familie kommen nun folgende Diener in Betracht:

Erstens der Boh bzw. Butler (sprich batlör), d. h. der Kammerdiener, der Aufwärter, der eigentliche Majordomus, dem alle andern Diener unterstehen, und der sich deshalb auch gerne „Butler-Saheb“ titulieren lässt und in allem mit einer rad-scha-artigen Grandezza überaus wichtig tut.

Zweitens der Hamal, dem es obliegt, die Zimmer zu fehren, die Möbel abzustauben und in andern kleinen Haussdiensten dem Butler an die Hand zu gehen.

Drittens der Koch, der dafür zu sorgen hat, daß gutes Khana, d. h. Essen, auf den Tisch kommt und zu allen Stunden des Tages genügend Tee in Bereitschaft ist. Er hat auch die Einkäufe für die Küche zu machen.

Viertens der Muffaul oder Lampenpußer, der alle Lampen in Ordnung halten muß und für gutes Licht verantwortlich ist.

Fünftens der Chuprassi, der Leib- und Laufbursche, der durch seinen farbigen Dienstrock, seine goldrandige, breite Schärpe, seinen pomposen, mit Brokaten gezierten Turban und sein gravitätisches Auftreten die Würde seines Herrn nach außen verkündet und dazu dessen Aufträge an die Amtsstellen, die Geschäfte und die Post vermittelt.

Sechstens der Ghoravalla oder Kutscher, der für Pferd, Stall und Kutsche zu sorgen hat.

Siebtens der Dogboh oder Hundebunge, der den Hund oder die Hunde des Herrn zu füttern, zu reinigen und spazieren zu führen hat.

Achtens der Mali oder Gärtner, dem die Pflege des Gartens und der Blumen anvertraut ist.

Neuntens die Ahah oder das Kindermädchen, meistens eine ältere Person, die der Mem Saheb beizustehen, die Schlafzimmer zu besorgen und die Kleinen zu betreuen und zu unterhalten hat.

Das ist die Dienerschaft, die ständig zum Haushalt gehört und deshalb auch in nächster Nähe, meist hinter dem Bungalow, dem Wohnhaus, in recht bescheidenen Bedürfnisse benötigt, die aber nicht zum Haushpersonal gehören, sondern ein- oder zweimal im Tage oder auch wöchentlich zur Dienstleistung herbeikommen. Zu diesen gehört vor allem der Bhisti oder

Wasserträger, der mit einem schweren Wassersack auf dem Rücken das Wasser von der Zisterne herbeibringt und die Wasserbehälter in Küche, Baderaum und Garten füllt.

Dann der Dutwalla oder Milchmann, der täglich die Milch bringt.

Ferner der Dhobie oder Wässcher, der montags die gebrauchte Wäsche abholt und die gewaschene zurückbringt.

Dazu der Hujjam oder Rasierer, der nach Bedarf, täglich oder mehrmals wöchentlich kommt.

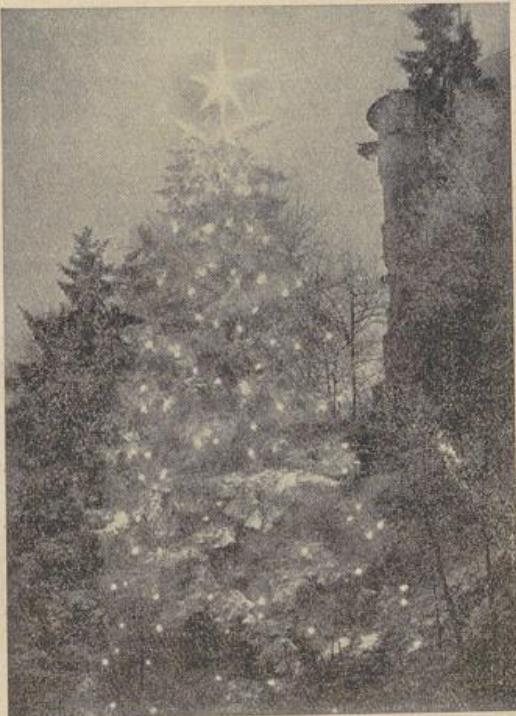
Endlich der Bhungie oder Klosettreniger.

Einen solchen Schwarm von Dienern muß sich der Lord des Hauses halten und sehen, wie er mit ihnen fertig wird. Er steht zu ihnen in mehr väterlichem als herrischem Verhältnis. Er ist ihnen „Mabap“, d. h. Mutter und Vater, wie sie sagen, und sie, da sie „sein Salz essen“, d. h. von ihm leben, sind ihm auch bei gerechter und väterlicher Behandlung treu zugetan, was jedoch nicht ausschließt, daß jeder nach seiner Weise darauf ausgeht, soviel aus ihm herauszuschlagen, als ihm nur möglich ist.

Der Indier ist von Natur ein Heldenverehrer, und der Saheb, dem er dient, ist vor allem sein Held. Daher sind die Diener auch stolz auf ihn und streichen ihn vor andern gern als einen „Burra-Saheb“, d. h. großen, hohen Herrn, heraus, weil dadurch viel von seinem Glanze auch auf sie fällt und ihr Ansehen bei ihren Volksgenossen nur gewinnt. Überall treten sie für die Ehre ihres Herrn ein. Begegnet ihnen dieser auf der Straße oder im Basar, so machen sie ihm einen viel tieferen Salaam als dem Gouverneur selber; und der Saheb muß sie mit einer huldvollen Erwiderung ehren, selbst wenn der Grüßende sein Bhungie wäre.

Wohl dem Saheb, der es versteht, sich die Zuneigung seiner Diener zu bewahren, denn dann bleibt er vor vielen Bladereien und Unannehmlichkeiten bewahrt und es ist sein guter Name gesichert. — Über wehe ihm, wenn er seine Diener schlecht behandelt oder einen derselben vorzeitig entläßt; denn dann wird er im Basar und überall schlecht gemacht, und man kann hundert gegen eins wetten, daß er keinen besseren, wohl aber einen schlechteren Erfolg erhält.

Soviel im allgemeinen über die indische Hausbedienung.



Der ganzen großen Ver-
gönneinnicht - Familie
wünschen Schriftleitung und
Verlag zum Weihnachtsfeste
des göttlichen Erlöserkindes
reichsten Segen und die Fülle
seiner himmlischen Gnaden.
Mögen in allen Herzen wider-
klingen die Worte, welche die
Kirche ihre Priester im litur-
gischen Gebet der Hlg. Nacht
sprechen lässt: Heute ist uns
vom Himmel der wahre Friede
herabgekommen! Heute leuch-
tet uns auf der Tag der neu-
en Erlösung, der von alter Zeit
verkündeten Rettung!

Meine eigene Dienerschaft

Als Pfarrer in einer großen Station
und Direktor einer Mittelschule mußte ich
auch einen entsprechenden Stab von Die-
nern zur Seite haben.

Weil jedoch meine Bedürfnisse als
alleinstehender Missionspriester höchst be-
scheiden waren, so war auch mein Haus-
halt der einfachste von der Welt.

Ich bewohnte die zwei einzigen, weiß-
getünchten Zimmer im oberen Stock des
Pfarrhauses, deren Decken aus nichts an-
derem bestanden als großen Wellblech-
stücken, die über nackten Eisenbalken lag-
en. Das eine Zimmer diente mir als Ar-
beitszimmer und Büro, und das andere,
zu dem ein breiter offener Eingang durch
die Scheidewand führte, als Schlafzim-
mer. Die Besorgung und Reinhaltung
dieser zwei Zimmer mit den paar Bücher-
schränken und den notwendigsten
Möbelstücken erheischte nicht viel Arbeit.
Die konnte ein Diener, der Boh, ganz
gut allein leisten, und er hatte dabei noch
Zeit genug, um meine Tischlampe zu put-
zen, die Schulbänke abzustauben, die
Tropfpflanzen zum Schmücken der Kirche
und die Biersträucher vor der Kirche zu

bewässern, und auch noch nötige Aus-
gänge zu machen.

Somit waren besondere Diener wie Ha-
mal, Mussaul, Mali und Chuprassji über-
flüssig. — Pferd und Kutsche besaß ich
nicht, brauchte also auch keinen Ghorawalla. — Brauchte auch keinen Hundejun-
gen, denn mein Hophund Kallu kam viel
besser ohne einen solchen aus. — Eine
Ahah oder Kindermagd brauchte ich mal
gar nicht. — Es kamen also als Haus-
diener für meine Verhältnisse außer dem
Boh nur noch in Betracht ein Koch und
für die Kirche ein Sakristan. Von den aus-
wärtigen Gehilfen ein Dubwalla, ein
Dhobie, ein Bhisti, ein Hujjam und ein
Bhungie. — Diese kleine Dienerschaft war
aber von meinem Vorgänger hier noch da,
und so brauchte ich mit wegen Neuan-
stellungen kein Kopfzerbrechen zu machen.
Nur mußte ich mich nach einem ständigen
und zuverlässigen Sakristan umsehen.
Mein Vorgänger hatte sich zwar immer
mit einem Schüler aus der obersten Klas-
se beholfen, der morgens die Mehrgewän-
der auslegte und den Altar zurechtmachte.
Das Läuten besorgte der Boh. Aber auf
die Dauer war es doch besser, daß ein
eigentlicher Sakristan bei mir wohnte, der
in Sakristei und Kirche alles sauber und

in Ordnung hießt, für Versehgänge, Tauen und Beerdigungen gleich bei der Hand war und mich auch, was die Klugheit auf einer Station in Indien verlangt, bei meinen Besuchen als Zeuge begleiten konnte.

Wie ich mit dem ersten Gaftristan offbares Pech hatte und dann erst einen ausgezeichneten erhielt, soll später besonders berichtet werden.

5. Minister-Liste

Es wird nun von Interesse sein, diese meine Dienerschaft, meine Minister in ihrer Eigenart und Amtswaltung im einzelnen kennen zu lernen. Dabei wird es dann auch klar werden, wie wenig beiderwerts der Posten eines Missionspfarrers ist, der auf solche Leute angewiesen ist.

Mein Boh

Nurali war sein ehrlicher Name, und ein Dorf bei Bhopal war seine Heimat. Durch Vermittlung eines hohen Beamten, der seine Vorfüge kannte, kam er in den Dienst meines Vorgängers. Er war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, von mittlerer Größe, dunkelbrauner Hautfarbe, überaus hager, fast nur Haut und Knochen, und aus seinem scharfgeschnittenen Amtlich leuchteten zwei dunkle, ehrliche und gutmütige Augen.

Der Religion nach war er ein strenggläubiger Sohn des Propheten. Als der arbeitenden Klasse seines Volkes angehörig, war er für seinen Posten wie geschaffen und konnte seine Hand an alles legen, denn ihn banden keine Kastenvorschriften wie einen Hindu.

Er trug einen mächtigen weißen Turban, über seinem kurzärmeligen Hemde die übliche Weste und als Beinkleid diente ihm ein weißer Dhotie nach Art der Hindus. Seine Wohnung war ein kleines Häuschen mit nur einem Raum mitten im Hof neben meiner Bisterne, von großen Niem- und Tamarindenbäumen überschattet. Hier war er am liebsten. Hierhin verschwand er, sobald er mit seiner Arbeit fertig war, um sich eine indische Zigarette (Birrie) anzustecken. Hier wurde viel ausgeruht, geträumt, geraucht und am meisten geschlafen. Sein Tagwerk trug nämlich indischen Verhältnissen Rechnung.

Nurali als Kammerdiener

Als Kammerdiener mußte Nurali morgens, während ich in der Kirche und nachher beim Frühstück war, meine beiden Zimmer ordnen und reinigen. Dazu hatte er eine gute Stunde Zeit, und er machte es auch im ganzen gut.

Doch überfiel ihn manchmal ein lebhaftes Verlangen, auch einmal im Bette des Padre-Saheb zu liegen. Er konnte ihm dann nicht widerstehen. Sei es nun, daß er noch sehr schlaftrig war oder aber sich selbst in den Schlaf hypnotisierte, kurz und gut, er legte sich willenlos in die Arme des Morphus. Noch sehe ich mit großem Vergnügen, wie er einmal im süßesten Schlummer selig und unbekümmert dalag, in der einen herunterhängenden Hand noch das Handtuch haltend, während zwischen seinen ausgespreizten Beinen der treue Hofs Hund Kallu ebenso glücklich ruhte. Es war ein Bild zum Malen. Aber, wie immer, allzu kurz war das Glück. Die ganze magische Traumwelt Nuralis sank jäh zusammen, als ich ihm mit dem Handtuch den Schlaf aus den Augen wischte. Es ist wohl selten einer so fit aus dem Bett gesprungen, wie Nurali hier auf den Beinen war. Nur der Hund wollte nicht recht herunter und machte ein verdrießliches Gesicht.

Das Waschbecken reinigte Nurali blank und füllte es mit frischen Wasser, aber das Seifenschüsselchen zu reinigen fiel ihm nicht ein. Warum nicht? Wer weiß das? — In der Ecke der hinteren Veranda und einer Seitenveranda stand ein hohes dreibeiniges Gestell, in welchem in kleinen Abständen übereinander drei große Ton töpfe zum Filtern und Kühlen des Trinkwassers eingesenkt waren. Ging nun das Trinkwasser im untersten Töpf zu Ende, dann mußte Nurali nach Herrichtung der Zimmer einen großen Eimer tocchenden Bisternenwassers aus der Küche holen und in den obersten Töpf hineingießen. Auf dem Boden der zentralen Töpfe lagen behufs besserer Filterung Holz Kohlen. Alus dem obersten Töpf tropfte dann das Wasser in den zweiten und aus diesem in den untersten, in welchem dann das Wasser ganz rein und kühl war.

Auch hier zerbrach sich Nurali den Kopf, warum wir Europäer solche Umstände machen, um gutes Trinkwasser zu erhalten. War denn das trübe Flußwasser aus dem Kranen, das doch die meisten Eingeborenen tranken, nicht viel besser und schmackhafter?

Nach Besorgung des Trinkwassers schloß Nurali die Kirchtüren. Seine Hauptmorgenarbeit war somit getan, und er konnte sich nun auch ein Frühstück leisten.

Nurali als Hamal

Kehren und Alstauben ist Sache des Hamals. Auch dieses Amt versah Nurali. Nach seinem Frühstück mußte er die Schulräume öffnen und die Bänke absta-

ben. Nachmittags nach der Schule mußten die Räume gekehrt werden. Hatte die Schule begonnen, dann zog sich Nurali gerne in sein Häuschen zurück, um zu feiern.

Um ihn aber während der Arbeitszeit beschäftigt zu halten und ihn nicht zu sehr dem dolce far niente anheimfallen zu lassen, fand ich immer ein und das andere in seinem Arbeitsbereiche zu tun, was er nicht gemerkt oder übersehen hatte. Und um ihn nicht immer rufen zu müssen, gab ich ihm ein Signal mit einer Pfeife, worauf er dann schließlich rief: „Saheb, Nurali kommt.“

Kleine Häuschen von Kehricht in den unteren Ecken der Zimmer, der Schulräume und der Kirche und die größten Spinnweben in den oberen Ecken und an den Fenstern und Türen kümmerten ihn gar nicht. Auch konnte er nicht begreifen, warrum man sie unbedingt entfernt haben wollte, denn sie waren doch keinem im Wege. — Der Unterschied zwischen Kehren und Abstaubnen war bei Nurali kein wesentlicher. Deshalb geschah es auch zuweilen, daß er zuerst abstaubte und dann kehrte. Denn ob der Staub beim Abstaubnen auf den Boden fiel oder vom kehren sich auf die Möbel legte, war doch ziemlich einerlei.

Am Tagen, wenn er die Bücher auf den Büchergestellen und in den Bücherschränken einzeln abstaubnen mußte — denn das mußte auch zuweilen geschehen — fuhrerweite Nurali wieder nach seiner Weise. Alle Bücher nahm er von den Regalen herunter und legte sie in Häuschen auf den Boden um sich herum. Darauf nahm er eins nach dem andern, drückte es mit der einen Hand an sein argloses Herz, reinigte dann mit seinem Lappen alle Außenseiten desselben und legte es vor sich hin. Und so alle Bücher, bis sie in ein paar hohen Haufen vor ihm standen.

Dabei machte er ein gar bedenkliches, beinahe mitleidiges Gesicht, schüttelte sie und da mal den Kopf und schien mit sich selbst zu reden: „Was sind die Weisen doch eigentümliche Käuze, so viele Bücher zu schreiben, wo man doch, wie ich, mit viel weniger Wissen gut auskommt! Ob wohl all das Geschriebene des Einbindens und Abstaubens wert ist? Und welche Mühe und Arbeit der Sahebs, all das zu lesen und zu lernen! Wie kann man denn das alles in einem normalen Kopf hineinkriegen? Dank dir, Allah, daß du mich vor all diesem Wust verschont hast! Ich hätte vielleicht schon längst meinen klaren Verstand verloren.“

Endlich ist er mit dem Abstaubnen fertig. Erst aufatmend steht er auf. Nun geht's

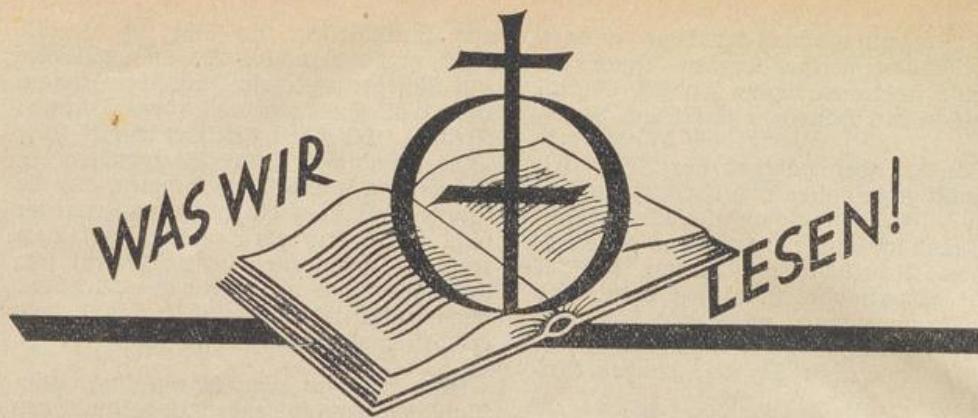
ans Zurückstellen. Da läßt sich Nurali durch nichts bestechen. Bei ihm gilt hier kein Ansehen und kein Rang der Person. Hier waltet er nur nach dem Prinzip: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Alle Bücher sind ihm gleich. So wandern sie, wie sie ihm in die Hand kommen, auf die Bretter, ob sie zueinander gehören oder nicht. Auch daß viele Bände mit dem Kopftitel nach unten stehen, verleiht sein kindliches Auge nicht. Mit dem Ausdruck höchster Zufriedenheit und Unschuld steht er vor seiner gewaltigen Leistung.

Nun wäre es aber sehr unklug, beim Anblick dieser schreienden Unordnung den armen Schelm anzufahren und ihm etwa zu sagen: „Was hast du da wieder angestellt? Was für ein Durcheinander! Du kannst aber auch rein gar nichts!“ Das wäre ganz verfehlt. Ein Schuß ins Blaue! Der harmlose Diener würde diese Auffregung gar nicht verstehen. Er sieht absolut keine Unordnung. Im Bewußtsein, sein Bestes getan zu haben, um dem Saheb zu gefallen, würde eine solche schaffe und, nach seinem Urteil, völlig ungerechte, unverdiente Anrempelung ihn ganz außer Fassung und sein ohnehin heißes Blut in Wallung bringen, ihm Tränen schmerzlichster Entrüstung in die blitzenden Augen treiben und ihn zur erregten Außerung verleiten: „Saheb, Ihnen kann man aber auch gar nichts recht machen. Ich habe es so gut gemacht, wie ich konnte. Da stehen die Bücher rein und sauber, schön und fest nebeneinander vor Ihnen. Keines fällt herunter. Was wollen Sie noch mehr?“

Der Verstand der Indier unterer Volkschichten ist wie eine Riesenschildkröte schwer und dick verkrustet. Zu diesem so mächtig umpanzerten Bißchen Verstand kann nur der Sonnenstrahl warmer, lächelnder Milde und Güte vordringen. Dementsprechend sagte ich auch im Tone väterlichen Wohlwollens: „Nurali, hast du jemals gesehen oder gehört, daß man Kamele, Elefanten, Pferde, Esel, Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe, Läffen, Hühner und Papageien durcheinander in einen Stall zusammensetzt? oder eine Ziege neben einem Pferd anspannt?“

„Oh, Huzur, nein! das geht ja gar nicht“, erwiderte Nurali lachend. „Die sperrt man alle gesondert ein: an einen Ort die Kamele, an einen andern nur die Elefanten, in einen Stall nur die Pferde und in einen andern nur die Schafe zusammen. Und wer würde eine Ziege neben einem Pferde an die Kutsche spannen? Den würde man ja auslachen!“

(Fortsetzung folgt.)



Christkönigs-Verlag, Meitingen bei Augsburg:

Nr. 8 *Jesus und die Ehebrecherin*. Von Dr. Donatus Haugg. Preis 25 Pf., bei fortlaufenden Bezug 20 Pf.

Das Christliche, das eine feinsinnige Einführung in Joh. 8, 1-11 darstellt, eignet sich für alle Klassen und Bildungsstufen. Jeder Bürgerstand, ob auf dem Lande oder in der Stadt, sollte es auslegen. Es birgt eine unendliche Fülle religiöser und erzieherischer Werte.

Nr. 9. *Der heldische Christus*; Nr. 10 *Der Held im Leid*. Von Dr. Franz Mahr. Preis 25 Pf., bei fortlaufenden Bezug 20 Pf.

Dieser Christus will Entscheidung, will sie unerbittlich. Er darf sie wollen, denn Er ist selbst ein Entschiedener, ein Mann, wir dürfen es ehrlich und ernst sagen: ein Held.

Nr. 11/12 *Saul*. Von Oda Schneider. Preis 25 Pf., bei fortlaufenden Bezug 20 Pf.

Die Geschichte des ersten Königs von Israel hat immer etwas Ergriffendes und Erschütterndes in sich. „Wieviel herrlich schönes, königliches Menschenbild steht in sich selbst gesichert und gegen Gott gewappnet da und stürzt zuletzt, nach unsäglichem Irren und Leiden, ins eigene Schwellt!“

Verlag der Oblaten, Hünfeld (H.-N.):

Die leuchtende Insel. Lebenswerk eines Apostels v. P. Reinhold Simon. D. M. S. 263 S. mit 16 Bildern und 1 Karte; kart. 2.50 RM. Ein Lebensbild des großen ersten Bischofs von Colombo, Christoph Bonjean D. M. S., verbunden mit einer trefflichen Schilderung der Missions-tätigkeit auf der Insel Ceylon. Spannend in der Darstellung begeistert dieses heldenhafte Opferleben des großen Apostels von Ceylon zu neuer Missionsliebe.

Verbandsabteilung des Echo Gauting bei München:

„Das große Rosenkranzgebet.“ Preis 30 Pf., „Rosenkranzgebet im Geiste der hl. Theresia vom Kinde Jesu.“ Preis 25 Pf.

„Geistiger Rutschzug.“ Preis 10 Pf.

Verlag: Josef Habbel, Regensburg:

Gespräche. Von P. Lippert S. 3. 179 Seiten, kartoniert 2.50 RM., gebunden 3.50 RM. Der Herausgeber hat sich bemüht die leichten literarischen Erzeugnisse Lipperts in einem Bandchen gesammelt der Nachwelt zu erhalten. In

leichten, leisen Gesprächen setzen sich zwei Menschen auseinander über das allzutägliche Alltagsleben. Große Lebenserfahrung spricht aus ihnen. Lippert kennt den Menschen und er nimmt ihn ungeschminkt, wie er eben ist.

Verlag der Schulbrüder, Kirnach-Willin-gen (Baden):

Vertraue meine Seele. Von P. Joseph Schry-vers. G. S. R. (Neuerscheinung!) 211 Seiten, kart. 2.80 RM., Ganzleinen 3.60 RM.

Das neue Buch des bekannten Verfassers steht seinen bisher erschienenen Büchern in keiner Weise nach. Es wird ebenso rasch die Herzen vieler nachwahrer Frömmigkeit strebenden Seelen gewinnen. Gedankenreichtum, praktische Erfahrung und verständnisvolle Ratschläge des geistlichen Lebens zeichnen es aus.

Mein göttlicher Freund. Von P. Joseph Schry-vers. 300 Seiten, kartoniert 3.30 RM., Leinen 4.- RM.

Dieses Jesus-Buch kündet meisterhaft die Güte und Liebe des göttlichen Heilandes. In trüben wie in heiteren Stunden solltest du zu diesem Buche greifen, deinen göttlichen Freund betrachten, der doch alle Schwierigkeiten zu lösen weiß.

Die Hingabe an Gott. Von P. Joseph Schry-vers. 184 Seiten, kartoniert 2.50 RM., Leinen 3.20 RM.

Es ist für alle ein ganz einfaches, aber prächtiges Handbuch des inneren Lebens, das bereits in 30 000 Exemplaren verbreitet ist. Es drängt und begeistert zur rechten Einstellung im Leben, ja zur reiflohen Hingabe an Gott.

Eine kleine Auserwählte. Von P. Cassian Karg. D. M. Cap. Ein Lebensbild aus unserer Zeit. 48 Seiten. Erstanden 1937.

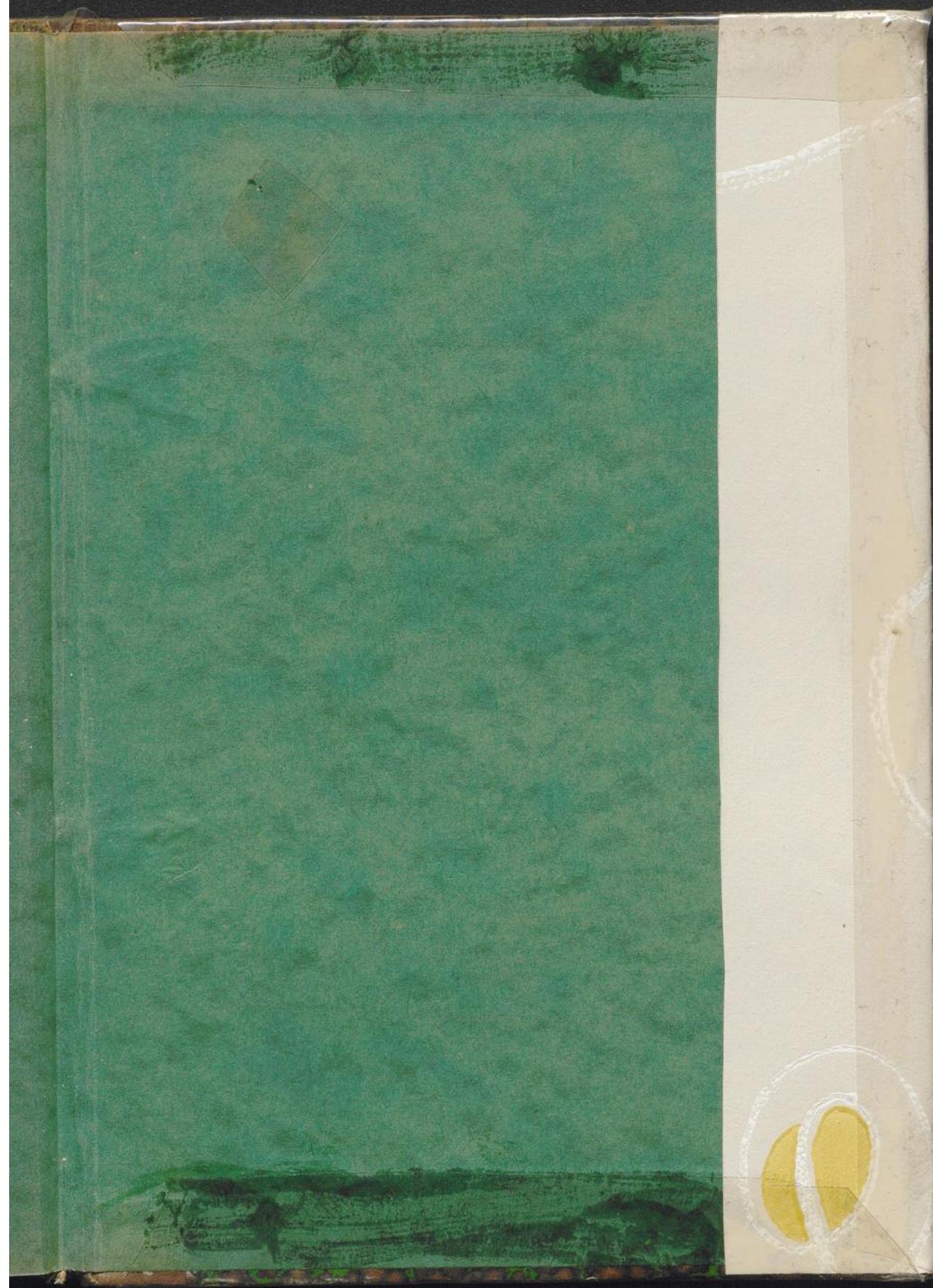
Auf wenigen Seiten nur wird das überaus reiche Innenselben einer jugendlichen Seele geschildert. Klara Boscher, geb. 15. September 1900, gestorben 9. Juni 1919, ein heiligmäßiges Dienstmädchen in München.

Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Handbuch der religiösen Gegenwartssagen. Von Erzbischof Dr. Conrad Gröber. 671 Seiten, in Leinen 6.30 RM., in 6 Einzeln. je 0.75 RM. Ziel und Zweck des Handbuchs ist die religiösen Wahrverständnisse zu beseitigen und so vor Verwirrung zu bewahren. Dieses Buch bezeugt das wirkliche Wesen und Leben der Kirche, des fortlebenden Christus auf Erden. Die Nachweise sind tiefsgründig, herausgeholt aus Geschichte, Philosophie und Theologie. Besonders für den Seel-jor geeignet.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verant-wortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Galineuferchen. — Kommissionsverlag Rud. Puchner, Linz, Landstr. 33. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben







Ö

Marianhiller Vergissmeinnicht

1937